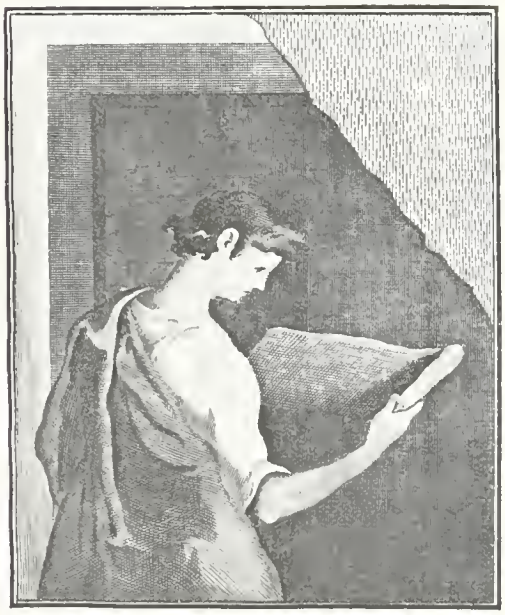
XIV. 10.



THE J. PAUL GETTY MUSEUM LIBRARY

MITTHEILUNGEN

DER

KAISERL. KÖNIGL. CENTRAL-COMMISSION

ZUR

ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE

HERAUSGEGEBEN UNTER DER LEITUNG DES

K. K. SECTIONS-CHEFS UND PRÄSES DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

KARL FREIHERRN VON CZOERNIG.

REDACTEUR: KARL WEISS.

I. JAHRGANG.

JÄNNER – JUNI 1856.

WIEN. 1856.

IN COMMISSION BEI DEM K. K. HOF-BUCHHÄNDLER WILHELM BRAUMÜLLER.

AUS DER KAISERLICH-KÖNIGLICHEN HOF- UND STAATSDRUCKEREI.

MITTHEILUNGEN

DER

KAISERL. KÖNIGL. CENTRAL-COMMISSION

ZUR

ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE

HERAUSGEGEBEN UNTER DER LEITUNG DES

K. K. SECTIONS-CHEFS UND PRÄSES DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

KARL FREIHERRN VON CZOERNIG.

REDACTEUR: KARL WEISS.

I. BAND.

JAHRGANG 1856.

MIT 13 TAFELN UND 108 HOLZSCHNITTEN

WIEN. 1856.

IN COMMISSION BEI DEM K. K. HOF-BUCHHÄNDLER WILHELM BRAUMÜLLER.

AUS DER KAISERLICH-KÖNIGLICHEN HOF- UND STAATSDRUCKEREI.

INHALT.

Nr. 1. Jänner.

Seite

Die Aufgabe der Alterthumskunde in Österreich. Von R. Eitelberger v. Edelberg 1
Die symbolischen Darstellungen in der Klosterkirche zu Neuberg in Steiermark. Von Dr. Gustav Heider. (Mit 1 Tafel und 7 Holzschnitten) 3
Ausgrabungen antiker Gegenstände am oberen Wienerberge. Von Jos. Arneth 8
Die römische Wasserleitung auf der Schiffswerft-Insel in Alfofen . 9
Restaurationen. I. Provinz Venedig 10
Notizen. (Zwei Fürstengräber zu St. Stephan in Wien. — Flügelaltar zu Heiligenblut. — Aushebung eines Denksteines in der Hofburg zu Gratz. — Schlossruine bei St. Lambrecht. — Die drei Heiligen-Statuen auf der Prager Brücke. — Pfarrkirche zu Leutschau in Ungarn. — Monstranze und Steinbild zu Jagerberg. — Ausgrabung von Bausteinen bei Szalavár in Ungarn. — Münzenfund zu Tibod.) 12
Literarische Anzeige. (Grundzüge der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters. Von H. Otte.) 16

Nr. 2. Februar.

Der alte Kreuzgang des bischöflichen Münsters zu Brixen. Von G. Tinkhauser. (Mit 1 Tafel) 17
Über die Zeitstellung des Gurker-Dombaues. Von G. Freiherrn v. Ankershofen 23
Die Kirche zu Sedletz in Böhmen. Von F. Benesch und J. Zettl. 25
Münzenfund zu Rottigel in Mähren. Von J. Arneth 26
Notizen. (Hausmarken bei Möggers und Gaissau. [Mit Holzschnitten.] — Gemälde der Spitals- und Niklaskirche zu Znaim. — Basrelief zu Krakau. — Byzantinisches Crucifix zu Möggers.) 28
Literarische Anzeigen. (Die deutsche Glasmalerei. Von W. Wackernagel. 31. — Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereines in Wien.) 32

Nr. 3. März.

Der alte Kreuzgang des bischöflichen Münsters zu Brixen. Von G. Tinkhauser. (Schluss) 33
Über den älteren sächsischen Kirchenbau und insbesonders die evangelische Kirche zu Mühlbach. I. Von Fr. Müller . . . 38
Baudenkmale in Meran. Von Ed. Freih. v. Sacken 41
Die mittelalterliche Kirchenthüre bei den Kapuzinern in Salzburg. Von V. Süss. (Mit 1 Tafel) 42
Notizen. (Stadtpfarrkirche in Steier. — Heidentempel zu Znaim. — Commende Rechberg. — Römische Inschriften bei Poletin. Ogradena und die Brücke bei Czernetz. — Archäologischer Verein der Gesellschaft des böhm. Museums. — Rotunde zu Papocz. — Inschriften in der Ehrenberger Klause bei Reutte und in dem Caplanhause auf der Höhe der Fernstrasse in Tirol. — Statue des Ritters Zoppel zu Raggendorf. — Münzenfund zu Kaindorf.) 43
Literarische Anzeige. (Kugler's Geschichte der Baukunst. I. Band.) 47

Nr. 4. April.

Zur Orientirung auf dem Gebiete der Baukunst und ihrer Terminologie. I. Byzantinisch und Romanisch. Von R. Eitelberger v. Edelberg 49
Über die Bestimmung der romanischen Rundbauten mit Bezug auf die Rundcapelle zu Hartberg in Steiermark. Von Dr. Gustav Heider. (Mit 1 Tafel und 3 Holzschnitten) 53
Über den älteren sächsischen Kirchenbau und insbesonders die evangelische Kirche von Mühlbach. II. Von Fr. Müller . . 60
Notizen. (Baudenkmale in Aussee. — Die Kirche im Dorfe Tirol. — Glockeninschriften in Ungarn. — Denkschriften dreier römischer Steine. — Eingangsthür zu Krakau. — Das Lindwurmdenkmal in Klagenfurt. — Fundorte keltischer und römischer Antiken. — Denkmal der vier Grafen Esterházy in Vezekény. — Portal der Dominicanerkirche zu Iglau.) 63
Literarische Anzeige. (Sieghart, Dr. J.: Die mittelalterliche Kunst in der Erzdiöcese München-Freising.) 67

Nr. 5. Mai.

Seite

Zur Orientirung auf dem Gebiete der Baukunst und ihrer Terminologie. II. Die byzantinischen Bauformen. Von Eitelberger von Edelberg. (Mit 7 Holzschnitten) 69
Über Reliquienschreine. Von Karl Weiss. (Mit 1 Tafel) 77
Baudenkmale im Kreise unter dem Wiener-Walde. I. Überreste des romanischen Styles. Von Ed. Freiherrn v. Sacken . . 82
Decennal-Aufzeichnung der archäologischen Funde in Siebenbürgen vom Jahre 1845 und 1855. Von M. J. Aekner 85

Seite

Restaurationen. II. Lombardie. III. Tirol. IV. Die Burg Karlstein und die Karlshofer Kirche in Böhmen 87
Notizen. (Judensynagoge zu Eger. — Wappentafeln der Ritter von Ems zu Hohenems. — Grabdenkmal zu Kis-Tapolcsán.) . . 89
Literarische Anzeigen. (Burkhardt, J.: Der Cicerone. — Burkhardt, L. A., und Riggenbach, Chr.: Die Dominicanerkirche zu Basel. — Statz und Ungewitter: Gothisches Musterbuch.) 92

Nr. 6. Juni.

Decennal-Aufzeichnung der archäologischen Funde in Siebenbürgen vom Jahre 1845 bis 1855. Von M. J. Aekner 93
Baudenkmale im Kreise unter dem Wiener-Walde. Von Ed. Freiherrn von Sacken 103
Die Michaelskirche und die Jakobscapelle zu Ödenburg (Mit 1 Tafel und 3 Holzschnitten) 107
Notizen. (Ein interessanter Fund in Mariazell. — Zur Beschreibung der Pfarrkirche zu Mühlbach. (Mit 1 Holzschnitt.) — Steinerner Ölbehälter im Seethale. — Salzburgische Künstler aus dem Mittelalter. — Überreste einer römischen Colonie im Thale Ternawa. — Ein alter Thurm zu Teschen.) . . . 109
Literarische Anzeigen. (Dr. G. Heider. Prof. R. von Eitelberger und Architekt J. Hieser: Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates. I. Liefer. — A. Reichensperger: Vermischte Schriften über christliche Kunst.) 113

Nr. 7. Juli.

Zur Orientirung auf dem Gebiete der Baukunst und ihrer Terminologie. III. Der romanische Baustyl im Verhältniss zu anderen Baustylen des Mittelalters. Von R. Eitelberger von Edelberg 117
Übersicht der kirchlichen Baudenkmale in Kärnthen. Von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen 121
Decennal-Aufzeichnung der archäologischen Funde in Siebenbürgen vom Jahre 1845 bis 1855. Von M. J. Aekner. 126
St. Kümmernuss. Von Joseph Bergmann. (Mit 1 Holzschnitt) . 132
Die Unterbauten des Diocletianischen Kaiserpalastes in Spalato. Von R. Eitelberger von Edelberg. (Mit 3 Holzschnitten) . 135
Der gothische Brunnen in Kuttenberg. Von K. Weiss. (Mit 1 Taf.) 137
Notizen. (Die Dorfkirche zu Mariasdorf und Hannersdorf. — Glasmalereien zu Ebnit und Lothis. — Die alte Glocke zu Niedervintl. — Schlussstein zu Chwalkowitz. (Mit 1 Holzschnitt.) 139

Nr. 8. August.

Kirchliche Baudenkmale des Mittelalters in Völkermarkt. Von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen. (Mit 3 Holzschnitten) 141
Übersicht der romanischen Baudenkmale in Böhmen. Von Dr. Erasm. Woecl. 145
Die gothische Kirche Maria am Gestade in Wien. Von Karl Weiss. (Mit 1 Tafel und 8 Holzschnitten) 149
Decennal-Aufzeichnung der archäologischen Funde in Siebenbürgen vom Jahre 1845 bis 1855. Von M. J. Aekner. 153
Notizen. (Die evangelische Kirche zu Hermannstadt. — Alte Holzschnitzwerke zu Hohenems. — Über ein merkwürdiges Crucifix zu Brixen. — Die neuesten alterthümlichen Funde zu Laibach. — Ein Stein mit türkischer Aufschrift in Altofen. — Der Plafond des Rittersaales zu Goldegg. — Die Inschrift auf dem Denkmale der Ehrenberger Klause.) . . . 158
Literarische Anzeigen. (Dr. C. Schnaase: Geschichte der bildenden Künste, V. Bd., I. Abth., 1. Hälfte. — Dr. H. Meynert: Das Herz König Rudolph I. u. die Habsburgergruft zu Tulu. 163

Nr. 9. September.

Der Richardsbogen in Triest. Von Dr. Peter Kandler. (Mit 2 Holzschnitten) 165
Die Schässburger Bergkirche in Siebenbürgen. Von Fried. Müller. (Mit 3 Holzschnitten) 167
Alterthümer in Steiermark. Von Jos. Scheiger. 172
Die gothische Kirche Maria am Gestade in Wien. Von Karl Weiss. (Schluss. Mit 1 Tafel und 1 Holzschnitt) 174
Die kirchlichen Gebäude zu Hartberg in Steiermark. Von Heinrich Grave. 178
Über die Baudenkmale des Krakauer Verwaltungsgebietes. Von Dr. Schenkl. 181
Notizen. (Eine Ansicht des Dogenpalastes zu Venedig. [Mit 1 Holzschnitt.] — Die alten Wandgemälde in der Giselacapelle zu Vesprim. (Mit 2 Holzsch.) — Der Münzfund in Stein.) . . . 183
Literarische Anzeigen. (W. Lübke: Geschichte der Architectur. — Quast und Otte: Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst. — Dr. Legis Glückselig: Der Prager Dom zu St. Veit.) 187

Nr. 10. October.

Seite

Charakteristik der Baudenkmale Böhmens. Von Bernhard Grueber. (Mit 12 Holzschnitten) 189
Bericht über eine Reise von Brixen nach Inichen und in das Thal Taufers in Tirol. Von Georg Tinkhauser 200
Die gothische Monstranze der Domkirche zu Pressburg. Von Karl Weiss. (Mit 1 Tafel) 206
Notizen. (Pfarrkirche zu Millstatt. — Über eine zu Altofen gefundene Stele. — Taufbecken zu Tabor. [Mit 1 Holzschnitt].) 208
Literarische Anzeige. (Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates. 2. Heft.) 210
Bibliographie 212

Nr. 11. November.

Charakteristik der Baudenkmale Böhmens. Von Bernh. Grueber. Fortsetzung. (Mit 25 Holzschnitten) 213
Die Fresken des Martino di Udine zu San Daniele in Friaul. Von Rud. Eitelberger von Edelberg 222
Die Gertrudskirche zu Klosterneuburg. (Mit 1 Tafel u. 3 Holzsch.) 225
Die Stadtpfarrkirche zu Wels in Oberösterreich. Von Dr. Ed. Freiherrn von Sacken. (Mit 2 Holzschnitten) 227
Über die Vollendung des Gurker Dombaues. Von G. Freiherrn von Ankershofen 229
Das Baptisterium zu Concordia bei Portogruaro. (Mit 2 Holzschnitten) 230
Bericht über einige Baudenkmale Croatiens. Von Johann von Kukuljevic 232
Notizen. (Der Erlass des Bischofs von Brünn. — Legio XI Claudia. Metusi Inferior. Aismuth, König der Germanen. — Nekrologisches.) 237
Literarische Anzeige. (Essenwein. A.: Norddeutschlands Backsteinbau im Mittelalter.) 240

Nr. 12. December.

Charakteristik der Baudenkmale Böhmens. Von Bernh. Grueber. Schluss. (Mit 15 Holzschnitten.) 241
Ein archäologischer Ausflug nach Feldbach, Fehring und Pertlstein in Steiermark. Von J. Scheiger. 248
Die Kirche und Rundcapelle zu Deutsch-Altenburg in Niederösterreich. Von Dr. Ed. Freiherrn von Sacken. (Mit 1 Tafel und 3 Holzschnitten) 251
Über den Bau und die Einrichtung der Cistercienser-Klöster und Kirchen 254
Notizen. (Johann Sebastian Kügl. — Kaufs- und Verkaufs-Vertrag einer sechsjährigen Sklavin. — Römische Denkmale. — Zwei Flügelaltäre zu Ogrodezon und Nieder-Kurzwald in Schlesien.) 259
Literarische Anzeigen. (Bock, Fr.: Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters. — Statz, V.: Mittelalterliche Bauwerke nach Merian. — Die mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens. — Mittheilungen aus dem Gebiete der kirchlichen Archäologie und Geschichte der Diöcese Trier.) 262

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C.M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k.k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 1. I. Jahrgang. Jänner 1856.

Inhalt: Die Aufgabe der Alterthumskunde in Österreich. — Die symbolischen Darstellungen der Klosterkirche zu Neuberg in Steyermark. — Ausgrabungen am Wienerberge. — Die römische Wasserleitung auf der Schiffswerft-Insel in Altofen. — Restaurationen. — Notizen. — Literarische Anzeigen.

Die Aufgabe der Alterthumskunde in Österreich.

Die Denkmale des österreichischen Kaiserstaates sind ein wesentliches Element seines Reichthums, ein sprechendes Zeugniss seiner Grösse und der geschichtlichen Kämpfe, welche sie hervorgerufen haben und unter deren Einfluss sie gestanden sind. An ihnen bewährt sich der geistvolle Ausspruch des Grafen Montalembert: „les longs souvenirs font les grandes nations.“ Die Erinnerungen, welche sich an die österreichischen Monumente knüpfen sind alte, weit zurück in die Geschichte greifende, und auf das Innigste verwebt mit der Grösse der Nationen des österreichischen Kaiserstaates, die Eins ist mit der Grösse der Monarchie.

Diese Monumente sind wenig gekannt, wenig beschrieben, und nur von Wenigen gewürdigt. Sie sind nicht so zugänglich, wie die Monumente anderer Staaten. Sie liegen zerstreut auf einem grossen geographischen Gebiete, unter Völkern von verschiedenen Sprachen und verschiedenen Culturstufen. An einigen wenigen Punkten meist im Süden der Monarchie liegen sie dicht gedrängt, in geringer Entfernung von einander in der Mitte alter Culturvölker. An anderen Orten wieder vereinsamt, sparsam vertheilt über weite Flächen oder grosse Gebirgsthäler.

An einigen Strichen haben sie sich erhalten, trotz der gewaltigsten Ereignisse, die an ihnen vorüberstürmten, an anderen Orten sind sie von diesen gebrochen, in Schutt und Trümmer verwandelt worden, wie von einem Orkan, der in den Waldungen die schönsten Bäume bricht, die ältesten Stämme entwurzelt. An einigen Orten dagegen hat es nie an einer gewissen Art von Sorgfalt, an einem wenn auch noch so geringen wissenschaftlichen und künstlerischen Interesse gefehlt, das sich an sie anschmiegte; an anderen Orten hat man alte Kirchen und römische Monumente als Steinbrüche behandelt, Freskogemälde übertüncht, Ornamente im Wahne, sie zu verschönern oder durch bessere zu ersetzen, weggebrochen, kurz, den Vandalismus und die Zerstörungssucht aus Unwissenheit oder Böswilligkeit bis zum Äussersten getrieben, und den schönen Ausspruch des jüngeren Plinius, den wir gern hier in den Vordergrund stellen, vergessen:

„Reverere gloriam veterem, et hanc ipsam senectutem, quae in homine venerabilis, in urbibus sacra. Sit apud te honor antiquitati, sit ingentibus factis, sit fabulis quoque.“

Noch aber sind uns demungeachtet viele Denkmale überliefert worden, deren Erhaltung eben so wünschenswerth ist, als es nothwendig ist, sie kennen zu lernen, um sie zu erhalten. Denn das wichtigste Mittel, sie zu erhalten, ist sie der Vergessenheit zu entziehen, ihren Werth anschaulich darzulegen, und das Interesse für sie zu erregen. Gibt es auch viele Menschen, welche alte Monumente gering achten, wenn sie dieselben mit den leiblichen Augen wahrnehmen, so gibt es doch gewiss wenige, welche sie nicht respectiren, wenn sie zur geistigen Erkenntniss derselben hingeleitet werden, wenn sie die Erinnerungen der Jahrhunderte kennen, welche sich an sie knüpfen, wenn sie erfahren haben, welch' grosses, geschichtliches Interesse sich an diese Erinnerungen reiht.

Noch sind wir aber in Österreich weit entfernt, dem gebildeten Publikum den Dienst eines erfahrenen Führers an diesen Monumenten leisten, ihm diese beschreiben und erklären zu können. Sie sind selbst den Männern vom Fache nur sehr unvollständig bekannt. Noch weiter entfernt sind wir, eine systematische Monumentalkunde an der Hand der Geschichte liefern zu können, in der Weise, wie es den Franzosen die Werke von Caumont, Bourassé, Merimée u. A. m.; den Engländern von Bloxam, Pugin, Britton,

Gally knight u. A. m.; den Italienern die Werke von Selvatico, Cicognara, Rosini u. A. m.; den Deutschen ausserhalb Österreich die Werke von Boisserée, Moller, Puttrich, Kugler, Lübke u. A. m.; Blavignac den Schweizern, Schayes den Belgiern geliefert haben. An ein System können wir vor der Hand nicht denken. Es fehlen hiezu die Vorarbeiten. Es müssen zu einem solchen Werke die Bausteine erst gesammelt und zu einem solchen Zwecke erst bearbeitet werden.

Die Aufgabe der österreichischen Alterthumsforscher muss vorzugsweise auf dieses Ziel losarbeiten, diesen Zweck vor Augen haben.

Es würde wenig damit gedient sein, wenn man, wie es manche insbesondere italienische Forscher gethan haben, schon jetzt an ein System gehen wollte.

Es ist nöthig vorerst zu beschreiben. Eine sehr einfache Aufgabe! wird Jemand ausrufen — aber doch eine schwere, werden wir hinzufügen. Es ist nicht so leicht ein Monument genau zu beschreiben, und es gibt nicht so viele gute Beschreibungen, dass man aus der Menge derselben auf die Leichtigkeit in der Kunst des Beschreibens schliessen könnte. In vielen Fällen kann man eine genaue Beschreibung nur mit voller Beherrschung des wissenschaftlichen Stoffes machen. Nur der, welcher die Wissenschaft und ihren Stand kennt, sieht auch, was er beschreiben soll. Dinge, die dem Laien gar nicht auffallen, für diesen gar nicht existiren, haben für den Kundigen einen grossen Werth; dieser beschreibt an demselben Monumente Einzelheiten, welche jener gar nicht an demselben sieht. Es ist in diesem Zweige wie in den Naturwissenschaften. Es gehört mehr dazu als gute Augen, um durch ein Mikroskop zu sehen.

In anderen Fällen setzt eine gute Beschreibung die Beherrschung des historischen Materiales voraus, die nicht leicht zu erwerben ist, und wieder in anderen, insbesondere bei Inschriften etc., muss der Beschreibende mit Ruhe, Geduld und einer nie sich abschwächenden Aufmerksamkeit versehen sein, die nicht Jedermanns Sache ist.

Die Beschreibungen müssen nicht nur genau sein, wenn sie nützen sollen, genau in Bezeichnung des Materials, des Fundortes, der Grösse etc., sie müssen auch in der wissenschaftlichen Kunstsprache abgefasst sein, welche gegenwärtig fast alle Gelehrten adoptirt haben, und die es macht, dass sich jetzt insbesondere Deutsche und Franzosen auf diesem Gebiete so gut verstehen. Jetzt, wo ein gemeinsames Organ und eine gemeinsame Sprache für den Verkehr auf diesem Gebiete hergestellt ist, schiene es mir nicht unpassend, wenn sich jene Kunstfreunde, welche sich der Aufgabe der beschreibenden Denkmalkunde in diesem Organe unterziehen, jener Terminologie bedienen würden, welche Otte in seiner kleineren trefflichen Kunstarchäologie des Mittelalters, oder welche Kugler in der neuesten Auflage seiner Kunstgeschichte [1]) gebraucht, ein Werk, das sicher in die Hände aller Jener gelangen wird, die sich mit Kunst beschäftigen. — Nichts aber wäre gefährlicher, als neue Worte und Termini erfinden, oder dort mit vielen Worten umschreiben zu wollen, wo man mit einem *terminus technicus* ebenso kurz als verständlich sich ausdrücken kann.

In allen Fällen, wo es nöthig ist, die Beschreibung oder Erklärung durch Urkunden etc. zu erläutern, die nicht in Druckwerken niedergelegt sind, ist es wünschenswerth, dass diese mit dem Wortlaute des Orginals gegeben und der Ort, wo sie sich befinden, angegeben werde.

In jenen Fällen endlich, wo das beschriebene Monument schon in einem andern Werke ungenau beschrieben worden ist, scheint es uns wünschenswerth, dass die betreffende Literatur angeführt werde.

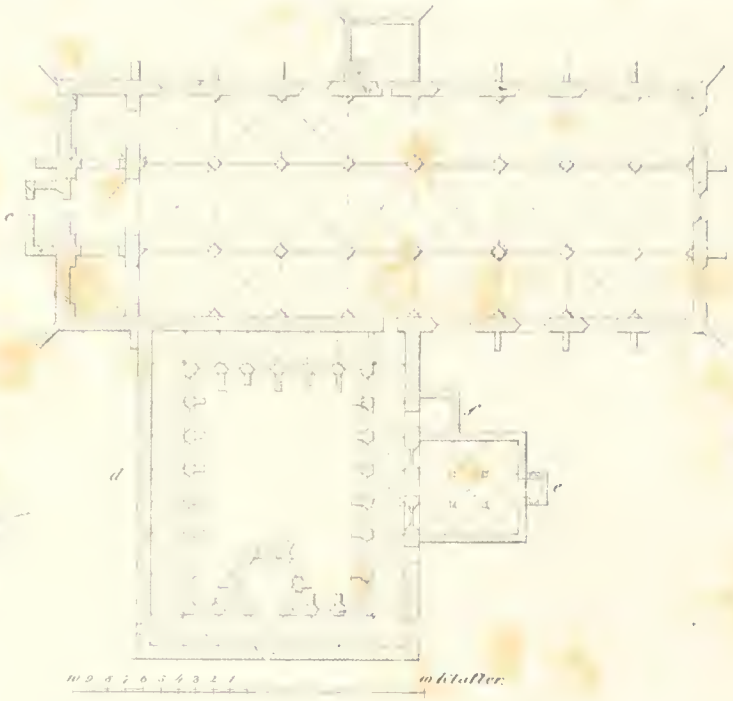
Es hat bis gegenwärtig an einem Repertorium für beschreibende Monumentalkunde gefehlt, insbesondere für eine grosse Reihe von kleinern, im Einzelnen oft unwichtigen, im Zusammenhange aber so interessanten Monumenten. Sie werden, wie wir nicht zweifeln, in diesem Organe ihren Platz finden, und desto willkommener sein, je genauer die Beschreibungen werden vorgenommen werden.

Erst, wenn wir eine auf diese Weise gesicherte Kunde von Denkmalen erhalten haben werden, erst dann wird es möglich sein, sie zu sichten, zu ordnen, in ein System zu bringen, und mit der politischen und Culturgeschichte des Kaiserstaates in Zusammenhang zu stellen, erst dann wird eine Monumentalgeschichte Österreichs möglich sein. Ist den österreichischen Alterthumsforschern der Weg geebnet, zu diesem Zwecke auf eine gegenseitige Verständigung hinzuarbeiten, so haben sie nach unserem Erachten eine andere Aufgabe, die für sie zugleich eine heilige Pflicht in sich schliesst. Sie haben den Zerstörungen, den Verschleppungen, dem Vandalismus, der Indolenz entgegenzutreten.

Die Gründung der kaiserlichen Commission zur Erhaltung der Baudenkmale war ein Beweis der Nothwendigkeit, den Zerstörungen Einhalt zu thun, und so weit die Kräfte der k. k. Central-Commission reichten, war sie auch bemüht, ihrer schönen Aufgabe nach allen Richtungen zu entsprechen. Der grösste Schutz, der Monumenten zu Theil werden kann, ist, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie zu richten, das Publikum zu dem Wächter derselben zu machen. Das Publikum zu diesem Zwecke zu erziehen, ist aber keine Aufgabe geringer Art, sie ist keine gelehrte Aufgabe, sondern eine praktische.

Indess bleibt dieser Theil der Aufgabe eines Archäologen selten ein erfreulicher. Er wird da öfters Gelegenheit haben zu erfahren, dass man Vorurtheile nicht mit einem Schlage zerstören kann; er wird häufig mit Schonung, in seltenen Fällen mit Schroffheit, in allen Fällen am meisten mit Entschiedenheit und mit der Waffe der Belehrung sein Ziel erreichen. Am häufigsten werden seine Erfolge belohnt

[1]) Für antike Kunstdenkmale ist die von K. O. Müller in seiner Archäologie der Kunst adoptirte Terminologie zu empfehlen.



wenn er nicht bloss zu tadeln vermag, sondern wenn er im Stande ist, auf ein gutes Beispiel, auf gelungene Restaurationen, auf das Benehmen cultivirterer Menschen oder Völker hinzudeuten.

Diese Blätter werden daher ihre Aufgabe vollständig erreichen, wenn sie Zerstörungen entgegentreten, den Samen der Belehrung ausstreuen und jenes Baumateriale für die Wissenschaft der Alterthumskunde aufspeichern, das gegenwärtig entweder noch ganz unbearbeitet daliegt, oder in tausend Büchern, Journalen und Flugschriften zerstreut ist.

Möchten alle Kräfte sich zu diesem Zwecke einigen, möchte es ihrem vereinten Wirken gelingen, diesem Organe Achtung bei den Fachgenossen und Theilnahme bei dem lesenden Publikum zu erwecken!

Wien im December 1853.

R. v. Eitelberger.

Die symbolischen Darstellungen in der Klosterkirche zu Neuberg in Steyermark.

Im Jahre 1327 führte Herzog Otto der Fröhliche eine Colonie Cistercienser in Neuberg ein, und machte zu deren Gunsten sehr beträchtliche Stiftungen und Geschenke. Sowohl durch diese ansehnlichen Hilfsquellen des Stifters, als auch durch das von den späteren österreichischen Fürsten den Cisterciensern bewahrte Wohlwollen vergrösserte sich das anfänglich kleine und unbedeutende Kloster, und es wurden namentlich im XV. Jahrhunderte unter dem Schutze des Kaisers Friedrich IV. sehr bedeutende Bauten an dem Stifte vorgenommen. Die Stiftskirche selbst wurde laut der vorhandenen Einweihungsurkunde und der damit übereinstimmenden, am oberen Gewölbe hinter dem Hochaltare angebrachten Jahrzahl im Jahre 1471 erbaut. So erhielten sich Kloster und Kirche von Neuberg durch mehr als vier Jahrhunderte, bis dasselbe unter dem Abte Erko von Erkenstein im Jahre 1786 von Kaiser Joseph aufgehoben und in eine Pfarrei umgewandelt wurde. Besondere geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich nicht an Neuberg. Als das Wichtigste ist zu betrachten, dass in diesem Cistercienser-Kloster die Ruhestätte seines Gründers, des Herzogs Otto, dann seiner zwei Gemahlinnen und Söhne bewahrt wird [1]).

Von der ursprünglichen Anlage der Klosterbaulichkeiten ist nur die Kirche und der mit ihr in Verbindung stehende Klostergang unverändert erhalten.

Erstere, ein Werk des XV. Jahrhunderts, bildet im Grundrisse (Tafel I, *c—f*) ein längliches Viereck ohne Thurmanlage, ohne Kreuzvorlage und mit geradem Chorabschlusse. Im Innern ist sie durch 14 Pfeiler in drei gleich hohe Schiffe getheilt. Das bei sonstigen Kirchenanlagen gewöhnliche Querschiff ist bei unserem Baue nur durch eine stärkere Bildung der Pfeiler und durch einen grösseren Abstand derselben in der Längenrichtung andedeutet.

Den geraden Chorabschluss, welchen mehrere Cistercienser-Klöster aufweisen, hat man in neuerer Zeit als eine Eigenthümlichkeit der Kirchenbauten dieser geistlichen Genossenschaft aufzustellen und den Ursprung auf den Mutterbau in Citaux zurückzuführen versucht [1]).

Es kann auch nicht in Abrede gestellt werden, dass einer Reihe von Kirchenbauten der Cistercienser dieser gerade Chorabschluss gemeinsam ist. In keinem Falle aber darf man darin eine feststehende Regel suchen oder hieraus für diesen Orden eine nur ihm eigenthümliche Bauanlage ableiten, denn gerade aus jener Zeit, in welcher der Verband der einzelnen Klöster mit dem Mutterkloster in lebendiger Übung stand und wenigstens, was das innere Klosterleben betrifft, ein massgebender Einfluss des letzteren sich geltend machte, sind Kirchenbauten auf uns gekommen, welche in keiner Weise von der ihrer Zeitstellung entsprechenden Anlage abweichen. Zum Beispiel hiefür möge die Kirche des Stiftes Heiligenkreuz dienen. Auch diese hat gegenwärtig einen geraden Chorabschluss. Allein das gegenwärtige Presbyterium ist eine am Schlusse des XIII. Jahrhunderts vorgenommene Erweiterung des früheren Kirchenbaues, und dass Letzterer in Übereinstimmung mit einer Reihe romanischer Kirchenbauten mit drei halbrunden Absiden abgeschlossen war, dafür spricht die ganze constructive Anlage des Querschiffes und der in dasselbe gestellten Pfeiler. Auch zeigt uns ein in dem Brunnenhause des Kreuzganges dieses Stiftes aufbewahrtes Glasgemälde die Rückseite der früheren Kirchenanlage freilich nicht als treues Abbild derselben, aber immerhin mit drei Chornischen.

Das Innere der Neuberger Kirche bietet durchaus nichts Eigenthümliches dar. Pfeiler, Gurten, Gewölbe, das Masswerk der Fenster (Taf. I, *g—k*). — Alles trägt die Spuren des seinem Verfalle zueilenden gothischen Styles an sich. Nicht einmal die Grösse der Kirche, und diese ist eine beträchtliche, vermag auf den Beschauer irgend eine eindringliche Wirkung zu äussern. Fast scheint diess mehr oder weniger eine Eigenthümlichkeit aller Hallenkirchen zu sein, welche doch von manchen Seiten her, als den Bedürfnissen der Gegenwart am meisten entsprechend, anempfohlen werden. Das Hauptgebrechen, welches der ästhetischen Befriedigung im Wege steht, liegt bei der Neuberger Kirche in dem Mangel jeder

[1]) Näheres über die Gründung des Klosters Neuberg enthalten A. J. Cäsar's Staaten- und Kirchengeschichte, V, 249, und Marian's Geschichte der österr. weltlichen und klösterlichen Clerisei, VI, 144, dann auf Grund neuerer Forschungen ein Aufsatz von Scheiger in Hormayr's Taschenbuch, J. 1828, S. 148, und Göth's Herzogthum Steyermark (Wien 1843) I, 8, 333.

[1]) Organ für christliche Kunst, Jahrg. 1853, Nr. 1, u. s. f. Springer's Handbuch der Kunstgeschichte, Stuttgart 1855, S. 160.

organischen Gliederung und Abstufung des inneren Raumes, da derselbe ohne Unterbrechung in gleichförmiger Weise und dabei auch ohne einen Reiz der Einzelheiten in den Gliederungen durch die Pfeiler von einem Ende zu dem andern fortgeleitet wird.

Auch das Äussere der Kirche, wiewohl durch die ursprüngliche Steinfarbe der Quadern gehoben und theilweise reicher ornamentirt, zeigt den oben erwähnten Mangel. Die Façade ist durch zwei Gurtgesimse in drei Abtheilungen gebracht. Vier Strebepfeiler, wovon die beiden äussersten über Eck gestellt sind, gliedern die Wandfläche. Über dem in der Mitte angebrachten Portale befindet sich ein Rundfenster mit einer Fülle gothischen Masswerkes, welches jedoch in seiner Künstlichkeit den reinen, ungetrübten Eindruck ähnlicher Bildungen der früheren Gothik nicht mehr aufkommen lässt. Zu jeder Seite dieses Rundfensters befindet sich ein spitzbogiges Fenster, wovon jedoch nur mehr das linke sein Masswerk erhalten hat, während das rechte vermauert ist. Der obere Theil der Façadefläche, welcher schon einen Theil des Giebels in sich fasst, ist durch verticale Wandstreifen gegliedert, und jede der so gebildeten kleineren Flächen mit einem Spitzbogen geschmückt, der einen Dreipass einschliesst. Die mittlere dieser Flächen, welche dieses Schmuckes entbehrt, zeigt eine Säule mit consolenartigem Aufsatze.

Die Nord- und Ostseite der Kirche, beide von Zubauten frei erhalten, sind dem Inneren entsprechend.

Das Innere der Kirche bewahrt wenig Merkwürdigkeiten. Erwähnenswerth sind nur die Bildnisse der Stifter dieser Kirche, ferner zwei an Pfeiler gestellte kleinere Altäre aus Holz geschnitzt, am Eingange der Kirche ein auf Holz gemaltes Bild aus dem XVII. Jahrhunderte, welches eine Ansicht des Stiftes in seinem damaligen Bestande gibt.

Der merkwürdigste und interessanteste Bautheil dieses Klosters ist jedenfalls der Kreuzgang (Taf. I, *a*, *b*, *l-n*), welcher aus dem XIV. Jahrhunderte stammt. Jede Seite desselben ist von Spitzbogenfenstern durchbrochen und durch entsprechende Gewölbe, deren Rippen auf Tragsteinen ruhen, eingedacht. Jedoch sind nur zwei Seiten desselben und zwar jene, welche zum Capitelhause führt, und die an die Kirche anstossende, reicher geschmückt. In diesen Theilen ist nämlich noch das Masswerk der Fenster erhalten und die Tragsteine der Gewölberippen des ersten Theils sind durchaus mit symbolischen Darstellungen geschmückt, welche schon Scheiger's Interesse in hohem Grade in Anspruch nahmen und ihn zu dem Ausspruche bestimmten, dass man bei längerer Betrachtung derselben durchaus nicht glauben könne, „dass diess zwecklos phantastische Gebilde seien, es herrscht zu viel Ordnung, zu viel Wiederkehrendes und doch unendlich Verschiedenes in dem scheinbaren Gewirre“ [1]).

Die Deutung dieser Sinnbilder selbst aber konnte Scheiger, gewiss einer der verdienstvollsten Forscher auf dem Gebiete der österr. Alterthumskunde, nach dem damaligen Stande dieser Wissenschaft nicht versuchen, abgesehen davon, dass der sehr verstümmelte Zustand einzelner dieser Vorstellungen schon eine sehr genaue Bekanntschaft mit derlei Bildungen voraussetzt, um überhaupt an die Deutung derselben zu schreiten. Auch war es erst der neuesten Zeit vorbehalten, auf die Quellen hinzuweisen, aus welchen diese und ähnliche symbolische Gebilde ihre Deutung finden können. In der Reihe derselben nehmen die Physiologen einen hervorragenden Platz ein. Man versteht darunter jene christlich-symbolischen Thiergeschichten, welche sich aus der Vereinigung der in der heiligen Schrift niedergelegten Sinnbilder mit den Thiergeschichten des Alterthums und den mannigfachen hinzugekommenen Fabeln und Mythen des früheren Mittelalters nach und nach herausgebildet hatten.

Einer dieser Physiologen aus dem XI. Jahrhunderte, welcher seiner Vollständigkeit wegen und der Zeitstellung nach, in der er niedergeschrieben wurde, für archäologische Zwecke vorzugsweise sich eignet, ist jener, welchen die Bibliothek des Klosters Göttweig bewahrt und welcher von dem Verfasser dieses in dem von der kais. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Archive für Kunde österr. Geschichtsquellen zum ersten Male veröffentlicht und erläutert wurde [1]). Auf ihn beziehen sich die in der nachfolgenden Darstellung angeführten Berufungen.

Kehren wir nunmehr zu den Vorstellungen unseres Kreuzganges zurück, so müssen wir vor Allem gestehen, dass dieselbe in überraschender Weise die Behauptung begründen, dass die mittelalterliche Symbolik keineswegs nur aus dem Belieben Einzelner hervorgegangen sei, sondern aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft habe. Damit sei es jedoch nicht ausgesprochen, dass allen Laien diese Quelle verständlich gewesen sei. Der Mehrzahl der Zeitgenossen der Vergangenheit mögen symbolische Darstellungen eben so dunkel geblieben sein, wie der Mehrzahl der Zeitgenossen unserer Gegenwart. Die Beziehungen, auf welchen ihre Deutung beruht, waren keineswegs solche, die dem gläubigen Gemüthe mit der Fülle jener Wahrheiten und Lehren zuflossen, zu deren Aufnahme es stets bereit war. Wohl aber mögen ihnen kundigere Deuter zur Seite gestanden oder leichter zugänglich gewesen sein, als diess in unserer Gegenwart der Fall ist. Mehr und mehr wird der Versuch, in den Sinn dieser und ähnlicher Symbole einzudringen, eine eben nicht leicht zu bewältigende Arbeit des Geistes und der Forschung. Es dürfte daher von Nutzen sein, für eine Reihe symbolischer Darstellungen, wie es eben die Neuberger sind, die Quelle ihrer zureichenden und vollständigen Deutung, welche ihnen unzweifelhaft zu Grunde gelegt wurde, nachzuweisen.

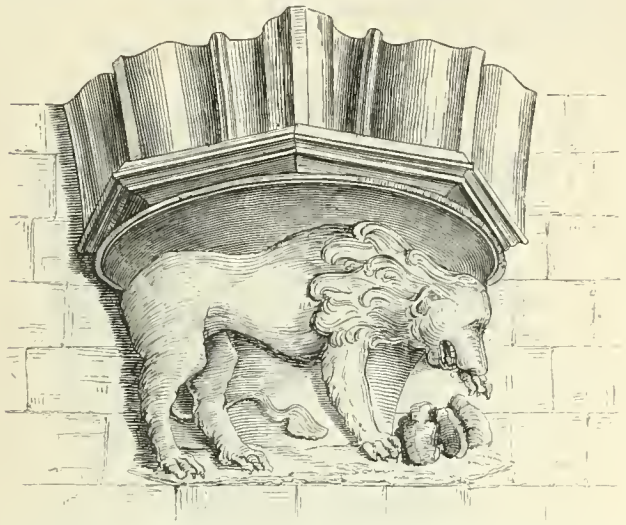
[1]) Hormayr's Taschenbuch, 1828, S. 170.

[1]) Jahrgang 1850, Bd. II, Heft 3 und 4

Selbstverständlich sind die an der Fensterseite angebrachten Symbole der vier Evangelisten, der Löwe, Adler, der Ochs und Engel, jedes mit einem Spruchbande.

Die Darstellung der übrigen als Gurtenträger dienenden Consolen sind:

I. Der Löwe, welcher mit offenem Rachen vor seinen

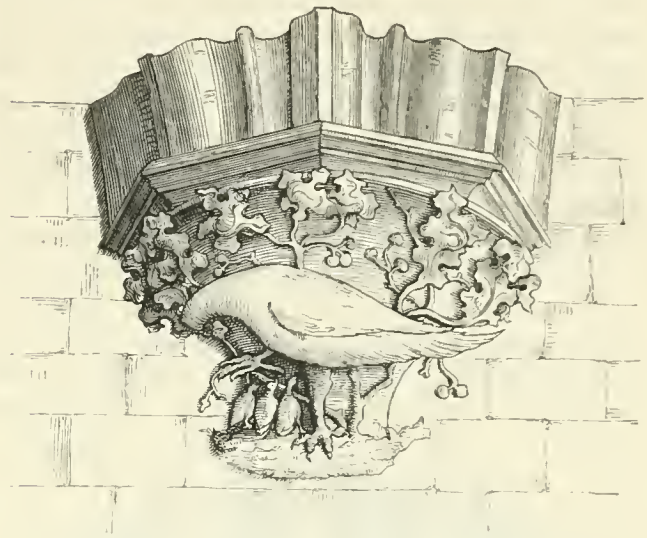


Jungen steht. Diese Darstellung findet sich häufig. Einheimische Beispiele sind: Die Deckplatte eines Ciboriums aus dem XIV. Jahrhunderte, eine Vorstellung des berühmten Niello-Antipendiums, beide im Stifte Klosterneuburg, und ein Schlussstein der gothischen Capelle zu Imbach, aus dem XIV. Jahrhunderte. Von ausländischen Beispielen ausgezeichneter Art erwähnen wir nur die Glasgemälde aus dem XIII. Jahrhunderte in der Kathedrale St. Etienne zu Bourges [1]).

Dieser Löwe ist nach der Deutung des Physiologus das Vorbild der Graberstehung Christi. Von ihm wird erzählt, dass er sein Junges, welches die Löwin todt zur Welt bringt, am dritten, der Geburt folgenden Tage durch seinen Anhauch ins Leben rufe. So habe auch, wie es Jakob prophezeihte, der allmächtige Vater seinen Sohn, unsern Herrn, am dritten Tage von dem Tode erweckt.

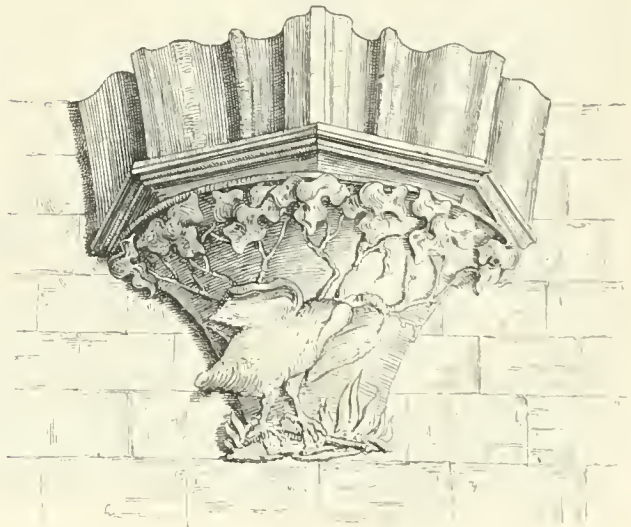
In diesem Sinne zeigt auch das erwähnte Glasgemälde zu Bourges in der Mitte die Graberstehung Christi, umgeben von typologischen Darstellungen, worunter der seine Brut wachrufende Löwe.

II. Eine zweite Vorstellung zeigt den Pelikan, welcher sich die Brust öffnet, um mit dem daraus hervorquellenden Blute seine Jungen ins Leben zu rufen. Von dem Pelikan erzählt die in dem Physiologus niedergelegte Sage, dass er seine Jungen in hohem Grade liebe. Diese im Wachsthume begriffen, gerathen mit ihren Ältern in Streit und Kampf, in welchem sie von letzteren getödtet werden. Aber am dritten hierauf folgenden Tage öffnet sich die Mutter die Brust und entströmt ihr Blut über die Leichen der Jungen, die hierdurch wieder ins Leben zurückgerufen werden. Diess wird auf Christus bezogen, welcher zum Heile und zur Entsündigung der Menschheit den Opfertod am Kreuze starb, und dessen der geöffneten Seite entströmendes Blut die Menschheit in ein neues Leben einführte.



Wenige christliche Symbole haben eine so häufige Kunstanwendung gefunden, wie das Bild des Pelikan. Sehr sinnig hat die christliche Kunst über die Dornenkrone des am Kreuze hängenden Christus das Nest eines Pelikans mit seinen Jungen angebracht, und auch die Hochaltäre, an welchen der Opfertod Christi feierlich begangen wird, mit diesem Sinnbilde geschmückt. In seltenen Fällen wird der Pelikan überhaupt zum Symbol der Kirche gemacht, wie in den Bilderwerken der Vorhalle des Klosters Laach, wo der Teufel dem Pelikan (das Symbol der Kirche) eine Schriftrolle, auf welcher die Worte: *Peccata Romae* zu lesen sind, übergibt. Schnaase (Kunstgeschichte, IV, 1. 374) sieht in dieser Darstellung den Ausfluss einer geheimen Opposition der Laien gegen die Kirche.

III. Eine dritte Vorstellung führt uns den Phönix vor,



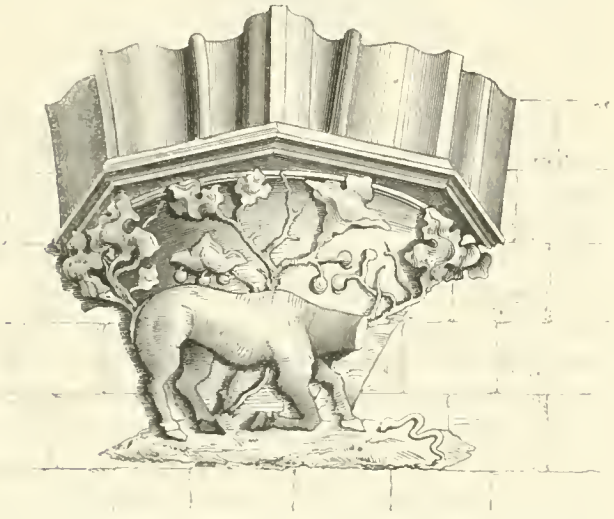
welcher sich selbst dem Feuertode weiht.

[1]) Näheres hierüber in Dr. G. Heider's Werk: Die romanische Kirche zu Schöngrabern. Wien 1853, S. 161 — 164.

Von ihm erzählt der Physiologus, dass er nach Ablauf von 500 Jahren sich in die Berge Libanons begibt, sich dort aus dem Holze dieser Berge und verschiedenen Gewürzen einen Scheiterhaufen bereitet, welchen er durch einen Feuerstrahl entzündet, den er von einem Sonnenfluge zurückbringt. In diesem Scheiterhaufen verbrennt er sich selbst. Die zurückgebliebene Asche verwandelt sich am ersten Tage in einen Wurm, am zweiten Tage in einen Vogel, am dritten geht dieser als Phönix neugeboren aus der Asche hervor. Dieser Vogel bedeutet Christum, und die sich an ersteren knüpfende Sage ist das Symbol der Auferstehung Christi.

Der Kunstgebrauch dieses Symbols ist ein viel verbreiteter, so dass sich eine auch nur annähernd vollständige Aufzählung nicht bewerkstelligen lässt.

IV. Auf einer weiteren Vorstellung erkennen wir einen Hirschen, welcher vor einem Wasser steht, in welchem



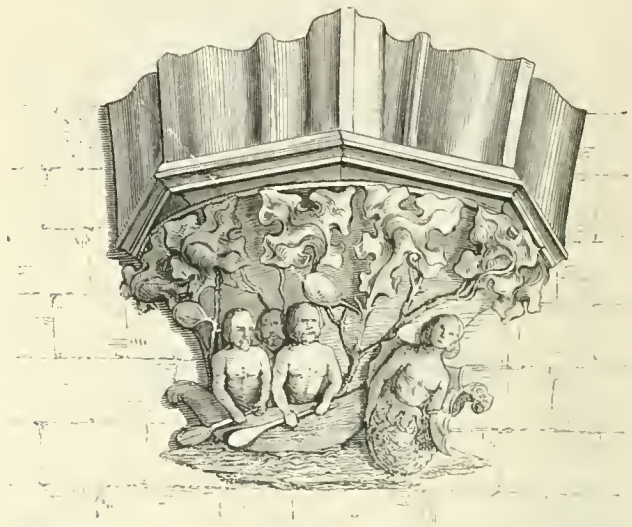
sich eine Schlange ringelt. Schon auf den ersten Blick kann man sich versucht fühlen, diese Darstellung in Zusammenhang mit jenen zu bringen, welche seit den ersten Zeiten der christlichen Kunst, insbesondere auf Taufsteinen, häufig wiederkehren und mit Bezug auf Psalm 41. v. 2 [1]) den zur Quelle eilenden Hirschen zeigen, das Bild des Christen, der daran geht, durch das Sacrament der Taufe ein neues Leben zu beginnen.

Auch ist in Wirklichkeit unsere Darstellung nur eine weitere Ausführung und Modification des im letzteren Symbole niedergelegten Grundgedankens. Der Physiologus dichtet nämlich dem Hirschen die Eigenschaft an, die in einer Höhle gelagerte Schlange durch seinen Anhauch herauszulocken, welche er sodann tödtet und verzehrt. Die Furcht aber treibt ihn zu einem Quell reinen Wassers, woraus er trinkt und das Gift wieder von sich gibt. Dieser Hirsch trägt nach den Worten der Physiologen die Gestalt des Büssenden an sich, der, von dem Gifte seiner Sünden gepeinigt, zur Heilsquelle, d. i. zur Lehre des Priesters eilt.

[1]) Ut cervus ad fontes aquarum, sic anima mea ad te desiderat Deus.

Die Kunstanwendung dieses Symbols ist jedoch keineswegs so verbreitet, wie die früher angeführte einfachere Darstellung desselben. Ausser dem Neuberger sind uns nur noch zwei bekannt, wovon das eine auf einem Taufsteine der Kirche zu Bönnigheim [1]), das andere in der Kirche zu Freudenstadt [2]) im Schwarzwalde sich vorfindet.

V. Die nächste Vorstellung zeigt uns drei in einem



Schiffe sitzende Gestalten mit Rudern in den Händen. Zur Seite derselben befindet sich eine Sirene.

Es ist das bekannte Bild der Verlockung zur Sinnlichkeit. Von den Sirenen sagt der Physiologus: sie seien todtbringende Thiere, welche vom Kopf bis zur Mitte die Gestalt eines Weibes, im Übrigen die Form eines Vogels an sich tragen. Durch süsstönende Melodien locken sie die Schiffer an sich, und wenn es ihnen gelingt, dieselben in Schlummer zu versenken, ergreifen sie dieselben und zerreissen sie.

Von hohem Interesse ist die Nutzanwendung, die aus diesem Bilde auf christliche Kunstzustände gezogen wird. So sollen nämlich jene getäuscht werden, welche in teuflischen Ergötzlichkeiten oder theatralischen Vergnügungen sich auflösen oder dem Genusse einschmeichelnder Musik sich hingeben. Der Zustand geistigen Schlummers in den sie dadurch verfallen, gibt sie den Lastern zur Beute anheim. — Man sieht hieraus, dass unser Physiologus nur eine besondere Nutzanwendung des diesem Symbole inwohnenden Grundgedankens der Verführung zur Weltlichkeit macht, eine Bedeutung, welche von Piper [3]) mit grosser Gründlichkeit behandelt ist.

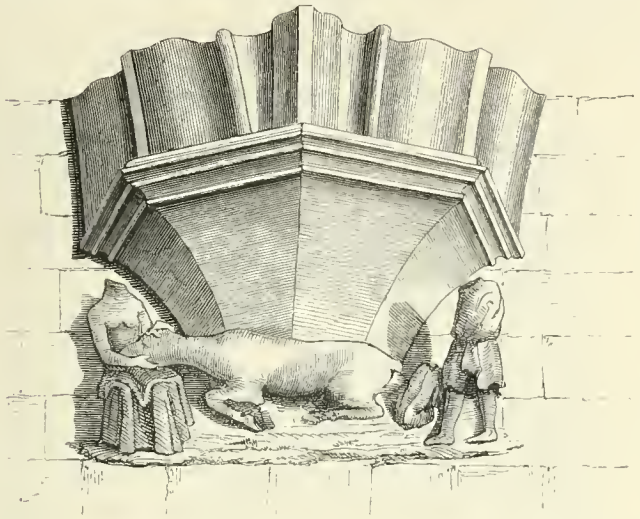
VI. Der folgende sehr verstümmelte Tragstein zeigt uns im Mitteltheile ein hirschähnliches Thier, zu dessen rechter Seite eine sitzende Frauengestalt, links eine männliche Figur sich befindet. Es ist diess das Einhorn, welches in der christlichen Symbolik einen bevorzugten Platz einnimmt. Der Physiologus sagt von ihm

[1]) Kunstblatt 1841. S. 374.

[2]) Menzel, Christl. Symbolik I. 404.

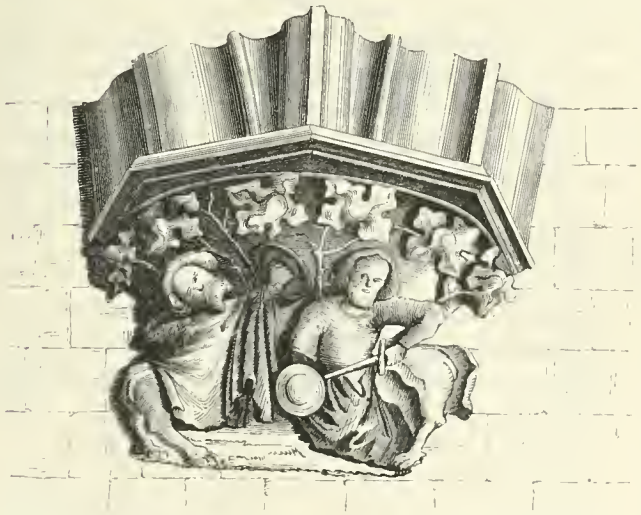
[3]) Mythologie und Symbolik der christl. Kunst I. 377—399.

aus, dass es von keinem Jäger gefangen werden könne. Die Art und Weise es zu fangen, ist daher folgende: Man führt eine reine Jungfrau an jene Stelle, wo es sich gewöhnlich aufhält und lässt sie dort allein; bei dem Anblicke derselben eilt das Einhorn in den Schooss der Jungfrau und lässt sich von derselben fangen. Dieses Einhorn ist das Symbol Christi, und seine Gefangennehmung deutet auf die göttliche Allmacht, die im Schoosse einer Jungfrau Mensch geworden sei. Auch die übrigen Eigenschaften dieses Einhorns, welche ihm von dem Physiologus beigelegt werden, erhalten ihre weitere Deutung in Bezug auf Christus.



Eine Darstellung in ganz gleicher Weise, wie die Neuberger, zeigt ein Schlussstein der schon erwähnten gothischen Capelle zu Imbach aus dem XIV. Jahrhunderte, und sie erhielt sich mit mehr oder weniger Abweichung bis in die Malerschulen der Caracci [1]).

VII. Die letzte Vorstellung, welche uns hier beschäftigt,



führt uns zwei Centauren mit Schild und Schwert bewaffnet vor. Es ist jedoch aus der Vorstellung selbst, welche ziemlich gelitten hat, nicht zu entnehmen, ob die beiden Centauren im Kampfe unter sich begriffen seien, oder ob nicht etwa ihr Ankämpfen gegen die auf einem benachbarten Tragsteine reihenweise angebrachten Thiere gerichtet sei. Letzterer ist so verstümmelt, dass wir darauf verzichtet haben, denselben in Abbildung vorzuführen.

Die Centauren schildert der Physiologus als Geschöpfe mit menschlichem Oberleibe, während der untere Theil des Leibes die Gestalt eines Esels an sich trägt. Diese Doppelnatur derselben sei ein Sinnbild falscher zweizüngiger Menschen von rohen Sitten, die sich den Schein von Frömmigkeit geben, im Innern aber der Tugend abhold sind.

Kunstdarstellungen sind vielfache vorhanden. Gewöhnlich aber ist dieses Thier in einer Reihe mit anderen dargestellt, welche zusammen die dem Menschengeschlechte feindlichen Mächte darstellen. So z. B. sehen wir auf einem Capitäle der Pfeiler des Schiffes der Peterskirche zu Genf Centauren, Chimären, Schlangen und andere Ungethüme (Mémories de la société d'histoire et d'Archéologie de Génève IV, pag. 113). Übrigens ist von Dante der Centaur auch im guten Sinne als ein Symbol der Doppelnatur Christi genommen.

Abweichend von der durch unseren Physiologus dem Centaur beigelegten Deutung fasst sie Piper [1]) als die Darstellung der wilden Triebe des Herzens — als Dämonen auf, die auf der Oberwelt umgehen, ein Bild der Versuchungen, welche das unbewachte Herz treffen. Sie erscheinen mit Bogen und Pfeil, um anzudeuten die „feurigen Pfeile des Bösewichts“ (Ephesus VI, 16). In dieser Auffassung sei diese Vorstellung in eine Reihe von Kunstwerken vom X. bis XVI. Jahrhunderte übergegangen.

Überblicken wir nunmehr die ganze Reihenfolge unserer Darstellungen, so müssen wir gestehen, dass unsere Sinnbilder, die dem Auge des Uneingeweihten als müssige Spiele einer Künstlerlaune und als blosse Phantasiegebilde sich darstellen, mit Zuhilfenahme unseres Physiologus Sinn und Bedeutung gewonnen haben, welche sie als den passenden Schmuck einer gottgeweihten Halle erscheinen lassen. Wir sehen nämlich in den Sirenen und Centauren die Sinnbilder der Versuchungen die den Gläubigen immerdar drohen, in dem zur Quelle eilenden Hirschen die Entsündigung des Menschen durch die Taufe, in dem Einhorn das Vorbild der Menschwerdung Christi, in dem Pelikan das treffende Symbol des Opfertodes Christi, endlich in den Darstellungen des Löwen und des Phönix typologische Darstellungen der Auferstehung des Gottessohnes. Auf Schutz und Ausbreitung der christlichen Lehre deuten die in gleichem Raume mit den

[1]) Irriger Weise wird in Didron's Annales archéologiques I, 76 das Auftauchen dieser symbolischen Darstellung dem XVI. Jahrhunderte zugeschrieben, während doch die oben angeführten Darstellungen das ausgebildete Vorkommen derselben schon im XIV. Jahrhunderte nachweisen. Noch früher hat sich dieses Stoffes bereits die Dichtung bemächtigt, wie diess Wolframs von Eschenbach Percival Vers 14403 u. ff. darthut.

[1]) Symbolik und Mythologie der christlichen Kunst I. 393—402.

angeführten Darstellungen befindlichen Symbole der vier Evangelisten.

Die Bedeutung dieser Symbole ist eine fast durch Jahrhunderte feststehende, wenigstens auf dem Gebiete der bildenden Künste, welche zu jenen Zeiten ausschliesslich von geistlichen Genossenschaften geübt wurden. Erweiterungen und Umgestaltungen machten sich zuerst auf dem Gebiete des dichterischen Schöpfens geltend, welches schon frühzeitig eine selbstständigere Stellung zu behaupten begann. Ein Beispiel hiefür sind eben unsere Neuberger Darstellungen. Eine Reihe mittelalterlicher Dichter hat sich dieser Symbole zu Kunstgestaltungen bedient, ist dabei jedoch von jener strengen Deutung abgegangen, welche ihnen der Physiologus zuschrieb. Der zur höchsten Blüthe gelangte Marienculus musste die Dichtkunst bestimmen, sich nach Symbolen umzusehen, welche geeignet wären die tiefen Wunder zu fassen, mit denen das Leben Maria's durchflochten ist. So geschah es, dass die früheren Symbole aus ihrer strengen Umrahmung herausgezogen, und zur Versinnlichung der auf Maria bezüglichen Geheimlehren benützt wurden. Diesem von der Dichtkunst gegebenen Anstosse folgten, wenn gleich zögernd, die bildenden Künste. Mit dem Zeitpunkte jedoch, mit welchem diese in die Hände der Laien übergingen, wurde diese schon vorbereitete Verwandlung der Symbole auch auf diesem Gebiete rasch vollzogen. Der Löwe, der Pelikan, der Phönix, das Einhorn und eine Reihe anderer Sinnbilder, die bisher ausschliesslich auf Christus bezogen wurden, werden nunmehr auf die unbefleckte Empfängniss Mariens angewendet. Hiebei tritt der nähere Bezug des Symbols zum Gegenstande, welchen wir in vielen Fällen an unseren Symbolen zu bewundern hatten, freilich in den Hintergrund, und es wird zur Erklärung des Wunders auf dem Gebiete des christlichen Lebens gerade nur auf das Wunderbare hingewiesen, welches die Sage an die Erscheinungen des Thierlebens knüpfte.

Beispiele hiefür sind ein *Defensorium beatae virginis* in der Gothaer Bibliothek [1]) und die Darstellungen im Kreuzgange der Domkirche zu Brixen.

Dr. G. Heider.

Erklärung der Tafel I.

a. Travée aus dem östlichen Theile des Kreuzganges mit der Eeksäule.
b. Grundriss desselben.
c. Grundriss der Kirche.
d. Grundriss des Kreuzganges.
e. Grundriss des Capitelhauses
f. mit der Josephicapelle.
g. Grösserer Kirchenpfeiler.
h. Kleinerer Kirchenpfeiler.
i. Sockel des Letzteren.
k. Profil der Gewölberippen der Kirche.
l. Profil der Eingangsthür in das Capitelhaus.
m. Profil der Gurtträger im Kreuzgange.
n. Profil der Gewölberippen im Kreuzgange.

Ausgrabungen antiker Gegenstände a. o. Wienerberge.

Besprochen von Joseph Arneth.

Im Jahre 1841 entdeckte Herr Alois Miesbach in seiner grossartigen Ziegelei auf dem Wienerberge, aus der jährlich 60.000.000 Ziegel hervorgehen, sehr merkwürdige römische Meilensteine. Es ist bekannt, dass die Römer durch das ganze Gebiet ihres Weltreichs überall an den Strassen desselben Steine setzten, worauf die Bezeichnung der Entfernungen von den grösseren Orten angegeben war. Vor der Auffindung dieser Steine war nur einer bekannt, welcher den Namen VINDobona an sich trug, der aber ungeachtet aller darauf verwendeten Mühe nicht mehr aufzufinden war. Die mit dem Namen VINDobona bezeichnet gewesenen Meilensteine vom Wienerberge waren folgende:

1. Von Antoninus Pius aus dem Jahre 143 nach Christi; 2. von Septimius Severus, worauf jedoch der Name Vindobona nicht mehr vorhanden; — 3. von Trajanus Decius aus dem Jahre 249; — 4. vom Sohne des Gallienus, Licinius Cornelius Valerianus aus dem Jahre 253; dann endlich 5. von beiden Licinius, Vater und Sohn, aus der Zeit 307 — 323 nach Christi Geburt. Sie rührten also aus der Periode vom Jahre 143 — 323 nach Christi Geburt her, und es ist sehr wahrscheinlich, dass alle in der Nähe der Steine gefundenen Gegenstände, welche nicht ein anderes näheres Zeitbestimmungszeichen an sich tragen, dieser Periode angehören. Sowohl die eben erwähnten, von Herrn Alois Miesbach dem k. k. Münz- und Antiken-Cabinette mit grösster Bereitwilligkeit überbrachten Meilensteine wie der bei St. Marx angeblich entdeckte, aber nicht mehr aufzufindende Meilenstein bewiesen den Ort, wo die römische Strasse von Vindobona bis Aquae Pannoniae, oder von Wien nach Baden geführt hat. Ebenso bezeichneten die von Herrn Dreher in Klein-Schwechat ausgegrabenen Meilensteine, welche den bis dahin auf Meilensteinen völlig unbekannten Namen KARnuntum aufwiesen, den römischen Strassenzug von Vindobona nach Karnuntum, oder von Wien nach Petronell. Ich habe an anderen Orten diese Gegenstände weitläufiger beschrieben. [2])

[1]) Jakobs und Ukert: Beiträge I. 113. Aus diesem führen wir einige dieser Deutungen auf die Empfängniss Mariens an. Von dem Löwen heisst es:
„Leo si rugitu proles suscitare valet,
Cur vitam a spiritu virgo non generaret."
Und von dem Pelikane:
„Pellicanus si sanguine animare fetus claret,
Cur Christum puro ex sanguine virgo non generaret."

[2]) Arneth. Römische Meilensteine. Wien 1845.

Unweit des Ortes nun, an welchem im Jahre 1841 die Meilensteine am Wienerberge gefunden wurden, entdeckten am 7. April d. J. Arbeitsleute des Herrn Alois Miesbach bei 200 Klafter gegen Westen an der von Wien nach Neustadt führenden Commercial-Strasse, und an 250 Klafter vom Liesinger-Bache gegen die Stadt Wien zu entfernt, in einer Tiefe von 2 Fuss ein Grab, welches aus früher an anderen Orten verwendeten Sandsteinen zusammengesetzt war. Dasselbe ist 1 Klafter lang, 2 Schuh breit, 18 Zoll tief; in ihm lag ein weibliches Skelet.

Der von diesen Steinen zusammengestellte Sarg, dessen Deckel aus einem gesimsartig zugehauenen Steine bestand, war mit Erde vollkommen angefüllt, die Gebeine sehr zerbrechlich und meistentheils aus ihrer ursprünglichen Lage gerückt; in der Fussgegend lag ein zerbrochener Teller, auf der Kopfseite eine kleine gut erhaltene Schale, zwischen den Brustknochen eine Fibula von Bronze 4 Zoll lang, 2 Zoll 3 Linien breit, der Bogen 1 Zoll 2 Linien hoch, und zwischen den Fingerknochen ein sehr kleiner Ring von Bronze. Beiläufig in der Mitte des Grabes befand sich eine kleine Schnalle und das Bruchstück einer Schnalle von Eisen.

Die Fibula ist auch darum merkwürdig, weil im Jahre 1824 gelegentlich der Erweiterung der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern in einem ähnlichen, aber von Ziegeln umgebenen Grabe eine gleichartige Fibula gefunden wurde, die also beide aus gleicher Werkstätte hervorgegangen zu sein scheinen. Die Ziegel, welche das Grab bei den Kapuzinern bildeten, rühren von der X. und der XIII. Legion u. z. von einer Cohorte Bogenschützen her, welche ihre Stämpel darauf gedrückt haben. Da eine Münze Hadrians dabei gefunden wurde, so sind diese Gräber auf jeden Fall aus der Zeit nach Trajan.

Die Gebeine im Grabe am Wienerberge waren völlig morsch und zerfallen; aus ihrer Kleinheit, aus der Formation ihrer Schenkelknochen und dem geringen Durchmesser des Ringes dürfte der Schluss gezogen werden, dass das aufgefundene Skelet ein weibliches war.

Dieser Fund und seine Objecte sind an und für sich nicht sehr erheblich, sie werden nur merkwürdig durch den Ort der Auffindung, wodurch es wahrscheinlich wird, dass die Person, deren Gebeine aufgefunden wurden, etwa gegen das Ende der Periode, aus welcher die Meilensteine herrühren, d. h. aus der Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung daselbst begraben worden sei.

Es war auch diese Zeit eine Zeit des Kampfes in Österreich, eines Kampfes unter einem der ausgezeichnetsten der römischen Imperatoren, des Decius Trajanus, der durch Annahme des Beinamens bewies, dass er sich den vielleicht vorzüglichsten derselben, den grossen Trajanus, zum Vorbilde gesetzt habe. Dieser Kampf wurde geführt, um das römische Reich vor dem Übergange der barbarischen Völker über die Donau zu bewahren, und so die damals so sehr bedrohten Gränzen des römischen Reiches zu schützen.

Aus den neu entdeckten Gräbern an der Strasse zwischen Vindobona und Aquae Pannoniae geht wohl auch der Schluss von selbst hervor, dass die Römer, die in ihren Municipien und Colonien so viel Wichtiges ihrer Weltstadt nachahmten, auch in denselben den Gebrauch annahmen, ihre Todten längs der Strassen zur Erde zu bestatten, wie diess die Auffindung so vieler Gräber und der dieselben schmückenden Monumente an der Via Appia, das Grabmal der Caecilia Metella, Claudia Semne, der Scipionen u. s. f. und die Gräber-Strasse in Pompeji u. a. m. darthun.

Im künftigen Jahre wird in der Richtung der angezeigten Strasse zwischen Vindobona und Aquae Pannoniae weiter gegraben. Herr Alois Miesbach gab seinen Leuten den Auftrag, sorgfältig auf die etwa ausgegrabenen Gegenstände Acht zu haben, und so könnte es geschehen, dass auf dem sonnigen südlichen Abhange des Wienerberges mehrfache Spuren aufgefunden werden, dass die Römer, um ihren Landstrassen ein freundliches und zugleich ernstes Aussehen zu geben, an dieselben häufig nicht bloss Triumphbögen und Tempel, sondern auch, um das Andenken der Verstorbenen frisch zu erhalten, sowohl das prächtige Grabmal des Reichen, wie den einfachen Grabstein des Armen setzten.

Die römische Wasserleitung auf der Schiffswerft-Insel in Altofen.

Auf das Vorhandensein bedeutender Überreste römischer Bauwerke in und um Altofen wurde schon von verschiedenen Seiten hingewiesen, und man unterliess auch nicht einzelne Ausgrabungen anzustellen, um den Umfang, die Bedeutung und vor Allem den wirklichen Bestand einer römischen Stadt daselbst zu constatiren. Die erste wichtige Ausgrabung fällt in die Zeit der Kaiserin Maria Theresia, wo die Regierung durch Professor St. Schönwisner[1]) das römische Bad am Florians-Platze in Altofen aufdecken liess, und bald darauf ein römischer Sarkophag gefunden wurde. Im Jahre 1802 entdeckte man ein römisches Grabmal, und mehrere Jahre später einen Opferaltar Neptun's. Nach einem zweiten römischen Bade wurden im Jahre 1822 Nachgrabungen angestellt. In letzterer Periode entwickelte sich überhaupt für Forschungen auf diesem Gebiete wieder ein lebhaftes Interesse und insbesondere der Schriftsteller Fr. Schams[1]) gab über das römische Aquinta sehr wichtige Aufklärungen. So lieferte er nähere Anhaltspunkte über

[1]) Demselben Gelehrten verdanken wir das interessante Werk: De ruderibus Laconici Celdariique Romani. Budae 1778.

[1]) Vollständige Beschreibung der k. freien Hauptstadt Ofen in Ungern. Ofen 1822, S. 647—669.

den factischen Bestand eines römischen Amphitheaters, über die Ruinen einer römischen Wasserleitung in der Nähe von Altofen, und versuchte den Umfang der nicht unbedeutenden Römerstadt zu bestimmen.

Im Jahre 1853 wurde die k. k. Central-Commission von dem sehr verdienstvollen und an den Alterthumsforschungen sich lebhaft betheiligenden k. k. Baudirector in Ofen Herrn Menapace neuerdings auf die Überreste der römischen Stadt Aquinta aufmerksam gemacht, und von diesem eine bis jetzt fehlende, vollständige Aufnahme der vorhandenen Denkmale, dann die Anlage eines genauen Situationsplanes und die Anordnung neuer Ausgrabungen auf der Donau-Insel beantragt.

Aus den zugleich vorgelegten Notizen des Oberingenieurs Reitter war übrigens zu entnehmen, dass das Merkwürdigste die Bruchstücke eines theils oberirdischen, theils unterirdischen Aquäductes seien, welcher von der stärksten, nächst des Pulver-Stampfmühle befindlichen Schwefelwasserquelle bis in die Schiffswerft-Insel führt. Die Spuren des oberirdischen Aquäductes bestehen aus einzelnen, mitunter 2 Klafter hohen, ganz mit Schwefelkies bedeckten Pfeilern. Die unterirdische Wasserleitung, ausserhalb Altofen bei 300° vom Donau-Ufer beginnend, ist 16 bis 20 Klafter breit und bei 50 bis 60 Klafter schliefbar, wo sie sich dann in verschiedenen Richtungen mit geringerer Breite fortsetzt. Im Alignement der Hauptrichtung wurde auf der Schiffswerft-Insel unter den beiden Altofner Donau-Ufern ein ebenso construirter Gang entdeckt. Auch stiess man auf dieser Insel auf Gebäude-Überreste und unterirdisches Mauerwerk, welches stellenweise nur 1 bis 2 Fuss mit Erde bedeckt ist. — Die Ziegel, aus welchen die Bauten hergestellt wurden, sind durchgehends sehr fleissig gearbeitet, 22 Zoll lang, 11 Zoll breit und 1½ Zoll dick. Sie haben auf der einen Seite die Aufschrift: „Hadrian", auf der andern „Cohors V." Besonders interessant sind die mit Flanchen versehenen Röhren-Ziegel von viereckigem Querschnitte und aus dem feinsten Töpferlehm angefertigt.

Was die Construction der obenerwähnten 10 bis 15 Fuss überdeckten oberirdischen Wasserleitung betrifft, so besteht dieselbe aus kleinen bei 10 Zoll dicken und 3 Fuss hoch und rund gearbeiteten Sandsteinsäulchen, welche, bei 3 Fuss von einander entfernt, durchgehends mit Sandsteinplatten überdeckt sind. Das Fundament ist aus grossen flachen Ziegeln gebildet, worauf zwischen den Säulen 3 einzöllige Schichten lagern. Die unterste zunächst den Ziegeln besteht aus gelbem Thon, die zweite aus blauem, und die oberste ist ein Cementguss aus Ziegelmehl und mit Steingries vermengt. Bemerkenswerth ist übrigens sowohl die Fussbodenhöhe der entdeckten Gebäude als auch die Decke dieser Wasserleitung, welche unter dem kleinsten gegenwärtigen Donauwasser liegen und woraus hervorgeht, dass entweder das Bett des Stromes sich im Laufe der Jahrhunderte sehr bedeutend erhöht hat, oder dass zur Zeit des Bestandes der Wasserleitung der Fluss ein anderes Bett besass.

Nachdem nun die k. k. Central-Commission im J. 1853 auch in Erfahrung brachte, dass durch die bevorstehenden Bauführungen der Donau-Dampfschifffahrt die erwähnten Überreste dieser grossen weitverzweigten römischen Wasserleitung einer unvermeidlichen Beschädigung entgegengehen, so unterliess sie nicht, auf Grund des von dem Herrn Baudirector Menapace gestellten Antrages, sich bei dem Herrn Handelsminister für die ungesäumte Aufnahme der römischen Überreste auf der Donau-Insel bei Altofen zu verwenden, welcher auch die hierauf bezügliche Weisung an die Statthalterei-Abtheilung in Ofen erliess.

In neuester Zeit und zwar im October d. J. hat sich auf Anregung des k. k. Conservators, Herrn Dr. Haas, das k. k. Civil- und Militär-Gouvernement in Ungern an die Administration der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft gewendet, um diese zu veranlassen, die erwähnten römischen Bäder durch eine wasserdichte Erneuerung der Steinverbindung, sowie durch eine Umfangsmauer und eine Bedachung vor der Verwitterung wenigstens in der Weise zu sichern, wie solches bei dem Hypocaustum am Florianiplatze in Altofen der Fall ist, und die gedachte Administration hat bereitwilligst die unverweilte Vornahme dieser Erhaltungsvorkehrung angeordnet.

Restaurationen.

Seitdem die kaiserliche Regierung die Obsorgs für die Erhaltung der historischen Baudenkmale Österreichs einer besonderen hiezu bestimmten Central-Commission überwies, wurde auch den Restaurationen eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet. In dem Interesse dieser Commission lag es zunächst, sich in dieser Beziehung über den Umfang der von den einschlägigen Organen der kaiserlichen Regierung entwickelten Thätigkeit überhaupt, sowie von Fall zu Fall über die Nothwendigkeit und die Art und Weise der Restauration eines Kunstdenkmales die entsprechende Überzeugung zu verschaffen, und eine Übersicht der in einzelnen Kronländern vorgenommenen Restaurationen zu ermitteln.

Aus den nun vorliegenden Berichten über die in den Jahren 1853 und 1854 vorgekommenen Restaurationen wollen wir eine Übersicht der in dieser Richtung zur Kenntniss der k. k. Central-Commission gelangten Leistungen veröffentlichen, und haben nur zu bemerken, dass diese Übersicht wegen mehreren noch rückständigen Berichten auf Vollständigkeit keinen Anspruch zu machen vermag, und auch jede Erörterung über die Durchführung der Restaurationen ausgeschlossen bleiben soll.

Wir beginnen in diesem Hefte mit einem der am reichsten dotirten Baubezirke, und zwar mit dem von

I. Venedig.

Hierüber entnehmen wir einem tabellarischen Ausweise des Herrn Baudirectors Roggia in Venedig folgende Daten:

Auf Staatskosten wurden in den Jahren 1853—1854 in **Venedig** selbst restaurirt:

1. Die Patriarchal-Kirche von S. Marco, ein Werk byzantinischen Styles, welches von mehreren Architekten erbaut, im Jahre 976 angefangen und im Jahre 1071 vollendet wurde, mit dem Betrage von . . . . . 14.540 fl.

Die Verbesserungen bestehen in der Reconstruction und der Eindeckung jenes Theiles der Wölbung mit Kupferplatten, an welcher sich die Mosaikdarstellungen der Apokalypse befinden.

2. Der Dogen-Palast, ein Werk des XIV. Jahrhunderts, welches gleichfalls von mehreren Architekten, darunter von Filippo Calendario erbaut wurde, mit . . . . . 22.000 fl.

wobei die Restaurirung des Daches über dem Rathssaale (sal del consiglio) 6600 fl., äussere Verzierungen 13.000 fl. und verschiedene dringende Arbeiten im Innern 2400 fl. betrugen.

3. Die alte Bibliothek am Marcusplatze neben den neuen Procuratien, im XVI. Jahrhunderte von Sansovino und Scamozzi im späteren Renaissance-Style erbaut und gegenwärtig zur kaiserlichen Residenz bestimmt, mit . . . 6.700 fl.

4. Die Kirche des h. Erlösers im Renaissance-Style am Ende des XVI. Jahrhunderts von Ant. Palladio auf der Insel Giudecca erbaut, mit 14.980 fl.

Restauration der Kuppel und Eindeckung mit Kupferplatten.

5. Die Kirche von S. Giorgio Maggiore, ebenfalls auf der Insel Giudecca im Renaissance-Style von Palladio im XVI. Jahrhunderte angefangen und von Vincenz Scamozzi zu Anfang des XVII. Jahrhunderts vollendet, mit . . . . 210 fl.

6. Die Kirche S. Giovanni e Paolo, im gothischen Style des XIII. und XV. Jahrhunderts von einem unbekannten Architekten erbaut, mit . 25.800 fl.

darunter verschiedene Restaurationen im Innern, an der Kuppel und am Dache.

7. Die Kirche Sta. Maria Gloriosa dei Frari, im gothischen Style des XIII. Jahrhunderts von Nicolo Pisani erbaut, mit . . . . 200 fl.

8. Die Kirche des h. Stephan, im gothischen Style des XV. Jahrhunderts von einem bis jetzt unbekannten Architekten erbaut, mit . . . 3.340 fl.

allgemeine Restauration des Daches und der Decke über dem Hauptschiffe.

9. Die Kirche des h. Zacharias, erbaut im XV. Jahrhunderte von einem bisher unbekannten Architekten, mit . . . . . 200 fl.

10. Die Kirche von Sta. Maria di Nazaret degli Scalzi, im XVII. Jahrhunderte von dem Architekten Baldassare Longhena und Giuseppe Sardi erbaut, mit . . . . . 25.140 fl.

darunter die Restauration der Façade mit 22.410 fl.

11. Die Kirche von Sta. Maria Assunta, im byzantinischen Style von einem unbekannten Architekten des XI. Jahrhunderts erbaut, mit . 1.400 fl.

12. Die Kirche der Santa Fosca, im byzantinischen Style von einem unbekannten Architekten des XI. Jahrhunderts erbaut, mit . . . 930 fl.

13. Der Palast Corner, der Sitz der früheren Provincial-Delegation, im XVI. Jahrhunderte von dem Architekten Jakob Sansovino im Renaissance-Style erbaut, mit . . . . . 1.500 fl.

14. Il Fondaco tedesco (Niederlage der deutschen Kaufleute), gegenwärtig der Sitz der Finanz- und einiger anderen Behörden, im XVI. Jahrhunderte von Fra Giocondo im sogenannten lombardischen Style erbaut, mit . . 1.270 fl.

In **Padua** wurden auf Staatskosten restaurirt: Die Universität, erbaut im Renaissance-Style von dem Architekten Sansovino, nach Anderen von Palladio und zwar im XV. Jahrhunderte, mit dem Betrage von . . . . . 12.650 fl.

In **Treviso** die Kirche St. Nicolo, erbaut im gothischen Style des XIV. Jahrhunderts, mit . 11.850 fl.

Restauration im Innern und Erhöhung des Hauptschiffes.

Die Gesammtsumme der auf Staatskosten in den genannten Jahren unternommenen Restaurationsarbeiten in Venedig, Padua und Treviso betrug 142.910 fl.

Auf Kosten des Kronlandes wurden in den Jahren 1853 und 1854 restaurirt:

In **Padua** 1. Eine Reiterstatue in Bronze mit steinernem Piedestal, ein Werk des Donato Fiorentino im XV. Jahrhunderte ausgeführt, mit 250 fl.

2. L'arco Valaresso, erbaut im sogenannten lombardischen Style des XVII. Jahrhunderts von J. della Scala, mit . . . . . 1.800 fl.

3. Das Umfassungsgeländer der Piazzetta delle Statue, ein Werk des XVIII. Jahrhunderts, mit . . . . . 7.500 fl.

In **Vicenza** der Palazzo Chiericato, gegenwärtig das Municipalgebäude und Museum, erbaut im Renaissance-Style des XVI. Jahrhunderts von A. Palladio, mit . . . . . 3.580 fl.

In **Treviso** das akademische Theater, erbaut im XVIII. Jahrhunderte von Francesco Maria Prati, mit . . . . . 3.000 fl.

Restauration des grossen Saales und Erbauung eines neuen Vestibuls.

In **Udine:** 1. Die Hallen von San Giovanni, erbaut im XVI. Jahrhunderte von J. Sansovino, mit . . . . . 3.000 fl.

2. Die Loggia communale, erbaut im gothischen Style, mit . . . . . 700 fl.

3. Der Thurm der Chiesa di Castello, ein Werk des XVI. Jahrhunderts, mit . . . . 4.000 fl.

Endlich 4. wurde der städtische Friedhof, erbaut im XIX. Jahrhunderte von Valentin Presani, vergrössert und hierauf die Summe von . . . . . 4.000 fl. verwendet.

Die nebstbei auf Provincialkosten ausgeführten Restaurationen beliefen sich auf 31.830 fl.

Die Gesammtsumme aller Restaurationen in dem Kronlande Venedig betrug somit in den genannten zwei Jahren 174.740 fl.

Notizen.

1. (Zwei Fürstengräber im St. Stephansdome in Wien.) Der Geschichtsforscher J. Feil hatte schon in seinen „Kritischen Beiträgen“ zur Geschichte und Beschreibung dieses Domes[1]) bei Ermittelung der ältesten in Wien erhaltenen Fürstengräber, nachdem er mit überzeugenden Gründen nachgewiesen, dass das Grabmal im sogenannten Speisechore nicht dem ersten Stifter Herzoge Rudolf IV., sondern seinem Bruder, Herzoge Albrecht III. († 1395) angehöre, auf die Beschädigungen hingewiesen, welche dasselbe seit kaum einem Jahrhunderte erlitten. Während die Randseiten mit der Schrift dem Säulenträger eines darüber gebauten Betchors zur Unterlage dienen und die nach den älteren Abbildungen in dem Raume zwischen den Füssen des Fürstenpaares befindlich gewesene Kirche, dann der Helm mit Pfauenfedern zwischen seinen Häuptern, sowie die Mönche aus den Nischen ganz verschwunden sind, wurden auf dem Sargeckel auch noch eiserne Kloben angenietet, in welche die Stangen des fast täglich in Gebrauch kommenden sogenannten Speisehimmels und der zwei zugehörigen Fähnchen eingestellt werden.

Sowohl auf diese noch im Jahre 1854 fortbestandenen Thatsachen als auch auf den Umstand, dass das kunstgeschichtliche Grabdenkmal Friedrich IV. im Passionschor dem alle Jahre zu Ostern aufgerichteten heiligen Grabe gleichfalls zur Unterlage dient, und dadurch das feine Zierwerk dieses Monumentes von Jahr zu Jahr immer grösseren Schaden erleidet, machte der Conservator von Wien, Herr A. Camesina, die k. k. Central-Commission neuerdings mit dem Ersuchen aufmerksam, sich dafür zu verwenden, dass bei dem Grabmale des Herzogs Albrecht III. der Speisehimmel, und bei dem berühmten Grabe des Herzogs Friedrich IV. das dort jährlich aufgerichtete heilige Grab versetzt werde. — Die k. k. Central-Commission erachtete es für das Zweckmässigste, sich direct an Seine Eminenz den Herrn Cardinal-Erzbischof von Wien Ritter von Rauscher zu wenden, um die nöthige Abhilfe in dieser Angelegenheit zu erwirken. Mit grösster Bereitwilligkeit verfügte Seine Eminenz, dass der Verschhimmel bei dem Grabmale des Herzogs Albrecht III. alsogleich entfernt wurde, und traf die Einleitung, die Versetzung des heiligen Grabes bei dem Denkmale Friedrich's IV. im commissionellen Wege auszumitteln.

2. (Flügelaltar zu Heiligen-Blut V.O.M.B. in Niederösterreich.) Dieser Altar befindet sich gegenwärtig in einer an der linken Seite des Presbyteriums befindlichen Nische, beiläufig 9 Fuss über dem Fussboden. Seine Höhe beträgt 12 Fuss 8 Zoll. Die Anordnung der Theile desselben ist die bei Flügelaltären gewöhnliche, nämlich ein Mittelschrein mit zwei Flügeln und dem Predell. Ersterer zeigt unter einem reich geschnitzten Baldachine in der Mitte die heil. Maria mit dem Kinde, links einen Heiligen mit einem Baumstamm, rechts den heil. Johannes den Täufer. Diese Figuren sind, was ihren Kunstcharakter betrifft, jenen des Mittelschreines des Flügelaltares zu Maria Laach sehr ähnlich, ja bei der heil. Maria treffen wir sogar eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit mit der thronenden Himmelskönigin zu Maria Laach. Jeder Flügel ist der Quere nach in zwei Abtheilungen gebracht, deren jede mit kleinen Baldachinen geschmückt ist. Die Gemälde dieser Flügel zeigen, und zwar auf der Innenseite: 1. Maria Verkündigung, 2. Geburt Christi, 3. Anbetung der heil. drei Könige, 4. die Darbringung im Tempel: an den Aussenseiten der Flügel: 1. Christus auf dem Ölberge, 2. die Gefangennehmung Christi. Im Hintergrunde dieses Gemäldes erblickt man eine flatternde Fahne mit dem kaiserlichen Adler auf Goldgrund, 3. die Kreuztragung Christi, ebenfalls mit einer Fahne, welche drei Kronen auf Goldgrund zeigt, 4. Christus am Kreuze, zu Füssen Maria und Johannes.

Der über dem Altarkasten gewöhnliche Aufbau fehlt unserem Flügelaltare. Man sieht nur einen Aufsatz, auf welchem rechts die heil. Maria, links der heil. Johannes in runden Figuren angebracht sind. Die Mittelfigur (wahrscheinlich Christus am Kreuze) fehlt. Noch sind die Predellbilder zu erwähnen. In der Mitte erblicken wir Christus die Dornenkrone auf das Haupt gedrückt, das Blut aus der Seitenwunde fliessend, links Maria und die heil. Magdalena ein Gefäss öffnend, rechts die heil. Johannes und Andreas. In den beiden Ecken des Predells ist ein viergetheiltes Wapenschild angebracht, und zwar sehen wir in zwei

[1]) Österr. Blätter f. Lit. und Kunst, J. 1844. S. 260—262.

Feldern den rothen Panther im weissen Felde, im dritten eine Burg mit gelben Zinnen auf schwarzem Felde, im vierten einen gelben Stern auf schwarzem Felde. Die Zeit der Anfertigung dieses Altars dürfte gegen das Ende des XV. Jahrhunderts zu setzen sein. Die architektonischen Verzierungen, welche am meisten gelitten haben, zeigen durchweg schon die Überfülle und die Regellosigkeit des ausgearteten gothischen Styles, die Gemälde hingegen die Tüchtigkeit einer handwerksmässigen Kunstübung; sie sind in manchen Einzelheiten sogar nicht ohne Reiz und Empfindung. Zu wünschen wäre, dass diesem bis nun wenig beachteten Kunstwerke die ihm gebührende Aufmerksamkeit zugewendet würde. Seine Wiederherstellung wäre mit nicht sehr bedeutenden Auslagen verbunden.

(Vergleiche über diesen Flügelaltar: Tschischka, Kunst und Alterthum in dem österreichischen Kaiserstaate. Wien 1836, S. 100.)

3. (Aushebung eines Denksteines in der k. k. Hofburg zu Gratz.) Als im Jahre 1854 der linke Seitenflügel der k. k. Hofburg in Gratz wegen Baufälligkeit abgetragen wurde, fand man, wie der Herr Conservator J. Scheiger berichtet, an der Hofseite ziemlich hoch eine Steinplatte eingemauert, aus deren Inschrift hervorging, dass Kaiser Maximilian im Jahre 1506 an dieser Stelle die bei Leibnitz gefundene Asche und Gebeine eines Römers mit einem unversehrten Glase und einer alten Münze beisetzen liess.

Nachdem der Denkstein mit aller Vorsicht abgenommen wurde, entdeckte man hinter demselben eine Höhlung, welche ein achteckiges 12½ Zoll hohes Gefäss von Sandstein, mit einem zerbrochenen Deckel von gleichem Materiale, enthielt. In demselben lagen Bruchstücke eines rundförmigen Gefässes von grauem, gebranntem Thon, mit einem länglichen von Feuchtigkeit beinahe gänzlich angegriffenen Papierblatte, worauf zu lesen war, dass „eine Gesellschaft, worunter mehrere Hofbediente, namentlich der Gärtner Wolfgang, der Büchsenmeister Praunauer u. s. w., diesen Stein heraufgetragen haben; dass Hanns Künne, Christoph von Ingolstadt, Kaspar Palwierer, Meister Erhart königlicher Majestät Arzt, und Meister Hanns Piflarner, Steinmetz in Leibnitz, hiebei betheiligt waren, endlich, das Balthaser Engentlich den Stein gehaut, und im Jahre 1506 eingesetzt habe".

Weiters fand man eine Bronzemünze erster Grösse von Antoninus Pius, in ziemlich gutem Zustande, dann Bruchstücke von Menschenknochen mit deutlichen Spuren des Brandes und ein zweites wohlerhaltenes Gefäss, welches bezüglich des Materiales und der Form dem ersterwähnten ähnlich war.

Auf Veranlassung des Herrn Conservators wurden die gefundenen Gegenstände in sorgfältige Aufbewahrung übernommen.

4. (Pfarrkirche zu St. Jaak.) Der k. k. Central-Commission wurde im J. 1853 von einigen ihrer Mitglieder die Mittheilung gemacht, dass die in hohem Grade denkwürdige romanische Kirche zu St. Jaak mehrfacher Nachbesserungen, insbesondere aber einer neuen Bedachung bedürfe, wenn ihrem Bestande nicht Gefahr drohen solle. Sie wandte sich desshalb an den Vorstand der Statthalterei-Abtheilung in Ödenburg mit dem Ersuchen, den ämtlichen Einfluss auf die Patronatsherrschaft dieser Kirche in der Art ausüben zu wollen, dass wenigstens die Eindeckung in vollkommen gutem Zustande erhalten, insoferne sie der Ausbesserung bedürftig ist, diese bewerkstelligt, sowie überhaupt nichts unternommen werde, wodurch die ursprünglichen Details dieses hervorragenden Denkmales romanischer Bauweise beseitigt, beschädigt oder verändert werden möchten.

Diesem Ansinnen wurde von der Patronatsherrschaft auch in dankenswerther Weise entsprochen, indem durch dieselbe sowohl die Eindachung als auch die Herstellung der beschädigt gewesenen Bestandtheile dieser Kirche und zwar letztere in einer Weise veranlasst wurde, wodurch der Charakter dieses Bauwerkes in seiner reellen Ursprünglichkeit erhalten blieb. Auch für eine stäte sorgsame Überwachung dieses Kunstdenkmales wurden von Seite der betreffenden Comitatsbehörde die nöthigen Anordnungen getroffen.

In neuester Zeit war die Pfarrkirche St. Jaak wiederholt Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit der Kunstfreunde und veranlasste auch die k. k. Central-Commission zur Aufnahme der Kirche, welche von dem k. k. Professor v. Eitelberger beschrieben und kunstgeschichtlich erläutert in dem Jahrbuche der k. k. Central-Commission veröffentlicht werden wird.

5. (Schlossruine bei St. Lambrecht.) Professor Tangl in Gratz brachte im 12. Bande des von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Archivs für Kunde österr. Geschichtsquellen, historische Nachrichten über die Grafen, Markgrafen und Herzoge von Eppenstein, worin unter Anderm erwähnt wird, dass gegenwärtig das alte Herzogsschloss bei St. Lamprecht bis auf den Thurm umgebaut werden solle. Darauf aufmerksam gemacht, wollte die k. k. Central-Commission die etwa vorhandenen Pläne dieses alten Schlosses copiren, nöthigenfalls berichtigen und ergänzen, oder, wenn diess nothwendig sein sollte, ganz neu aufnehmen lassen, um dieselben in ihrem Archive zu hinterlegen. Aus einem Berichte des Herrn Baudirectors von Steyermark M. Kink stellte sich jedoch heraus, dass die als „Herzogsschloss" bekannten, auf einem erhöhten Gebirgsvorsprunge in der Nähe des Stiftsgebäudes gestandenen und schon seit Jahrzehenden zu einer förmlichen Ruine herabgekommenen Gebäude mit Ausnahme des sogenannten Wartthurms und der ihm gegenüberstehenden Schlosscapelle bereits ganz abgetragen und ihre Grundflächen zu einer Art von Gartenanlage umgewandelt sind. Der Thurm hingegen, wie auch die im

gothischen Style erbaute Capelle wurden in einen solchen Stand gesetzt, dass deren Erhaltung gesichert erscheint. Die ursprüngliche Anlage des ganzen Schlossbaues vor der Zeit der Aufhebung des Stiftes, also vor 1786, lässt sich aus einem im Besitze des Stiftes befindlichen Modelle, welches der k. k. Central-Commission zur Besichtigung übermittelt wurde, ersehen. Es zeigt sich aus demselben, dass das erwähnte Schloss nie ein einheitliches Ganzes aus einer bestimmten Zeitperiode, sondern ein Complex verschiedener, zu verschiedenen Zeiten errichteter Gebäude war, deren keines die Bestimmung eines Herzogsschlosses aufzuweisen vermag, daher vermuthet werden kann, dass ein solches unter dieser Gruppe von Gebäuden gar nie bestanden habe. Aus diesem Berichte stellt sich auch heraus, dass die seit einer Reihe von Jahren dem gänzlichen Verfalle anheimgegebene Burgruine zur Gewinnung von Baumateriale benützt wurde, und dass die Erhaltung des noch bestehenden Thurmes wie der Burgcapelle ein Verdienst des gegenwärtigen Abtes des Stiftes Lambrecht sei, welcher dieselben zurückkaufte und dadurch vor weiterer Zerstörung rettete.

6. (Die drei Statuen der Heiligen Ignatius, Luitgardis und Cajetan auf der Prager-Brücke.) Von Seite des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht wurde im Jahre 1854 die Restaurirung der auf der steinernen Brücke zu Prag befindlichen drei Statuen der Heiligen Ignatius, Luitgardis und Cajetan in Anregung gebracht. Um über den Kunstwerth oder die sonstigen Gründe für die Erhaltung, insbesondere aber über den Zustand derselben bestimmte Anhaltspunkte zu gewinnen, wurde das Gutachten des Herrn Conservators J. E. Wocel in Prag eingeholt, welches folgenden Inhalts war: Die Conception der Bildsäule des heil. Ignatius mit den mannigfachen lebhaft bewegten Figurengruppen und Ornamenten sei, wenn auch nicht den Anforderungen der strengen Kunstkritik entsprechend, doch immerhin bedeutend, und gehöre bezüglich der Ausführung zu den vorzüglichsten Leistungen, welche die plastische Kunst des Renaissance-Styles im XVIII. Jahrhunderte in Böhmen hervorgebracht habe. Die Statue wurde auf Veranstaltung des Neustädter Jesuiten-Collegiums durch den Künstler Joh. Ferd. Prokoff angefertigt und im Jahre 1711 aufgestellt. Beschädigt seien an der Hauptfigur ein Finger der rechten Hand, an einer ornamentalen Nebenfigur ein Stück der Halskrause, an einem militärischen Embleme zwei Pistolenschäfte und der obere Band eines Schildes. Gleichen Kunstwerth besitze die Statue des heil. Luitgardis, welche der Abt des Klosters Plass, Eugen Tyttl, durch den Bildhauer Mathias Braun im Jahre 1719 anfertigen liess. An dieser Gruppe sei der mittlere Theil des linken Armes des gekreuzigten Heilands und einem als Ornament dienenden Engel der Kopf und ein Theil der Brust ausgebrochen. — Minder bedeutend im Vergleiche der beiden früher erwähnten Statuen sei jene des heil. Cajetan, welche auf Kosten des Klosters der Cajetaner im Jahre 1709 aufgestellt und gleichfalls von dem Künstler J. F. Prokoff hergestellt worden. Bei dieser Gruppe sei das Gesicht des Heiligen und dessen rechter Arm abgeschlagen und ein Engel stark beschädigt. — Auf Antrag der k. k. Central-Commission beauftragte sodann im Jahre 1854 das Ministerium für Cultus und Unterricht die Statthalterei in Böhmen zur Restaurirung der drei Statuen, und stellte die Übernahme der Kosten auf den Studien- und beziehungsweise auf den Religionsfond in Aussicht.

7. (Pfarrkirche zu Leutschau in Ungern.) Durch das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht gelangte die k. k. Central-Commission vor längerer Zeit in die Kenntniss, dass die schöne, im gothischen Style erbaute Pfarrkirche zu Leutschau in Ungern, wegen der sehr schlechten Bedachung und Ausserachtlassung jeder Baureparatur, in einem baufälligen Zustande sich befindet.

Im Interesse der Erhaltung dieses für die mittelalterliche Baukunst sehr beachtenswerthen Denkmales war nun die k. k. Central-Commission bemüht, im Wege des k. k. Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten dahin zu wirken, dass bei der Dringlichkeit der vorzunehmenden Bauherstellungen die Baugebrechen von dem in Leutschau stationirten Baubeamten sogleich erhoben und die Stadtgemeinde, als Patron dieser Kirche, durch die betreffende politische Behörde verpflichtet werde, die Restauration dieser Kirche in kürzester Zeit durchzuführen.

8. (Über eine Monstranze und ein Steinbild in der Kirche zu Jagerberg in Steyermark.) Hierüber gibt der Herr Conservator Scheiger folgende Erläuterung: Das Gotteshaus, sowie der Ort Jagerberg selbst, auf einem Berge liegend, ist mit alten Wehrmauern umgeben. Der sehr starke viereckige Thurm gehört wahrscheinlich dem XIII. oder XIV. Jahrhunderte an, das Schiff der Kirche dem XV., das Presbyterium ist aus dem vorigen Jahrhunderte. Nur einzelne Bautheile, z. B. Fenstereinfassungen, Aussenpfeiler und die Gewölbe, weisen auf die erwähnten ältern Bauperioden hin.

Die Monstranze selbst 2′ 3½″ hoch, 7″ breit und 3 Pfund schwer, ist von Silber und weist in ihren architektonischen, dem Pflanzenreiche entnommenen Verzierungen, sowie in den Figürchen und den Buchstaben der zwei Inschriften auf den Anfang des XV. Jahrhunderts. Die Inschriften, an jenem Theile angebracht, an welchem die Monstranze gehalten wird, lauten: MARIA HILF VN; dann weiter unten: IHSVS. Die Hauptfigur stellt den Heiligen Andreas vor, rechts dagegen (heraldisch) ist der heilige Sebastian, links die heilige Jungfrau mit dem Kinde angebracht. Die ganze Arbeit ist geschmackvoll gezeichnet und fleissig durchgeführt, an mehreren Theilen sind einfache, grösstentheils winkelförmige Zeichen (jene des Werkmeisters?) eingegraben. Oben geht die Monstranze in einen Thurm, dieser

in eine Rose aus, auf welcher sich Christus am Kreuze befindet. Die Erhaltung des Ganzen ist vorzüglich, nur dürfte das den Halbmond und die Gläser enthaltende Gehäuse in neuerer Zeit überarbeitet worden sein. Sowie keine Inschrift auf den Stifter dieses schönen Weihgefässes hinweiset, so weiss auch das Kircheninventar nichts darüber anzugeben. Nur eine Sage hat sich erhalten, wornach Jagerberg einst ein befestigter Edelsitz gewesen ist, dessen Eigenthümer während einer Feindesgefahr eine Monstranze in seine Schlosscapelle zu stiften gelobt und nach errungenem Siege auch wirklich gespendet hat.

Hoch am Giebel des neueren Sacristeibaues ist ein altes Steinbild, wahrscheinlich aus dem XIV. Jahrhunderte, mit einer halb lebensgrossen Figur und stark erhabener Arbeit angebracht, das Christus mit der Dornenkrone, Binsenscepter und Ruthe, und unterhalb in ganz deutlichen gothischen Buchstaben die unverständliche Inschrift „*donchytem*“ besitzt. Merkwürdig an dieser Figur ist der Umstand, dass die Ruthe und das Binsenrohr nicht von ihr in den Händen gehalten werden, sondern hinter ihrem Rücken angebracht erscheinen. Überhaupt ist die Ruthe in so regelmässige Abtheilungen gebunden, und mit Ringen derart umgeben, dass sie einem Pfeilköcher sehr ähnlich sieht. Auch das Binsenrohr kann bei flüchtiger Beschauung leicht für eine partisanartige Waffe angesehen werden. Bezüglich der räthselhaften Inschrift, in der nur der Buchstabe *c* etwas zweifelhaft ist und vielleicht *f* gelesen werden dürfte, wurden mehrere Slavisten, jedoch ohne Erfolg, um deren Entzifferung angegangen.

9. (Ausgrabung von Bausteinen bei Szalavár in Ungern.) Aus Anlass eines beträchtlichen Fundes von Silbermünzen, welcher im Jahre 1854 unweit der Einmündung der Szala in den Platensee gemacht wurde, erhielt der Herr k. k. Baudirector Menapace in Ofen auch die Nachricht, dass die geistliche Herrschaft in Szala-Apáthi schon vor längerer Zeit die Ausgrabung der unter dem Schutte befindlichen Mauern angeordnet, welche der alten, schon vor den Zeiten des heiligen Stephan bestandenen Festung Szalavár angehörten. Als Ersterer eine Besichtigung der Überreste veranlasste, war man leider mit der Ausgrabung der unter dem Schutte befindlichen Quadern und Ziegelmauern schon so weit vorgerückt, dass weder die äussere Form des Gebäudes, viel weniger dessen innere Eintheilung erkannt werden konnte. Nur einige Gesimsstücke und einige andere Bruchstücke schön bearbeiteten weissen Marmors wurden vorgefunden, welche erkennen liessen, dass sowohl das Gebäude als die Festung sehr kunstvoll erbaut waren. — Auf einem Thürsturze (4′ lang, 12″ breit und 7″ dick), welcher an der untern Fläche mit hübschen Basreliefs und Verzierungen versehen ist, befindet sich folgende tiefgeschnittene Aufschrift: „Querens invento pulsans.“ — Ein zweites Bruchstück (2′ breit, 3′ hoch und 6″ dick) enthält eine Hand mit einem Kreuze und Verzierungen, ein drittes Bruchstück (18″ lang und breit, 4″ dick) einen Engel sammt Verzierungen; oben die Aufschrift: „☩ Andreas“ und rechts „Vitam.“ — Ein viertes Bruchstück (2′ 6″ hoch, 2′ lang, 4″ dick) zeigt einen Mann zu Pferd, unterhalb mit einem Rundstab und Verzierungen; ein fünftes Bruchstück endlich (21″ breit und lang, 4″ dick) Fragmente zweier Kreise nebst Arabesken und oben die Aufschrift: „E. Soluti S.“, unten dagegen die Worte: „Sub. P. O. Nitu.“ Die Inschriften sind tief geschnitten, alles Übrige aber ist erhabene Arbeit. Die erwähnten Bruchstücke wurden bei der Geistlichkeit in Szala-Apáthi aufbewahrt.

10. (Münzenfund zu Tibod im Udvarhélyer Bezirke.) Über einen zu Tibod im Udvarhélyer Bezirke gemachten Münzenfund gibt der Director des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes, Herr Regierungsrath Arneth, folgende Erläuterung:

Die erste Partie enthält 186 Consularmünzen aus der Zeit des Triumvirates, und zwar von 43—31 vor Christi; durchgehends nur mit Mühe erkennbar, darunter Legionsmünzen des Antonius von der Legion II, V, VI, VII, XIII, XIIII (XIV), XIX, XX, XXI, somit von keiner der seltneren, die meisten mit Contremarken, aber auch diese ohne besondere Bedeutung, im ganzen wenig brauchbar, weil zu schlecht erhalten. Sechzehn Münzen dieser Partie sind mit Ausnahme zweier aus der Zeit des Vespasian herrührender Familienmünzen, die bis zur Unkenntlichkeit abgenützt sind.

Die zweite Partie besteht aus einer Masse durchgehends trefflich erhaltener Kaisermünzen, und zwar von

Vespasianus, 21 Stücke,

Domitianus 4 Stücke,

Trajanus, 18 Stücke,

Hadrianus, 21 Stücke,

Antoninus Pius, 162 Stücke, darunter 53 Consecrationsmünzen mit 4 verschiedenen Typen,

Faustina Senior, 53 Consecrationsmünzen mit 6 verschiedenen Typen, und von

Marc Aurelius, 125 Stücke, darunter 80 vom XVIII. und XIX. Tribunatsjahre, somit aus der denkwürdigen Zeit des Partherkrieges 164, 165 n. Chr. Geburt.

Letzterer Umstand gibt reichlichen Stoff zu einer archäologischen Abhandlung über die Verbindung Europas mit Asien, worauf Hr. Regierungsrath Arneth in seinen Schriften, z. B. über das Orakel von Dodona, über die Funde der römischen Goldmünzsn in Indien, häufig hingedeutet, als den Weg vom Tigris und Euphrat an die Donau und von den Donauländern nach Indien, der besonders im II. Jahrhunderte n. Chr. häufig betreten wurde. Endlich befinden sich unter den Münzen von

Faustina junior, 84 Stücke,

L. Aur. Verus, 67 Stücke,

Lucilla Veri, 4 Stücke.

Der Fund umfasst sonach Münzen vom Jahre 43 v. Chr. Geb. bis ungefähr 167 n. Chr. Geb.

Literarische Anzeige.

Grundzüge der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters. Ein Auszug aus dem grösseren Werke des Verfassers. Von Heinrich Otte.

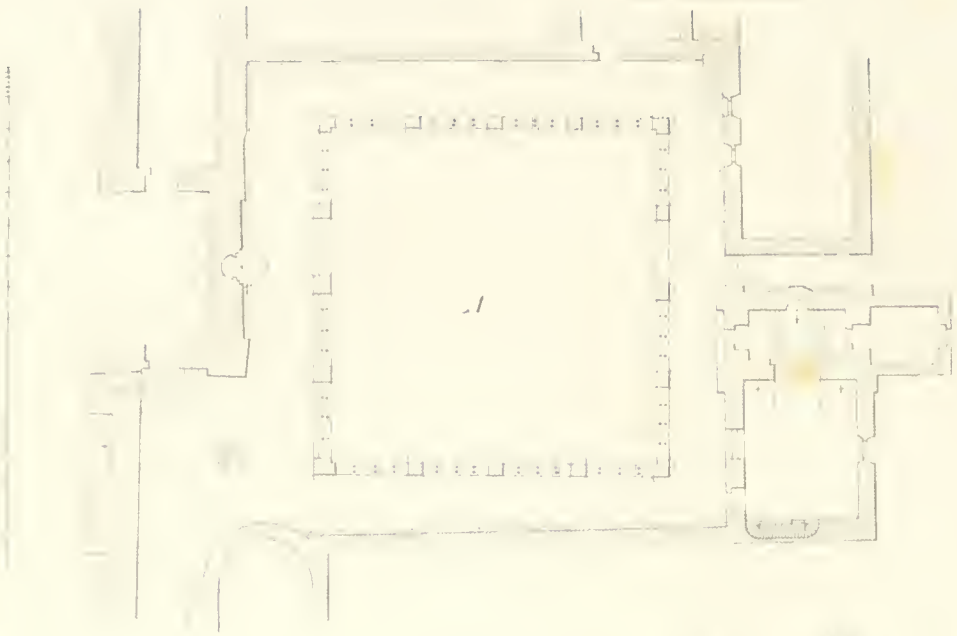
Mit 118 Holzschnitten. Leipzig Z. O. Weigel, 1855, 8°., S. 210.

Otte's im Jahre 1854 in 3. Auflage erschienenes Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters ist wohl in den Händen Aller, welche sich entweder aus Beruf oder Interesse mit Kunst beschäftigen; es ist auch das einzige bisher in Deutschland erschienene Werk, welches in umfassender Weise alle Zweige der Kunst und der mit der Wissenschaft derselben im Zusammenhange stehenden Kreise gründlich und übersichtlich zugleich behandelt. Es verfolgt jedoch zwei Wege, die gerade nicht nothwendig neben einander laufen müssen. Einerseits soll der Laie mit den Elementen der Baustyle und der aus demselben hervorgegangenen Kunstwerke vertraut gemacht werden, anderseits strebt dieses Werk das Verdienst an, ein Inventar der in den verschiedenen Stylgattungen auf uns gekommenen Denkmale zu sein. In letzterer Beziehung vertritt Otte's Werk die Dienste eines sorgsamen Wegweisers, aber nicht jene eines kundigen Erklärers, und die Fülle des so gebotenen Stoffes, so dienlich dieselbe dem Eingeweihten ist, vermag den Anfänger leicht zu beirren und zu erdrücken. Dieser Übelstand, wenn mit diesem Ausdrucke die wohlgemeinte Fülle bezeichnet werden darf, vermeidet oben angezeigtes Werk, das in Wahrheit kein Auszug, sondern vielmehr eine neue, und wie uns scheint, sehr zweckmässige Umarbeitung des grossen Handbuches ist. Aus diesem sind nur mit einigen Modificationen die allgemeinen, die verschiedenen Style und ihre geschichtliche Entwicklung behandelnden Abtheilungen beibehalten; diese sind in jeder Beziehung trefflich, und halten durchaus das rechte Mass ein. Der Charakterisirung jeder Stylgattung ist sodann nicht, wie in dem Handbuche, ein Denkmalverzeichniss, sondern eine Reihe von ausführlichen Beschreibungen der bedeutendsten Denkmale dieses Styls, und zwar entnommen den Werken der anerkanntesten Kunstschriftsteller, wie Kugler, Lübke, Quast, Guhl, Förster, Puttrich u. s. f. beigegeben. Wir finden diess in hohem Grade belehrend und praktisch. Denn einerseits erprobt und belebt sich in den Gedanken des Lesers an solchen Beschreibungen das Verständniss des vorausgegangenen allgemeinen Stoffes, anderseits sind ihm diese Beschreibungen eben so viele Muster, die er gelegentlich sehr wohl für eigene Arbeiten sich gegenwärtig halten wird. Weitere dankenswerthe Beigaben dieses Auszuges sind: das Fragenformular zur Aufnahme eines vollständigen Inventariums der Kunstdenkmale von F. v. Quast, und das Kirchenregister, welches eine kurze Übersicht des gesammten deutschen Denkmalschatzes gibt. Wir nehmen daher keinen Anstand, dieses Werkchen auf das wärmste anzuempfehlen, überzeugt, dass es dazu dienen wird, die Kenntniss der mittelalterlichen Kunst und damit auch die Beachtung ihrer Überreste in weiten Kreisen wach zu rufen.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, dass Otte in diesem neuen Werke von dem in seinem Handbuche durchweg gebrauchten Ausdrucke: „germanische Baukunst“ abgeht, und dafür nach Schnaase's, Lübke's u. a. m. Vorgang zu der eine Zeitlang durch Kugler's Einfluss verpönten Ausdrucksweise des „gothischen Styls“ zurückkehrt. Ein Einblick in den so eben vollendeten ersten Band der Geschichte der Baukunst von Kugler zeigt uns, dass auch dieser Gelehrte sich nunmehr hiezu verstanden hat. So dürfte nun endlich der lang geführte Streit, ob germanisch, ob gothisch zu Ende sein, keine dieser Ausdrucksweisen reicht zu, um den Ursprung des Styls zu bezeichnen, die übrigen dem Wesen des Styls entnommenen, wie Spitzbogenstyl u. s. f. haben durch ihre Einseitigkeit sich nicht einbürgern können; einen völlig bezeichnenden Ausdruck, wie ihn die Franzosen durch das Wort *„ogival“* diesem Style gegeben haben, lässt die Sprödigkeit unserer Sprache nicht zu; denn die allerdings wörtliche Übersetzung mit dem Worte „Vermehrungsstyl“ dürfte kaum sich des Beifalles erfreuen. Unter diesen Umständen bleibt nichts übrig, als sich über irgend einen indifferenten Ausdruck zu vereinigen, und als solcher stellt sich das Wort: „gothisch“ dar, welches durch Jahrhunderte im Gebrauche stand, und wobei es Niemanden beifallen wird an die Gothen, als Erfinder dieses Styls zu denken. Ist es doch bekannt, dass wir dieses Wort von den Wälschen zur Zeit der Herrschaft des Zopfes übernommen haben, welche mit dem Worte *gotico, gothique* alles Altfränkische, Aussermodegekommene und Barbarische zu bezeichnen liebten. So möge denn durch eine Ironie des Zufalles die Blüthe der mittelalterlichen Architektur mit einem Worte bezeichnet werden, welches ursprünglich die Bestimmung hatte, den Abscheu einer in ihrem Geschmacke gesunkenen Zeit an den Schöpfungen ihrer Vorfahren auszudrücken.

Hr.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.


A
C

B
D
E

F

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C.M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k.k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 2. I. Jahrgang. Februar 1856.

Inhalt: Der alte Kreuzgang des bischöflichen Münsters zu Brixen. — Über die Zeitstellung des Gurker Dombaues. — Die Kirche zu Sedletz in Böhmen. — Münzenfund zu Rottigel in Mähren. — Notizen. — Literarische Anzeigen.

Der alte Kreuzgang des bischöflichen Münsters zu Brixen.

Von G. Tinkhauser, Regens der fürstbischöflichen Domschule und k. k. Conservator in Brixen.

Die Bischöfe von Brixen hatten in den ersten Jahrhunderten ihren Sitz in Säben (Sabiona), an derselben Stelle, wo noch jetzt auf hohem Felsenhügel über dem Städtchen Klausen die alte Kathedrale aus den Trümmern der Säbner Burg emporragt. Erst gegen das Ende des 10. Jahrhunderts wurde derselbe nach Brixen übertragen. Hier erhob sich unter Bischof Richprecht (956—975) ein ordentlicher Münster, welcher aber schon im J. 1174 am Vorabende des Osterfestes ein Raub der Flammen wurde. Bischof Richer (1174—1178) begann dann an der nämlichen Stelle den Wiederaufbau, welchen sein Nachfolger Heinrich III. vollendete. Kaum dass indess ein Jahrhundert verflossen war, so brannte der Münster zum zweiten Male ab (13. Jänner 1234). Aus dem Schutte erhob sich abermals ein neuer Bau, welcher diessmal so rasch vorwärts ging, dass die majestätische gothische Domkirche am 31. Juli 1237 von Eberhard II., Erzbischof zu Salzburg, zu Ehren des heil. Apostels Petrus und der Bisthumspatrone Ingenuin und Albuin eingeweiht werden konnte. Der Brand am Dienstag in der Charwoche des J. 1444 scheint unsern Münster nicht mehr berührt zu haben, denn die grosse Glocke, insgemein die Sext genannt, welche Fürstbischof Georg im J. 1441 giessen liess, erhielt sich unbeschädigt bis 1756, in welchem Jahre sie herabfiel. Daraus folgt wenigstens so viel, dass die Thürme vom Feuer entweder ganz verschont oder wenigstens nicht stark beschädigt wurden. Ferners finden wir keine Spur, das um jene Zeit wesentliche Ausbesserungen am Münster geschehen sind. Wohl aber zeigen die Rechnungen der Domfabrik und andere Urkunden, dass in den Jahren von 1460—1475 mehrere Bauten ausgeführt wurden, durch welche jedoch in den Grundlinien keine Veränderung geschah. Im J. 1745 wurde die alte Domkirche theilweise abgetragen, und genau auf dem Grunde derselben die jetzige schöne Kathedrale im Styl der Renaissance gebaut. Demnach sind die Grundlinien unsers alten Münsters noch bis jetzt erhalten, und es fällt nicht schwer, darin das ziemlich treue Bild eines deutschen Münsters der Vorzeit wieder zu finden.

Der alte Münster zu Brixen war im Viereck aufgeführt, den nördlichen Flügel bildete der Dom; an die Vorderseite des Doms gegen Westen schloss sich die bischöfliche Residenz mit der Hofcapelle und anderem Zugehör; an den Chor des Doms gegen Osten der Bruderhof, welcher mit der alten Taufkirche zum h. Johannes auch den südlichen Flügel bildete. In der Mitte liegt der Kreuzgang, und umschliesst den kleinen Hofraum. Im Bruderhof wohnten die Canoniker, in so lange sie noch ein gemeinschaftliches Leben führten. Auch war die Domschule daselbst und zwar im Erdgeschosse des südlichen Flügels untergebracht.

Die neue bischöfliche Burg wurde beiläufig um das J. 1260 gebaut; die alte diente hierauf zu andern Zwecken, und wird gegenwärtig von dem k. k. Bezirksamte und der k. k. Cameral-Bezirksverwaltung benützt. Ferner wurde später die alte Hofcapelle zur Collegiatkirche zu U. L. Frauen erweitert, und wird jetzt von den Studirenden des k. k. Obergymnasiums besucht. Nur der Bruderhof ist seiner früheren Bestimmung im Allgemeinen treu geblieben; ein Theil desselben bildet nämlich noch jetzt das Capitelhaus, wo die Canoniker der Kathedrale ihre Sitzungen halten und das Archiv untergebracht ist; und nur der südliche Flügel wurde dem k. k. Obergymnasium zur Benützung übergeben.

Was sich vom Münster in Brixen am besten aus der alten Zeit noch erhalten hat, ist der Kreuzgang mit seinen merkwürdigen Gemälden und die Taufkirche zum heil. Johannes. Der Kreuzgang diente, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäss, wie bei allen Domkirchen, zu Processionen und war der Begräbnissplatz für die Domherren und Chorbeneficiaten. Er bildet ein regelmässiges und gleichseitiges Viereck, und hat auf jeder Seite vier, und im Ganzen sammt den Eck-Arcaden zwanzig Arcaden. Die innere, d. h. die dem Hofraume zugekehrte Mauer wird von romanischen Doppelsäulchen getragen, deren je drei zu einer Arcade gehören. Über diese Säulchen schwingen sich kleine Rundbögen, durch welche das Licht einfällt. Dagegen hat die Oberdecke ein gothisches Kreuzgewölbe im einfachen Style der ältern Zeit. Wenn dieses daher auf die dritte Periode unsers Münsters, d. h. auf die Zeit zwischen dem zweiten und dritten Brande, hinweist (1234—1444): so führen die romanischen Doppelsäulchen, welche mit einem rohgebildeten Eckblatte versehen sind, in die zweite Bauperiode zurück. Wir werden demgemäss nicht viel irren, wenn wir annehmen, dass der Kreuzgang, wie er jetzt besteht, nach dem zweiten Brande, beiläufig um das J. 1180, aufgebaut worden ist, und nach dem dritten Brande, beiläufig um die Mitte des XIII. Jahrhunderts, die gothische Oberdecke erhalten habe.

Auf Tafel II zeigt *A* den Grundriss des Kreuzganges mit der anstossenden Johannes-Capelle. *B* und *C* geben die Ansicht der Säulenstellung in einer Arcade sammt einem Querschnitte derselben. Die an der innern Seitenmauer des Kreuzganges angedeuteten Strebepfeiler sind zur Befestigung des gothischen Gewölbes gleichzeitig mit diesem an der alten Mauer aufgeführt worden. Die doppelten Linien, welche meistens an den äusseren Seitenmauern des Kreuzganges fortlaufen, geben die gegenwärtige Lage der Grabsteine. *D*, *E* und *F* die Ansicht, den Querschnitt und den Grundriss des romanischen Portals, welches sich von der alten Kathedrale an der nördlichen Seite des Kreuzganges da, wo dieser unmittelbar an jene sich anschliesst, wahrscheinlich aus der zweiten Periode, d. h. vom Baue des Jahres 1174 erhalten hat.

Einen besondern Werth geben unserem Kreuzgange die Gemälde, welche an den Seitenmauern in den Feldern unter den Schildbögen und auf der Oberdecke angebracht sind. Die meisten gehören dem fünfzehnten Jahrhunderte an, einige reichen in das vierzehnte zurück. Die auf der nördlichen Seite, und diese sind die ältesten, dienten zur Verzierung des noch erhaltenen Portals der alten Kathedrale.[1]) die andern aber als Monumente für die Canoniker und Priester, welche hier ihre Begräbnissstätte gefunden haben. Wegen dieser zufälligen Entstehungsweise vermisst man in den Bildwerken einen bestimmten Plan und strengen Zusammenhang, da sie in den verschiedenen Arcaden und selbst in den einzelnen Feldern derselben Arcade, zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Meistern nach dem Wunsche und der besondern Angabe der Wohlthäter gemalt wurden. Diesem Umstande verdankt unser Kreuzgang aber auch einen besondern Vorzug, den nämlich, dass wir darin einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Malerei von beinahe zwei Jahrhunderten finden, und Künstler ein reiches Material zum Studium der Technik und insbesondere der Farbenlehre erhalten. Denn unsere Bildwerke sind verschiedenartig ausgeführt. Mehrere sind *al fresco* gemalt; die meisten aber mit Temperafarben, und einige derselben, wenn auch nicht ganz oder ursprünglich, was schwer zu bestimmen ist, mit Wachsfarben behandelt, oder wenigstens mit solchen lasirt oder restaurirt worden. So trocken diese Bilder erscheinen, dennoch erhalten sie bei einer geringen Reibung mit einem wollenen Lappen und beim Druck oder beim Reiben mit dem Nagel am Finger auf den Erhöhungen der Mauer oder der Farben eine mehr glänzende Oberfläche. Die Farbe ist grösstentheils sehr dünn, viele nur lasirend aufgetragen. Temperafarben wurden zweierlei angewendet. An einigen Bildern sind dieselben mit einem festern Bindemittel, bei andern mit einem minder fest bindenden ausgeführt. Bei mehreren findet man die Contouren mit einem spitzigen Werkzeuge schon in nassem Kalk eingegraben. Die goldenen Verzierungen und Heiligenscheine sind mit Gyps eingelegt, nachdem der Mörtel aus jenen Stellen zuerst ausgehoben worden war.

Was den künstlerischen Werth dieser Gemälde betrifft, so wissen wir, dass dieselben einer Zeit angehören, in welcher die Malerei in Deutschland erst aufzublühen anfing. Wir finden in denselben keine Perspective, und vermissen auch in den meisten die plastische Abrundung und eine correcte Zeichnung. Nur in zwei Arcaden, welche von einem italienischen Meister stammen, tritt dem Beschauer eine richtige und kräftige Abrundung entgegen, worin eben die italienische Malerei des Mittelalters vor der deutschen den Triumph feierte. Indess liegt in allen noch erhaltenen Bildwerken unseres Kreuzganges eine Entwickelung von Wahrheit und frommem Sinne, welche auf das Gemüth des Beschauenden tief ergreifend einwirken. Vorzüglich ist endlich die Draperie, die lebensvolle Farbenfrische, und auf den Gesichtern, besonders der Hauptfiguren, der tiefe und innige religiöse Ausdruck. Mitunter tritt dem Beschauer auch ungeschlachte Derbheit entgegen.

Endlich habe ich noch eines Momentes zu erwähnen, welcher für die Symbolik der mittelalterlichen Kunst von hoher Bedeutung ist. Es finden sich nämlich in unserem Kreuzgange einzelne Gruppen von Bildern, welche zwar nicht

[1]) Dieses romanische Portal war das Hauptportal, durch welches die Bischöfe zu den feierlichen Kirchendiensten ihren Einzug hielten. Jetzt bildet es eine Nische, worin ein Passionsbild aufgestellt ist, und heisst gemeinhin „zu U. L. Herrn im Elend.“ Es stammt, wie erwähnt, wahrscheinlich aus der zweiten Periode, d. i. vom Jahre 1174 her.

mit den andern, wohl aber unter sich einen strengen Zusammenhang haben. Das verbindende Mittel ist eben die mittelalterliche Symbolik. Wollte man eine Classificirung derselben versuchen, so könnte man sie in biblische Parallelbilder, in symbolische und in moralische abtheilen. Es sind nämlich einige Gegenstände aus dem neuen Bunde zum Hauptbilde gewählt, und diesem zugleich die Vorbilder aus dem alten Bunde als Neben- oder Parallelbilder beigegeben. Andere enthalten Geheimnisse, welche durch Sinnbilder (Symbole) aus der Natur und Geschichte erklärt werden. Wieder andere — und diese sind bei dem oben genannten alten Portale angebracht — stellen die moralischen Hauptlehren des neuen Bundes bildlich dar. Sie sollten den Eintretenden an den Ernst des Christenthums erinnern, das sich nicht mit einem leeren Lippendienst begnügt, sondern einen Dienst im Geiste und in der Wahrheit fordert.

Bemerkenswerth sind auch die Inschriften, die den Bildwerken beigefügt wurden. Einige derselben bezeichnen das Jahr, in welchem das Gemälde entstanden ist; andere nennen uns den Namen des Meisters oder Donators; die meisten aber beziehen sich auf die Symbolik der Darstellung und zeigen die Namen der Hauptfiguren an.

Es ist zu bedauern, dass mehrere Inschriften und theilweise auch einige Gemälde von Grabsteinen bedeckt sind, welche ehedem in der alten Kathedrale sich befunden haben, nach der Erbauung der neuen aber im Kreuzgange aufgestellt worden sind. So sehr diese Monumente insgesammt der Erhaltung würdig sind, weil sie reichen historischen Stoff und Schriftproben aus dem XIV., XV. und XVI. Jahrhunderte liefern; so ist doch hier nicht der rechte Platz für sie, indem dadurch der Zusammenhang der Bildwerke gestört und auch die Ansicht des schönen Spitzbogens unterbrochen wird. Indessen können beinahe alle sehr leicht und ohne irgend eine Beschädigung wieder entfernt und anderswo aufgestellt werden, weil sie mit sehr wenigen Ausnahmen nicht in die Mauer eingesenkt, sondern völlig frei und beinahe 1 Schuh davon entfernt, daran befestigt worden sind. Die Inschriften auf diesen Grabsteinen und im Kreuzgange, insoweit sie geschichtlichen Inhalts sind, hat Dr. Jos. Resch gesammelt und veröffentlicht. [1]) Noch mehr aber hat unser Kreuzgang durch die unverzeihliche Vernachlässigung gelitten, welche dieses merkwürdige Monument deutscher Kunst und frommen Sinnes in der Neuzeit erfahren musste und noch jetzt erfahren muss. Wie anders dachten und handelten unsere Vordern? Die Domfabriksrechnungen von dem Jahre 1460 und weiter herauf melden uns, dass damals ein Mann eigens dazu bestellt war, jeden Unrath aus dem Kreuzgange zu entfernen und die Bildwerke vom Staube rein zu erhalten. Wie lange diese lobenswerthe Sorgfalt gedauert hat, ist mir nicht bekannt; aber wie es scheint hat im verflossenen Jahrhunderte Niemand mehr daran gedacht. Und vollends nach der Säcularisation des Domcapitels (1803) musste der Kreuzgang viel Ungemach ertragen. Man baute am Kreuzgange einen Abort, wodurch der Mauerfrass erzeugt wurde. Die Dachungen wurden vernachlässigt und das Gewölbe klüftete, oder es löste sich die Farbenschichte ab. Und dachte man je an Ausbesserungen, so wurde kurzer Process gemacht. Der nächste beste Maurer überkleckste die schadhaften Stellen mit Mörtel und bedeckte damit auch ganze Felder. Erst nach der Restauration des Domcapitels tauchte wieder einmal, und zwar in den ersten Vierzigerjahren, ein besserer Geist auf. Man dachte ernstlich an eine Conservirung und Restauration. Sie kam aber gleichfalls nicht zu Stande, weil der dazu Berufene ein sehr geringes Geschick entwickelte. Eine glücklichere Zukunft rückt jetzt heran, nachdem die k. k. Central-Commission die nöthigen Vorarbeiten zur Conservirung unseres Kreuzganges bereits eingeleitet und in Angriff genommen hat. [2])

Ich beginne nun mit der Beschreibung der einzelnen Bildwerke. Vorläufig bemerke ich, dass jede Arcade zehn Felder enthält, welche bemalt sind, nämlich die beiden Schildfelder (an der innern und äussern Mauer) und acht Felder im gothischen Kreuzgewölbe der Oberdecke. Die Eck-Arcaden haben, wie es sich von selbst versteht, die beiden Schildfelder an der äussern Mauer, und zwar an der Stelle, wo sie eben die Ecke bildet. Es ist auch zu bemerken, dass nicht auf jedem Felde nur ein Gemälde angebracht ist. Sehr oft sind auf einem zwei Vorstellungen, sowie auch auf jenen zwei Feldern der Oberdecke, welche zusammen die Kappe des Kreuzgewölbes bilden, sich öfters nur ein Bild findet. Den Anfang der Beschreibung mache ich beim Thore an der Südseite, von da an zähle ich die Arcaden im südlichen Flügel gegen Westen, dann im westlichen gegen Norden, weiter im nördlichen gegen Osten, und so der Reihe nach fort im östlichen Flügel und in dem noch übrigen Theile des südlichen Flügels.

---

[1]) *Monumenta veteris ecclesiae Brixinensis, Brixinae 1765, I. 5 sqq.* Diese Grabsteine waren in der alten Domkirche und in den angebauten Nebencapellen theils in den Boden eingesenkt, theils an den Seitenwänden aufgestellt. Da die Kirche mit den Nebencapellen abgebrochen wurde, hat Resch, um diese merkwürdigen Monumente zu retten, es dahin gebracht, dass sie im Kreuzgange einstweilen an die Seitenmauern angelehnt wurden. Erst nach seinem Tode kam man auf den unglücklichen Gedanken, dieselben mittelst eines neu aufgeführten Mauerwerkes zu befestigen (1788 und 1789). Bei Resch's Lebzeiten wäre so etwas wohl kaum ausgeführt wurden.

[2]) Die k. k. Central-Commission veranstaltete nämlich durch die k. k. Landesbaudirection für Tirol und Vorarlberg und einverständlich mit dem Herrn k. k. Conservator von Brixen, G. Tinkhauser, genaue amtliche Erhebungen über den Zustand des in Frage stehenden Baudenkmales, und liess sich einen Kostenüberschlag der als nothwendig erkannten Restaurations-Arbeiten vorlegen. Nach denselben erfordert der Kreuzgang eine neue Bedachung, mehrere zerklüftete und beschädigte Gewölbetheile und Rippen sind mit Eisenkeilen fest anzutreiben und nachher zu verputzen, die Grabsteine aus dem Kreuzgange fortzuschaffen und im Pfarrkirchhofe aufzustellen, endlich fehlende Marmorsäulchen, sowie ein Capitäl an der gekuppelten Säulenstellung wieder herzustellen. Hierüber sind von der k. k. Central-Commission die weiteren Verhandlungen bereits eingeleitet, und es steht ein günstiger Erfolg derselben mit Zuversicht zu erwarten.
D. Red.

Ober dem Eingange des oben genannten Thores, durch welches ehedem die Bischöfe zum feierlichen Gottesdienste in den Kreuzgang und dann in die Domkirche zogen, befindet sich ein Freseogemälde, welches den am Kreuze sterbenden Heiland vorstellt. Unter dem Kreuze stehen Maria und Johannes; oben neben demselben zur Rechten und zur Linken sieht man die Sonne und den Mond in düstere Trauer gehüllt. Zarte Engelchen fassen unter den Kreuzarmen leicht schwebend das herabträufelnde Blut des Heilandes auf. Das Bild ist noch ziemlich gut erhalten. Die Figuren sind grossartig und gut gezeichnet, schön gemalt und noch kräftig in der theilweise schon verblichenen Farbe. Unten steht die Jahreszahl ·I·Ĺ·A·Ч· (1475).

Die I. Arcade zeigt im äussern Schildfelde den heil. Johannes auf Patmos, wie er zur Himmelskönigin mit dem Kinde aufschauend die geheimen Offenbarungen niederschreibt. Daneben sieht man den Donator in der Chorkleidung eines Canonikers knieend und betend. Darunter hat Resch eine Inschrift gelesen, welche nun mit einem Grabstein bedeckt ist. Diese enthält, dass der Domdecan Benedict Füeger, welcher 1490 gestorben ist, mittelst testamentarischer Anordnung dieses Bild dahin gestiftet hat.[1]) Dasselbe ist durch die Länge der Zeit sehr erbleicht, und die übrigen Gemälde in dieser Arcade sind nun völlig erloschen, so dass man von den Vorstellungen beinahe nichts mehr erkennen kann.

In der 2. Arcade finden wir mehrere biblische Parallelbilder. Um eine Probe zu liefern, wie diese in unserm Kreuzgange durchgeführt wurden, will ich hier auch die den Bildern beigefügten Inschriften folgen lassen. Das erste Hauptbild zeigt uns die Krönung Christi. Vor dem Heilande kniet der Donator in der Chorkleidung: hinter ihm steht St. Johannes der Evangelist als Fürbitter; unten liest man die Inschrift: „Anno domini M.CCCC. XII°. octavo die mensis junii obiit honorabilis dominus Johannes Sayler de pfaffenhofen proponitenciarius. . . . Brixinensis Capellanus capelle S. Katharine in Runcada. . . . cuius anima requiescat in pace amen". [2])

Als Nebenbilder sind beigefügt: *a)* Apemen, die Concubine des Königs Darius, wie sie mit der einen Hand diesem die Krone vom Haupte nimmt und die andere zum Schlage gegen ihn erhebt (Esdrae I. III. cap. 4); *b)* David, wie er von Semei verhöhnt wird (Reg. I. II. cap. 16); *c)* die Gesandten David's, wie sie vom Könige der Ammoniter verspottet werden (Reg. I. II. cap. 10). Unter diesen Bildern liest man in den dahin gehörigen Feldern die folgenden Inschriften: „Prima figura coronacionis. Signatur illuſio, que Xp̃o in coronacione illata est. olim fuit in Apemem concubina regis prefigurata. Apemem coronam regalem de capite eius accepit et capiti ſuo in prefencia regis ipſius impoſuit. Sic Synagoga Xp̃um corona ſua id est honore debito ſpoliavit. et ipsum corona ſpinea in ſuam contumeliam coronavit. Apemem regi alapas palmis ſuis dedit in maxillam. quod rex libenter ſuſtinens non indignationem oſtendit in illam. Ita rex celi ſuſtinuit a iudeis alapas et colaphas et tamen non oſtendit indignacionem aliquam in ipſos. Rex Darius concubinam Apemem. . . . amavit quod omnia ab ipſa ſibi. . . illata pacienter porſavit. Xp̃us autem ſynagogam multo plus amare . . . a qua tam immania cum tanta pacienceia paciebatur. =

Secunda figura de davit et semey. Filii dei pacienciam D.(avid) olim rex prefiguravit. qui ab iniquo Semey tanta mala tam pacienter tolleravit. Semey proiecit in david lapides ligna et lutum. ſic ſinagoga iniecit in Xp̃um palmas ſpinas et ſputum. Semey david virum ſanguinum et virum belial vocavit. Sinagoga Xp̃m ſeductorem et malefactorem appellavit. Abiſay volniſſet semey occidiſſe. ſed david prohibuit. Angeli occidiſſent deriſores Xp̃i. ſed ipſe non permiſit. Xp̃s enim venit in mundum pro peccatis noſtris mortem pati, ut nos reconciliaret per ſuum ſanguinem deo patri. Non enim venit ideo in hunc mundum ut aliquos interficeret, ſed ut pacem et concordiam inter deum et hominem conficeret. Ipſe autem a iudeis non eſt pacifice tractatus. = Qui tantis regum deriſionibus ab eis est inhonoratus. Quapropter ipſum olim prefigurarunt nuncij iſrael quos Amon rex Amonitarum tam turpiter dehoneſtavit. David miſit nuncios regi amonitarum ad reſtaurandam pacem, quorum vestes ipſe precidit uſque ad nates et mediam barbam. Sic deus filium ſuum ad pacem firmandam in mundum deſtinavit. quem ſinagoga dehoneſtavit ſputibus barbam ipſius turpiter maculavit. Xp̃s venit pacem inter deum et homines reſtaurare. quam infra quatuor milia annorum nullus potuit reformare. Gentiles in reformacione pacis effundunt ſanguinem. Innocentes fuerunt effundere libamen. Xp̃s autem effudit . . . aquam ſanguinem ut eo firmius fervemus illam quam ipse fecit pacem. Gentiles fuderunt ſanguinem animalis. Judei autem filii hominis. Sic Xp̃s effudit ſanguinem et aquam proprij lateris."

[1]) Anno Domini Millesimo Quadringentesimo Nonagesimo Mensis Octobrij decima nona. Reverendus in Xpo. Pater, vitam dum egit, Benedictus Füeger, Decretorum Doctor, Decanus Ecclesie Brixinensis, in ultime sue voluntatis Eulogia hanc Picturam fieri mandat. Quem dure mortis inclementia, dum ordiretur, ademit decus et ornamentum patrie singulare. Qui ſplendidus eloquio illustriſſimi Ducis Auſtrie et excelſi Senatus Veneti per aſpera bella cruentiſſimaſque cedes inflammata probatis teſtibus terrigenis fedulus Caduceator componit. Mox omni requie ademta Romani Regis factus Consul ad Pannonie regna mittitur. Illac averſos itidem Regum animos caducere connixus re tamen inacta Auſtriam repetit. Fatiſcens artubus tabeſcit moribundus, mortemque poenitentia fecunda obiit. Is vixit, et quem dederat Almus Deus in terris Cursum. Fortuna peregit, gloriam hanc poſt ſe linquens. Qui dum vixit, bene vixit. Cui perpetuas praebeant Numina ſedes. Et vivat nomen tempus in omne ſuum. Resch Monum. I, pag. 25, num. 50.

[2]) Die sehr häufigen Abkürzungen habe ich nicht aufgenommen, weil wegen des sehr beschränkten Raumes in den einzelnen Feldern nicht nur die gewöhnlichen vorkommen, sondern auch ganz willkürliche, welche nur ein geübter Leser entziffern kann. Z. B.: pacia (paciencia), iudei ăt ſi hols (iudei autem filii hominis), trſit (turpiter), trim (turrim), ĭ q· b· eñ pr̃ ſuo (in quibus cum pater ſuus) etc.

Das zweite Hauptbild stellt uns in einem Felde der Oberdecke Christum vor, wie er von zahlreichem Gefolge begleitet sein Kreuz auf den Berg Calvaria trägt. Als Nebenbilder dienen: *a)* Isaak, wie er als bestimmtes Opfer selbst den Holzbündel auf dem Rücken trägt; *b)* die Pächter des Weinberges nach der Parabel des neuen Bundes, wie sie den Sohn des Herrn tödten; *c)* die Weintraube, welche die Kundschafter aus dem gelobten Lande in das Lager der Israeliten bringen. Unter diesen Bildern sind wieder erklärende Inschriften zu lesen. Sie lauten also:

Prima figura. „Hec autem baiolaeio crucis Xpi ihũ... olim fuit in ysaac filio abraham prefigurata. Ysaac enim ligna propriis humeris afferebat, in quibus eum pater fuus imolare intendebat. Sic Xp̃s humeris propriis crucis patibulum baiolabat, in qua gens iudeorum ipfum fufpendere affectabat. =

Secunda figura. Istud... (figuravit?) Xp̃s in quadam parabola quando predicando iudeis tanquam figuram propofuit de vinea. homo quidam vineam plantavit et eam circum fepivit et ponens in ea turrim et torcular colonis contulit. tempore fructuum mifit servos qui fructus exigebant quos illi apprehendentes cedebant et interficiebant. quot audiens dominus mifit alios servos plures prioribus quibus illi fecerunt sicut fecerunt primis. Ad ultimum mifit eis unicum filium. fi forte vererentur illum occidere. Quem coloni apprehendentes de vinea eiecerunt. et attrocius eum quam fervos occiderunt. Per vineam iftam fignificatur plebs iudaica. Per VII muros... angelorum cuftodia. Per turrim autem fignificatur templum falomonis. Per torcular altare holocausti et oblacionis. Servi miffi prophete domini fuerunt. Quos illi . . . interfecerunt. Yfaiam ferrabant. ieremiam lapidabant. Tandem mifit fuum unicum filium ihm̃ Xp̃m et interfecerunt iftum attrocius quam aliquem alium. Patibulum fuum humeris ipsius imposuerunt et eduxerunt. =

Tertia figura. Ifti olim per duos exploratores prefigurati erant. qui botrum de terra promiffionis ad defertum deferebant. Per botrum prefigurabatur filius dei ihs̃ Xp̃s. qui per hos duos populos de ierusalem ad locum calovrie est epuctus. Per botrum illum probant filii ifrael terre promiffe bonitatem. Per doctrinam Xp̃i poffumus nos confiderare celi fuavitatem. O bone ihũ doce nos dulcedinem vite eterne confiderare . . . . mereamur in ea in perpetuum habitare.“

Das dritte Hauptbild zeigt auf einer Abtheilung des innern Schildfeldes die Mutter Gottes mit dem Jesukindlein, vor welcher die h. Katharina mit einer brennenden Lampe betet. In der andern Abtheilung ist St. Michael zu sehen mit der Wage; auf der einen Schale wiegt die Seele des Donators weit schwerer, als die Teufelsfratzen in der andern. St. Michael hält sein drohendes Schwert gegen diese gezükt. Das Ganze ist ein äusserst zarter Gedanke, wie der Donator durch die Fürsprache der h. Katharina, der Patronin seines Beneficiums, und Mariens der göttlichen Mutter um ein gnädiges Gericht für seine Seele zum Himmel fleht. Auf diesem Felde lesen wir den Namen des Künstlers, welcher die ganze Arcade gemalt hat: Jacobus Sunter pinxit. Vielleicht haben wir hier den Vater des Lucas Kranach oder einen aus dessen Brüdern oder Verwandten? Bekanntlich hat Lucas Kranach (geb. 1472) seinen Namen vom Geburtsorte entlehnt. Sein Vater soll Sunder oder Sunter geheissen haben. Die Gemälde dieser Arcade, welche mit Ausnahme von zweien noch ganz erhalten sind, sollen in Temperafarben ausgeführt gewesen sein, wurden aber in neuerer Zeit von einem unkundigen Restaurator mit Ölfarben überlasirt und dadurch sehr beschädigt. Sie haben insgesammt eine reiche Composition. Die schönsten sind die letztgenannten, d. h. die auf dem innern Schildfelde. Diese haben noch am meisten von ihrer Originalität erhalten; die Figuren präsentiren sich hier in edler Haltung und sind voll Ausdruck.

Die III. Arcade ist eine Eck-Arcade und hat wieder drei Hauptbilder mit mehreren Nebenbildern. Der südliche Schildbogen zeigt uns das erste Hauptbild, wie Christus der Gegeisselte von Pilatus dem Volke vorgestellt wird, und der westliche Schildbogen das zweite Hauptbild Christum den Gekreuzigten. Beide Bilder sind al tempera gemalt, und stammen von dem nämlichen Meister. Die ganze Manier ist eine höchst eigenthümliche. Die Affecte sind mit dem kräftigsten Ausdrucke in derber Weise gezeichnet. Das erste Hauptbild hat einige Beschädigungen erlitten, das zweite ist noch gut erhalten. Dieses ist auch bei weitem besser durchgeführt. Es hat eine gute Zeichnung, ein sehr lebhaftes Colorit und eine schöne, sehr reiche Composition. Unten beim Kreuze befinden sich Maria, Magdalena und Johannes. Engel fassen das Blut auf, welches von den durchbohrten Händen des Heilands herabträufelt. Neben dem Kreuze sind die beiden Schächer in eigenthümlicher Verrenkung an die Kreuze gebunden. Der zur Rechten blickt reuig und vertrauensvoll zum Heiland auf, seine Seele zieht ein Engel an sich. Der linke schmachtet im verzweiflungsvollen Todeskampfe, seine Seele wird von einer Teufelsfratze ergriffen. Den Platz füllt eine grosse Menge Volkes und Soldaten; die heuchlerischen und tückischen Pharisäer machen sich durch ihre verzerrten Gesichter kennbar. In dieser Arcade fand sich die Grabstätte und der Grabstein des Canonikers Ingenuin Brandel, welcher wahrscheinlich die genannten zwei Bilder gestiftet hat und am 22. December 1448 gestorben ist. [1]) Als Nebenbilder kommen vor und zwar zum ersten Hauptbilde: *a)* Achior, wie er von den Knechten des Holofernes an den Baum gebunden wird, und *b)* Job, wie er auf dem Düngerhaufen sitzend vom

[1]) Dieser Grabstein ist in neuerer Zeit von seiner alten Stelle verrückt worden. Die Inschrift lautet: Anno dni M.CCCC.XLVIII. die XXII. mensis decembris obiit dnus Ingenuinus Brandel canonicus Ecclesie Brixinensis cuius anima requiescat in pace. Vgl. Resch a. a. O. I. pag. 23. num. 33, wo aber das Jahr nicht richtig angegeben ist.

Satan gepeitscht und von seinem Weibe verhöhnt wird; dann zum zweiten Hauptbilde: *a)* Eleazar der Machabäer, wie er sich für sein Volk dem Tode weiht, *b)* Absalon, wie er, mit seinen lockigen Haaren am Aste einer Eiche verstrickt, von den Kriegern seines Vaters durchbohrt wird. Diese vier Bilder sind noch ziemlich gut erhalten, aber schlechter durchgeführt als die Hauptbilder; sie stammen auch aus etwas späterer Zeit und von einem andern Meister, wahrscheinlich vom oben genannten Jakob Sunter. Eines ist auch theilweise übermalt.

Einer noch jüngern Zeit gehört das dritte Hauptbild an: Christus wird in das Grab gelegt. Maria, die göttliche Mutter, welche mit den frommen Frauen herbeigeeilt war, drückt ihm den letzten Kuss auf das blasse Angesicht; eine äusserst zarte Darstellung. Als Nebenbilder dienen: *a)* Joseph, wie er von seinen Brüdern in die Cisterne gesenkt, *b)* Jonas, wie er von den Schiffern in das Meer geworfen und vom Fische verschlungen wird. Diese drei Bilder sind mehr oder weniger übermalt worden, die Vorstellung des Jonas ist noch am besten erhalten. Vor dem Grabe des Herrn kniet im Hauptfelde der Stifter dieser Bilder Paul Greussinger, Caplan zu den h. drei Königen, welcher am 2. Februar 1470 verstorben ist und dahier seine Grabstätte gefunden hat. [1])

Die 4. Arcade hat die schönsten und die besterhaltenen Gemälde, welche einen geistreichen und geübten Künstler verrathen. Der äussere Schildbogen stellt die heiligen drei Könige vor, wie sie dem neugebornen Heilande das dreifache Opfer bringen. Dieses Bild trägt die Jahreszahl I·X·I·A· (1417) und hat eine reiche, vortreffliche Composition, ist aber etwas beschädigt. Ganz ausgezeichnete Gemälde sind auch auf dem innern Schildfelde. Sie zeigen uns die beiden Ideale und Vorbilder des christlichen Ritterthums: den heil. Georg in voller Rüstung zu Pferde, wie er den Drachen im gewaltigen Kampfe erlegt und die königliche Prinzessin Aja befreit; dann Gottfried von Bouillon, wie er mit der Kreuzfahne gegen die Saracenen zu Felde zieht; an seiner Seite einen Bischof, beide zu Pferd und mit Gefolge.

Die acht Felder der Oberdecke enthalten acht grössere und eben so viele kleinere Medaillons. In den grössern sind die symbolischen Figuren der Evangelisten und die vier Kirchenlehrer, in den kleinern acht Propheten dargestellt, und zwar in der Aureihung, dass jede Kappe des Gewölbes zu oberst im Scheitel einen leicht schwebenden Engel mit zart fliessender und sehr künstlich gefalteter Kleidung, dann in jedem der zwei Felder mitten ein grösseres und zu unterst gegen die Spitze ein kleineres Medaillon enthält. Alle Bilder dieser Arcade sind entweder ursprünglich in Wachsfarben ausgeführt, oder mit solchen retouchirt oder übermalt worden, was sich schon durch ihren warmen, gemilderten und eigenthümlich zarten Farbenton wahrnehmen lässt. Die schwebenden Engel bewundert man als wahrhaft hehre, beinahe unnachahmbare Gestalten. Überhaupt sind alle Bilder in dieser Arcade sehr gut gezeichnet und gemalt, die Gesichter und Fleischpartien mehr abgerundet, der Ausdruck ruhig, zart und gemüthlich. Man erkennt leicht den italienischen Meister, und ich glaube seinen Namen in der Einfassung eines Medaillons gefunden zu haben. Dort liest man nämlich: P. baccar, allerdings einen in der Kunstgeschichte unbekannten Namen, wenn man nicht den Bartolomeo Vaccarini darunter verstehen darf, von welchem Ticozzi in seinem „Dizionario dei pittori" Folgendes meldet: „Vaccarini Bartolomeo nato in Ferrara circa il 1440, lasciò nella sua patria varie pitture, che lo mostravano sufficiente pittore, onde il Barufaldi lo annoverò tra gli artefici di quella città. Mori dopo il 1450." (Schluss folgt.)

Über die Zeitstellung des Gurker Dombaues. [2])

Herr v. Quast hat seinen Kunstforschungen in Gurk eine verhältnissmässig nur kurze Zeit widmen können, und nur einem so gewandten, theoretisch und praktisch vollkommen ausgebildeten, vielfach erfahrenen Architekten und Kunstforscher war es möglich, in einer nur kurzen Zeit nebst den Grundrissen des Domes von Gurk und der unter dem hohen Chore, dem Querschiffe und den drei Altarnischen (Apsiden) desselben befindlichen Gruftkirche (Krypta) eine so umständliche, und bis auf wenige, nur einem Erinnerungsfehler zuzuschreibende, und bloss Nebenumstände betreffende, Abweichungen, so genaue Beschreibung vorzubereiten und sohin zu liefern. Auf Forschungen über die Baugeschichte konnte sich Herr v. Quast nicht einlassen: nicht einmal auf eine nähere Prüfung dessen, was ihm diessfalls, wie es scheint, von Andern mitgetheilt wurde.

Die Forschungen über die Baugeschichte des Gurker Domes können zwar noch keineswegs als geschlossen angesehen werden, wir besitzen keine Geschichtsquelle, in welcher bestimmt angegeben würde, wann dieser Bau begonnen.

[1]) Die noch vorhandene, aber kaum mehr leserliche Inschrift meldet: Anno domini Millesimo quadringentesimo Septuagesimo Indiccione tertia die secunda Mensis februarii obiit Honorabilis vir dominus Paulus Greussinger Capellanus Capelle Trium regum, cuius anima requiescat in pace, amen. Resch hat unrichtig mensis Septembris anstatt Februarii gelesen. Monum. I. pag. 24, num. 43.

[2]) Die Beschreibung des Gurker Domes von Herrn v. Quast befindet sich in den im verflossenen Jahre erschienenen „Grundzügen der kirchlichen Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters" von Heinr. Otte, einem Auszuge aus dem grösseren Werke des Verfassers (Leipzig bei T. O. Weigel), und wurde in den „Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst" des Jahres 1853, Nr. 41 abgedruckt. Durch die Letzteren auf diese Beschreibung aufmerksam gemacht, sah sich der k. k. Conservator von Kärnthen Hr. G. F. v. Ankershofen zu der vorstehenden interessanten historisch-archäologischen Untersuchung veranlasst, welche in Nr. 245 der Klagenfurter Zeitung v. J. 1853 abgedruckt erschien und seinem Inhalte nach weitere Verbreitung verdient. Der Hr. Verfasser hat übrigens noch tiefer eingehende Nachweisungen über dieses Baudenkmal der k. k. Central-Commission in Aussicht gestellt. Die Red.

wie er fortgeschritten und wann er vollendet worden; soviel kann jedoch schon nach dem gegenwärtigen Stande der Forschungen ausgesprochen worden, dass das, was Hr. v. Quast aus dem Baustyle folgert, in welchem der Gurker Dom aufgeführt erscheint, dass nämlich dieser Bau im Wesentlichen dem Ende des zwölften Jahrhunderts angehöre, durch das, was aus den bisher bekannten Geschichtsquellen für die Gurker Baugeschichte entnommen werden kann, die Bestätigung dahin erhalte, dass der von dem Hrn. v. Quast beschriebene Gurker Dom keiner frühern Kunstperiode angehöre als jener der letzten Decennien des zwölften Jahrhunderts, somit der Periode des beginnenden Überganges vom romanischen zum gothischen Baustyle; — dass das minder Wesentliche, welches eine andere Kunstperiode verräth, einer späteren, aber nicht einer früheren Zeit angehören könne, dass zu den in Gurk vielleicht noch vorhandenen Hemmabauten der von dem Hrn. v. Quast beschriebene Gurker Dom nicht gehöre und wir in dem Exul Wido, wenn er ein zur Zeit des Thronstreites zwischen dem deutschen Könige Heinrich II. und seinem Gegenkönige in Italien, Harduin von Ivrea, somit im Anfange des eilften Jahrhunderts aus Italien verwiesener Lombarde sein soll, den Baumeister nicht erkennen können, wie wir überhaupt geneigt sind, ihm nur das südliche Seitenportal als sein Werk zuzuschreiben. — Nach einer in die im Gurker Archive befindlichen Verzeichnisse der Gurker Bischöfe übergegangenen Haustradition hat Bischof Heinrich I. von Gurk im J. 1174 den Leichnam der Gräfin Hemma aus dem Friedhofe in die unter den Altarnischen, dem Querschiffe und dem hohen Chore befindliche Gruft übertragen. Es wäre nicht wohl zu begreifen, wie in dem Falle, als schon zur Zeit des Todes der Gräfin Hemma oder lange vor Bischof Heinrich die heutige Krypta und die über derselben befindlichen Apsiden, das Querschiff und der hohe Chor schon aufgebaut gewesen wären, die Pietät der Gurker Nonnen, der Chorherren und sofort der Bischöfe einer so langen Zögerung, die irdischen Überreste ihrer Stifterin und grössten Wohlthäterin aus dem gemeinsamen Friedhofe in die Krypta zu übertragen, Raum geben konnte, besonders da solche Gruftkirchen ganz vorzüglich zu den Grabstätten der Kloster- oder Kirchenstifter gewidmet wurden. Es ist sonach nicht bloss aus archäologischen, sondern auch aus historischen Gründen mit Sicherheit zu schliessen, dass weder der Bau der Krypta, noch der Bau der über ihr befindlichen Apsiden, des Querschiffes und des hohen Chores einer frühern Periode angehöre, als der der letzten Decennien des zwölften Jahrhunderts. Gilt diese Zeitstellung in Bezug auf die östlichen Theile des Gurker Domes, so muss selbe noch mehr in Bezug auf die westlicher gelegenen Theile des Domes, das eigentliche Mittelschiff, die beiden Nebenschiffe, die Vorhallen mit dem Nonnenchore über demselben, und die beiden Thürme gelten, weil nach altchristlicher Bauregel der Kirchenbau mit der Grundsteinlegung im Osten, mit der Herstellung des Altarhauses begann und so von Osten nach Westen fortschritt.

Ob Bischof Heinrich den Bau des Gurker Domes begonnen habe, dürfte aus gutem Grunde bezweifelt werden, da Bischof Heinrich der Gurker Kirche nur wenig über sechs Jahre (4. März 1168 bis 3. October 1174) vorstand, und schon der Bau der grossartigen Krypta einen längeren Zeitraum erfordert haben dürfte. Höchst wahrscheinlich begann schon Heinrich's nächster Vorgänger, Bischof Roman I., wenigstens in den letzten Jahren seines Regiments (1132 bis 1167) nach mehrjähriger Vorbereitung der Werkstücke den Bau der Krypta, welcher Bau nothwendig dem Baue der über ihr befindlichen Domtheile vorausgehen musste. Und Bischof Roman I., einer der thatkräftigsten, ausgezeichnetsten Gurker Bischöfe, war auch ganz der Mann, welchem der Entschluss zu einem so herrlichen Kirchenbaue, dem schönsten Denkmale des frommen Sinnes und der diesem entsprechenden Dankbarkeit gegen die Stifterin und die grösste Wohlthäterin der Gurker Kirche zugemuthet werden darf. Es wird daher aus historischen Gründen für die Zeitstellung die Bezeichnung der letzten Decennien des zwölften Jahrhunderts mit Vorbedacht gewählt, besonders da diese Wahl auch der von Herrn v. Quast gewählten Zeitstellung im Wesentlichen nicht zu widersprechen scheint.

Bischof Heinrich, unter dessen Kirchenverwaltung die Krypta wenigstens so weit hergestellt worden sein musste, um die Weihe derselben und die Übertragung des Leichnams der Stifterin Hemma vorzunehmen, starb am 3. October 1174, und musste daher den Weiterbau seinen Nachfolgern überlassen. Welcher von diesen sich an demselben betheilte, vermögen wir nicht zu entscheiden. Nur über die Zeit, in welcher der Bau bereits als vollendet angenommen werden darf, besitzen wir eine beachtenswerthe Andeutung.

Wie Herr v. Quast ganz richtig anführt, werden an der östlichen Stirnwand des Nonnenchores die beiden Zwickel zwischen dem grossen Mittelbogen und deren viereckiger Umfassung jederseits durch das Bildniss eines knienden geistlichen Würdenträgers mit Spruchband eingenommen. Der eine, zur Rechten des Beschauers und somit zur Linken des Thrones des grossen Königs und Opferlamms,[1]) hat die niedere Infel (mitra) auf dem Haupte, der andere, zur Linken des Beschauers und somit zur Rechten des Thrones, hat die Infel zur Seite gestellt, ein Umstand, welcher Herrn v. Quast mit gutem Grunde vermuthen liess, dass selber ein gewählter, aber nicht bestätigter Bischof gewesen sei. Die Schrift auf dem Spruchbande des Letzteren ist schon in der Art beschädigt und theilweise verloschen, die Prüfung derselben auch durch den in dem Nonnenchore auf derselben Seite angebrachten Bälgekasten so bedeutend erschwert, dass es bisher nicht möglich war, den auf dem Spruchbande

[1]) ECCE THRONVS MAGNI FVLGESCIT REGIS ET AGNI. So, und nicht REGNI, v. Quast in Otte's Grundzügen S. 75.

befindlichen Spruch zu entziffern. Dagegen ist auf dem Spruchbande des andern, zur Rechten des Beschauers und somit zur Linken des Thrones, abgebildeten Widmers mit der Infel auf dem Haupte wenigstens noch folgendes Spruchfragment zu lesen: SIS. MEI Q Q O PIA DIE TRICI VIRGO MARIA (Memor sis mei quoque o pia Dietrici virgo Maria. Gedenke auch meiner, des Dietrich, o fromme Jungfrau Maria). Der Charakter der Schrift gleicht der vom Herrn v. Quast mitgetheilten, besser erhaltenen, für ein ungeübtes Auge aber schwerer lesbaren, über den beiden Widmern befindlichen Inschrift und in der in dem Bogenfelde des südlichen, rundbogigen Seitenportals, zu dessen Seite die ebenfalls schon vom Herrn v. Quast mitgetheilte Notiz über den räthselhaften Exul Wido in die zunächst befindlichen Quadern gegraben ist, angebrachten Umschrift [1]), und kann gar wohl noch dem Ende des zwölften Jahrhunderts angehören.

Aus dieser auf dem Spruchbande des einen der beiden Widmer noch lesbaren Schrift, aus der Infel und der sonstigen Bekleidung desselben, dürfen wir wohl mit gutem Grunde schliessen, dass wenigstens einer der beiden Widmer ein Bischof Dietrich von Gurk gewesen sei. Die Geschichte kennt zwei Dietriche, welche der Gurker Kirche vorgestanden. Bischof Dietrich I., welcher im November des Jahres 1179 durch Erzbischof Adalbert II. von Salzburg zum Gurker Bischofe geweiht wurde, und im Jahre 1194 sein Amt wegen Körperschwäche niederlegte, und Bischof Dietrich II., welcher der Gurker Kirche in den Jahren 1254 und 1279 vorstand.

Wir glauben in einem der beiden Widmer den Bischof Dietrich erkennen zu sollen.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass die Widmung des sinnvollen Gemäldes auf der östlichen Stirnwand des Gurker Nonnenchores *beiden* zu den Stufen des Thrones kniend abgebildeten Widmern angehöre, und dass diese sonach Zeitgenossen gewesen seien. Nun kennen wir aber bisher keinen gewählten, jedoch nicht geweihten Bischof, welcher ein Zeitgenosse des Bischofs Dietrich II. gewesen wäre und in solchen Beziehungen zur Gurker Kirche gestanden hätte, dass ihm die Widmung des besprochenen Wandgemäldes in dem Gurker Nonnenchore zugemuthet werden könnte. Einen so gearteten Widmer und Zeitgenossen des Bischofs Dietrich I. von Gurk erkennen wir aber in Hermann von Ortenburg, welcher nach dem Tode des Bischofs Roman II. im Jahre 1179 von dem Gurker Domcapitel unbefugt zum Gurker Bischofe gewählt, von dem wahlberechtigten Erzbischofe von Salzburg Adalbert II. verworfen und durch den im November 1179 zum Gurker Bischofe geweihten Dietrich I. ersetzt wurde, anfänglich sich selbst mit Waffengewalt zu behaupten suchte, im August des folgenden Jahres 1180 aber seinem Anspruche entsagte, und mit dem Erzbischofe und seinem Bischofe Dietrich ausgesöhnt, neben diesem und auch nach dessen Abtreten als Archidiacon der Gurker Kirche urkundlich vorkömmt. Im Thronstreite zwischen Hermann und Dietrich war der Ort Strassburg ein Raub der Flammen geworden. Wohl mag der eine wie der andere hierüber, einer gemeinsamen Schuld bewusst, Reue gefühlt und in diesem Reuegefühle die Widmung gemacht haben. Hermann hat den unheilvollen Kampf veranlasst, desshalb dürfte wohl von ihm die Widmung ausgegangen sein, und er desshalb zur Rechten des Thrones abgebildet erscheinen. Dietrich hat den Kampf, welcher für Strassburg so verderbend endete, fortgesetzt, die Belagerung der Feste Strassburg wiederholt, und dürfte sich desshalb, als am Unglücke Strassburgs mitschuldig, der Widmung Hermann's angeschlossen und wohl auch desshalb seine auf dem Spruchbande noch gegenwärtig lesbare Bitte an die fromme Jungfrau Maria dahin gestellt haben, dass sie *auch seiner* (mei quoque) eingedenk sein möge. Es dürfte daher wohl nicht zu gewagt sein, anzunehmen, dass in den mehrbesprochenen beiden Widmern der Archidiacon Hermann von Ortenburg und der Gurker Bischof Dietrich I. zu erkennen seien, und die Widmung somit wenigstens nicht *nach* dem Jahre 1194, als dem Jahre des Abtretens des Bischofs Dietrich I. erfolgt sein könne.

Da sich das gewidmete Wandgemälde in der östlichen Stirnwand des Gurker Nonnenchores befindet, dieser Nonnenchor aber als die über den Vorhallen aufgeführte, von den zweiten Geschossen der beiden Thürme flankirte Empore zu den westlichsten Theilen und somit mit Rücksicht auf die erwähnte christliche Bauregel zu den letztaufgeführten Theilen des Gurker Domes gehört, so kann mit gutem Grunde weiter geschlossen werden, *dass der Gurker Dombau, welcher durch den dritten Gurker Bischof, Roman I., in den letzten Jahren seines Regiments (1132—1167) nach vielleicht mehrjähriger Vorbereitung der Werkstücke begonnen wurde, unter der Kirchenverwaltung des Bischofs Dietrich I., jedenfalls nicht nach dem Jahre 1194 vollendet worden sein müsse.*

Dieser Annahme dürfte nicht entgegenstehen, dass Herr v. Quast in einzelnen Ornamenten des Gurker Nonnenchores die gothische Formbildung erkannte. Nur die äussere, erste Vorhalle ist in ihrer Westfront durch die Füllmauer (mit dem neueren, äusseren, spitzbogigen Hauptportale und den gothischen Fenstern) abgeschlossen. Diese Füllmauer ist

---

[1]) ✝ INTRANTI . RITE . PER . . (Me?) DO . PASCVA . VITE . ✝ . INTRAT . HIC . RITE . CVI . DEXTERA . COR . PIA . MITE (Dextera pia, cor mite. Wer durch mich gehörig eintritt, dem gebe ich die Weide des Lebens. Der tritt hier gehörig ein, der eine fromme Rechte und ein mildes Herz hat). In das Bogenfeld ist das Brustbild Christi sculpirt. Das Haupt hat den Kreuznimbus, den rechten Vorderarm erhebt der Heiland segnend, in der andern Hand hält er das aufgeschlagene Buch des Heiles empor. Auf dem einen Blatte des aufgeschlagenen Buches ist zu lesen EG, auf dem andern HO (Ego sum ostium. Ich bin der Eingang.) Die Umschrift scheint eine Fortsetzung der Buchschriften zu sein. Sonderbar ist es, dass dieses Seitenportal schon lange ausser Gebrauche ist.

O.S STI
VM VM

durch den noch sehr wohl kennbaren Rundbogen des vormaligen äussern Hauptportales oder dem Überreste einer äussern Vorhalle umrahmt und reicht nicht über diesen Rundbogen hinauf. An der Westfront der über der ersten und zweiten Vorhalle aufgebauten Empore, dem Nonnenchore, ist keine Veränderung durch Umbau wahrzunehmen, und in selber befinden sich noch, wie es scheint, die ursprünglichen, rundbogigen, kleinen Fenster. Es dürfte genügen, dass die Mehrheit der Ornamente den romanischen Charakter verräth, und das Vorkommen gothischer Formbildungen in Einzelheiten der Malerei im Nonnenchore wohl dadurch erklärbar werden, dass der Gurker Dombau überhaupt schon der Periode des Überganges vom romanischen zum gothischen Kunststyle angehört.

Übrigens soll nicht behauptet sein, dass nicht schon Hemma eine Marien-Kirche in Gurk gebaut, und Erzbischof Balduin selbe im Jahre 1042 geweiht habe. Eine solche Behauptung würde den klaren Inhalt der von dem Erzbischofe Balduin über die Hemma-Stiftung errichteten Urkunde gegen sich haben. Allein die von der Grätin Hemma erbaute Kirche St. Maria Gurk dürfte wohl nur ein bescheidener Bedürfnissbau gewesen sein, welcher dem Denkmalbaue, wie sich als ein solcher der gegenwärtige Gurker Dom erkennen lässt, weichen musste. Würde (wie wir nicht fürchten wollen) eine Zeit kommen, in welcher der Gurker Dom zur Ruine wird, so fände man vielleicht im Innern der Ruine die Grundmauern des alten Hemma-Baues.

Von der Weihe einer Gurker Kirche im Jahre 1073 durch den Salzburger Erzbischof Gebhard ist uns aus den Geschichtsquellen, die uns zu Gebote stehen, nichts bekannt, und das, was uns Wiguleins Hund in seiner Metropolis Salisb. (Edit. Ratispon.) Seite 6, worauf sich Seite 518 des fünften Junibandes der Bollandisten berufen wird, erzählt, erregt um so mehr den Verdacht eines Missverständnisses, als nach Hund's Erzählung die Kirchenweihe, welche am 6. Mai (II. Non. Mai) des Jahres 1073 erfolgt sein soll, der Errichtung des Gurker Bisthums und der Weihe des neuen Bischofs Günther vorausging, da doch das Gurker Bisthum bereits im Jahre 1071 errichtet, und der neue Bischof Günther auch schon am 6. Mai 1072 geweiht wurde.

G. F. v. Ankershofen.

Die Kirche zu Sedletz in Böhmen.

(Nach Berichten des k. k. Conservators Franz Benesch und des k. k. Ingenieurs J. Zettl.)

Das ehemalige Kloster zu Sedletz wurde im J. 1143 von Miroslaw aus dem Hause Wartenberg gegründet, und war das erste Cistercienser-Stift Böhmens. Unter Horžislaw aus Waldsassen, dem ersten der 66 Äbte, begann der Bau der grossen Marien-Kirche. Mönche und Laien wurden bei demselben verwendet, und die Anlage und Ausschmückung der Kirche war so umfangreich, dass sie als eines der berühmtesten Bauwerke Böhmens angesehen wurde. Unter dem Schutze der reichen Privilegien, die dem Stifte von den Königen Wenzel II., Johann von Luxemburg und Karl IV. ertheilt wurden [1]), hob sich der Glanz des Stiftes immer mehr, bis am 25. April 1421 durch die Hussiten Kloster und Kirche furchtbar zerstört und die unglücklichen Mönche der martervollsten Vernichtung preisgegeben wurden. [2]) Die berühmte Marien-Kirche war in einen verkohlten Trümmerhaufen umgewandelt und erst 33 Jahre später von dem Abte Theodorich II. mit einem Nothdache versehen worden. Im Jahre 1699 unter dem Abte Heinrich IV. begann dann die gänzliche Restaurirung des gesunkenen Bauwerkes, welche im J. 1707 vollendet wurde. Nun erhielt sich die Sorgfalt für eine würdige Erhaltung der Kirche bis zum J. 1784, in welchem das Kloster aufgehoben und die Kirche wieder dem Verfalle preisgegeben wurde.

Die Kirche nach ihrer ganzen Ausdehnung von Quadersteinen erbaut, ist zwischen den äussersten Gränzen des Mauerwerkes 48° 3′ 6″ lang, beim Haupteingange 17° 3′ 6″ und in dem Kreuzschiffe 21° 0′ 0″ breit, dann vom Bodenpflaster bis zum Dachfirste 16° 3′ 0″ und von dort bis zur Thurmspitze 27° 1′ hoch. Ohne das äussere Mauerwerk beträgt die innere Länge im Lichten 43° 5′ 6′, die Breite in den Schiffen 15° 0′ 0″ und jene im Kreuze 20° 0′ 0″.

Dieselbe ist eine fünfschiffige Basilica, von welcher das Mittelschiff einen 4° 2′ breiten Kreuzgang bildet.

Die zunächst des Presbyteriums im Hauptschiffe befindlichen Pfeiler tragen eine schöne al fresco gemalte Kuppel.

[1]) Zu den Privilegien des Stiftes gehörte auch das Münzrecht, und dasselbe prägte auch die numismatisch seltene Münze: „*Moneta Abbatia Sedlecensis*“ aus.

[2]) Heute noch soll die berühmte Todtencapelle auf dem Friedhofe zu Sedletz die Knochen und Schädel der erwähnten Mönche bewahren. Diese Capelle befindet sich auf dem grossen Friedhofe, wurde im J. 1662 aus Quadersteinen im gothischen Style erbaut, und es knüpfen sich daran zum Theile vielfältige Sagen aus dem Mittelalter. In das Innere dieser unter der Erdoberfläche befindlichen Capelle gelangt man mittelst einer Stiege von 18 Stufen. Auf beiden Seiten des herabführenden Einganges sind Todtengebeine, gleichsam Guirlanden bildend, angebracht. In dem, in der Mitte der Capelle vielfach getheilten Raume sind Pyramiden zwischen hölzernen Rahmen aus verschiedenen künstlich geschichteten Todtengebeinen errichtet, und die Spitze jeder dieser Pyramiden mit einer aus Holz geschnitzten und vergoldeten Krone geziert. Ausser diesen sind noch 6 kleinere Pyramiden an den Seiten aufgestellt. Die ganze Gewölbsdecke ist gleichfalls mit Todtengebeinen geziert. Die Beleuchtung dieser Capelle geschieht durch 8 ovale Fenster. Über der Todtencapelle erhebt sich die gleichfalls im gothischen Style erbaute Allerheiligen-Capelle, die in der vordern Façade mit 2 dem erwähnten Baustyle übereinstimmenden Thürmen versehen ist, und zu welcher man auf den zu beiden Seiten der Todtencapelle angebrachten Stiegen gelangt. Die Red.

welche, auf 30 schwächeren Pfeilern ruhend, von gothischen, mit zierlichen Rippen versehenen Gewölbungen eingeschlossen ist.

Im Mittelschiffe, dem Haupteingange gegenüber, befindet sich der Hochaltar, und über ersterem der grosse Musikchor; zwei andere Musikchöre sind zu beiden Seiten des Presbyteriums, zu denen man auf freitragenden runden Stiegen gelangt, angebracht.

Die beiderseitigen zunächst dem Mittelschiffe vereinigen sich in einem um den Hochaltar führenden Kreuzgang.

Die Decke besteht im Ganzen aus 66 gleich grossen Kreuzgewölben, die von 30 schlanken, mit Gurten verbundenen Säulen getragen werden, deren lichte Höhe vom Fussbodenpflaster bis zum Scheitel der Wölbung $13^1/_2{}^0$ misst. 106 gothische Fenster beleuchten die Kirche.

Von der innern Einrichtung sind nur erwähnenswerth die Beichtstühle, welche mit aus Eichenholz gut geschnitzten Arabesken und Figuren verziert sind; dagegen die 13 im Renaissancestyle gehaltenen Altäre, und darunter auch der Hochaltar, ohne besondern Werth und aus den verschiedenartigsten fremdartigen Theilen zusammengesetzt sind.

Das Gemälde des Hochaltars — die Himmelfahrt Christi, von Peter Brandl — wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Hohenmauth um 1000 fl. verkauft und durch Bergler's Bild ähnlichen Stoffes ersetzt. Unter den übrigen zum Theil werthvollen Altarblättern sind zwei, der h. Luitgard und die h. Juliana, von P. Brandl, zwei, der h. Bernhard und Benedict, v. Lischka, eines, die 14 Nothhelfer, von Supper und die übrigen von Basilii und Willmann, letztere jedoch von untergeordneter Bedeutung. Ein anderes Gemälde, Sedletz's Zerstörung durch die Hussiten, von Skreta, ist nur mehr in einzelnen Theilen erkenntlich.

Oberhalb der Kreuzkuppel des Mittelschiffes ist ein aus Holzwerk zusammengesetzter, einem neueren Baustyle angehöriger Glockenthurm angebracht.

Ausser der Kirche, und zwar beim Rentamte im Schlosse des Fürsten Schwarzenberg, wird eine silberne, stark vergoldete, in die Pfarrkirche gehörige und sehr kunstvoll im gothischen Style gearbeitete Monstranze aufbewahrt; dieselbe ist 37″ hoch, in der Mitte 12″ breit und im Gewichte von 18 Mark, und wird wegen ihrer Schwere nur einmal im Jahre zu kirchlichen Functionen, nämlich bei dem Frohnleichnamsfeste verwendet.

Die Monstranze wurde bei der Plünderung des damaligen Klosters und der Kirche zur Zeit der hussitischen Unruhen in den Jahren 1419—1424 der in der Mitte des Handgriffes angebrachten und an einem kranzartigen Vorsprunge eingesetzten Edelsteine beraubt und dann in das Mauerwerk der vordern Façade der Kirche eingemauert, woselbst sie erst nach Verlauf vieler Jahre durch Zufall wieder aufgefunden wurde. Im Jahre 1810 wurde dieselbe zur Silbereinlösung nach Wien gesendet, jedoch wegen ihrer vorzüglichen Arbeit und ihres Alterthumes zur bleibenden Aufbewahrung wieder zurückgestellt.

Im J. 1854 wurde die Kirche zu Sedletz durch die Munificenz Sr. Majestät des Kaisers mit der Summe von nahe an 12,000 fl. restaurirt. Man hat die theilweise dem Einsturze drohende Decke, sowie das Dach oberhalb des Schiffes und der Seitenhallen wieder hergestellt, die Verglasung sämmtlicher Wände und Wölbungen, die Reinigung und Verkittung der bemoosten Quadern vorgenommen; ferner das Innere der Wände statt der einfachen Kalktünche mit zwei sanften Farbentönen bedeckt, die schadhaften Stufen vor der Kirche neu hergestellt, und die Einfassung des Frescogemäldes im Hauptschiffe vergoldet. Endlich wurde mit Zuhilfenahme des Gypses der zerstörende Mauerfrass beseitigt, die Kirche neu gepflastert und um das Äussere derselben Canäle geführt, damit die unter dem Erdniveau gelegenen Hallen vor Nässe bewahrt werden.

Die allgemeinen Wünsche der dortigen Kunstfreunde richten sich nun auf die Restaurirung des Innern dieses höchst beachtenswerthen kirchlichen Denkmales, die wohl zunächst durch den Religionsfond und den Patron der Kirche zu Stande gebracht werden könnte.

Münzenfund zu Rottigel in Mähren.

Beschrieben von Joseph Arneth.

Im Juli 1853 wurden zu Rottigel in Mähren in einem einschichtigen Grabe 7 Stück Silbermünzen, von welchen aber nur 4 eingesendet wurden, dann 4 Stück Drathschlingen und zwei Bruchstücke von derlei Schlingen gefunden.

Da sich verschiedene Meinungen darüber kundgaben, welchem Münzherrn die erwähnten 4 Stücke zuzuschreiben sind, so unterzog ich dieselben einer genaueren Untersuchung, der zufolge ich mich darüber folgendermassen aussprechen zu dürfen glaube:

1. CHVONRADVS. Eine menschliche Gestalt (der Herzog), unter welcher eine Torques.

℟. S. PETRVS. Eine menschliche Gestalt (der h. Petrus) mit dem Kreuze in der rechten Hand.

2. und 3. sind dieser eben beschriebenen Münze sehr ähnlich, nur ist der Buchstabe Q anders gewendet.

4. Auf der vierten Münze sind die Vorstellungen gleichfalls denen auf den früheren drei Münzen ähnlich; nachdem aber unter drei Münzen auf zweien das Wort Petrus nicht mit dem gewöhnlichen P, sondern mit ꝑ geschrieben ist, so ist wohl wahrscheinlich, dass die vierte Münze ein noch weniger geübter Stämpelschneider wird gearbeitet haben, und dass sie eben dem Konrad angehöre, den die früheren beurkunden.

Es frägt sich nun, welchem Konrad diese Münzen zugeschrieben werden müssen? Meines Erachtens dem Herzoge Konrad, der in Mähren vom J. 1055—1093 regierte.

Ich glaube diesen Ausspruch etwas näher begründen zu können.

Wenn in irgend einem Lande Münzen mit darauf geschriebenen Namen gefunden werden, so ist wohl die erste Frage, ob der Name unter den Beherrschern des Landes, in welchen der Fund gemacht wurde, vorkömmt oder nicht; kömmt der Name vor, so ist wohl die Wahrscheinlichkeit schon sehr gross, dass die Münze dem Fürsten gleichen Namens angehört habe, und es müssen sehr gewichtige Gründe dagegen sprechen, wenn diess nicht der Fall wäre.

Der Fund wurde in der Nähe von Brünn gemacht. Nun gab es aber in Brünn im XI. Jahrhunderte einen Herzog mit Namen Konrad, es ist daher kaum mehr zu zweifeln, dass die bei Brünn gefundenen Münzen von diesem Herzoge geschlagen worden sind.

Ohne mich in dieser Sache sehr in das Einzelne der Geschichte des Markgrafenthums Mähren einzulassen, erzähle ich nur einige Züge, welche hinreichen werden, die Behauptung zu rechtfertigen, dass die bei Rottigel im Juli 1853 gefundenen Münzen mit dem Namen CONRADVS und S. PETRVS vom Herzoge Konrad von Brünn, und auf dessen Erbauung der Peterskirche auf dem Petersberge zu Brünn geprägt wurden.

Nach Dubravius erhielt von den vier Söhnen des 1055 verstorbenen Herzogs von Böhmen Brzetislaus, der älteste, Spitignev, Böhmen, und der dritte, Konrad, das Land um Brünn. [1])

Als Spitignev gestorben, erbte dessen Bruder Wratislaw II. den Thron von Böhmen, den er als König, wozu ihn Kaiser Heinrich IV. wegen seiner geleisteten Dienste ernannte, seit dem Jahre 1086 zierte. Wratislaw gab sogleich nach seiner Thronbesteigung seinem Bruder Konrad den Theil von Mähren, der gegen Deutschland liegt; denn nach Cosmas [2]) heisst es: „occidentalem, (Moraviae plagam) quae est adversus Theutonicos dat Conrado“. Konrad hielt es immer mit seinem Bruder Wratislaw, bis dieser die Söhne seines Bruders Otto von ihrem Besitze treiben wollte, so dass Wratislaw vor Konrad's Burg — vielleicht die Burg der Volkssage, an deren Fusse die Münzen gefunden wurden — erschien, sie belagerte, bis Konrad's Gemahlin eine so aufrichtige Versöhnung herbeiführte, [3]) dass Wratislaw denselben mit Ausschluss seines gegen ihn Aufruhr erregenden und nach Ungern entflohenen Sohnes zu seinem Nachfolger ernannte. Wratislaw starb 1093, sein Bruder Konrad folgte ihm sogleich in der Regierung, die er jedoch nur kurze Zeit führte und demselben noch im nämlichen Jahre nach 7 Monaten und 17 Tagen ins Grab folgte.

Wenn man unparteiisch die Münzen der 4 Brüder: des Spitignev, Wratislaw, Konrad und Otto unter einander vergleicht, wird man eine solche Ähnlichkeit zwischen ihnen finden, wie sie wohl auf dem weiten Felde der Numismatik von keinem andern Konrad aufzufinden sein wird, woraus also hervorgeht, dass diese Münzen nur dem Herzoge Konrad von Mähren und nicht einem andern Fürsten dieses Namens zuzuschreiben sind.

Die Münzen, z. B. der Kaiser, mit Namen Konrad, haben dermassen eine andere Vorstellung und Umschrift, dass die in Rottigel gefundenen unmöglich unter dieselben zu reihen sind, wollte man auch, dem Unwahrscheinlichen zu Liebe, alle möglichen Gründe zugeben, wie sie nach Mähren gekommen sein könnten.

Zur Erklärung der Rückseite der bei Rottigel gefundenen Münzen S. PETRVS passt meines Erachtens die Stelle bei Balbinus: [4]) Conradus nihil memorabile gessit praeterquam quod Ecclesiam Collegiatam fundavit.“ Sie wurde Collegiata durch Bischof Theodorich 1296. [5]) Hiedurch findet auch die Münze bei dem gründlich gelehrten Adauctus Voigt ihre Bestimmung als Konradus. [6]) Es würde eher wahrscheinlich sein, dass diese Münze nicht nach Mähren gehöre, als SEVERVS (der Bischof von Prag) darauf zu lesen. Sind diese Münzen wirklich mährische, so tragen sie durch ihre für die damalige Zeit grössere Ideendarstellung bei, den Geschichtschreiber zu bestätigen, der sagt: „Conradus sciebat Theutonicum linquam. [7]) Es ist demnach auf der Vorderseite dieser Münze ein Kreuz zwischen zwei Altären? oder Thürmen (nicht aber zwei Köpfen, wie Voigt meint). Auf der Rückseite: eine Kirche auf einem Berge mit 3 Thürmen geschmückt, von denen der mittlere höhere ein Kreuz trägt, das zugleich den Buchstaben T zu bilden scheint.

Sollte es mir durch die Reichhaltigkeit des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets gelungen sein, den wahren Münzherrn zu bestimmen, so erhellt daraus, wie erspriesslich der Verkehr zwischen dem Central-Museum — dem k. k. Münz- und

[1]) Historia Boh. L. VII, p. XLIIII: Conrado et Ottoni, Brunnensem et Znoymensem regionem attribuit.

[2]) Cosmas, Chronicon. Bojoh. ad a 1061, p. 136, 137.

[3]) Cosmas, l. c. p. 184, wo sie in einer den König sehr ergreifenden Rede eingeführt wird.

[4]) Miscell. Regni Boh. L. VII, c. 28, T. VII, p. 103.

[5]) Boczek Codex diplom. Morav. V. 46: St. Petri Brunae in Monte fundavit magnifice (Herzog Konrad habe die Collegiat-Kirche zu St. Peter in Brünn gestiftet).

[6]) Beschreibung der bisher bekannten böhmischen Münzen. Prag 1771—1787. 4 Bände 4°. I, p. 288, n. 9. und p. 308, n. 9.

[7]) Cosmas, Chronic. B.

Antiken-Cabinete — und den diessfälligen Anstalten in den Kronländern sich zeigt, und wie nöthig die billige Berücksichtigung des Central-Museums bei Funden ist, und zwar zum Vortheile der wissenschaftlichen Ehre der Monarchie, des Glanzes der Anstalten und selbst zum materiellen Gewinne der Finder.

Notizen.

11. (Hauszeichen von Landleuten bei Möggers und Gaissau in Vorarlberg. Aus einem Berichte des Conservators von Bregenz Hrn. J. S. Kögl. [1]) Von Möggers, einem vier Stunden von Bregenz entfernt liegenden Pfarrdorfe gegen das anstossende bairische Landgericht Weiler zu, steht in der Entfernung einer Viertelstunde mitten in einem Walde die St. Ulrichs-Capelle, welche, durch ihre Abgeschiedenheit einen eigenthümlichen Eindruck hervorrufend, ihr Dasein wahrscheinlich einem vornehmen Einsiedler früherer Jahrhunderte verdankt.

Die Volkssage lässt sie vom heil. Bischofe Ulrich von Augsburg, der im Jahre 973 starb, geweiht werden. Dagegen lautet eine neue Aufschrift am gothischen Spitzbogen vor dem Altare: „Erbaut 1005 — renovirt 1843.“ In Folge dieser Erneuerung ist sie gut erhalten. Unter dem Altare entspringt eine frische Wasserquelle, die ausserhalb des Kirchleins in einen hölzernen Brunnentrog geleitet wird. Sowohl die Capelle als das Quellwasser werden häufig besucht.

Wodurch jedoch diese Capelle ein besonderes Interesse erweckt, sind die Hauszeichen von Landleuten, welche sich in derselben vorfinden. Öfters schon hörte man nämlich in Tirol und Vorarlberg von Urkunden in einzelnen Gemeindearchiven, wo sämmtliche des Schreibens unkundige Landleute anstatt der Unterschrift ihre Hauszeichen und Holzmarken beigesetzt hätten. Es glückte aber bisher nicht, ein solches rechtskräftiges Instrument selbst in die Hände zu bekommen. Nun lieferte obige Capelle, die leider wegen eines hölzernen Gitters nur in ihrem hintern Theile zugänglich war, einen überzeugenden Beleg. Dort befinden sich 6 Apostel, die um das Jahr 1630 auf Leinwand gemalt, nebst den Namen ihrer Spender aus dem Bauernstande zu Möggers auch ihre Hofzeichen in Wappenform enthalten. Es erscheinen nämlich auf den Bildnissen der Heiligen: Thomas, Simon, Philippus die drei Wappen des Felix Laco (1), Christian Forstersteirer Vschwendt (2) und Philipp ..... (3)

und auf den übrigen Gemälden der Heiligen: Matthäus, Andreas und Jakob die Wappen des Franz Fessler (4), dann das Wappen eines Ungenannten (5) und zuletzt jenes des Michael Mats (6).

Die Wappen stehen im rothen Felde, mit Ausnahme des 3., welches im goldenen Felde dargestellt ist.

Einen zweiten Beleg liefert die Pfarrgemeinde Gaissau am Rhein, dem St. gallischen Städtchen Rheineck an der Stelle gegenüber, wo dieser Strom eine fast unnatürliche Wendung nimmt, und wovon diese Gegend den Namen Eselschwanz führt. Sie gehörte bis zum Jahre 1811 in die Pfarre St. Johann-Höchst. Die Gegend war einst eine Au. Vier Schweizerfamilen, Namens: Lutz, Nägeli, Niederer und Nagel liessen sich daselbst häuslich nieder. Unterm 29. Mai 1630 bewilligte Abt Pius von St. Gallen der Gemeinde Gaissau, aus ihren eigenen Mitteln eine Capelle erbauen zu dürfen. An das Portal dieses Kirchleins wurde in nachstehender Form

[1]) Im Jahre 1853 hatte schon Professor Homeyer in Berlin im „Correspondenzblatte des Gesammtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine“ die Mittheilung gemacht, das in einigen Gegenden von Scandinavien und Norddeutschland, ja selbst in den Niederlanden und Brittanien gewisse Figuren in der Absicht gebraucht werden, einem Grundstücke sammt dessen beweglichen Zubehör, sowie auch dem zeitweiligen Besitzer als gemeinsames Wahrzeichen zu dienen. Diese Zeichen, meist aus geraden Linien gebildet, schliessen sich häufig an das Kreuz und an die Riemen und besonders an die zusammengesetzten oder Binderiemen an, und gehen in neuerer Zeit auch wohl in einfache Darstellungen von Geräthen über. Dieser Gebrauch, schon im XIII. Jahrhundert in den schwedischen Gesetzen begründet, scheine, was Deutschland betrifft, dem Erlöschen nahe zu sein, und findet sich nur noch lebendig auf den Bauernhöfen deutschen Ursprungs in den Umgebungen von Danzig und Elbing. Davon angeregt brachte Professor Dr. G. Göth im V. Hefte der „Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark“ einen Aufsatz über „Haus- und Hofmarken“ in Steiermark, dem zufolge im Sinne der von Homeyer bezeichneten Marken sich solche nur mehr bei den Eisenberg- und Schmelzwerks-Besitzern zu Vordernberg und zwar urkundlich schon seit dem XIV. Jahrhunderte vorfinden. In gleicher Weise bestanden sie auch zu Eisenerz, als dort noch bis zum oben genannten Jahre 1623 der Bergbau und die Roheisen-Erzeugung durch Privatgewerke betrieben wurde. Mit obiger Notiz bringen wir nun solche Hausmarken, oder wie man sie auch, um diese Gattung präciser anzudeuten „Familienzeichen“ nennen könnte, aus Vorarlberg, und hoffen durch die Aufmerksamkeit der Herren Conservatoren und Correspondenten bald in der Lage zu sein, über diesen für die historischen Forschungen nicht unwichtigen Gegenstand neue Beispiele aus anderen Kronländern veröffentlichen zu können, um die Angaben des Professors Homeyer in Berlin zu vervollständigen.

D. Red.

ein Stein zum Andenken gesetzt, worauf folgende Zeichen eingemeisselt sind:

Als man dieses Kirchlein im Jahre 1761 erweiterte, kam ein neuer Denkstein mit folgenden Wappenzeichen dazu:

Aus dem Vergleiche derselben mit den Hauszeichen in Möggers geht deutlich hervor, dass auch diese als Hauszeichen der Landleute zu betrachten sind, welche diese Capelle erbauen und renoviren liessen.

12. (Die Gemälde der Spitalskirche und der Niklaskirche zu Znaim.) Der fleissige Forscher auf dem Gebiete des Alterthums Ritter v. Wolfskron liefert im Notizenblatte der historisch-statistischen Section der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde (Jahrgang 1855, Nr. 6) hierüber folgende interessante Beschreibung. Von den Gemälden der Capelle des Militärspitales bemerkt er, dass man darin zwar einer nicht geringen Zahl von Gemälden begegne, dass jedoch die meisten mittelmässige Leistungen des vorigen Jahrhunderts seien, und nur fünf unter ihnen dem Mittelalter und zwar dem Ende des XV. Jahrhunderts angehören. Sie sind sämmtlich auf Holz und Goldgrund gemalt, und stellen Momente aus der Leidensgeschichte des Erlösers dar. Die vier kleineren, welche sich zu beiden Seiten des Presbyteriums befinden, haben durchgehends gleiche Dimensionen, nämlich 18″ in die Höhe und 11″ in die Breite. Sie sind in die schwarze Holzverkleidung der Wände eingefügt, in welcher sich noch sechs gleichgrosse und zehn grössere Bilder (1′ 8″ ins Gevierte) befinden, welche zwar alle auch auf Goldgrund gemalt sind, aber dem vorigen Jahrhunderte angehören, und ohne Zweifel als Ersatz für jene andern mittelalterlichen Gemälde angefertigt und an ihre Stelle gesetzt wurden, welche sich früher in jenen Umrahmungen befanden. Die besprochenen vier Passionsbilder, welche *a)* Christus am Ölberge, *b)* Christi Gefangennehmung mit der gewöhnlichen Episode zwischen Petrus und Malchus, *c)* Christi Verspottung und *d)* Christum vor Pilatus darstellen, sind sämmtlich ziemlich wohl erhalten, und bringen jene Scenen in der bekannten typischen Form, daher eine nähere Beschreibung der Gruppen entfällt. Die Figuren in ihnen sind gut bewegt, das Gefälte ist durchdacht und den darunter liegenden Formen entsprechend, der Ausdruck in den Gesichtern gelungen und fern von der überschwänglichen Charakteristik, in welche die Kunst jener Zeit so häufig verfiel. Auch die Carnation, soweit selbe durch Schmutz und bei etwas mangelhafter Beleuchtung erkennbar war, schien mir nicht ohne Verdienst.

Einen viel bedeutenderen Kunstwerth hat ein Votivbild, welches sich, freihängend, an der rechten Wand der Capelle befindet. Es misst 3′ 6″ in die Höhe und 2′ 1″ in die Breite, und stellt den Erlöser zwischen den beiden Schächern im Momente des Verscheidens dar. Die Köpfe der drei Gekreuzigten, vorzüglich jener des Heilandes, welcher den tiefsten Schmerz mit dem edelsten Ausdruck der Hingebung vereint, sind mit wahrer Meisterschaft ausgeführt. Auch einzelne Köpfe der um den Kreuzesstamm gruppirten Figuren, welche mitunter sehr gelungene Motive in ihren Stellungen und Draperien zeigen, sind sprechend, namentlich der des Hauptmanns Longinus; — Johannes und Magdalena genügen hierin weniger. Die Zeichnung der nackten Figuren ist correct, die Fleischtöne sind durchsichtig und warm. Sehr gelungen ist auch der Faltenwurf des Schamtuches, womit die Lenden der Christusfigur umhüllt sind, welches höchst naturwahr in weichen Linien im Winde flattert. Bezeichnend für das Alter des Bildes ist — abgesehen von der Technik an demselben — die Rüstung des Reiters zur Linken des Heilandes. Sie zeigt nämlich genau, und zwar vorzüglich durch die abgestumpften wulstigen Eisenschuhe, auf das Ende des XV. Jahrhunderts, für welche Epoche auch der gesammte Styl des Gemäldes spricht, welches unbezweifelt unter dem nachwirkenden Einflusse der Prager Malerschule entstand, die bekanntlich unter Karl IV. durch Theodorich (1348 bis 1375), Nik. Wurmser von Strassburg (1357—1360), Kunze und Thom. von Mutina (Modena) gegründet wurde, und sich durch die eben herausgehobenen Vorzüge gegen andere gleichzeitige Schulen Deutschlands vortheilhaft charakterisirt. [1])

Über zwei Gemälde der aus dem XV. Jahrhunderte herrührenden St. Niklaskirche heisst es sodann:

„Das Altarbild einer jener Seitencapellen — ein Jesuskind mit den Leidenswerkzeugen in einem Korbe — eine gelungene Copie nach Velasquez, ist ziemlich bekannt, was jedoch bei einem andern Bilde kaum der Fall sein dürfte, welches ich vor vier Jahren unter dem Gitterflügel des Sacramentshäuschens entdeckte, welches Meisterwerk der Steinmetzkunst sich an der linken Seite des Hochaltars befindet. Das Gemälde gehört dem XV. Jahrhunderte an, ist in Wasserfarben auf Leinwand ausgeführt, und stellt das Wunder des Mannaregens in der Wüste dar. Obwohl das Bild, den Dimensionen der erwähnten Gitterthür entsprechend, eine unverhältnissmässige Höhe von 3′ 6″ zu einer Breite von nur 1′ 1″ hat, so ist die Gruppe der Figuren in diesem Raume doch so geschickt gestellt, dass sie nicht

[1]) Vergl. Wocel, Grundzüge der böhm. Alterthumskunde, S. 137 ff.

unnatürlich gedrängt erscheint. Links vom Beschauer steht ein bärtiger Mann mit kurzverschnittenem Haare, der ein langes, bis an die Knöchel reichendes, dunkelviolettes Gewand (die sogenannte Schaube) trägt, welches durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Die Achseln und die Brust sind durch einen weiten Kragen von orangegelber Farbe verhüllt, dessen Futter lichtgrün ist, und seiner Form nach auf eine an der zwar nicht sichtbaren Rückseite befindliche Kapuze, Gugel, schliessen lässt, wie sie im XIV. und XV. Secul. allgemein üblich war. Die Ärmel des Gewandes sind bei dieser und den übrigen vier Figuren mässig weit und laufen gegen die Hände zu etwas enger zusammen. Die schwarzen Schuhe des Mannes — die der übrigen Figuren sind nicht sichtbar — haben keine von der Gestaltung des Fusses abweichende Form, sondern schliessen sich diesem genau an.

Vor sich, in der Höhe der Brust, hält jener Mann, der das Alter von 40—50 Jahren erkennen lässt, einen Strohkorb, in welchem das gesammelte Manna liegt, welches aus den geöffneten Wolken, durch welche drei Strahlenbündel brechen, zur Erde fällt. Ihm gegenüber, jedoch etwas mehr nach vorn, kniet ein Knabe, mit der rechten Hand einen ähnlichen Korb, der am Boden steht, am Henkel haltend, während er mit der Linken die Himmelsspeise auflieset. Der orientalische Typus der Gesichtsbildung ist an dieser Figur am ausgeprägtesten, jedoch ohne alle Übertreibung, durchgeführt. Das lockige Haupt ist durch das gewöhnliche spitze Judenhütlein mit dem aufgestülpten Rande bedeckt, der Hut ist miniumroth, der Rock dessgleichen und dem eben beschriebenen ganz ähnlich, nur ist er bei dem Knaben nicht gegürtet, daher das Gewand in breiten weichen Falten zur Erde fliesst. Da der Achselkragen fehlt, so bemerkt man den Schluss des Talars am Halse, welcher, einen schmalen Umschlag zeigend, gleich einem Hemde mit einem Knopfe geschlossen ist. Hinter dem Knieenden befindet sich ein zweiter Knabe mit ganz gleicher Kopfbedeckung in dunkelgrünem Kleide; er ist etwas nach vorn gebückt und blickt nach den fallenden Körnern. Dem Manne zur Linken gegenüber und hinter den beiden Knaben steht ein Jüngling, dessen reiches blondes Haar auf der Stirn kurz geschnitten ist, zur Seite aber in üppiger Fülle leicht gelockt auf die Achsel reicht.

Die Züge dieses Jünglings sind fein und edel, der Mund zwar etwas üppig aber proportionirt. Die Augen gross und durch die den Orientalen eigenthümlichen fleischigen Deckel und schön gezeichneten Brauen überwölbt, die Nase leicht gebogen, das Ganze von einem lieblichen Oval umschlossen. In den hocherhobenen Händen hält jener Jüngling einen Korb empor, seine Stellung und der Ausdruck des Gesichtes zeigen ein dankbares Entzücken, während im Gegensatze zu dieser wahrhaft edlen Erscheinung, gegenüber — hinter dem zuerst beschriebenen Manne — ein älterer unbärtiger Jude mit gierigen Blicken und weit und hastig vorgestreckten Armen, gleichfalls einen Korb hält, um das Manna aufzufangen. Er trägt eine blassgelbe Mütze mit rothem Überschlag und ein Gewand von eben solcher gelber Färbung.

Hiemit glauben wir genug gethan zu haben, um diesem merkwürdigen Gemälde in der vaterländischen Kunstgeschichte eine bleibende Stelle zu sichern, während auch für dessen fernere Erhaltung gesorgt, und dasselbe gehörig restaurirt wurde, so zwar, dass es jetzt, unter Glas und Rahmen geborgen, wohl noch unsern Enkeln Zeugniss geben kann von Mährens ehemaligem Kunststreben.

13. (Ein altes Basrelief im Collegium Jagellonicum zu Krakau.) Einem längeren Berichte des Vorstandes der k. k. Baudirection in Krakau Hrn. Dr. Konrad Schenkl entnehmen wir hierüber folgende Darstellung: Der Cardinal und Bischof von Krakau, Sbigneus Olesnicki (geb. 1389, gest. 1455), machte das Gelübde, eine Pilgerreise zum heil. Grabe zu unternehmen. Durch Staatsgeschäfte an dessen Erfüllung gehindert, beschloss er in Folge einer päpstlichen Dispens in Krakau eine Bursa zu stiften und zu diesem Behufe ein eigenes Haus zu bauen, worin Studirende unter der Aufsicht eines Seniors wohnen, dann freie Wohnung und Beheizung, sowie auch ärztliche Hilfe und den Gebrauch einer Bibliothek geniessen sollten. Das Gebäude wurde mit dem Namen Bursa Jerusalem bezeichnet.[1]) Diese fromme Stiftung in den späteren Jahrhunderten durch Vermächtnisse bereichert, erhielt sich nun bis zum Jahre 1841 und überlebte alle anderen Bursen, welche durch die Zeitumstände ihres Vermögens beraubt, sich nicht mehr erhalten konnten. In dem genannten Jahre wurde jedoch das Gebäude ein Raub der Flammen, die Studenten in das Gebäude zu St. Barbara untergebracht, und die alte Bursa Jerusalem blieb und war bis zum Jahre 1853 eine Ruine. Eine alte Votivtafel aus Stein mit einem Basrelief erhielt sich als der einzige Zeuge der früheren Bestimmung. Um dieses Denkmal vor dem Untergange zu bewahren, wurde nun bei dem Umbau des Collegium Jagellonicum die Idee gefasst, demselben eine dessen würdige Stelle dabei anzuweisen. Als eine solche ergab sich die dem Haupteingange gegenüber liegende Wand des schönen, mit einem Arcadengange umgebenen Hofes. Zwei alte aus der vor längerer Zeit abgebrochenen Bursa juris peritorum stammende schöne steinerne Fensterstöcke wurden verwendet, um mit diesem Denkmal ein Ganzes zu bilden. Mit aller Vorsicht wurde das vorzüglich in der Drapirung schön gearbeitete Basrelief aus seiner alten Stelle herausgenommen, übertragen und an die bezeichnete Stelle versetzt, nachdem die dasselbe umgebenden und im Style der Zeit entworfenen steinernen Verzierungen fertig geworden waren. Von der in gothischen

[1]) Derlei Bursen gab es übrigens in Krakau sowie in den meisten älteren Universitätsstädten viele. In Krakau bestand ausser der obigen Bursa noch eine Bursa pauperum, Bursa hungarorum, Bursa philosophorum, juris peritorum, Bursa juridica, Smieszkovčana u. s. w. Über die alten Bursen der Wiener Universität und deren innere Einrichtung findet man bei R. Kink's Geschichte der Wiener Universität I. Bd. genaue Aufschlüsse. D. Red.

Lettern vorhandenen Umschrift wurde ein Gypsabguss veranstaltet, und die wegen ihrer eigenthümlichen Schreibart und den verschiedenen Abkürzungen schwierige Lesung von dem Professor und Bibliothekar der Krakauer Universität Dr. Muczkowski übernommen. Ihr Inhalt lautet: „Ad honorem omnipotentis Dei salutem animarum et reipublice Profectum Reverendus in Christo pater Dominus Sbigneus miseracione divina tituli sancte Prisce sancte romane ecclesie presbiter Cardinalis episcopus cracoviensis anno domini milesimo CCCC quinquagesimo tertio me fecit.

14. (Byzantinisches Crucifix zu Möggers in Vorarlberg.) Der Herr k. k. Conservator Kögl in Bregenz gibt hierüber folgende Beschreibung: Die Kirche zu Möggers bietet an sich nichts Besonderes; nur die Sacristei verwahrt ein uraltes byzantinisches Crucifix, das beim ersten Anblick an die Idee der Gnostiker erinnert. Dasselbe besteht sammt der Kreuzform hauptsächlich aus Kupfer, mit etwas Zinn vermischt (also aus Bronze) und ist stark vergoldet. Weil sich das Lang- vom Querholze getrennt hatte, so machte Jemand beide Theile dadurch wieder fest, dass er sie mit einer Platte, worauf I. N. R. I. steht, rückwärts zusammenfügte, und bediente sich dazu eiserner Nägel von grober Form; ja Christus selbst wurde unter dem Halse und oberhalb des Schamröckchens schonungslos mit solchen Nägeln durchbohrt und an das Kreuz befestigt. Woher die vertiefte Jahrzahl 983 in arabischen Ziffern rührt, ist nicht bekannt; sie scheint eine spätere Zuthat zu sein. Die Löcher an den Ecken des Kreuzes, wo einst edle Steine gewesen sein mögen, wurden mit neuen Rosetten verdeckt. In den Kunstsammlungen Münchens sollen ähnliche Crucifixe aufbewahrt werden.

Literarische Anzeigen.

Die deutsche Glasmalerei. Geschichtlicher Entwurf mit Belegen von W. Wackernagel.

Leipzig 1855. 8. S. 180.

In der Form zweier Vorträge wird in lebendiger und sehr anregender Weise Entstehung, Fortbildung und Verfall der deutschen Glasmalerei behandelt. Der leichte Fluss der Rede, welcher es nirgends an Gründlichkeit gebricht, wird von dem gelehrten Apparate nicht gehemmt. Letzterer ist in einem eigenen Anhange zusammengestellt. Aber nicht nur das kunstgeschichtliche Interesse findet seine volle Befriedigung, sondern die historische Betrachtung des Stoffes wird auch für die künstlerischen Bedürfnisse unserer Gegenwart fruchtbringend gemacht, indem der Verfasser mit feinem Kunstgefühle die Gränzen nachweist, innerhalb welcher sich bei Wiederaufnahme dieses Kunstzweiges zu bewegen sei. Es ist diess um so wichtiger, je seltener diese Gränzen in den Schöpfungen unserer Gegenwart eingehalten werden. Das neueste Beispiel einer Verirrung auf diesem Kunstgebiete ist das für den Kölner-Dom bestimmte Görrer'sche Votivbild, von Ainmüller in München, nach einer Zeichnung Overbeck's ausgeführt. Hier ist das dem Kunstzweige der Glasmalerei innewohnende Princip der Einordnung in die Architektonik gänzlich verlassen, und ein Gemälde ins Leben gerufen, in welchem das Glas nur die Stelle der Leinwand vertritt. Wir führen diess nur an, um der Ansicht Wackernagel's mit dem Wunsche auf das wärmste beizutreten, sie möge in allen Kreisen die verdiente Beachtung finden. Somit hätten wir diesem schätzbaren Beitrage das wohlverdiente freundliche Geleite gegeben. Was wir weiter beifügen, soll dem Werthe dieser Forschung keinen Eintrag thun, sondern nur dem Leser zur weiteren Orientirung dienen. Die Frage nach der Erfindung der Glasmalerei entscheidet Wackernagel zu Gunsten der Deutschen, da in Tegernsee die nachweislich früheste Ausübung dieser Kunst zu treffen sei. Wir wären gewiss nicht die Letzten, welche diesem Ausspruche mit vollem Herzen beistimmen würden, wenn uns nicht der Umblick auf die fremdländischen Forschungen zur Ueberzeugung brächte, dass diese Frage vorläufig noch als eine offene zu betrachten sei. Aus Levi's in Brüssel 1854 erschienener Geschichte der Glasmalerei ersehen wir, dass, wie die Erfindung der Ölmalerei, so auch jene der Glasmalerei mit Gründen von einigem Gewichte für Flandern in Anspruch genommen wird, während der gelehrte französische Archäologe Texier die Erfindung der Glasmalerei zu Gunsten Frankreichs auf die Emailarbeiten von Limoges zurückführt. Auch noch an anderen Versionen dieser Frage fehlt es nicht, und sie wird auch so bald nicht ihre stichhältige Lösung finden. Auch eine zweite, damit im Zusammenhange stehende Frage nach der Zeit, in welcher Theophilus seine „Diversarum artium schedula“ schrieb, deren zweites Buch zum grossen Theile mit der Glasmalerei sich beschäftigt, ist noch im Flusse begriffen, und keineswegs, wie Wackernagel annimmt, mit voller Sicherheit dahin zu beantworten, dass dieses Werk bereits im XI. Jahrhunderte niedergeschrieben worden sei. Diese Angabe stützt sich auf Lessing's Forschung. In neuester Zeit wurde jedoch diese Frage von dem gelehrten Frankreich wieder aufgenommen, und mit Geist und Gründlichkeit allseitig behandelt. Es stehen sich hier vorläufig zwei Ansichten gegenüber, deren jede aus einer sorgfältigen und bis ins Kleinste gehenden Kritik des Inhalts dieses Tractates die Zeit seiner Abfassung zu bestimmen sucht. R. Hendrie entscheidet sich für das XI. Jahrhundert. M. Guichard für das Ende des XII. oder den Anfang des XIII. Jahrhunderts. Letzterer Ansicht sind dermalen die anerkanntesten Forscher Frankreichs, wie Didron, Bourassé, Texier u. a. m. beigetreten, und sie dürfte somach

ohne überwiegende Gründe nicht bei Seite gelassen werden. Der Verfasser unseres Werkes hätte, letzterer Ansicht sich anschliessend, auch der Begründung seiner Angabe, dass nämlich die Glasmalerei eine deutsche Erfindung sei, wesentlich gedient. Stammt letztere aus dem X. Jahrhunderte, und zwar aus Baiern, so ist nicht wohl abzusehen, wie diese Erfindung bereits im XI. Jahrhunderte nach den Worten Theophil's sich in Frankreich zu jener Höhe und Tüchtigkeit entwickelt habe, welche er ausdrücklich den Glasmalereien Frankreichs nachrühmt. Hiefür reicht in der That die von Wackernagel angeführte Schnelligkeit der weitern Ausbreitung nicht aus, wohl aber würde es nicht befremden, wenn wir in Theophil einen Schriftsteller aus dem Ende des XII. oder dem Anfange des XIII. Jahrhunderts erblicken. Eine dritte Frage endlich, welche jedoch noch ganz der Forschung angehört, und wofür bis nun nur spärliches Material vorliegt, betrifft die Ableitung der der romanischen Kunstepoche eigenthümlichen, nur mit grauschwarzen Umrissen und Schatten gezeichneten Glasgemälde von jenen ornamentirten Glasfenstern, in welchen die Zeichnung eben nur durch die eingezogenen Bleistreifen gebildet erscheint, und wovon uns Beispiele aus früher Zeit in der Cistereienser-Kirche Pontigny in Frankreich aufbewahrt sind. Doch wie erwähnt, muss diese Frage erst in das Gebiet der Forschung gezogen werden, welche, wie aus dem Gesagten ersichtlich ist, auf diesem Kunstgebiete noch manches Ungelöste zu lösen, Manches zu begründen und richtig zu stellen hat. Hr.

Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereines zu Wien.

Band I. Wien, in Commission der Buchhandlung Prandl und Mayer 1856.

Nachdem es zu den Aufgaben der k. k. Central-Commission gehört, auf die Gründung historischer und archäologischer Local- und Landesvereine hinzuwirken, so konnte dieselbe von dem Inslebentreten des Wiener Alterthumsvereines — wenn sie auch darauf keinen Einfluss genommen — nur mit voller Befriedigung Kenntniss nehmen. Sie musste mit ebenso lebhaftem Interesse das Zusammenwirken jener Männer verfolgen, welche sich die Aufgabe gestellt, die Kenntniss der im Erzherzogthume Österreich vorhandenen historischen und monumentalen Denkmale zu erweitern, und als deren erste Frucht die hier in Frage stehenden Berichte und Mittheilungen zu betrachten sind. Wir begegnen darin mit Vergnügen einer Reihe von Gelehrten und Alterthumsfreunden, deren Namen in der wissenschaftlichen Welt einen zu guten Klang besitzen, als dass sich nicht mit Recht sehr schätzbare und gründliche Leistungen erwarten liessen. Und wenn man tiefer in den Inhalt des Gebotenen eindringt, so wird man auch — vorausgesetzt, dass die Anforderungen nicht über den Kreis der Forschung und der historischen Specialitäten hinausreichen — auf sehr werthvolle Beiträge stossen. Wir erwähnen von grösseren Aufsätzen die interessante Abhandlung: „Über Burgen und Schlösser im Lande unter der Enns“ mit einer einleitenden Geschichte des Burgenbaues von J. Feil und der archäologischen Beschreibung einiger Ritterburgen und Schlossruinen im Kreise unter dem Wiener Walde von Fr. O. Edlen v. Leber, ferner Feil's Andeutungen über Sebenstein im J. 1855; die Biographien des Franz X. Embel und F. O. Edlen v. Leber, dann den Tschischka's Nekrolog von demselben Verfasser; ferner Alb. Camesina's Publicationen über Lautensack's Ansicht von Wien im J. 1558 und über die älteste Ansicht Wiens vom J. 1483; Joseph Bergmann's Aufsatz über Erzherzog Maximilian I. und Maria von Burgund und deren älteste Porträte in der k. k. Ambraser-Sammlung; Ernst Birk's „Bildnisse österreichischer Herzoge des XIV. Jahrhunderts und ihrer Gemahlinnen“; Rudolph v. Eitelberger's Darstellung einiger altitalienischer Gemälde an der k. k. Akademie der bildenden Künste, und Joseph Scheiger's „Drei Persönlichkeiten des Sebensteiner Ritterbundes auf blauer Erde.“ Reich ausgestattet ist übrigens das Werk auch mit Miscellen über Inschriften, Grabsteine, Münzen und kirchliche Baudenkmale des Erzherzogthums Österreich und Salzburgs und mit zwei Berichten über die Restauration des südlichen Portals der Franziskaner-Kirche zu Salzburg und über den Bau der Giebel am St. Stephansdome, welche von Feil, Eitelberger, Denhart, Bodensteiner, Chalaupka, Liechtenberger und Furtmoser herrühren. Indem wir noch erwähnen, dass das Werk mit zahlreichen Abbildungen versehen ist, welche wie jene von Camesina von grossem Werthe sind, halten wir es für unsere Pflicht, darauf die Aufmerksamkeit aller Freunde der Geschichte und des Alterthums zu lenken, in der Überzeugung, dass bei den fortgesetzten ernsten und wissenschaftlichen Bestrebungen des Vereines der österreichischen Literatur in den Berichten des Alterthumsvereines eine neue, fruchtbare Fundgrube für die Landes- und Culturgeschichte erwächst, welche die seit dem Aufhören von Hormayr's Archiv und Taschenbuch entstandene Lücke wieder ersetzen könnte. W.

(Anfrage.) Der k. k. Conservator Alb. Camesina stellt an die Geschichts- und Alterthumsforscher die freundliche Anfrage, ob sie nicht Auskunft zu geben im Stande sind, in welchem Jahre der Steinmetzmeister Bonifacius Wolmuet, der im Jahre 1547 in Wien lebte, geboren und gestorben ist.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C.M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k.k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

N°. 3. I. Jahrgang. März 1856.

Inhalt: Der alte Kreuzgang des bischöflichen Münsters zu Brixen. (Schluss.) — Über den älteren sächsischen Kirchenbau und insbesondere die evangelische Pfarrkirche von Mühlbach. — Baudenkmale in Meran. — Die mittelalterliche Kirchenthüre bei den Kapuzinern in Salzburg. — Notizen. — Literarische Anzeige.

Der alte Kreuzgang des bischöflichen Münsters zu Brixen.

Von G. Tinkhauser, Regens der fürstbischöflichen Domschule und k. k. Conservator in Brixen.

(Schluss.)

In der 5. Arcade finden wir wieder mehrere Parallelbilder. Erstes Hauptbild: Christus ersteht von den Todten. Nebenbilder: *a)* Samson, wie er die Thore der Stadt durchbricht und sie auf einen Berg trägt; *b)* Jonas, wie er nach drei Tagen aus dem Bauche des Fisches steigt. Diese Bilder sind übermalt worden. Zweites Hauptbild: Christus erscheint den Jüngern, während Magdalena im Grabe ihn sucht. Dieses Bild ist auf dem äussern Schildbogen angebracht, sehr gut durchgeführt und auch noch im ursprünglichen Zustande erhalten, ausser dass der Mauerfrass den untern Theil sehr beschädigt hat. Es besteht eigentlich aus zwei Abtheilungen, welche aber sehr gut mit einander sich verbinden. In der einen erscheint Christus den Aposteln, in der andern zeigt sich das leere Grab, wo Magdalena trauernd ihren Heiland sucht. Vor dem erstandenen Heiland kniet ein Canoniker in der Chorkleidung; daneben steht St. Ulrich, welcher die Seele des Donators dem Erlöser empfiehlt. Dieser Canoniker ist ohne Zweifel Johann von Firmian (gest. am 25. Sept. 1471), dessen Grabstein Reseh hier noch gesehen hat[1]). — Als Nebenbilder ersehienen: *a)* Ruben, wie er seinen Bruder Joseph in der Cisterne, und *b)* die Verlobte im Hohenliede, wie sie ihren Geliebten auf der Gasse und in den Strassen sucht. Diese zwei Bilder sind vollständig übermalt. Drittes Hauptbild: Christus erscheint der Magdalena; die dazu gehörigen Nebenbilder: *a)* Daniel, wie er vom Könige in der Löwengrube noch lebendig gefunden wird, *b)* die Verlobte im Hohenliede, wie sie ihren Geliebten findet. Diese Bilder sind ebenfalls alle übermalt worden. Das vierte Hauptbild findet sich unter dem Schildbogen der innern Seitenmauer und stellt vor, wie Christus die Seelen der frommen Altväter aus der Vorhölle befreit. Auf dem nämlichen Felde ist ein Nebenbild angebracht, nämlich der ägyptische Joseph, wie er sich seinen Brüdern zu erkennen gibt. Diese zwei Bilder sind grossentheils noch gut erhalten, aber die zwei folgenden Nebenbilder übermalt worden, nämlich Samson, wie er den Löwen erwürgt, und David, wie er den Riesen Goliath tödtet. Der Löwe und Goliath gelten hier für Sinnbilder des Satans. Die ganze Arcade scheint vom nämlichen Meister gemalt worden zu sein und zwar im J. I.X.V.2 (1472), wie die Jahreszahl im Felde unter dem innern Schildbogen anzeigt. Die übermalten Bilder haben eben durch das Übermalen sehr viel gelitten.

In der 6. Arcade sind die Bilder theilweise zerstört, theilweise sehr grob übermalt, nur jenes unter dem Schildbogen der innern Mauer ist ziemlich gut erhalten. Sämmtliche noch erkennbaren Vorstellungen beziehen sich auf die geheimnissvolle Geburt der Jungfrau und Gottesmutter Maria. Die drei Hauptbilder sind nach der Legende des heil. Hieronymus componirt: Der Hohepriester verschmäht das Opfer von Joachim und Anna als von unfruchtbaren unter dem auserwählten Volke gebrandmarkten

[1]) Monum. I, pag. 24, num. 44. Dieser Grabstein, welcher jetzt an einem andern Theile des Kreuzganges aufgestellt ist, trägt die Inschrift: Anno domini M.CCCC.LXXI. die XXV. mensis septembris obiit nobilis vir dñs iohannes de firmiano canonicus huius ecclesie brixsinensis, cuius anima requiescat in pace amen. Diese ganze Inschrift hat nur gothische Minuskel.

Eheleuten. — Ein Engel verkündet dem trauernden Joachim und dann auch seiner betrübten Gattin die Geburt Mariens, welche dem Herrn zum beständigen Dienste geweiht werden soll. — Voll Freude begegnen sich die beiden unter dem goldenen Thore in Jerusalem und Anna empfing und gebar das Kind. Als Nebenbilder und Symbole dienen: die Tochter des Jephte, welche für den Sieg des Volkes Israel dem Herrn geopfert wird; der Traum des Königs Astyages, worin diesem die Geburt des Cyrus von seiner Tochter verkündet wird; die Wurzel Jesse, aus welcher Äste aufsteigen, worauf sieben weisse Tauben sitzen, die Gaben des heil. Geistes sinnbildend; endlich der Tisch der Sonne, welcher von zwei Fischern aus dem Meere gezogen wird. Zur Verdeutlichung lasse ich die Inschriften folgen, insoweit ich sie bei den einzelnen Bildern noch lesen konnte.

Summus sacerdos Abyathar sprevit oblacionem Joachim et Anne .... = Hic annunciatur per angelum utrique Joachim et Anne nativitas sancte MARIE. .... = Hic conveniunt Joachim et anna. Amplexantes se mutuo in porta aurea, et concepit et peperit Mariam materem domini nostri Jhesu Christi. = ... Yepte obtulit ... pro victoria hostium (tem)poralium. sic maria (oblata) est pro victoria (ho)st(ium) infernalium. = Regi astragi monstratum est, quod filia sua regem Cyrum regeneraret. Joachim nunciatum est, quod filia sua regem X̄m portaret. Cyrus rex liberavit iudeos de captivitate babilonica. Et Rex X̄s liberavit nos de captivitate dyabolica. filia ergo regis astragis figuravit mariam, que protulit mundo vitam veram et piam. = Egredietur virga de radice Yesse et flos de radice eius ascendet, super quem septiformis gracia spiritus sancti requiescet, hec virga est maria fecundata per celestem rorem. Que produxit nobis X̄m amenissimum florem. = Per mensam igitur solis maria est pulchra figurata. Que vero soli i. e. summo deo est oblata. Mensa solis oblata est in templo solis materialis. Maria oblata est in templo solis eternalis. Das noch ziemlich gut erhaltene Gemälde am innern Schildbogenfelde zeigt uns den Propheten Balaam im Streite mit dem Engel, welcher ihm den Weg verlegt. Daneben kniet der Donator mit der Chorkleidung angethan zwischen St. Katharinen und Pantaleon. Den Bezug des heidnischen Sehers Balaam auf die Geburt Mariens deutet die Inschrift, welche in diesem Felde zu lesen ist: Spiritus sanctus eciam nobis Mariam necessariam ostendebat, cum per os balaam ortum eius promittebat, promisit enim quod de iacob orietur stella per quam figurabatur futura dei cella. balaam populo Israhelitico maledicionem cogitabat, sed spiritus sanctus maledicionem in benedicionem transmutabat. Alle Gemälde dieser Arcade scheinen von einem Meister zu stammen. Aus der noch erhaltenen Inschrift in einem Felde der Oberdecke entnehmen wir den Namen des Donators. Es ist Magister Berthold von Soltwedel, Canonicus zu U. L. Frauen, welcher am 20. September 1882 gestorben ist und hier seine Grabstätte gefunden hat [1]).

Die 7. Arcade hat im äussern Schildbogenfelde ein schönes Vesperbild al fresco, welches noch sehr gut erhalten ist. Maria hält den Leichnam Jesu auf dem Schooss, davor kniet ein Priester in der Chorkleidung, welchen die heil. Katharina als Fürsprecherin mit den Händen stützend hält. Eine nur zum Theil noch leserliche Inschrift nennt uns den Namen desselben: es ist Gregor Sybar, Canonicus zu U. L. Frauen, welcher beiläufig um das J. 1446 gestorben ist und hier seine Grabstätte gefunden haben mag. Die andern Bilder dieser Arcade sind gräulich übermalt oder völlig erbleicht. Die Vorstellungen, welche sich noch erkennen lassen, enthalten lauter Symbole von dem wundervollen Geheimnisse der jungfräulichen Mutterschaft Mariens. Die Sinnbilder sind die folgenden: der Vogel Strauss, dessen Eier durch die Sonnenhitze ausgebrütet werden; der Pelikan, welcher die Jungen mit seinem Blute belebt; eine Frau, welche zwei nackte Knäblein (Zwillinge) mit den Händen führt, wovon jedes durch Berührung eine Thür öffnet; die Vestalin Tuscia, welche in einem Siebe Wasser trägt; der Löwe, welcher die Jungen durch sein Brüllen zum Leben bringt; der Vogel Kalander, welcher durch den Anblick einen Kranken heilt. Zur Erklärung dieser Sinnbilder gebe ich die noch vorhandenen Inschriften, welche füglich auch als ein Beitrag zur Symbolik des Mittelalters dienen mögen.

Si ova strutionis sol excubare valet, cur veri solis ope Virgo non generaret. = Pellicanus si sangwine animare fetus claret, cur ..... puro ex sangwine virgo non generaret. = Si tactus mox nati seras (serras) apperire valet, cur mater verbi nati Virgo non generaret. = Si eribro virgo thuscia aquam portare valet, cur procreantem omnia virgo non generaret. = Leo si rugitu proles suscitare valet, cur ..... spiritu virgo non generaret. = Kalandrius si facie egrotum (?) sanare valet, cur X̄m salvatorem virgo non generaret. In den beinahe ganz verwischten Bildern scheint mir auf die Fabeln von den Geiern, welche ohne Mann befruchtet werden, und auf die kappadocischen Stuten, welche vom Winde empfangen, angespielt zu sein. In zwei Feldern der Oberdecke sieht man je einen Priester in der Chorkleidung abgebildet. Der eine davon ist Konrad von Neuenburg, Beneficiat zum heil. Oswald, welcher am 20. März 1424 das Zeitliche gesegnet hat; der andere Magister Nikolaus Vigessel, Canonicus zu U. L. Frau, welcher am 7. April 1427 gestorben ist [2]). Wir haben also für

[1]) Anno domini 1882 vicesima septembris ⊙ (obiit) venerabilis Magister bertholdus de soltwedel canonicus beate marie virginis cuius anima requiescat in pace amen.

[2]) Anno domini M°.CCCC°.XXIV°. vicesimo nono mensis marcii obiit in X̄po honorabilis dominus Chunradus de Newenburg cappellanus sancti Oswaldi regis, cuius anima requiescat in pace, amen. — Anno domini M°.CCCC°.XXVII°. die septima mensis aprilis obiit venerabilis vir

diese Arcade drei Stifter von verschiedenen Zeiten, woraus erhellt, dass die Bildwerke ebenfalls in verschiedenen Zeiten und wahrscheinlich von verschiedenen Meistern ausgeführt worden sind.

Die 8. Arcade ist eine Eck-Arcade und gegen die Nordseite wegen des Durchganges zur Domkirche durchbrochen. Das Hauptfeld, welches unter dem Schildbogen von der convexen Aussenseite des Presbyteriums der alten Collegiatkirche zu U. L. Frau gebildet wird, enthält mehrere schöne Bilder, wahrscheinlich in festgebundenen Temperafarben ausgeführt: *a)* Jesus im Ölberg, die drei Jünger schlummern in einiger Entfernung, vom hohen Himmel blickt Gott der Vater herab; *b)* die heil. Dorothea — eine gar liebliche Gestalt — ihr reicht ein Engelein ein Körbchen mit zarten weissen Rosen; *c)* Simon der Apostel mit der Säge und einem Buche — eine ernste Figur; endlich *d)* die Kreuzabnahme. Diese Gemälde scheinen mit einer dünnen Wachsauflösung überzogen zu sein, und haben sich noch gut erhalten. Nur das letztgenannte ist durch Einsenkung eines Grabsteins theilweise zerstört worden. Von den Deckenfeldern sind einige zerfressen, mit neuem Mörtel belegt und dann gräulich mit Farben überstrichen worden. So viel sich aus dem noch Vorhandenen abnehmen lässt, waren folgende Bilder angebracht: In dem 1. und 2. Felde zwei Propheten, im 3. und 4. Adam und Eva am Baume der Erkenntniss; auf den Ästen sitzen die phantastisch personificirten sieben Hauptsünden; im 5. und 6. die christlichen Haupttugenden personificirt; im 7. und 8. eine symbolische Darstellung des Bibelspruches: Ein Kriegerstand ist des Menschen Leben auf Erden. Die vier ersten der genannten Deckenfelder sind noch gut erhalten: vom 5. und 6. sind noch ein paar der personificirten Tugenden, und im 7. und 8. ist nur mehr der schöne Kopf eines Kreuzritters zu sehen, der das Schweisstuch der heil. Veronica als Standarte trägt mit der Aufschrift: „figura militis catholici.“ Die zwei Propheten, welche ober dem Ölberge angebracht sind, scheinen mit diesem vom nämlichen Meister zu stammen und zeigen auf einem Zettel die Jahreszahl I.X.A.A. (1477). Die Deckenfelder 3—6 scheinen einem andern Künstler anzugehören. Nach einer Inschrift im 5. Felde war der Stifter derselben Magister Erhard Zanger, Pfarrer in Enneberg und Beneficiat zum heil. Laurentius in Brixen, welcher am 14. September 1474 gestorben ist [1]).

In der 9. Arcade oder der ersten auf der nördlichen Seite ist das äussere Bogenfeld wegen des Durchganges zur Kathedrale durchbrochen; das innere zeigt den Engelsturz. Sieben Engel stürzen rücklings und werden an den Ästen darunter stehender Bäume gespiesst. Oben thront Gott der Vater in Mitte der treuen Engel. Diess Gemälde ist von geringerm Werthe und theilweise verwischt. Desto vorzüglicher sind die Bilder auf der Oberdecke, welche von dem nämlichen Meister als wie die in der vierten Arcade gerühmten und zwar wahrscheinlich im Jahre 1418 ausgeführt worden sind. Die fraglichen Bilderwerke sind ebenfalls in Medaillons angebracht. Jede Kappe des Kreuzgewölbes enthält drei grössere und vier kleinere, die ganze Oberdecke also acht und zwanzig Medaillons. Ferner in jeder Kappe zeigt von den drei grössern Medaillons eines, welches die Mitte einnimmt, das Hauptbild; die zwei andern enthalten Neben- oder Vorbilder, und die vier kleinern eben so viele Propheten, welche auf das Hauptbild sich beziehen. Die ganze Anordnung bildet ein vollständiges, sinnreich durchgeführtes Ganze und ist in folgender Weise zusammengestellt:

1. Hauptbild: Der Engel brachte Marien die Botschaft und sie empfing vom heil. Geiste.
   Nebenbilder: *a)* Gott verkündet im Paradies der Schlange den Fluch;
   b) Gedeons Vliess.
2. Hauptbild: Christus der Heiland wird in der Krippe geboren.
   Nebenbilder: *a)* der brennende Dornbusch:
   b) die zwölf Stäbe Aarons.
3. Hauptbild: Die heil. drei Könige vor der Krippe.
   Nebenbilder: *a)* David und Abner;
   b) Salomon und die Königin von Saba.
4. Hauptbild: Mariä Opferung im Tempel.
   Nebenbilder: *a)* Maria bringt das Kindlein;
   b) Simon und Anna im Tempel.

Diese Gemälde sind sehr schön gezeichnet und gemalt, die Köpfe der Figuren vortrefflich, die Affecte zart, die Gesichter voll Ausdruck in Unschuld und Heiligkeit strahlend. Der geschmeidige Farbenton und die bräunlichen Tinten verrathen sogleich, dass diese Gemälde mit Wachsfarben entweder schon ursprünglich behandelt oder überlasirt worden sind. Es ist sehr zu bedauern, dass zwei Kappen vom Mauerfrass beschädigt, und in einer andern die Klüftungen am Gewölbe von einer barbarischen Hand mit Mörtel belegt und dadurch einige Partien ruinirt worden sind. Schliesslich muss ich noch bemerken, dass die Inschrift, welche Resch in seinen Monumentis I, pag. 22, num. 23, noch erhalten hat, wahrscheinlich zu dieser Arcade, durch welche ehedem der Eingang in die beim neuen Dombau abgebrochene St. Christophorus-Capelle führte, gehört hat. Sie lautet: Hanc picturam fecit fieri dominus Fridericus de Wienna.

Magister Nicolaus Vigessel de styra (?) Canonicus Ecclesie beate Marie. Cuius anima requiescat in pace. Amen. Die letztere dieser Inschriften ist noch jetzt ganz erhalten; die erstere aber nur theilweise und ist aus Resch ergänzt worden. Monum. I, pag. 22, num. 24.

[1]) Die noch erhaltene Inschrift lautet: Anno. dominij. M.CCCC.LXXIIII. die XIV. mensis septembris. obiit. venerabilis. vir. Magister. Erhardus. Zanger. in decretis. licentiatus. Rector. parrochialis. ecclesie. in. Ennebergs. nec non. Capelle. santi. Laurencii. site. in eccłia. Brixinensi. Capellanus. hic. inferius. tumulatus. cuius. anima. cum. Xpo. requiescat. in sancta. pace. amen.

Canonicus ecclesie S. Marie virginis. et plebanus parochialis ecclesie in Albeins. A. D. 1418.

Die 10., 11. und 12. Arcade befinden sich in der Nähe des alten Portals, und haben in soferne zusammenhängende Bildwerke, als sich diese auf das Portal beziehen. Das äussere Schildfeld der zehnten Arcade zur Linken des Portals zeigt uns den Anfang des Erlösungswerkes, wie der Engel der seligsten Jungfrau die Menschwerdung des Heilandes verkündet, und das aussere Schildfeld der zwölften Arcade zur Rechten des Portals zeigt den Triumph, gewissermassen den Schluss des Erlösungswerkes, wie Christus von den Todten ersteht. Das äussere Schildfeld der eilften Arcade aber ist vom obern Theil des Portals durchbrochen. Diese zwei Bilder sind noch gut erhalten, kräftig in der Farbe und schön ausgeführt. Der Engel grüsst Marien in einsamer Kammer als Gottesmutter; der heil. Geist überschattet sie; in der Höhe schwebt Gott der Vater vom Regenbogen umkreist; aus seinen Händen schwebt die Seele Christi, von Engeln getragen, zur Erde herab. Das andere Bild zeigt uns den erstandenen Heiland, im Grabe wie in einem Brunnen stehend, mit den Leidenswerkzeugen in den Händen und rückwärts an das Kreuz gelehnt. Daneben auf jeder Seite steht eine andächtig betende Frau — ich glaube die göttliche Mutter und die Büsserin Magdalena. Etwas entfernter ist die heil. Agnes mit dem Lamm. Wahrscheinlich hat diese hier Platz gefunden als Patronin, da ihr schon im XI. Jahrhundert ein Altar in der alten Domkirche geweiht war. Die ganze Darstellung und die Armuth der Technik führen diese Bilder in das XIV. Jahrhundert zurück. Denn die Heiligenscheine sind zur Effectuirung einer Perspective an der obern Seite über die Wandfläche mittelst eines Untersatzes von Mörtel oder Gyps erhöht; andere Theile hingegen, wie z. B. die Schnallen am Mantel der seligsten Jungfrau, in den Mörtel eingegraben. Es ist sehr zu bedauern, dass der untere Theil der Gemälde, welche hier wahrscheinlich bis zum Sockel herabreichen, von den Grabsteinen bedeckt ist. Man sieht nur mehr einige wunderschöne Köpfe darüber herausblicken. Einer nicht jüngern Zeit als die beiden genannten Bilder scheinen auch alle andern in diesen drei Arcaden anzugehören. Sehr interessant sind die Vorstellungen auf den Deckenfeldern der zehnten Arcade. Sie enthalten in deutlichen Sinnbildern einen reichen und tief durchdachten moralischen Stoff, und werden gewiss schon Vielen, die hier in die Kathedrale eingetreten sind, ein Wort der Warnung und Ermahnung zugesprochen haben. Jede der vier Gewölbekappen enthält eine vollkommen abgeschlossene Lehre und zwar in Gegensätzen. Es lohnt der Mühe, die einzelnen Darstellungen näher zu beschreiben. — Die 1. Kappe zeigt einen Mann, welcher seine Habe zum Besten der Mitmenschen verwendet, und einen andern, welcher vom Geiz geblendet Schätze auf Schätze häuft. Den ersteren charakterisirt die Inschrift: „Ostium. meum. patuit. viatori"; den letztern der Spruch: „Quid. faciam. quod. non. congregem. fructus. meos." Jenen zieht ein Engel zum Himmel auf mit den Worten: „Beatus. es. et. bene. tibi. erit."; diesem aber ruft er die Verdammungsworte entgegen: „Stulte. animam. tuam. ac. nocte. repetivit. ate. = Que. autem. parasti. cuius erunt."

Die 2. Kappe zeigt einen Bischof, welcher im Ackerfelde des Herrn pflügt, und einen andern, welcher träge auf den Boden schaut. Von jenem heisst es: „Iex. veritatis. fuit. inore. ejus. = Multos. avertit. abiniquitate. = Domine. quinque. talenta. lucratus. sum." Von diesem aber: „Canes. muti. non. valentes. latrare. = Aligant. honera. gravia. et importabilia. = Domine. ecce. munera tua. que habui. reposita. insudario." Den erstern zieht ein Engel zum Himmel auf unter den freundlichen Worten: „Intra. ingaudium. domini. tui."

In der 3. Kappe wird der biblische Gedanke ausgeführt: Zwei liegen in einem Bette, der eine wird vom Engel in den Himmel aufgenommen, der andere aber zurückgelassen. Jener spricht: „Oculi. mei. semper. addeum.", dieser: „Genua. mea. infirmata. sunt. aieiunio." Die nähere, tief gedachte Erklärung ist im untern Theile der Felder mit den folgenden Sprüchen gegeben, und zwar zum erstern: „O quam bonus. et. suavis. est. domine. spiritus. tuus. Quam. magna. multitudo. dulcedinis tue"; und zum letztern: „Non. omnis. qui dicit mihi. domine. domine. intrabit. regnum. Vos estis. qui justificatis. vos. coram. hominibus. deus. autem. novit. corda. vestra."

Die 4. Kappe zeigt uns den bussfertigen Sünder, welcher vom Engel in den Himmel gezogen, und den stolzen Pharisäer, welcher auf der Erde zurückgelassen wird. Beim erstern steht der Spruch: „Deus. propicius. esto. michi. peccatori.", beim letztern: „Non. sum. sicut. ceteri . . . adultri.", und beim Engel: „gaudium. est. angelis. dei. super. uno. peccatore." Bemerkenswerth ist in dieser Kappe die Darstellung des riesigen Leviathan, welcher unter den Hauptfiguren angebracht ist. Ein Seeungeheuer hält in seinem Bauche Menschen verschlossen; vom Himmel herab senkt sich die Ruthe mit dem eisernen Haken in die Fluthen; das Ungeheuer beisst am Köder und wird gefangen; eine vom Himmel herabreichende Hand schneidet ihm den Bauch auf, aus welchem nun die befreiten Menschen heraussteigen. Den Sinn dieser Vorstellung erklärt der alte Mystiker Rupert von Deuz, indem er das Erlösungswerk mit einer langen Fischerruthe vergleicht, welche am Ende mit dem eisernen Haken eine Speise tragend, d. h. den wahren Gott im wahren Fleische, in die Fluthen der Welt eingesenkt worden, um den Leviathan zu fangen, die grosse Schlange, welche die menschlichen Seelen verschlungen hat (de divin. officiis per anni circulum l. 3. cap. 19). Wollte man diese Erklärung auf unsere Vorstellung des Zöllners und Pharisäers anwenden, so wäre sie auf das h. Sacrament der Busse zu beziehen.

Die eben beschriebenen Bilder der vier Gewölbekappen sind alle schon vor Jahrhunderten, wie es scheint, mit Temperafarben übermalt worden, nur ein paar wundersehöne Köpfe mit kräftigen Zügen sind vom alten Originale noch jetzt erhalten.

Das innere Schildfeld der zehnten Arcade zeigt uns die heil. Kummernis mit einer betenden Volksmenge umgeben, und den heil. Sebastian, wie er mit Pfeilen beschossen wird. Diese Bilder sind im obern Theile noch gut erhalten, unten aber vom Mauerfrass beschädigt.

Die Deckengemälde der eilften Arcade stellen die sieben Werke der Barmherzigkeit und die Parabel vom reichen Prasser und dem armen Lazarus vor. Auch diese Gemälde sind alle, wie es scheint, schon vor Jahrhunderten und mit Temperafarben übermalt worden. Das innere Schildfeld ist vom erhöhten Arcadenbogen durchbrochen.

In den Feldern des Gewölbes der zwölften Arcade erscheinen die Patrone der Kathedrale und andere in unserer Diöcese besonders verehrte Heiligen. Sie sind durch Inschriften kennbar gemacht, welche ich hier, insoweit sie noch gelesen werden können, in treuen Copien als Schriftproben mittheile, weil sie zur Bestimmung des Alters dieser Gemälde einen sichern Anhaltspunkt bieten. Und ich werde nicht irren, wenn ich das gleiche Alter für alle drei Arcaden, die das Portale zunächst umgeben, in Anspruch nehme. Im 1. und 2. Felde finden sich die Patrone der Kathedrale:

PETRVS, CASSIANVS, IOHANNIS' und ALBVINVS.

Zu unterst im Felde 1 gerade neben dem Portale erscheint:

KARRVL' MAGI . . .

mit gezücktem Schwerte auf dem Throne sitzend, gleichsam als Hort der Kirche. Diese Vorstellung erinnert an den grossen Gedanken der Einigkeit zwischen dem Sacerdotium und Imperium, welchen das Mittelalter anstrebte, aber unter den Stürmen der Zeit nicht erreichen konnte. Im Felde 3 und 4 finden wir die heil.

PIRMINIVS und SEBASTIAN'.

Im 6. und 7. Felde erscheinen drei heil. Frauen; von den Inschriften konnte ich nur eine lesen, nämlich:

OTILIA.

Im 7. und 8. Felde sind vier heilige Männer angebracht; von den Inschriften konnte ich nur das nachfolgende entziffern:

. . . . . REX, FLORIN'.

ARBOGAST' und THEOBALD'.

Die Köpfe dieser Figuren sind gut, mit Ausdruck und in zartem Farbenton ausgeführt, an den Gewandungen erkennt man das Wiegenalter der Kunst. — Einige Partien sind übermalt worden, und in den Feldern 5—8 hat der Mauerfrass namhafte Beschädigungen verursacht.

Das innere Schildfeld zeigt den heil. Alexius unter der Stiege liegend und drei Märtyrer, welche ihre eigenen Köpfe tragen. Von den Inschriften konnte ich nur noch den Namen Experantius lesen. Das erstere Bild ist übermalt, von letzterm nur der obere Theil noch erhalten.

In der 13. Arcade, welche wieder Eck-Arcade ist, sind die Felder alle mit Ausnahme eines einzigen von Mörtel überkleckst oder mit neuern Malereien überstrichen worden. Aber dieses einzige Feld (es ist unter dem östlichen Schildbogen) zeigt uns ein sehr altes und sehr interessantes Bild, welches entweder schon ursprünglich in Wachsfarben ausgeführt oder mit solchen überlasirt worden ist. Es stellt die heil. drei Könige vor, wie sie dem Heilande das Opfer bringen. Die Zeichnung lässt Manches zu wünschen übrig, aber der Ausdruck ist voll Gemüth und Innigkeit, die Ausführung äusserst zart und reich. Ausser einigen Klüften und einer kleinen Partie, welche später al fresco reparirt worden ist, hat sich das ganze Bild mit seinen frischen und saftigen Farben noch sehr gut erhalten. Nach der Beschreibung des Resch war unter dem Bilde, wo jetzt Grabsteine aufgestellt sind, der Donator in der Chorkleidung gemalt und dabei eine Inschrift angebracht, welche meldete, dass Conrad Schaller, Beneficiat zur heil. Katharina in der Kathedrale, am Vorabend des St. Martins-Tages 1410 verstorben ist [1]).

Die 14. Arcade stellt in den verschiedenen Feldern die sieben Freuden Mariens dar, und zwar die Verkündigung mit Vorbildern aus dem A. B. (Rebekka und Gedeon), die Heimsuchung, Geburt, die Huldigung der heil. drei Könige, Darbringung im Tempel, Wiederfindung Jesu im Tempel und Krönung Mariens. Alle Felder dieser Arcade sind sehr beschädigt, theils vom Mauerfrass angegriffen, theils mit Mörtel überworfen, theils erbleicht. Nur die Vorstellung im äussern Schildfelde, wie Jesus unter den Priestern im Tempel lehrend von Marien und Joseph gefunden wird, hat sich ziemlich gut erhalten und zeigt ein zartes Bild. In einem Felde liest man noch die Jahreszahl 1X6X (1464). Ferner war hier auch eine Inschrift, welche in den Monumenten von Resch mitgetheilt wird, jetzt aber von einem Grabstein verdeckt ist. Diese nennt uns als Stifter der Bildwerke Johann Gricimola, Canonicus an der Kathedrale zu Brixen, welcher am 18. August 1463 gestorben ist [2]).

---

[1]) Anno M.CCCC.X. in Vigilia b. Martini obiit Dominus Conradus Schaller de Kannenwerch Capellanus sancte Catharine in Ecclesia cathedrali. Cuius anima cum omnibus fidelibus requiescat in pace. Amen. — Monum. I. pag. 22. num. 19. Resch sagt zwar, diese Inschrift finde sich „sub arcu et imagine Nativitatis Christi." Allein hier ist sicher ein Druck- oder Schreibfehler, wie deren mehrere in den monumentis von Resch gefunden werden. Denn das anstossende Bild, welches wirklich die Geburt Christi vorstellt, und wohin also die fragliche Inschrift nach Resch zu setzen wäre, ist im Felde der Oberdecke, nicht unter dem Bogen; hat schon eine andere Inschrift und wurde erst 1464 gemalt. Mit dem Bilde der heil. 3 Könige stimmt aber die Jahreszahl 1410 sehr wohl überein, es verräth sich offenbar in der Zeichnung und Haltung der Figuren, so wie überhaupt durch die mangelhafte Technik als eines der ältern im Kreuzgange.

[2]) Anno Domini Millesimo Quadringentesimo LXIII. Die XVIII. mensis

Die Bildwerke der 15. Arcade sind an der Oberdecke alle zerstört, mit Ausnahme einiger grob übermalter Figuren. Vom Originale haben sich einige Partien im innern und beinahe das ganze Gemälde im äussern Schildfelde erhalten. Dieses stellt die Gottesmutter Maria mit dem Jesuskindlein auf dem Throne sitzend vor, zur rechten Seite die heil. Katharina und die heil. Barbara, zur Linken zwei Bischöfe, von denen der eine einen Fisch in den Händen trägt (St. Ulrich). Vor den Stufen des Thrones kniet ein Priester — der Donator — in der alten Chorkleidung. Die Figuren sind über lebensgross, mit edler Haltung und gut gezeichnet; die Malerei scheint in Wachsfarben ausgeführt zu sein. Unter diesem Bilde befindet sich ein anderes als Nebenbild, welches wegen seines Inhaltes interessant ist. Es stellt nämlich die tiburtinische Sibylle Albunea vor, welche dem Kaiser Augustus im Augenblicke, da Christus geboren wurde, denselben in den Armen der Gottesmutter bei hellem Tage in einer Vision zeigte. Eine Inschrift, welche Resch in seinen Monumentis veröffentlicht hat, jetzt aber ein Grabstein bedeckt oder das Alter verwischt hat, meldet, dass Johann von Cerwit, Pfarrer in Cöln, hier am 6. August 1426 die Grabstätte gefunden und Andreas de Bembis de Frend (?) dieses Bild im J. 1429 gemalt hat [1]).

Die noch übrigen fünf Arcaden (16 — 20) tragen kein Gemälde und scheinen auch nie bemalt gewesen zu sein, indem nach einer Nachricht des Capitelprotokolls vom J. 1693 die fremden Krämer im Kreuzgange bis dahin ihre Waaren feil haben durften, wo die Gemälde und Gräber aufhören. Wohl aber finden sich in dem Gange, welcher zwischen der Kathedrale und der alten Collegiatkirche auf den Domplatz führt, so wie auch in dieser Kirche selbst, ferner in der alten Taufcapelle zum heil. Johannes und in andern Theilen des Münsters noch viele Spuren von alten Gemälden, welche an mehreren Stellen unter der Tünche herausschimmern.

Als Anhang lasse ich noch eine kurze Beschreibung und Geschichte der oben genannten Taufcapelle folgen. Diese reicht in ein sehr hohes Alter zurück und trägt ganz den Typus eines Baptisteriums. Sie ist an den Kreuzgang angebaut und durch das einzige Thor mit demselben und der Kathedrale, wie es in den alten Münstern üblich war, in Verbindung gesetzt. Die Bauart ist die der Basiliken, ein längliches Viereck mit einer nur wenig ausgehöhlten Apside. Eine mit einem hohen Bogen durchbrochene Quermauer theilt dieses in zwei ungleiche Theile. Der grössere bildet das Schiff, in dessen Mitte ein weiter und tiefer Taufstein angebracht ist, und zwar zur Aufnahme der Täuflinge bestimmt war. Der kleinere mit der Apside dienen zur Aufnahme der celebrirenden Priesterschaft und zur Feier der heiligen Geheimnisse. Der ganze Bau ist im romanischen Styl durchgeführt. Die achtseitige Kuppel, welche sich vor der Apside über den Altar erhebt, ist eine leichte und schwunghafte Partie. Das gothische Kreuzgewölbe wurde in späterer Zeit über das Schiff gespannt; ursprünglich scheint dort eine flache Oberdecke gewesen zu sein. Auf den Seitenwänden sieht man alte Gemälde unter der Tünche hervorleuchten und zwar, wie es scheint und von mir wenigstens an einer Stelle beobachtet worden ist, liegen zwei Farbenschichten über einander, eine ältere und eine jüngere, und über diese breitet sich die Tünche. Diese Capelle diente auch, wie es überhaupt in den alten Münstern gepflogen ward, den Domcapitularen als Versammlungsplatz bei wichtigen Angelegenheiten. Hier hatten die deutschen und lombardischen Bischöfe, welche an der Seite K. Heinrich's IV. standen, Papst Gregor VII. abgesetzt und an dessen Stelle Guibert von Ravenna gewählt (25. Juni 1080). Hier ward eilf Jahre später unser Bischof Altwin als treuer Anhänger des Kaisers von Welf dem Ältern gefangen genommen. Jetzt wird diese Capelle beinahe ganz vernachlässigt, da niemand die Baulast tragen will.

Über den älteren sächischen Kirchenbau und insbesondere die evangelische Pfarrkirche von Mühlbach [2]).

Von Fr. Müller, k. k. Conservator in Schässburg.

I.

Während in Deutschland die grossartigsten Schöpfungen der romanischen sowohl als der germanischen kirchlichen Baukunst den Stiftungen der Fürsten oder dem Eifer der Geistlichen ihre Entstehung verdanken und die von dem

Augusti obiit in Xpo Venerabilis Dominus Johannes dictus Grieimola, Canonicus Ecclesie Brixinensis. Cuius anima requiescat in pace . . . cum animabus . . . Monum. I, pag. 24, num. 42.

[1]) Doctor egregius Johannes de Cerwit, vir amabilis tunc Coloniae Civ. Rector et providus agendorum omnium. Huius corpusculum inferius hic sub sepultum Anno Domini 1426. VIII. Idus August. Andreas de Bembis de Frend pixit Anno 1429. Monum. I, pag. 22, num. 25. Dieser Johann von Cerwit war bis 1411 Canonicus zu U. L. Frau in Brixen, in welchem Jahre er, unbekannt aus welcher Ursache, des Canonicates entsetzt wurde.

[2]) Der obige Aufsatz wurde zwar schon vor längerer Zeit in den in Siebenbürgen erscheinenden „Blättern für Geist und Gemüth“ (Lief. 24 und 25) veröffentlicht; da er jedoch über die Bauten eines Kronlandes Aufschluss gibt, worüber bis nun sehr vereinzelte Nachrichten zur Kenntniss des grösseren Publicums gelangt sind, und auch die erwähnten Blätter, in welche er eingereiht wurde, nicht sehr verbreitet sind, so glauben wir eben so sehr dem Verfasser wie unserem Publicum einen Dienst zu erweisen, indem wir diesen Aufsatz zum Wiederabdrucke bringen. Da derselbe aus zwei Theilen, einem allgemeinen, den älteren sächsischen Kirchenbau charakterisirenden, und einem besonderen, die Beschreibung der Pfarrkirche zu Mühlbach enthaltenden besteht, so haben wir, dieser Abtheilung folgend, zur besseren Übersicht den erwähnten Aufsatz mit I und II bezeichnet, und bemerken nur, dass Nummer II in dem nächsten Monatsblatte folgen wird.

D. Red.

Bürgerstande ausgegangenen Denkmale neben jenen meist eine untergeordnete Stellung einnehmen, sind die älteren Kirchen unseres Vaterlandes, des Sachsenlandes, in ihren hervorragendsten Vertretern Werke der freien Bürgerhand. Es ist auch natürlich, dass bei einem Volke, dessen ganzes äusseres und inneres Leben von der Idee des Bürgerthums getragen wurde, das vielleicht gerade um dem Druck privilegirter Stände zu entgehen, den Schatz der altgermanischen Gemeinfreiheit in die Hinterwälder des Karpathenlandes rettete, dieser Grundzug auch in der Architektur zu Tage tritt. Darum die Burgen auf unsern Bergen Bürgerburgen, darum die Kirchen in unsern Ringmauern Bürgerkirchen sind. Die Versuche der deutschen Ritter, sich ein selbstständiges Leben in unserm Vaterlande zu gründen, scheiterten an der wohlbegründeten Eifersucht des Königthums und sind, wenn auch nicht spurlos, doch ohne bedeutenden Einfluss auf Volk und Land geblieben. Die Kerzer Abtei hätte bei ihrem reichen Grundbesitz und ihrer exemten Stellung auch in architektonischer Beziehung Nennenswerthes vollbracht und hat in der Abteikirche, deren Chor jetzt von der Kerzer Gemeinde als Kirche benützt wird, ein schönes Denkmal hinterlassen: allein die damaligen ungünstigen Verhältnisse in Bezug auf die Stellung der katholischen Geistlichkeit haben ihr ein frühes Ende bereitet. Der Einfluss des siebenbürgischen Bischofs auf das Sachsenland war durch die Wahlfreiheit und das Recht der Bewohner, den gewählten Geistlichen selbst den Zehenten zu geben, zu sehr beschränkt, als dass es möglich gewesen wäre Kirchen und Capellen im Lande auf seine Kosten errichten zu lassen. Die Sorgfalt der Fürsten endlich musste sich zu allen Zeiten mehr auf die Sicherung des schwankenden Besitzes, als auf seine innere Ausschmückung richten, und weniger als irgend eine andere entfaltete u n s e r e Kunst ihre Blüthe am Strahl der Fürstengunst.

Alle diese Umstände sind von Einfluss auf das ganze System der älteren sächsischen, besonders kirchlichen Baukunst gewesen. Die Kraft des Bürgerthums war nach zu vielen Seiten hin in Anspruch genommen, als dass sie sich in Betreff eines architektonischen Monumentes in grossartiger Weise hätte concentriren können. Zunächst wollte Jeder den eigenen Herd bauen; dann stellte sich die Nothwendigkeit heraus, ihn durch den festen Thurm und die schützende Mauer zu sichern, durch die fleissige Hand seine Flamme zu erhalten. Der Erwerb war schwer; nirgend boten schiffbare Flüsse dem Verkehre eine leichte Strasse, nirgend die allgemeine Rechtsachtung oder eine starke Regierung die nothwendige Sicherheit. Gar oft wurde mit eiserner Elle gemessen, und das Leben gedieh, da es fortwährend fast um seine Existenz zu kämpfen hatte, nirgend und niemals zu jener Freudigkeit, die eine Tochter ungefährdeten Wohlstandes und eine Mutter von Unternehmungen ist, die auf mehr als die Befriedigung des Nothwendigen abzielen. Der Meistersang, das Fastnachtsspiel und der Mummenschanz der deutschen Reichsstädte haben in diesem Gau vor dem starren Ernst des Lebens nicht aufblühen können, und das Volksfest und das Volkslied trieben nur spärliche Blüthen. Wo an den uralten Richt- und Zechtagen die Heiterkeit sich einmal im Jahre gehen liess, blieb sie auf kleine Genossenschaften beschränkt und überschritt in den letztern nicht die Mauern der Städte. So kam es, dass auch die kirchliche Baukunst in unserer Mitte ernster und strenger geblieben ist, als die Jahrhunderte in andern Ländern Europa's es mit sich brachten. War in Bezug auf die weltliche Baukunst, Dauerhaftigkeit und Bequemlichkeit massgebend, so leitete bei den ältesten kirchlichen Bauten fast nur das blosse Bedürfniss. Nirgend die freie heitere Entfaltung des Mutterlandes, nirgend, selbst in späterer Zeit, auf der Spitze des schlanken Thurms die offene fröhliche Kreuzblume, sondern überall auf breiter Grundlage das schwere Dach mit massigem Knopf als Endziel. Wo im XV. Jahrhunderte endlich die Kunst einen leichtern Flug zu beginnen scheint, sinkt sie fast durchwegs auf halbem Wege bereits ermattet zu Boden. Daher neben recht schönen lichten Chorbauten an manchen Orten jene plumpen düstern Schiffe. — recht eigentlich ein wehmutherregendes Bild des in seinem freiesten Aufschwunge unterbrochenen Lebens.

Der deutsche Stamm hatte unter den angiovinischen Königen starke Wurzeln geschlagen in der neuen Heimat, deren Ruhm und Stütze ihn das Königswort nannte. Unter Sigismund trieb er vielverheissende Blüthen, wir rechnen darunter auch die Pfarr- und Hauptkirchen von Kronstadt (1385 bis 1425), von Reps (1400), von Klausenburg (beendigt 1414), von Schässburg (angefangen 1429), von Schorsch bei Mediasch (1422), von Hermannstadt (1431) und zahlreiche andere ähnliche Bauten. Schöne Glocken und Taufbecken überschritten bereits die Gränze des blossen Bedürfnisses, wie die Glocken von Reps 1402, von Hermannstadt 1417, Schässburg 1419, Honigberg 1422, Heldsdorf 1431, das Taufbecken in der Klosterkirche von Schässburg 1411 angefertigt zeigen. Da brachen 1420 zum ersten Male die Türken ins Land; der Friede entfloh; Hammer und Meissel wurden wieder Speer und Schwert: man beschleunigte, oft nicht nach dem ursprünglichen Plane, den begonnenen Kirchbau: wo die alte Capelle den Einsturz drohte, führte man in Eile ein neues Werk auf und sah mehr auf Festigkeit denn auf Schönheit. (Aus dem nächsten Jahrhunderte sind aus der Nähe von Schässburg u. a. hieher zu zählen die frühere Kirche von Schweischer 1452, die Klosterkirche von Schässburg 1482 bis 1515 nach Marienburg, — die Kirche von Kaisd 1496, und Bodendorf 1519.) Nur im Guss der Glocken mehrt sich mit dem Eifer die Sorgfalt, und es entstanden die schönen Glocken von Malmkrug 1400, von Nadesch [1]) 1470, Felldorf 1496, Kaisd 1506, Neudorf 1508, die Hermannstädter

[1]) Sie trägt die interessante sächsische Inschrift: „helf . ot Maria berot. Ao MCCCCLXX."

Stundenglocken von 1521, und die sehr zahllosen, aber mit Gewissheit dieser Zeit zuzuweisenden von Zuckmantel, Maldorf, Marktschelken, Rauthal, die grösste auf der Schässburger Spitalkirche u. s. w. Damals brauchte man sie wohl eben so oft, um die Gemeinde zum wilden Landsturm als zur stillen Andacht zu rufen, und ihr Vorhandensein nicht nur, sondern auch ihre Grösse, ihr lauter Klang und ihre Solidität überhaupt waren durch das praktische Leben geboten. Nicht bloss im Orte durften sie gehört werden, sondern auf der ganzen Markung, um die im Felde Zerstreuten bei der oft ungeahnten Annäherung des Feindes eiligst in den schützenden Mauern zu versammeln, so wie auch im Nachbardorfe, um zu Hilfe zu rufen und den Aufstand und Wachsamkeit weiter und weiter zu pflanzen.

Solchen Einfluss übte das Leben auch auf die kirchliche Baukunst im Sachsenlande und auf Alles, was in näherer oder fernerer Beziehung dazu steht.

Fehlte nun dem Gesagten zu Folge schon der Wohlstand und die Ruhe, um auf diesem Gebiete mehr als Gewöhnliches zu leisten, so stellte auch das Material an vielen Orten kunstvollen Bauten fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Nur wenige Gegenden des Landes besitzen den Sandstein in solcher Härte wie er zu ornamentaler Anwendung nothwendig ist. An den meisten Kirchen des Sachsenlandes finden wir ihn nur spärlich an den Ecken, den Fenstern und Portalen und hie und da an den Pfeilern angewandt. Wo man ihn, wie zu der Schässburger Bergkirche, wenigstens zwei Tagereisen weit herholen musste, findet diese Sparsamkeit eine genügende Erklärung. Weichere Bruchsteine, Geschiebe, besonders aber Backsteine waren es, worauf man hingewiesen wurde; Material, welches viele und gerade die kunstreichsten Formen, namentlich der gothischen Architektur von vorn herein unmöglich macht. daher findet sich z. B. kein einziger Thurm in Siebenbürgen, der in (gothischem) Style ausgeführt wäre; Daher die grosse Seltenheit schöner Pfeiler und zierlicher Capitäle; daher die grosse Einfachheit der Fenster und Giebel und die gewöhnlich ärmliche Ausstattung des ganzen Äussern. Hatte die echt antike Baukunst einst das Innere vernachlässigt und ihre ganze Aufmerksamkeit dem Äussern zugewandt, so finden wir hier unter dem zwingenden Einfluss des Materials das gerade Gegentheil. Die Pfeiler, selbst wo sie verhältnissmässig schlank und leicht erscheinen, sind sechs- oder achteckig, und ihr Eindruck behält immer den Beigeschmack des Massenhaften, die Gewölbe erheben sich gewöhnlich im Flachbogen und steigen selten zur Erhabenheit des Spitzbogens an; die Fenster entbehren nach Aussen hin der schmuckreichen Fenstergiebel; das Mittelschiff steigt selten bedeutend über die Seitenschiffe, nirgends erscheint der kühne Strebbogen: die kahle Wand ist überall unangenehm vorherrschend; nur ein Thurm, in der Mitte der Façade angebracht; selbst der Grundriss gewöhnlich zu starr, um nur einfach genannt zu werden. Und wenn sich auch die ganze Sorgfalt auf das Innere concentrirte, so reichte sie doch gewöhnlich nicht hin, den Ansprüchen der Ästhetik im Ganzen auch nur annäherungsweise zu entsprechen. Sie theilte in dieser Hinsicht das Schicksal der niederrheinischen und der Ostseekirchen, bei denen aus denselben Ursachen dieselbe höchste Vereinfachung aller Details zu Tage tritt.

Am auffallendsten erscheint diese Armuth, wenn sie sich genöthigt sieht, die Überbleibsel römischer Bauwerke in ihren rohen Formen mit zu verwenden, wie dies an den Kirchen von Galt und Grosspold ohne Zweifel der Fall und bei dem Portal der Burgkirche von Michelsberg nicht unwahrscheinlich ist, und die Sage auch von den Quadern, aus denen die Hermannstädter evangelische Pfarrkirche erbaut worden, behauptet. Warum hätte man auch bei dem grossen Mangel an dauerhaftem Material die gewiss in nicht geringer Masse vorhandenen Trümmer römischer Kunst nicht benützen sollen; und hat man römische Ziegeln und zugehauene Steine bei Thorda, Karlsburg, Krako, im Hazeger Thale, und selbst in Schässburg als Baumaterial bei Privatgebäuden benutzt, warum sollte man nicht die Beste römischer Portale in die alten christlichen Kirchen des Sachsenlandes mit verbraucht haben? Dieselbe Erscheinung findet sich in Italien und anderswo bei den Übergängen aus dem Heidenthume in das Christenthum, und man wandte häufig selbst in Rom Baustücke aus antiken Tempeln in oft höchst unpassender Weise bei der Aufführung der christlichen Basiliken an, „wobei es noch als besonderes Glück angesehen werden musste, wenn man, namentlich was die Säulen anbetrifft, eine genügende Anzahl übereinstimmender Stücke zusammenbringen konnte.“ (Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte, p. 329.)

Natürlich blieben indess solche Bauwerke immer mangelhaft und unvollkommen und nur da konnte das vollendete Werk einen befriedigenden Eindruck machen und vollendeter erscheinen, wo, wie bei der Kronstädter evangelischen Hauptkirche, das Material nicht in so kümmerlicher Weise zusammengelesen werden musste, sondern sich in nahen Steinbrüchen der kunstfertigen Hand leichter darbot. Wo diese Benützung antiker Werkstücke sich auf mehr als blosse Quadern bezog und insbesondere ornamentale Überreste, z. B. Säulen- und Bogentrümmer anwandte, machte die verwandte Form der letzteren die Annahme und längere Beibehaltung des romanischen Baustyles nothwendig. Der antike Rundbogen und die römische Säule konnten nicht wohl als Glieder germanischer Bauwerke eingeführt werden. Der Übergang aus dem einen in den andern Baustyl, der in Deutschland im XIII. Jahrhundert erfolgte, fällt bei uns erst in das XIV., und die meisten der oben bezeichneten, mit Benützung antiker Arbeiten errichteten Monumente gehören daher ganz oder theilweise den beiden ersten Jahrhunderten nach der Einwanderung der beiden Geisa'schen Colonisten an, so die auch in ihrem Grundriss romanische Burgkirche von Michelsberg, der Kirchthurm vor Grosspold und die

Kirche von Sächsisch-Reen. An der äussern Seite des Saeristeifensters der letztern ist über dem Wappen von Reen (die Lilie und der Stern mit den Buchstaben o. p. r.) die Jahreszahl 1321 und über der Sacristei folgende Inschrift zu lesen: „Anno domini MCCCXXX. Construitur. domus. marie. temporn. nicolai. plebani. curebus. magistrie. thome. patroni. ecclesia.“

Eine besondere Schwierigkeit bei der Altersbestimmung der sächsischen Kirchen bildet ihre Stellung in dem Vertheidigungssystem der gesammten Colonie. Die sächsische Kirche, vorzüglich die Dorfkirche, war nämlich oft schon ihrer ersten Anlage nach nicht bloss Bethaus, sondern auch integrirender Bestandtheil des Castells, der „Burg“. Daher zunächst ihr gewöhnlicher Platz ein Hügel oder Bergvorsprung an der Seite oder in der Mitte des Dorfes, daher ihre feste Construction, daher ihre engen schiessschartenartigen Fenster, daher ihr oberer Theil oft vollständig zur Vertheidigung eingerichtet, daher ihre nächste Umgebung die häufig doppelte Ringmauer mit den festen Thürmen und Basteien. Der Chor mancher Kirchen, z. B. der in Marktschelken, zeigt dieses System sogar in den abwärts gehenden nach aussen versteckten Schiessscharten; auf andern, z. B. der in Schweischer, liegen noch die Steine, die den stürmenden Feind zu zerschmettern bestimmt waren. Alle diese Eigenthümlichkeiten modificiren den Baustyl so bedeutend, dass, wo bestimmtere Angaben fehlen, nur aus ornamentalen Gliedern auf die Bauzeit geschlossen werden kann, eine Methode, die selten zu absoluter Gewissheit führt. In den ummauerten Städten allein lassen sich die Terminologie und der Massstab der Kunst mit grösserer Sicherheit anlegen, obwohl auch hier die Bauart so inconsequent und der Styl so verwildert ist, dass die Bestimmung eine schwere wird. Daher kommt es, dass die Kunstkenner und Freunde der Vaterlandskunde oft über architektonische Denkmäler, die zu den interessantesten des Vaterlandes gehören, und die Zeit ihrer Entstehung in ihren Ansichten von einander abweichen. Ist dieses schon bei den Hauptkirchen von Hermannstadt, Schässburg und Burzenland der Fall [1]), so steigert sich die Verwirrung noch, wo die einzelnen Theile des Gebäudes verschiedenen Zeiten angehören, wie dies insbesondere bei der evangelischen Kirche von Mühlbach sich trifft.

Baudenkmale in Meran.

Die Pfarrkirche ist ein schöner gothischer Bau. Urkundlichen Nachrichten zufolge wurde sie unter Heinrich von Böhmen, Meinhard's III. Sohne, zwischen 1310 und 1335 gebaut. Der Landesfürst und die Bürgersfrau Batlina Hemelin bestritten die Kosten. Gegenwärtig ist von diesem Baue nur noch der Thurm übrig, der für den höchsten in Tirol gilt; er ruht auf einem Bogen, der einen Durchgang bildet, und steigt in mehreren Geschossen empor. Den oberen Theil zieren Spitzbogenfenster mit dem schönsten Masswerk im reinsten Style in den Bogenfeldern und eine zierlich durchbrochene Gallerie. Im Durchgange unten sieht man sehr interessante, gleichzeitige Fresken, noch ziemlich erhalten, obwohl sehr einer Restauration bedürftig und auch derselben würdig. Auf einer Seite sind mehrere Heiligen-Figuren dargestellt, auf der andern ein vor einem Kreuze im Walde knieender Mann, hinter ihm steht ein anderer in orientalischer Tracht, der auf das Kreuz deutet. Der Styl dieser Malereien ist der des XIV. Jahrhunderts, und erinnert an die Gemälde des Thomas von Mutina und anderer oberitalienischer Künstler dieser Zeit. Die Figuren sind schmal, die Bewegungen rund, besonders die Haltung der Arme, die Falten gezogen; die weichen Köpfe mit schmalen Augen haben blasse Schatten mit hellen, weisslichen Lichtern, der Ausdruck ist gering.

Ein späterer Bau ist die Kirche, aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, dreischiffig, ohne Querschiff, Chor und Abseiten aus dem Achteck geschlossen. In den Bauformen schliesst sie sich den Kirchen Oberitaliens an, wo der gothische Styl nie zu lebendiger und consequenter Durchbildung gelangte, sondern fast immer ältere Formen des romanischen Styles oder sogar antike Elemente einmischte. Sehr interessant ist die Façade, ein Ziegelbau (wie der Dom von Bergamo, die Kirchen S. Anastasia und S. Fermo maggiore in Verona), wie solche in den baltischen Ländern gewöhnlich sind, stufenartig, mit eingeblendeten, im Flachbogen bedeckten Fenstern, an den Kanten kleine Thürmchen mit Zinnen; über dem Portale ein schönes Rundfenster. Durch diese Anordnung bringt die Façade mehr den Eindruck eines bürgerlichen, städtischen, als eines kirchlichen Bauwerkes hervor. Im Innern wirken die Säulen, aus denen ohne Vermittelung eines Capitäles die gratigen Gewölbsrippen hervortreten, störend und passen, da sie ungegliedert sind, wenig zu der gothischen Anlage. Die Fenster haben reiches Masswerk, in dem die bekannte der Ausgangsepoche des gothischen Styles angehörende Fischblasenfigur oft wiederkehrt. Die aus der Spitalkirche hieher versetzten Glasgemälde zeigen in sechs Tafeln die Verklärung Christi, unten die unbefleckte Empfängniss, zu beiden Seiten den Stifter und seine Gemahlin, von Engeln der Gottesmutter gleichsam vorgestellt; darunter die Aufschrift: Anna Grünhofer anno dni 1493 (1493). Die Figuren sind wohl arg verzeichnet, aber nicht ohne Charakter und Ausdruck, die Farbengebung ist vortrefflich, tief und kräftig.

Die Kanzel ist ebenfalls im gothischen Style: die durchbrochen gearbeitete Balustrade der Treppe enthält

[1]) Die evang. Pfarrkirche von Hermannstadt nach Marienburg Geogr. vor 1357, nach Mökesch nach oder um 1431; die grosse Kirche von Kronstadt nach Marienburg 1383 oder 1385—1424, nach Trausch, Magazin, 1385 bis 1425; die Nikolaus- oder Bergkirche von Schässburg nach Marienburg 1429—1434, nach Neuen 1429 — 1493.

wieder die bekannte Fischblasenfigur. — Noch ist ein die Kreuztragung vorstellendes Frescobild neben dem Portale der Façade zu erwähnen, im Style des XV. Jahrhunderts, aber von ziemlich handwerksmässiger Behandlung. — Neben der Kirche steht abgesondert eine jener in Österreich so häufig vorkommenden Grabcapellen (in älteren Zeiten „Karner" genannt), welche in der Periode des romanischen Styles typisch die Kreisform mit halbkreisförmiger Altarvorlage hatten, später aber, den Gesetzen des gothischen Styles folgend, eine eckige Gestalt erhielten. Die in Rede stehende ist achteckig, mit einem schönen, sternförmigen Kreuzgewölbe eingedeckt, dessen Rippen in den Ecken auf gegliederten Halbsäulen ruhen; die schmalen Fenster sind spitzbogig; an der Aussenseite ist ein heil. Christoph, — als Symbol der Kirche — al fresco gemalt. Unter der Capelle, welche augenscheinlich aus derselben Zeit herrührt, wie die Kirche, befindet sich eine dreitheilige Gruft mit zwei Reihen kurzer Säulen ohne Capitäl und geripptem Kreuzgewölbe.

Die kleine Spitalkirche, ein viereckter, dreiseitig geschlossener Raum ohne Pfeiler, mit einem kleinen Erkerthürmchen auf der Spitze des Giebels der Westseite, ist ebenfalls ein Bauwerk des XV. Jahrhunderts (1483 begonnen). Bemerkenswerth ist das schöne Netzwerk, welches die Rippen der zusammengesetzten Kreuzgewölbe bilden, und ein ziemlich plump gearbeitetes Relief im Bogenfelde der Eingangsthüre, die Trinität darstellend, indem Gott Vater mit beiden Händen das Crucifix hält, darüber der heil. Geist in Taubengestalt, zu beiden Seiten die knieenden Donatoren.

Von hohem Interesse ist in der an alterthümlichen Gebäuden überhaupt sehr reichen Stadt das sogenannte Kelleramtsgebäude, der Ort fürstlicher Hofhaltung, unter Meinhard II. um die Mitte des XIII. Jahrh. gegründet, einst die Residenz der Landesfürsten. Hier befindet sich die Capelle, in welcher die mehr berüchtigte als berühmte Margarethe Maultasch mit ihrem zweiten Gemahle, Ludwig dem Brandenburger, im Jahre 1342 getraut wurde. Es ist ein kleiner, mit einem Kreuzgewölbe bedeckter Raum; an der Wand sind zwei Heilige gemalt, aber sehr schadhaft. Besser erhalten, aber aus späterer Zeit sind die Fresken in der Sacristei, auf grünem Grunde in schwarzen Umrissen, mit Lichtern gehöht; es sind drei Bilder. Das oberste stellt zur Verherrlichung der Tonkunst Tubalkain, den Erfinder der Musik, dar, daneben König David mit der Harfe, als den grössten Sänger; das zweite, Mann und Frau, die glückliche Ehe repräsentirend, zu unterst ein laufender Hase, auf dem eine Schnecke sitzt, muthmasslich ein Spott auf die Luxemburger und der mit ihnen verbündeten kirchlichen Gewalt. Die beiden letzteren Bilder sind sehr verwischt und schmutzig; durch eine zweckmässige Reinigung könnten sie aber bei weitem deutlicher erscheinen. Die eckigen Bewegungen der Figuren, die stark gebrochenen Falten, das burgundische Costüme mit Schnabelschuhen u. s. w. sind charakteristische Merkmale der Kunst des XV. Jahrhunderts. Über dem Fenster ist ein Buhurd dargestellt nebst schönen Arabesken. Als Maler wird ein Christoforus von Meran angegeben. Auf der Thüre sind Engel und Heilige gemalt, ebenfalls im Style des XV. Jahrhunderts, dabei die sonderbare Inschrift: ANANISAPTA, welche aber durch Schriftbänder, welche die Engeln halten, erklärt wird, nämlich: Antidoton Nazareni Auferat Neeem Intoxationis Sanctificet Alimenta Poeula Trinitas Alma. Diese Inschrift, welche auf Amuleten und Ringen öfter vorkommt und als zauberkräftig galt, gab zu verschiedenen hypothetischen Erklärungen Anlass, aber eine Auslegung aus dem Mittelalter selbst ist mir ausser hier nicht bekannt und daher um so interessanter, da sie die Bedeutung der aus den Anfangsbuchstaben des Spruches zusammengesetzten Formel feststellt. Sie bezieht sich hier auf die in diesem Raume bewahrten kirchlichen Geräthe, als in welchen der Leib und das Blut Christi die Seele vor dem Tode durch das Gift der Schlange bewahren und Segen bringend wirken soll.

Bemerkenswerth ist auch die vortreffliche Täfelung der sogenannten Kaiserzimmer mit verwischten Bildern und sehr gut in Relief gearbeiteten Wappen von Österreich, Tirol, Braunschweig u. s. w., endlich ein grüner Kachelofen aus dem XV. Jahrhundert, dessen halb erhobene Bildwerke: Engel mit Wappenschildern, St. Georg, der österreichische Bindenschild mit dem Stechhelme, der thronende Gott Vater, unterhalb die Jungfrau, in deren Schoos sich das Einhorn flüchtet (ein Symbol der Menschwerdung Christi) — die Hand eines tüchtigen Künstlers bekunden, denn sie sind voll Leben und Anmuth. Die Wappen der Täfelung scheinen den bekannten Herzog Friedrich mit der leeren Tasche als denjenigen zu bezeichnen, welcher diese Gemächer einrichtete, und der im Jahre 1414 den Papst Johann XXII. auf seiner Fahrt zum Costnitzer Concil in Meran empfing. Ed. Freiherr v. Sacken.

Die mittelalterliche Kirchenthüre bei den Kapuzinern in Salzburg.

(Nach einem Berichte des Herrn k. k. Conservators Süss in Salzburg.)

Wer vor den Eingang in die Kirche der Kapuziner in Salzburg gelangt, dem wird es bei näherer kundiger Betrachtung auffallen, dass an der erst um das J. 1600 erbauten und sehr einfachen Kirche sich eine Thüre mit Sculpturen vorfindet, die nicht nur an sich schön und fleissig gearbeitet ist, sondern auch ihrer Behandlung nach einer weit früheren Periode angehört, als jener, in welche die Erbauungszeit der Kirche fällt. Zugleich wird sich zeigen,

Mittelalterliche Kirchenbauten bei den Kapuzinern in Salzburg.

dass diese Thüre dem der Bauperiode der Kirche angehörigen steinernen Portale aus weissem Marmor, worauf sich überdies das Wappen des Erbauers Erzbischofs Wolf Dietrich befindet, nur angepasst wurde. Dies scheint auf nachfolgende Weise gekommen zu sein:

Im Jahre 1598 brannte in Salzburg abermals die erst zwischen 1384 — 1488 wieder erbaute Domkirche ab. Der baulustige Erzbischof Wolf Dietrich, der schon lange mit dem Plane der Erbauung einer neuen Domkirche umgegangen sein soll, jedoch kein Freund altdeutscher Kunst war, zeigte auch keine Lust mehr, den alten Dom wieder aufzubauen, sondern liess ihn gänzlich niederreissen. Viele der schätzbarsten und von dem Brande verschonten Überreste des Domes wurden nun zerstreut und zu den verschiedensten Zwecken verwendet. Ein Altar kam in die Kirche Aigen, andere kirchliche Bestandtheile sowohl in das Kloster als in die Kirche von Nonnberg, und die schönen Tragsäulen der Kanzel aus rothem Marmor mit vorragenden Statuen der deutschen Kaiser wurden theils zur Decorirung eines Bassins in Petersbrunn verwendet, theils in Strassenmauern eingesetzt, von wo sie erst später — durch die ausgezeichnete Fürsorge des Hrn. k. k. Conservators Süss in Salzburg in Bezug auf die Erhaltung der dortigen Baudenkmale — ausgehoben, gesammelt und im Landesmuseum zu Salzburg aufgestellt wurden.

Als dann im Jahre 1594 Erzbischof Wolf Dietrich die Kapuziner nach Salzburg berief und im Jahre 1599 das für sie bestimmte Kloster sammt der Kirche vollendet war, erhielt auch die noch übrig gebliebene Kirchenthüre des alten abgebrannten Domes eine entsprechende Verwendung bei der neu erbauten Kirche, nur dass auch hiebei jener Mangel an Kunstverständniss und jene bedauerliche Verstümmelungssucht vorwaltete, welche sich schon bei den früher erwähnten Kirchenbestandtheilen geltend gemacht hatten.

In der Kirchenthüre befanden sich nämlich 14 Füllungen mit Basreliefs, welche in zwei senkrechte Reihen getheilt waren. Die zwei obersten Basreliefs stellten den h. Joseph und die gekrönte Himmelskönigin Maria vor, die übrigen 12 Basreliefs die zwölf Apostel in ausdrucksvollen Brustbildern und mit fliegenden Bändern, ohne irgend eine Wiederholung in den verschiedenen charakteristischen Köpfen. Auf einem der fliegenden Bänder war die Jahreszahl 1470 angebracht. Ohne Berücksichtigung des Zusammenhanges der ganzen neu-testamentarischen Darstellung wurden nun, als man die im alten Dome angebrachte Thüre in den Thürstock der neuen Kapuziner-Kirche einsetzte, die zwei untersten Basreliefs abgeschnitten, so dass nur zehn Apostel übrig blieben, — ein Vorgang, der offenbar das Symbolische der Figuren zerstört hat.

Als ein Beitrag zur Sculpturkunst des XV. Jahrhunderts in Salzburg bleibt aber diese Kirchenthüre auch in ihrem jetzigen Zustande jedenfalls von hohem Interesse, daher auch der k. k. Conservator Süss in Salzburg sich bestimmt fand, hievon eine getreue Zeichnung der k. k. Central-Commission vorzulegen, welche wir mit der Tafel III der Veröffentlichung übergeben.

Notizen.

15. (Die Stadtpfarrkirche in Steier.) Dieselbe ist ein imposantes, gothisches Bauwerk, über 30 Klafter lang, 13 Klafter breit, von eigenthümlicher Anlage. Sie wurde von dem Baumeister des St. Stephansdomes in Wien, Hanns Buchsbaum [1]), in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts erbaut und im Jahre 1443 eingeweiht. Unverkennbar nahm sich der Baumeister die St. Stephans-Kirche zum Vorbild, was besonders in der Detailbildung hervortritt. Schiff und Chor sind in eins verschmolzen und die ganze Kirche besteht aus einem dreitheiligen Raume, der gegen Osten aus dem Achteck geschlossen ist, — der Mittelraum mit drei Seiten, die beiden Nebenräume mit je zwei Seiten des Achtecks. Sechzehn mächtige Pfeiler trennen ersteren von den gleich hohen Abseiten, welche um ein Drittel schmäler sind. Die Gliederung der Pfeiler ist genau wie im Wiener Dome; sie besteht nämlich bei viereckiger Grundform des Pfeilers in zwei Bündeln von je drei Halbsäulen als Dienste für die Rippen der zusammengesetzten Kreuzgewölbe von Haupt- und Seitenschiff und zwei Bündeln von einem starken und zwei schwächeren Gratstäben als Träger der Hängebögen, welche die Pfeiler einer Reihe mit einander verbinden.

Die Halbsäulen haben einfache Capitäle mit vieleckigen, ausgeschweiften Decksimsen, die Glieder der Hängebögen ziehen sich ohne Unterbrechung herum; einige der Träger für die Kreuzrippen sind durch Consolen und Baldachine für Figuren unterbrochen. An den Wänden, an deren Aussenseite mächtige, in vier Geschossen aufsteigende Strebepfeiler die Widerlager der Gewölbe bilden, setzen die Gewölbsrippen auf Bündel von je drei Halbsäulen auf. Von den drei Eingängen haben die an der West- und Nordseite Vorhallen. Erstere ist ein offener Durchgang unter dem Orgelchore, an den Wänden sind mit Wulsten eingefasste Nischen angebracht, welche steinerne Sitzbänke enthalten; aus der zweiten führen zwei Thüren neben einander in das Innere, daneben auf Säulchen Consolen mit den Figuren der Heiligen Jacobus major, Elisabeth und Agnes; diese sind trefflich gearbeitet von lieblichem Ausdruck; die geschwungenen

[1]) Als Baumeister von St. Stephan erscheint Buchsbaum erst 1446; früher (seit 1420) war er Polier.

Leiber und gezogenen Falten bekunden den Styl der Frühzeit des XV. Jahrhunderts. In dem Spitzbogenfelde der einen Thür ist ein Relief, Mariä Himmelfahrt, eine schwache Arbeit von 1525, überdies sehr beschädigt. Ganz herrlich sind die hohen, vierlichtigen Fenster mit dem schönsten Masswerk von mannigfaltig variirten Formen in den Bogenfeldern. Die hier noch erhaltenen Glasmalereien sind von verschiedenem Werthe; die beste ist eine Vorstellung des Todes der h. Maria in grossen Figuren, die ganze Breite eines Fensters einnehmend. Der Ausdruck der Köpfe ist sehr lebendig und empfunden, trefflich ist der Schmerz der Apostel, die andachtsvolle Würde des h. Petrus, das sanfte Dahinscheiden der knieenden Maria charakterisirt. Die Köpfe sind ganz hell, ohne Färbung, die Schatten bloss schraffirt, die Farben der Gewänder schön, aber nicht sehr tief. Dieses schöne Bild gehört dem Style nach dem Ende des XV. Jahrhunderts an. Älter ist eine h. Katharina, welche einige Männer belehrt, oberhalb mehrere Heiligenfiguren grau in grau in gothischer Architektur. Mehr aus der Verfallszeit der Glasmalerei im XVI. Jahrhundert sind 4 Tafeln mit Heiligen und dem Donator mit seiner Familie, endlich eine Maria mit dem Kinde in der Glorie und ein Crucifix. Die Zeichnung ist manierirt, die Färbung blass.

Der starke, sechseckige Quaderthurm steht an der Nordseite der Kirche, ungefähr in der Mitte der Kirchenlänge, und steigt in acht Geschossen empor.

Ed. Freiherr v. Sacken.

16. (Der sogenannte Heidentempel in Znaim.) An eine kreisförmige Halle der ehemaligen Markgrafenburg in Znaim, welche im Durchmesser 20 Fuss und mit ihrer Kuppelwölbung in die Höhe 27 Fuss misst, schliesst sich gegen Osten ein halbkreisförmiger kleinerer Raum von 18 Fuss im Durchmesser und 16 Fuss Höhe, welcher gleichfalls überwölbt ist, und durch eine Bogenöffnung mit der grossen Halle in Verbindung steht. Nachdem keine Urkunden vorgefunden wurden und auch die Malereien dieser Rotunde nur schwer und unsicher zu erkennen waren, hielt man sie lange Zeit für einen Heidentempel. Wiewohl nun neuere Forschungen, wie jene des gelehrten Pittner[1]), die Unrichtigkeit obiger Bezeichnung nachgewiesen hatten, so scheint man doch in einen neuen Irrthum verfallen zu sein, indem man diesen Bau als eine Taufcapelle betrachtete. Ritter v. Wolfskron sucht, wenigstens nicht ohne innere Gründe, diese Ansicht in Nr. 5 des „Notizenblattes der historisch-statistischen Section der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde“ (J. 1835) zu entkräften und erklärt den sogenannten Heidenthurm als eine Hauscapelle, welche der alten Markgrafenburg angehört haben müsse.

17. (Die Commenda Rechberg in Kärnten.) Der Herr k. k. Conservator für Kärnten Freih. v. Ankershofen wurde im Jahre 1854 aufgefordert, über den Bestand der Georgshütte im Jaunthale nähere Aufschlüsse zu geben. Er erklärte jedoch, dass weder ihm noch Anderen, die das Jaunthal genau kennen, von einer Georgshütte etwas bekannt sei, und sprach die Ansicht aus, dass wahrscheinlich unter derselben die Commenda Rechberg im Jaunthale zu verstehen sei, welche zum St. Georg-Orden gehörte. Freiherr von Ankershofen lieferte hierüber folgende Nachweisung:

„Die Commenda Rechberg im Jaunthale wurde von einem edlen Kärntner, Ladislaus Prayer, im Jahre 1495 gestiftet. Sie bestand in einigen Besitzungen und 200 fl. jährlicher Einkünfte. Nach den Bestimmungen des Stifters sollen in Rechberg so viele Ritter residiren, als mit Ausschluss der Dienerschaft von den Einkünften erhalten werden können. Zum Zeichen der Unterwürfigkeit sollen sie jährlich 100 Pf. Käse nach Millstadt abgeben. Kaiser Friedrich IV. muss den Rittern in Rechberg Freibriefe auf Eisenbergbau gegeben haben, weil sein Sohn Kaiser Max I. ihnen mit einer Urkunde, gegeben zu Innsbruck am 22. Sept. 1515, für den Fall, als sie auf das ihnen von seinem Vater Friedrich, ferri gratia, ertheilte Privilegium verzichten würden, verspricht, eine ihm gehörige Pfarre in Steier, Kärnten oder Krain, welche 257 fl. Rhein. geben könnte, dafür abtreten zu wollen. Nach einer, dieser Notiz von dem vormaligen Jesuiten-Superior in Millstadt Nikolaus Coronius beigefügten Bemerkung wurde das Privilegium zwar zurückgestellt, hierfür aber nichts erhalten. Im J. 1513 vertauschte das Stift Eberndorf die Pfarren St. Bartolomä in Rechberg und St. Thomas in Glantschach an die Commende Rechberg gegen die Pfarre St. Lorenzen zu Stein im Jaunthale. Mit dem Stifte Millstadt wurde auch Rechberg im Jahre 1600 durch die Bulle des P. Clemens VIII. dem Jesuiten-Collegium in Gratz einverleibt.“

18. (Über die römischen Inschriften bei Poletin, Ogradina und die Brücke bei Czernetz.) Längst bemüht, so viel wie möglich die Monumente aufzusammeln, welche sich auf die Donau und die an derselben liegenden Länder beziehen, habe ich meine diesfälligen Bitten schon im Jahre 1834 an, in die Gegend des eisernen Thores gesendete Officiere, ferner im Jahre 1853 an Se. Durchlaucht den Herrn Feldzeugmeister Fürsten von Schwarzenberg, wie an den Präses der k. k. Commission zur Erhaltung der Baudenkmale, Herrn Baron Czoernig, um die Zeichnungen und Abklatschungen, 1. der Tiberius-Inschrift bei Poletin vom Jahre 34 nach Christi, und 2. von jener Inschrift, Ogradina gegenüber, welche Trajan im Jahre 101 n. Ch. einhauen liess, gerichtet, und 3. auch um Aufnahme der Örtlichkeit bei Czernetz angesucht, wo nach aller Wahrscheinlichkeit Kaiser Trajan die berühmte Brücke über die Donau hatte schlagen lassen.

Von Sr. Excellenz dem Herrn Grafen Coronini, welchem Se. Durchlaucht Fürst Schwarzenberg die Ausführung der obigen Bitte übertrug, erhielt ich Abklatschungen der zwei

[1]) Vergl. Hormayr's Archiv 1821, Nr. 67; 1822, Nr. 71; 1848, S. 376 und die Wiener Jahrbücher d. Lit. und Kunst, Bd. 21 (1823), S. 23.

ersten Zeilen der berühmten Trajans-Inschrift, ferner von Herrn Beckmann, Bau-Eleven im Ministerium der öffentlichen Bauten, welcher sich unter den Ingenieurs befindet, die von obigem Ministerium zur Sprengung der Felsen am eisernen Thore entsendet wurden, Durchklatschungen bei Poletin und Ogradina so wie vortreffliche Zeichnungen der Überreste der Brückenköpfe und der Brücke des Trajan bei Czernetz, welche der Herr Oberlieutenant Kuppelwieser wie der Herr Bau-Eleve Beckmann bewerkstelligten.

Da durch die von Herrn Beckmann veranstaltete Durchklatschung der Trajans-Inschrift, welche ursprünglich aus sechs Zeilen bestand, vier mit Sicherheit gelesen werden, so ersuchte ich Herrn Beckmann, seine Sorgfalt darauf zu verwenden, dass auch noch eine Abklatschung der letzten zwei Zeilen bewerkstelligt werde. Diese in lebendigem Fels eingemeisselte Inschrift ist so schön, dass eine solche Schrift ein Kunstwerk genannt werden kann; jeder Buchstabe ist von einer Höhe von 7 Zoll 7 Linien. Da die letzten Zeilen leider der zerstörenden Hand des Menschen sowohl als dem Anfalle des Regens mehr ausgesetzt sind, so erklärt sich daraus allerdings ihre starke Verwitterung; wenn aber nur hie und da ein Buchstabe herausgebracht werden kann, so ist die Herstellung der ganzen Inschrift wahrscheinlich. Nach einigen flüchtig erhaschten Buchstaben mit genauer Beobachtung ihrer Distanz von einander, glaube ich die Herstellung dieser so denkwürdigen Inschrift bewerkstelligt zu haben, welche ich in dem Jahrbuche ausführlich mit Zeichnungen darlegen werde.

Zwei Siegesgöttinnen halten die Inschrift, unten steht eine Gestalt wie Atlas, die sie wie eine Tafel emporträgt.

Vortrefflich ist die in eine gemachte Vertiefung eingehauene Inschrift umrahmt; an den Ecken dieses Rahmens sind Delphine, in der Mitte ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, von Eichenblättern umgeben, äusserst sauber en relief herausgearbeitet.

Von einem Delphine, von einem Adlerflügel und zwei Eichenblättern hat Herr Beckmann Abbildungen in Gyps mitgebracht und sie so wie die Abklatschungen mir für das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet übergeben.

Sobald die Abklatschungen der zwei anderen Zeilen und der noch bei Poletin befindlichen Inschriften eingelangt sein werden, werde ich sie so bald möglich mit den Zeichnungen über die Brücke bei Czernetz der Öffentlichkeit übergeben.

Joseph Arneth.

19. (Der archäologische Verein der Gesellschaft des böhmischen Museums.) Über diesen Verein entnehmen wir einem Berichte des Herrn Professor Wocel, Conservators für Prag, folgende Daten: Der Verein wurde im Jahre 1841 unter dem Namen „Archäologisches Museums-Comité" zu dem Zwecke gegründet, um interessante Alterthümer Böhmens zu sammeln, zu erhalten und bekannt zu machen. Die damals entworfenen Statuten des Vereines wurden in der General-Versammlung des böhmischen Museums im Jahre 1843 bestätiget und nach der Resignation des Grafen Franz Thun auf die Präsidentschaft des Vereines, mit derselben das Mitglied des Museums-Ausschusses Herr Ritter Johann von Neuberg betraut.

Professor J. E. Wocel und der damalige Custos Hellich hatten die archäologische Sammlung in den alten Localitäten des Museums im Jahre 1845 aufgestellt, und nachdem im Jahre 1846 ein neues Gebäude für die Zwecke des Museums von den Ständen des Königreiches Böhmen angekauft wurde, brachte Wocel die seitdem reichlich angewachsene Sammlung in dem neuen Gebäude in systematische Ordnung.

Den ansehnlichsten Zuwachs erhielt das archäologische Cabinet im Jahre 1848 durch den Ankauf der Sammlung des Kreis-Ingenieurs Pachl, wodurch die Anzahl der Alterthumsobjecte des böhmischen Museums um mehr als 1200 Nummern bereichert wurde. Der Kaufpreis von 6000 fl. wurde in kurzer Zeit durch Subscriptionsbeiträge hereingebracht. Bei der Revision und theilweisen Umänderung der Museums-Statuten im Jahre 1851 erhielt auch der archäologische Verein eine andere Organisirung und wurde als Museums-Section für böhmische Archäologie bezeichnet, deren Zweck es ist, interessante Alterthümer Böhmens zu erforschen, zu sammeln, vor Verderben zu schützen, durch Bekanntmachung derselben den Sinn für ihre historische und artistische Bedeutung zu beleben, um dahin zu wirken, dass sie dem Vaterlande, über dessen Vorzeit sie Licht verbreiten, nicht verloren gehen. Zum Vorstande dieser Section wurde der Hofrath und Polizei-Director Herr Leopold Sacher-Masoch, und zum Geschäftsleiter Prof. Wocel gewählt, welcher seit dem Jahre 1843 bis auf den gegenwärtigen Augenblick dieses Amt versieht. Die Section, an welche sich anzuschliessen jedem Mitgliede des Museums freigestellt ist, hält regelmässig ihre Monatssitzungen.

Vom Museums-Ausschusse wurde zwar die jährliche Dotation dieser Section auf 200 fl. bemessen; bei den beschränkten Mitteln des Museums selbst konnte aber derselben bloss die Hälfte dieses Betrages aus der Museums-Casse zugewendet werden. Überdiess fliessen von Zeit zu Zeit Beiträge einiger Freunde historischer Alterthümer in die Sections-Casse ein, unter welchen besonders Herr Graf Eugen Czernin mit dankbarer Anerkennung genannt werden muss, der dem Vereine einen jährlichen Beitrag von 100 fl. widmet.

Es ist offenbar, dass bei so beschränkten Geldmitteln, die Section sich in keine kostspieligen Unternehmungen einlassen kann; doch sendet dieselbe den eifrigen Alterthumsforscher P. Krolmus alljährlich zu archäologischen Excursionen auf ihre Kosten aus, durch deren Resultate dem archäologischen Cabinete bereits mehrere hundert Objecte gewonnen wurden. Die Hauptthätigkeit der Section ist dahin gerichtet, durch Bitten und persönliche Verwendung interessante Alterthumsdenkmale vor Zerstörung zu bewahren, ihre Restaurirung zu bewirken und geeignete Alterthumsgegenstände für das archäologische Cabinet zu erwerben, in welcher

Richtung auch die Bemühung dieses Vereines durch fruchtbare Erfolge belohnt wurde.

Über Auftrag des Museums-Comité gab Professor Wocel im Jahre 1845 seine „Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde" heraus und verfasste bald darauf seine populäre Schrift: „Über böhmische Alterthümer und die Nothwendigkeit dieselben vor Verderben zu schützen," welche in deutscher und böhmischer Sprache in mehreren tausenden Exemplaren unentgeltlich im Lande vertheilt wurde. — Die Herausgabe eines deutschen, der böhmischen Archäologie gewidmeten Organes unter dem Titel: „Archäologische Blätter" scheiterte an der Theilnahmslosigkeit des Publicums.

Im Jahre 1854 unternahm die archäologische Museums-Section im Vereine mit der matice česka die Herausgabe der archäologischen Vierteljahrsschrift „Památky archaeologické a mistopisní" (archäologische und topographische Denkmale), welche von dem Lehrer an der böhmischen Realschule K. W. Zap redigirt und dadurch ermöglicht wird, dass die matice česka die Auslagen deckt, und dafür ihren Mitgliedern diese Zeitschrift um die Hälfte des Pränumerationsbetrages von 3 fl., also um 1 fl. 30 kr. überlässt.

20. (Rotunde zu Pápocz in der Eisenburger Gespanschaft in Ungarn.) Hierüber berichtet der hochw. Abt und k. k. Conservator Herr Dr. Ludwig Birniez in Steinamanger Folgendes: „Zu Pápocs in der Eisenburger Gespanschaft nahe an den Gränzen des Raaber und Weszprimer Comitats besteht eine Capelle aus Ziegeln, welche eine Rotunde vorstellt, deren Umkreis kreuzweise ausgebogen ist. Die Thüre war gegen Süden und der Altar gegen Norden. Zwei Säulchen, deren Capitäle mit Blattwerk geschmückt sind, umgeben die Thüre, und tragen das aus Hohlkehlen und Wulst bestehende Rundbogengewölbe des Thürsturzes. Im Bogenfelde ist dermalen keine Verzierung, die vermuthlich das öftere, die Antiquität nicht in Anbetracht nehmende, Übertünchen dem Auge entzog. Später wurde die Thüre selbst vermauert, ihr oberer Theil in ein Fenster umgestaltet, und an der Ostseite der Capelle eine neue unpassende Thür angebracht; es ist aber schon die Verfügung getroffen, dass die einstmalige Form hergestellt werde. In der innern Westseite der Mauer ist eine Treppe angebracht, die in das obere Stockwerk führt, dessen Gewölbe in der Mitte eine viereckige Öffnung hat, durch welche man auf das mit einem vieleckigen Thürmchen gezierte Dach gelangt. Die noch bestehenden Fenster sind rundbögig, schmal und abgeschrägt. Die Capelle hat in Bezug auf die Form und Lage grosse Ähnlichkeit mit derjenigen, die in unserer Gegend vor der Kirche in Ják steht. Sie ist vermuthlich ein Rest jenes Klosters, das Margaretha von Gerse aus dem Geschlechte Nádosd, die Witwe des Paul Magyar, im Jahre 1363 den Augustiner-Eremiten gebaut hat.

21. (Inschriften in der Ehrenberger Klause bei Reutte und in dem Caplanhause auf der Höhe der Fernstrasse in Tirol.) Durch den k. k. Rath und Custos Bergmann wurde der k. k. Central-Commission die Mittheilung gemacht, dass in der berühmten Ehrenberger Klause bei Reute oberhalb des Thores, durch welches der Weg nach Innsbruck führt, bei der Demolirung im J. 1783 ein schlechtes Wohn- und Gasthaus stehen geblieben sei, aus dessen Inschrift hervorgeht, dass Erzherzog Maximilian III., Hoch- und Deutschmeister und Gouverneur von Tirol, im Jahre 1609 die erwähnte Klause befestigen liess. Über der Inschrift befindet sich an der Thormauer das heraldisch schön gearbeitete Wappen des Erzherzogs aus weissem Marmor. — Weiters droht auch durch die Übertragung der Fernstrasse auf die dem Berge Waneck näher liegende Seite die von dem berühmten Gregor Löffler in Erz gegossene Inschrift am Portale des Caplanhauses, welche anzeigt, dass im Jahre 1543 unter Karl V. und Ferdinand I. eine Verbesserung dieser Strasse vorgenommen wurde, gänzlich in Vergessenheit zu gerathen. — Um beide Inschriften vor gänzlichem Verderben zu bewahren, wandte sich die k. k. Central-Commission an den Herrn Statthalter in Tirol, um sowohl der ersteren Gedenktafel sammt erzherzoglichem Wappen als auch der zweiten Inschrift einen den veränderten Localverhältnissen entsprechenden Platz einzuräumen, und sie dadurch ihrem verdienten Andenken zu erhalten.

22. (Statue des Ritters Christoph Zoppel, im Pfarrhofe zu Raggendorf.) Die k. k. Central-Commission wurde in Kenntniss gesetzt, dass die in Stein gehauene, lebensgrosse Statue des Ritters Christoph Zoppel von Hans, unter welchen der genannte Ort im Jahre 1590 durch Kaiser Matthias zum Markte erhoben wurde, gegenwärtig in der Erde eingegraben sich befindet, und hiedurch gänzlich in Verfall kommen musste.

Da nun Christoph Zoppel in der Geschichte Österreichs einen hervorragenden Platz einnimmt und demselben in neuester Zeit viel Aufmerksamkeit von den Geschichtsforschern geschenkt wird, überdies dieses Denkmal meisterhaft aus Stein gearbeitet und noch gut erhalten sein soll, so nahm die k. k. Central-Commission die Vermittlung des Herrn Statthalters von Nieder-Österreich in Anspruch und bewirkte, dass die obgenannte Statue auf einem geeigneten Platze an der Kirche aufgestellt und der Nachwelt erhalten wurde.

23. (Münzfund zu Kaindorf in Steiermark.) Bei Kaindorf in der Nähe von Hartberg wurden 876 Stück Münzen im Gewichte von $25^3/_8$ Loth gefunden, über deren Werth Herr Regierungsrath Arneth bemerkt, dass diese Münzen, der Mehrzahl nach in die Regierungszeit des Kaisers Friedrich III. fallend, Nieder-Österreich, Steiermark und Ober-Österreich angehören und nur eine Partie einseitiger Wiener Pfennige, welche die Münzmeister-Buchstaben H. L. (Leopold von der Hochstrasse) und H. T. (Hans von Tiren) aufweisen, aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert herstammen, dann einige wenige Pfennige von Baiern, die von dem Erzbisthume Salzburg oder dem Bisthume Bamberg ausgegangen sind.

Literarische Anzeige.

Kugler's Geschichte der Baukunst mit Illustrationen und Holzschnitten. 1. Bd. Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert. 1856, 8. X, 374, 8.

Wenige Zweige der Kunstgeschichte haben in den letzten Jahrzehenden eine so tiefgehende Veränderung erlitten, als die Geschichte der Baukunst. Wer etwa Hirt's „Baukunst bei den Alten," Stieglitz's „Geschichte der Baukunst," Rosenthal's „Geschichte der Baukunst," Hoppe's „Geschichte der Architektur" oder ähnliche bis auf die letzten Jahrzehende herabgehende Werke über diesen Gegenstand zur Hand nimmt, und mit dem vergleicht, was in den letzten Jahrzehenden Forscher wie Kugler, Schnaase, Salzenberg, Lepsius, Minutoli, Viollet-le-Duc, Penrose, Layard und Andere geleistet haben, der wird die Wissenschaft in ihrem gegenwärtigen Stadium fast als eine ganz andere, ganz neue bezeichnen müssen. Es gibt keine Seite, auf der sie nicht wesentliche tief eingreifende Bereicherungen erfahren hätte. Blätter der Baugeschichte, welche früher ganz und gar unbeschrieben standen, sind jetzt erfüllt mit Thatsachen voller Bedeutung, mit Beschreibungen von höchstem Interesse. Wo einst Hypothesen bestanden und zur Aufstellung derselben der Phantasie ein möglichst grosser Spielraum gegeben wurde, da finden wir gegenwärtig entweder positive Thatsachen oder Lücken, die als solche deutlich bezeichnet, der Forschung und nicht dem Walten der Einbildungskraft eine Bahn eröffnen.

Fragen wir uns nach den Gründen dieser mannigfaltigen Veränderungen, so müssen wir ein Doppeltes ins Auge fassen. Die Veränderungen, welche dieser Zweig der Kunstgeschichte in den letzten Jahrzehenden genommen, beziehen sich theilweise auf den Stoff selbst, theils auf die Art und Weise der Behandlung desselben. Ersterer ist bereichert worden durch eine enorme Thätigkeit von allen Seiten her, von Reisenden oder Archäologen, Geschichtsforschern und Künstlern; er ist bereichert worden durch grossartige wissenschaftliche Unternehmungen, unter denen die der Franzosen und Engländer in erster Linie stehen, denen sich einige Unternehmungen preussischer Gelehrten anreihen. Letztere verdankt ihre Reform dem Aufschwunge der historischen Wissenschaften und der kritischen Methode der Forschung. Theosophen, Mystiker, Philosophen haben sich von diesem Gebiete zurückgezogen und das Feld jenen Männern überlassen, die sich in der Anwendung der den historischen Wissenschaften eigenthümlichen Methode nicht durch die Schlagwörter philosophischer Schulen, nicht durch die Träume und Herzensergiessungen der Mystiker und Theosophen beirren lassen.

Auf letzterem Gebiete ist es, wo Kugler der Wissenschaft die wesentlichsten Dienste geleistet hat. Er hat zuerst die neuere historische Methode in die Behandlung der Kunstgeschichte eingeführt, ästhetische und philosophische Betrachtungen aus jenen Gebieten ausgeschlossen, die ihrer Natur nach der Geschichte und nicht der Philosophie und Ästhetik angehören, und vorzugsweise in das Gebiet der Geschichte der Baukunst durch eine verständliche, der Sache entsprechende Terminologie und klare Anordnung des Stoffes Licht und Ordnung gebracht. Dieser Vorzug sämmtlicher Arbeiten Kugler's tritt in glänzender Weise auf dem Gebiete hervor, auf dem er vorzugsweise zu Hause ist, und das er so eben selbstständig zu bearbeiten begonnen hat.

Der erste uns vorliegende Band behandelt in zehn Abschnitten das alte Ägypten, die alten Völker des mittleren Asiens, die Phönizier und die Israeliten, das Pelasgerthum und seine Ausläufer, die Hellenen seit der Einwanderung der Dorier, die Römer seit Begründung der Weltherrschaft, die altchristliche Kunst, die Sassaniden, die Hindus, und endlich den Islam mit den ihm angehörigen Gruppen christlicher Architektur, d. h. Armenien, die Kaukasusländer und Russland. Mit dieser Anordnung hat der Verfasser noch entschiedener und consequenter als es bei seinem Handbuche der Kunstgeschichte geschehen ist, sich dem Stande der allgemeinen historischen Forschungen accomodirt. Er hat, um die wesentlichsten Veränderungen kurz zu bezeichnen, die alten Völker des mittleren Asiens in einer bestimmt abgeschlossenen Gruppe vor der Baukunst der Phönizier und Israeliten behandelt. Die Überreste der hellenisch-pelasgischen Epoche sind in innere Verbindung mit der Architektur der Völker des mittleren Italiens oder vornehmlich der Etrusker und den Denkmälern in Klein-Asien, die uns zuerst Fellows und Texier erschlossen, gesetzt, und als ein selbstständiges Glied zwischen den Architekturgruppen Ägyptens und Mittelasiens eingefügt. Die altchristliche Kunst tritt unmittelbar nach der römischen auf, zwischen dieser aber und der Kunst des christlichen Occidentes treten die Sassaniden, die Hindus und die Islamiten auf. Die Hindus insbesondere nehmen eine ganz andere Stelle ein, als man ihnen früher einräumte. Sie, die fast unmittelbar nach Ägypten behandelt wurden, deren Bauten als der Urgeschichte menschlicher Cultur angehörig bezeichnet wurden, treten diesmal bei Kugler, und wie uns scheint mit vollem Rechte, in die ersten Jahrhunderte altchristlicher Kunst hinein.

Dass Kugler die Denkmäler der Inseln des grossen Oceans und ähnliche Monumente nicht an die Spitze seines Werkes gestellt, überhaupt in dasselbe nicht aufgenommen hat, hat uns sehr befriedigt. Wir gestehen, uns mit der Anschauung nicht befreunden zu können, dass jene Werke, die keine eigentlichen Kunstmomente in sich umfassen, nur in sich hoffnungs- und zukunftloses Culturleben in den rohesten Elementen enthalten, mit der Kunst, die eine Geschichte hat, in Verbindung gebracht werden können. Die Gränze zwischen Cultur- und Kunstgeschichte kann nicht streng genug beobachtet werden, nicht bloss der Wissenschaft sondern auch der Consequenzen im praktischen Leben wegen, wo häufig das Interessante mit dem Künstlerischen verwechselt, und wie in den Sammlungen der verflossenen Jahrhunderte die Feder- und Schmucksachen der Insulaner der Südsee, Elephantenzähne u. s. f. neben Dürer und Rembrandt aufgestellt wurden.

Der erste Abschnitt behandelt Ägypten. Die Denkmäler dieses Landes reichen in die ältesten Zeiten der Geschichte. Sie stehen vereinzelt in einer Zeit, deren Blätter sonst unausgefüllt sind von Nachrichten über Menschen und Menschenleben, als ein Räthsel, dessen Inhalt selbst erst nach und nach gelöst wird. Die neuesten Forschungen vorzugsweise, niedergelegt in der Chronologie der Ägypter von Lepsius und dessen Reiseberichten, Denkmälern und Forschungen, haben den Glauben auf die fast ungestörte Einheit und Gleichmässigkeit ägyptischen Wesens gebrochen. Auch im ägyptischen Leben, in der ägyptischen Kunst, die einst als Typus einer stationären Weltanschauung gegolten haben, finden wir jetzt Leben, Bewegung, Fort- und Rückschritt. Man kann die Denkmäler jetzt nicht mehr nach ihrer geographischen Lage von Süden nach Norden betrachten, und nicht mehr allein dem Zuge des h. Nilschiffes in dieser Richtung folgen. Die Kunstgeschichte Ägyptens gliedert sich jetzt nach den verschiedenen Dynastien und zerfällt aus dem einheitlichen Ganzen, in dem sie früher

hervortrat, in eine Reihe von Baugruppen. Die Baugeschichte Ägyptens gewinnt damit an innerem Leben und historischem Interesse, sie verliert aber ihre Geschlossenheit. Die Lücken in der Kenntniss ägyptischen Lebens werden jetzt fühlbarer als früher, wo unser Unterscheidungsvermögen der einzelnen ägyptischen Stylrichtungen nicht geübt wurde, unsere Kenntniss nach dieser Beziehung hin mangelhaft war. Der bruchstückweise Charakter unserer Kenntniss tritt in Kugler's Werk lebhaft hervor. Er wird jenen Leser angenehm berühren, der in einem Werke der Art seinen Verstand schärfen, seine Kenntnisse bereichern will, und sich nicht vor Störungen seiner Phantasien und Gefühlsanschauungen durch strenge wissenschaftliche Betrebungen fürchtet. Die aufmerksame und fleissige Benützung von Werken, wie die Caillaud's, Hoskins, Champollion's, Gau's u. a. m. in der Geschichte der Baukunst Ägyptens, zieht sich durch das ganze Capitel hindurch, und ist besonders dankenswerth in den nachfolgenden zwei Abschnitten, welche die Völker des mittleren Asiens, der Phönizier und Israeliten, behandeln. In der ersteren Partie waren Botta, Flandin, Vaux, Layard, Texier und Coste Kugler's Führer, in den Partien über Phönizien sind Movers und Barth mit Sorgfalt benützt; in der ausführlichen Behandlung des Salomonischen Tempelbaues weist Kugler vorzugsweise auf Keil's eingehendes Werk über den Tempel Salomons.

Es ist schon früher angedeutet worden, dass dem Pelasgerthum in Verbindung mit den Ausläufern desselben in Kleinasien und Etrurien ein selbstständiger Abschnitt gewidmet wurde. Archäologen strenger Observanz, wie die unbedingten Anhänger der K. O. Müller'schen Anschauung der altgriechischen Zustände, werden sich mancher Bedenken nicht erwehren können, wenn sie diese Partien gewissermassen eingeschaltet finden zwischen Mittelasien und dem eigentlichen Hellenenthume. Wir meinen aber, dass die eigenthümliche Styl-Verwandtschaft der Bau- und Kunstobjecte der genannten Völker in Verbindung mit den in Assyrien und Babylon gefundenen Ornamenten, in denen Niemand ein Vorbild mancher hellenischer Kunstformen verkennen kann, dazu beigetragen haben, dass die Ansicht, welche dem Hellenenthume eine vollständige Autochthonie vindiciren und dieses gewissermassen auf einen historischen Isolirschemel stellen wollte, immer mehr in den Hintergrund treten muss. Das Kunstvermögen der eigentlichen Hellenen verliert dabei weniger, als es auf den ersten Blick scheint. Ihr Herausarbeiten aus fremden Elementen und Anregungen auf den eigenen Boden wird dadurch nur um so wunderbarer. Die Illustrationen zu diesem Capitel erhielten einen besonderen Reiz durch die Mittheilungen des Felsengrabes zu Myra und des Sarkophages, einiger Fels-Monumente zu Kyana-Jaghu u. a. Denkmäler aus der Reisemappe des Malers Herrn A. Berg, der vor Kurzem von einer Reise nach Lykien zurückkehrte.

Zu den Abschnitten, welche die „Hellenen seit der Einwanderung der Dorier" und die „Römer seit Begründung der Weltherrschaft" — die auf den engen Raum von 150 Seiten zusammengedrängt mehr Resultate als ins Detail gehende Zergliederung dieser für die Kunst so wichtigen Periode enthalten — seien uns einzelne wenige Bemerkungen erlaubt. Kugler deutet ausdrücklich darauf hin (S. 203, Anm.), dass er in der Begründung und Auffassung der Formen der hellenischen Architektur einen anderen Weg geht, als der geistvolle Architekt K. Böttiger in seiner, besonders Künstlern schwer zugänglichen „Tektonik der Hellenen". Kugler weist nicht aus bloss doctrinären Gründen die von Vitruv angedeuteten Erinnerungen an den alten Holzbau gänzlich zurück, er construirt nicht wie Hittorf und Semper aus den Spuren von Farbenanwendung ein System einer alles umfassenden Polychromie, und nimmt selbst die Forschungen eines Penrose mit Selbstständigkeit und einer gewissen Vorsicht auf. Der Reichthum des Stoffes aber für jene Epochen, so wie die innern Bedeutungen derselben setzten der vollständigen Darstellung der Baugeschichte der Griechen und Römer in so enge Gränzen eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen. Bei dieser Partie setzt Kugler Leser voraus, die schon im Allgemeinen orientirt und mit den Formen der wichtigsten Monumente vertraut sind.

Dass Österreich in dieser Abtheilung und in der naturgemäss unmittelbar sich anschliessenden „Darstellung der altchristlichen Welt" nicht besser vertreten ist, ist nicht Kugler's Schuld, sondern unsere eigene. Frankreich hat wenige Jahre nach der Eroberung Algiers eine archäologische Expedition zur Erforschung des Landes ausgerüstet, die ihre Forschungen in dem Prachtwerke „Exploration scientifique de l'Algerie" niedergelegt hat. Kugler entnimmt diesem Werke sehr interessante Daten, das Prätorium von Lambäsea (S. 341) u. a. m. Den altrömischen Provinzen gegenüber, die sich im österreichischen Kaiserstaate befinden, ist Kugler in der unangenehmen Lage, entweder veraltete Werke, wie es theilweise die von Adams und Cassas über Spalato sind, benützen zu müssen, oder in vollkommener Rathlosigkeit sich zu befinden. Er kennt daher für die wichtige Bauform der Baptisterien (S. 360) eine Reihe kleinerer Baptisterien nicht, die sich an der Küste des adriatischen Meeres grossentheils erhalten haben — das des Domes von Pola wurde wie die Kirche S. Michele in monte in den letzten Jahren erst abgebrochen und das von Aquileja ist aus Mangel an Bedachung der Zerstörung preisgegeben — er kennt daher die altchristlichen Überreste zu Verona, Fünfkirchen, die Kirche S. Donato in Zara gar nicht, einer grossen Reihe anderer Monumente aus dieser und der römisch-heidnischen Periode nicht zu gedenken, wie die theilweise schon zusammenstürzenden Bögen an der Kerka, die kolossalen Unterbauten des Palastes in Spalato u. s. f. Wir erwähnen dies ausdrücklich, weil es Schriftsteller gibt, die ausserordentlich empfindlich sind gegen die Vernachlässigung österreichischer Denkmale in Werken, die ausserhalb Österreich erscheinen, die sich aber über die Ursachen dieser Erscheinung nicht vollkommen klar geworden sind.

Die letzten drei Abschnitte behandeln die Sassaniden, die Hindus und den Islam mit den entsprechenden Gruppen christlicher Architektur. In diesen Partien tritt der Reichthum der in den letzten Jahrzehenden gemachten Forschungen — und unter diesen nimmt die Salzenberg's eine hervorragende Stellung ein — in den Vordergrund, und zugleich bemächtigt sich jedes Lesers das Gefühl, wie viel noch zu arbeiten ist, wie viele Lücken zu ergänzen sind. — Der zweite Band wird vielleicht mit Ausnahme einiger Bauten Amerika's ausschliesslich die christlich-occidentale Kunst, die Bauformen enthalten, die aus dem Schoosse der romanisch-germanischen Culturbewegungen hervorgegangen, gegenwärtig die Kunstsprache der Weltarchitektur geworden sind. Auf diesen werden wir nach seinem Erscheinen natürlich ausführlicher zurückkommen. Mit diesen Zeilen haben wir das trefflich ausgestattete Werk nicht empfehlen, sondern nur anzeigen wollen. Einer Empfehlung bedarf ein Schriftsteller wie Kugler nicht, dessen Werke Niemand aus der Hand legt, ohne den Kreis seines Wissens wesentlich bereichert zu haben. Eine Geschichte der Kunst bedarf zu seiner Ergänzung einer Kunstlehre. Kugler spricht die Hoffnung aus, dass es ihm vergönnt sein werde, später Beiträge zu einer umfassenden Ästhetik der Architektur zu liefern. Ein Wechsel von solcher Hand ausgestellt, wird vom kunstliebenden Publicum nicht bloss acceptirt, sondern auch präsentirt werden.

R. v. Eitelberger.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C.M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k.k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

No. 4. I. Jahrgang. April 1856.

Inhalt: Zur Orientirung auf dem Gebiete der Baukunst und ihrer Terminologie. — Über die Bestimmung der romanischen Rundbauten mit Bezug auf die Rundcapelle zu Hartberg in Steiermark. — Über den älteren sächsischen Kirchenbau und insbesondere die evangelische Pfarrkirche von Mühlbach. — Notizen. — Literarische Anzeige.

Zur Orientirung auf dem Gebiete der Baukunst und ihrer Terminologie.

Von R. v. Eitelberger.

I.

Byzantinisch und Romanisch.

Nichts fördert die Klarheit des Denkens und das Eindringen der Wissenschaft in das Leben so sehr, als eine richtige Terminologie.

Der Laie hat zwar gegen dieselbe ein gewisses Widerstreben, er findet sich beengt durch den Zwang, welchen diese im Sprechen und Schreiben ihm auflegt, wie man das Gesetz auch häufig nur als Schranke empfindet, bevor man die Wohlthat erkennt, die in der durch dasselbe gebotene Beschränkung menschlichen Handelns liegt. Aber bald lernt er die Vortheile eines präcisen Ausdruckes, einer klaren Bezeichnung eines Gedankens kennen und bedient sich ihrer gerne und leicht.

Jede Terminologie geht aus einem mehr oder minder berechtigten wissenschaftlichen Denken hervor. Es gibt aber innerhalb der terminologischen Ausdrücke verschiedene Abstufungen. Es gibt einige, die unumgänglich nöthig sind, um sich über irgend einen Gegenstand genau auszudrücken, deren Nichtbeachtung eine Unklarheit des Denkens voraussetzt und in uns wieder unklare Vorstellungen hervorrufen; und es gibt wieder terminologische Ausdrücke, die entweder selbst in die wissenschaftliche Sprache noch nicht übergegangen, überhaupt nicht festgestellt sind, oder solche, die ohne Gefahr unter einander verwechselt werden können. So ist es gleichgiltig, ob man Apsis oder Concha, Gurtträger oder Dienst, Tympanon, Fronton oder Giebelfeld sagt, da in wissenschaftlichen Werken selbst diese Ausdrücke als gleichbedeutend gebraucht werden. So aber ist es nicht mehr gleichgültig, ob man von einer Ante, einer Halbsäule oder einem Pilaster, von einem Rundbau oder Kuppelbau, von einer Basilica oder Kirche, ob man bei Bauten Ober-Italiens vom longobardischen oder lombardischen Styl, bei Bauten Frankreichs vom romanischen oder normännischen Style spricht. Unter den Verwechslungen aber, welche bei archäologischen Berichten in Österreich häufig vorkommen, nimmt keine eine so bedeutende Stelle ein, als die Verwechslung des Byzantinischen mit dem Romanischen. Ja man kann als ziemlich gewiss bezeichnen, dass in neunzig Berichten unter hundert Alles byzantinisch genannt wird, was nicht entweder entschieden antik oder entschieden gothisch ist. Byzantinisch heisst die Markuskirche in Venedig, byzantinisch das Riesenportale am Stephansdome in Wien, byzantinisch die Kirche des h. Zeno in Verona, die Bethlehems-Capelle in Prag und die h. drei Königs-Capelle zu Tuln. Die Volkssprache, die sich mit den Formen der vorgothischen Bauweise noch weniger befreundet hat, als die Masse der Gebildeten, geht in dieser Beziehung noch um einen Schritt weiter und nennt die kleinen Rund- und Tauf-Capellen, die sich aus der romanischen Bauperiode noch erhalten haben, römische oder Heidentempel und sieht in den oft fratzenhaften und abenteuerlichen Gestalten jener Periode nicht die Anfänge der mittelalterlichen Plastik, sondern die Überreste heidnischen Götzendienstes.

Das Verwechseln des Byzantinischen mit dem Romanischen ist aber auch desswegen von grossem Nachtheil, weil sich ganz andere Ideenkreise mit dem Ausdrucke „Byzantinisch“ und ganz andere mit jenem „Romanisch“ von

selbst verbinden. Die byzantinische Kunst ist die Kunst des absterbenden Griechenthums, in der sich die Überreste und Traditionen antiker Technik erhalten haben; die romanische Kunst ist die Kunst der jungen romanisch-germanischen Völker des Mittelalters, die sich immer mehr von den Reminiscenzen der römischen Kunst zu befreien und selbstständig hinzustellen sucht. Die byzantinische Kunst ist das Vorbild für die Kunst der griechischen Kirche, die romanische Kunst ist die Kunst der katholischen Kirche. Was byzantinisch ist, weiset auf den Orient; was romanisch ist, weiset auf den Occident. Die byzantinische Kunst zeigt in ihrer früheren Periode Kühnheit der Combinationen, eine gewaltige Construction, grosse Erfahrung in der Bautechnik und verhältnissmässig gründliche Kenntnis der Mechanik und Mathematik. Die romanische Kunst hingegen zeigt in ihren ersten Elementen technische Unbeholfenheit, geringe Erfahrung und massive Constructionen. Hier ist eine junge Architektur, dort eine alte: die byzantinische Kunst wendet ihr Angesicht der Vergangenheit, die romanische der Zukunft zu; diese ist die wahrhafte Kunst der Zukunft im Mittelalter gewesen.

Die byzantinische Kunst ist im ornamentalen Theile eine Kunst des äusseren Prunkes. Sie sucht durch Glanz zu ersetzen, was ihr an Seele und an Leben fehlt. Das Gemüth geht mit der Jugend und nur jugendliche Völker haben eine gemüthstiefe Kunst. In Byzanz war weder das Eine noch das Andere zu Hause. Der Prunk, mit dem der byzantinische Hof und die byzantinische Kunst auftraten, konnte Staunen bei den gefürchteten barbarischen Völkern erregen, die von Osten her einstürmten; sie konnte den blinden Gehorsam gegen Oben nähren und den geist- und freudelosen Cultus der orientalischen Kirche stärken; ihren Werken aber fehlte Freiheit, Phantasie und Herz. Die romanische Kunst war in ihren Anfängen eben so unbeholfen in der Construction wie in dem Ornamente; sie war die Kunst armer Völker im Verhältnisse zu dem Reichthume, den Byzanz entfaltete; aber in ihr hatte die Phantasie einen Spielraum; Gemüth und Herz fanden in ihr Befriedigung. Es war ein Schaffen von Innen heraus, keine blosse Geschicklichkeit, keine leere Virtuosität, kein mühsames Fortschleppen halbverstandener Kunsttraditionen. Über die Unbeholfenheit der Künstler der romanisch-germanischen Völker mochten vielleicht bizantinische Künstler lächeln, wie die Gesandtschaften der orientalischen Kaiser, gewohnt an das stumme Hofceremoniel und den leeren Prunk des Thrones, den sie repräsentirten, über die Derbheit und Einfachheit lächelten, die sie an den deutschen Kaiserhöfen fanden. Aber so gross der Unterschied ist, zwischen der weltgeschichtlichen Bedeutung des byzantinischen Kaiserthumes und zwischen der des deutschen Kaiserthumes zur Zeit der Ottone und der Hohenstaufen, so gross ist auch der Unterschied zwischen der Kunst, welche die Romanische heisst, und gleichzeitig besteht mit den Fürstengeschlechtern der Carolinger, des sächsischen und Hohenstaufischen Hauses und jener, die an dem Sitze des byzantinischen Kaiserthums blühte.

Bei der Betrachtung jener Kunst des früheren Mittelalters, in welches die romanische Bauperiode fällt, wird viel zu wenig Gewicht auf die allgemeine Lage der Bildung gelegt, welche jene Zeit beherrschte. Man darf nicht vergessen, dass das Christenthum vom Anfange an ein Element der Völkerverbindung und nicht der Völkertrennung war. Die Lehre Christi sollte nach der Absicht ihres Stifters, wie für alle Stände und Geschlechter, wie für Arme und Reiche, Sclaven und Freie, so auch für alle Völker aller Zungen dieselbe sein. Die antiken Religionen waren entweder begränzt auf bestimmte auserwählte Völker oder in den Händen bestimmter Geschlechter und Stände; sie erzogen kein ethisches Element für eine allgemeine, völkervereinende Bildung. Das Christenthum hingegen erzeugte ein Mittel geistiger Verständigung, bildete auf ethischem Gebiete eine gleiche Weltanschauung unter den Gebildeten aller Nationen, auf deren Grundlage später eine Verständigung nicht bloss materieller Interessen, sondern auch geistiger stattfinden konnte.

Die Träger dieser allgemeinen Bildung waren vor der Entwickelung des Bürgerstandes fast ausschliesslich Geistliche und vorzugsweise Mönche. Diese bildeten unter einander im gesammten Occidente eine innigverbundene Genossenschaft, oder vielmehr eine Reihe solcher Genossenschaften, in der sich die ersten Elemente der Wissenschaft und der Kunst nicht auf specifisch nationeller, sondern vielmehr auf allgemein christlicher Anschauung aufbauten. In den Mönchen der damaligen Zeit lebte die Gesinnung des Abtes Salomo von St. Gallen, der da sagt: „Wahre Cultur könne nur durch geweckten Kunstsinn erreicht werden, nur dadurch könne die schwerfällige Volksmasse der Religion veredelt zugeführt und in eine wahre Lebensthätigkeit versetzt werden.“ Damals konnte ein Abt Johannes sagen: „Wer ein Kloster will ohne Weisheit, ist so albern (tali fatuitate laborat), als wer einen lebendigen Fischbehälter will ohne Wasser.“ Und ein Bischof Alto konnte den Grundsatz aussprechen: „die Unwissenheit ist die Mutter aller Irrthümer und vorzugsweise von Priestern zu meiden, die das Geschäft des Lehrens unter den Völkern übernommen haben.“

Bei dieser Anschauung ist es natürlich, dass die Kunst ihre erste Heimath bei den jungen Völkern des Occidentes in den Klöstern fand, dass dort, während das Handwerk des Krieges, der Jagd und der ritterlichen Übungen in den höheren Ständen jener Zeit gepflegt wurde, die Anfänge der Zeichnenkunst geübt, die ersten Erfahrungen im Bauen gemacht wurden, und dort sich die ersten Kunsttraditionen, deren Resultate wir in den Bauüberresten nachforschen, entwickeln konnten. Es wäre eine interessante Aufgabe, die hier kaum angedeutet, geschweige denn gelöst werden kann, ein Bild der Kunst in den Tagen des aufblühenden Klosterwesens zu entwerfen. Es würde sich zeigen, dass der frische

Geist der Mönchskunst der damaligen Zeit der natürliche Ausdruck der poetischen Gestaltungskraft ist, die in den jungen Nationen des Occidentes lebte. Bei jungen Nationen entwickelt sich wie bei dem einzelnen Menschen die Phantasie früher als der Verstand. Die Kunst ist desshalb älter als die Wissenschaft. Es darf daher Niemanden wundern, dass in jenen Zeiten, wo die Naturwissenschaften kaum geboren waren, die Philosophie in den Händen der Scholastiker lag, die Geschichte in einem fast kindischen Chronikschreiben bestand, und die Meisterwerke des Alterthums nur ein schwaches Licht auf die dämmernde Menschheit warfen, die Baukunst sich mit Selbstständigkeit und mit jener geistigen Kühnheit entwickelte, die in der Phantasie ihren eigenthümlichen Boden hatte. Die Bemerkung Macaulay's in seinem geistvollen Essay über Milton „die poetische Stimmung muss in einem roheren Gesellschaftszustande im höchsten Grade vorhanden sein", bestätigt vollständig die Architektur des Mittelalters, insbesondere die Mönchs-Architektur der romanischen Bauperiode.

Die Bauwerke jener Periode erhärten aber nicht bloss diese letzte Bemerkung, sondern sie bekräftigen auch die Thatsache der Verbindung der Klöster verschiedener Länder unter einander. Selbst Jenen, der aus der Kirchengeschichte nicht wissen sollte, wie häufig Klostergeistliche von einem Lande zum andern wanderten, wie mit ihnen auch die Künste sich verpflanzten, wie häufig von den Äbten eines Klosters geschickte Künstler von einem andern Orte verlangt wurden, könnte die Baugeschichte diese Thatsache schlagend belehren; dieselben Ornamente, die wir in den romanischen Bauten Ungarns oder Böhmens finden, kehren am Rhein, in Frankreich und in England wieder. Die baulichen Anlagen von Kirchen und Klöstern, Kreuzgängen und Dormitorien, Gewölben und Thürmen, Krypten und Tauf-Capellen ist eine analoge im ganzen Occidente. Sie beruht auf derselben Kunstanschauung, auf derselben Bildungsstufe und wurzelt in demselben Streben.

Das Wandern der Mönche hat für die romanische Bauperiode dieselbe Bedeutung, die das Wandern der Meister und Gesellen für die gothische hat. Wie griechische Mönche in Russland die byzantinischen Formen fortpflanzten, so haben schottische Mönche mit ihren Klosteranlagen auch ihre Kunst nach dem Continente, die Cistercienser ihre Anlagen aus Frankreich nach dem deutschen Reiche herübergebracht; die Form, ja selbst die Theilnahme an den Bauten war durch Klosterregeln festgestellt. Die Klöster zu St. Gallen, Fulda, Corvey, Hirschau, Cluny, Monte-Cassino waren die Kunstakademien der damaligen Zeit, wie es für die griechische Kirche lange das Kloster am Berge Athos war. Das war die Zeit, wo die Regel galt: „non ab infidelibus aut a laicis, sed ab Ecclesia fundatur Ecclesia."

Diese Thatsache, deren grosse weitgreifende Bedeutung Niemand verkennen kann, wird getrübt durch die Verwechslung der Ausdrücke Byzantinisch und Romanisch. Wenn man die Bauten Ungarns, Böhmens, Kärnthens und Niederösterreichs, die wir Romanisch nennen, und gegenwärtig auch von allen Kunstgebildeten so genannt werden, als Byzantinische bezeichnet, so darf sich Niemand wundern, wenn sich in der Masse der Gebildeten die Meinung entwickelt, die Ungarn, Böhmen oder Kärnthner hätten ihre Kunst von Byzanz aus erhalten; ihre Baukünstler wären orientalischen Ursprungs und die Bauformen und Constructionsweisen wären etwa, wie byzantinische Prunkgefässe und Modestoffe als Handelswaare herübergekommen. In Wahrheit aber ist die sogenannte byzantinische Kunst, d. h. romanische in den genannten österreichischen Ländern keine fremde, sondern eine einheimische, die auf der früher angedeuteten Weise im tiefen innigen Zusammenhange stand mit dem ganzen Culturstrome des Occidentes. Die Anerkennung dieser Thatsache, durch die Adoptirung des Namens Romanisch statt Byzantinisch ist daher nur ein Act der Gerechtigkeit gegen uns selbst und unsere eigene Geschichte und ich hege die feste Überzeugung, dass die Verbindung des grössten Theils der Länder des österreichischen Kaiserstaates mit dem Culturleben Mittel- und Westeuropa's immer lebendiger und bestimmter hervortreten wird, je mehr die Baugeschichte der in die romanische Zeit fallenden Denkmäler des Kaiserstaates in Verbindung mit einer kritischen Geschichte der Klöster durchforscht wird.

Die Entstehung dieser beiden terminologischen Ausdrücke „Byzantinisch", „Romanisch" ist allerdings sehr verschieden. Der Ausdruck: Romanisch ist sehr jung, und jener: Byzantinisch sehr alt. Der Begriff des Byzantinischen stammt wie der des Gothischen (letzterer im schlechten Sinne) aus einer Zeit, wo die historische Kritik noch in den ersten Anfängen lag und man sich dieser Ausdrücke weniger in dem Sinne einer geläuterten Wissenschaft bediente, die noch nicht vorhanden war, als im Sinne der herrschenden Kunstrichtung des Tages. Wie Raphael in seinem berühmten Briefe an Leo X., in welchem er seine Ideen zum Aufdecken des alten Roms entwickelte, die mehrere Jahrhunderte darauf Napoleon wieder aufnehmen wollte, wie Raphael in diesem Briefe von der gothischen oder deutschen Kunst im Sinne seiner Zeitgenossen sprach, welche in der römischen Baukunst den allein vollkommenen Styl erkannten, wie Göthe ebenfalls im Sinne seiner Zeit, die über Gothik nicht viel mehr wusste als die Zeit Raphael's, unter der Rubrik gothisch alle synonymischen Missverständnisse häufte, die ihm von Unbestimmtem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gegangen waren, so war es auch Vasari vorzugsweise, der in seinem tonangebenden Werk: „le vite de' più eccellenti Pittori, Scultori e Architetti" den Begriff Byzantinisch fixirte und dadurch den Ideen Ausdruck gab die unter seinen Vorgängern und Zeitgenossen, Künstlern wie Laien über die Entstehung und die Anfänge der italienischen Kunst herrschten. Es wurde vorzugsweise alles Byzantinisch genannt, was vor den Zeiten

des Cimabue und Giotto gemalt wurde, ohne weiter zu untersuchen, ob diese Gemälde von einheimischen Künstlern herrühren und in wie weit byzantinische Einflüsse wirklich stattfanden oder nicht. So wurde auch in den späteren Zeiten in Beziehung auf Architektur, wie früher erwähnt, alles Byzantinisch getauft, was sich nicht unter die Rubrik des Gothischen einreihen liess oder mit den Lehren Vitruvs und mit den Regeln der Architekten der spätern Renaissance eines L. B. Alberti, Vignolla, Scamozzi, Palladio und Anderer vereinbaren liess. Und so tief ist der jahrhundertlange Gebrauch des Terminus Byzantinisch mit den Ideen der älteren Generation verschwistert, dass noch heut zu Tage jede strengere symmetrische Composition einer Malerei, selbst wenn sie von bekannteren italienischen Künstlern des XIV. und des XV. Jahrhunderts herrühren, der alten Gewohnheit zu liebe, eher Byzantinisch als Altitalienisch oder Altdeutsch genannt wird, und dass selbst ein so verdienter Forscher wie Heideloff, zu dessen Tugenden selbst sein wärmster Verehrer kritischen Verstand nicht rechnen wird, bestrebt war, der kunstbeflissenen Jugend die Elemente des romanischen Styls in seinem „kleinen Byzantiner" ebenso beizubringen, wie er es mit den römischen Bauformen in dem „kleinen Vignola" versucht hat.

Der Fehler des unermüdlich thätigen Heideloff, der aufgewogen wird durch ein Leben voll Verdienste, ist desswegen keine Entschuldigung für Andere; diese werden Notiz nehmen müssen von der geistvollen Kritik, die schon Freiherr v. Rumohr in seinen „italienischen Forschungen" gegen den Begriff Byzantinisch auf dem Gebiete der Malerei entwickelt hat, und von dem Sprachgebrauche aller neueren gediegeneren Forscher über Architektur, einen Caumont, Kugler, Quast, Schnaase, die sich mit gutem Grunde für die bestimmten vorgothischen Bauformen des Occidentes, des Ausdruckes Romanisch, an der Stelle des früher gebrauchten Byzantinisch bedienen [1]). Es bezeichnet dieser Ausdruck in charakteristischer Weise jene Kunst, die unter dem vermittelnden und läuternden Einflusse des Christenthums aus der Verbindung römisch-antiker Elemente mit den Kunstbestrebungen der neueren Völker sich in nicht unähnlicher Weise entwickelt hat, wie einige dieser Völker selbst, die eben desswegen romanische genannt werden, aus der Mischung römischer Überreste und keltisch-germanischer Stämme entstanden sind. Die Heimath der romanischen Kunst ist der Occident und sind es insbesondere jene Gegenden, die wie Nord-Italien, Frankreich, England und vorzugsweise die Rheinlande lange Zeit hindurch Theile des römischen Reiches gewesen sind. Nach und nach sind die benachbarten Lande in den Kreis der jungen Kunsttraditionen hineingezogen worden, insbesondere seit jener Zeit, als Kaiser Karl der Grosse durch seine gewaltigen Bauanlagen am Rhein zu Aachen, Nymwegen und Ingelheim zu seinem Ruhme noch den hinzufügte, der Gründer des romanischen Baustyles zu sein. Wie sich von Westen her diese Bauriehtung nach Osten und den Donauländern verbreitete, gehört der Geschichte an und eine der interessantesten Seiten der Culturgeschichte wird einst geschrieben werden, wenn die diesseits der Alpen gelegenen romanischen Baudenkmale des österreichischen Kaiserstaates als die Stationen der von Westen nach Osten wandernden Cultur werden bezeichnet werden können.

Es versteht sich von selbst, dass damit das Specifische der byzantinischen Kunst, der innere Werth ihrer Bauformen nicht alterirt wird. Im Gegentheile, zur Feststellung des Einflusses des Orients auf den Occident, insbesondere zur Feststellung des Einflusses auf die Donauländer und die Küsten des adriatischen Meeres ist es nothwendig, das Byzantinische vom Romanischen zu scheiden, die charakteristischen Eigenschaften jeder Kunstrichtung genau zu bezeichnen und jedem Style sein Recht nach Massgabe der vorhandenen Denkmale und ihres inneren Kunstwerthes zu bestimmen. Es versteht sich von selbst, dass damit die byzantinische Architektur nicht als mit der Romanischen in gar keinem Zusammenhange stehend bezeichnet werden soll. Zwischen dem Byzantinischen und Romanischen besteht kein Gegensatz, wie zwischen dem Pagodenbau der Inder und dem Tempelbau der Ägypter, oder zwischen der Bauweise der Griechen oder der Mexikaner. Byzantinisches und Romanisches basirt speciell im Kirchenbau auf denselben kirchlichen Bedürfnissen, und stehen sich nur in der Zeit und in der Art und Weise der künstlerischen Lösung der gestellten Aufgaben gegenüber. Das Eigenthümliche der byzantinischen Bauweise, ihr Einfluss auf Österreich soll demnächst entwickelt werden.

---

[1]) Das französische Comité historique des arts et monumens adoptirte folgende Terminologie:

Style latin du V^e^ siècle au XI^e^

Style roman XI^e^ siècle et XII^e^

Style gothique { primaire ou a lancettes, XIII^e^ / secondaire ou rayonnant, XIV^e^ siècle / tertiaire ou flamboyant, XV^e^ siècle et première moitié du XVI^e^.

Für den österreichischen Kaiserstaat würde der Ausdruck style latin für die bezeichnete Periode nicht vollkommen passen, da sich in demselben Monumente vorfinden, wo der Ausdruck byzantinisch gerechtfertigt ist, während der Ausdruck style latin nur auf jene Monumente passt, wo sich entweder römischer Einfluss oder die ältere Basilicaform findet.

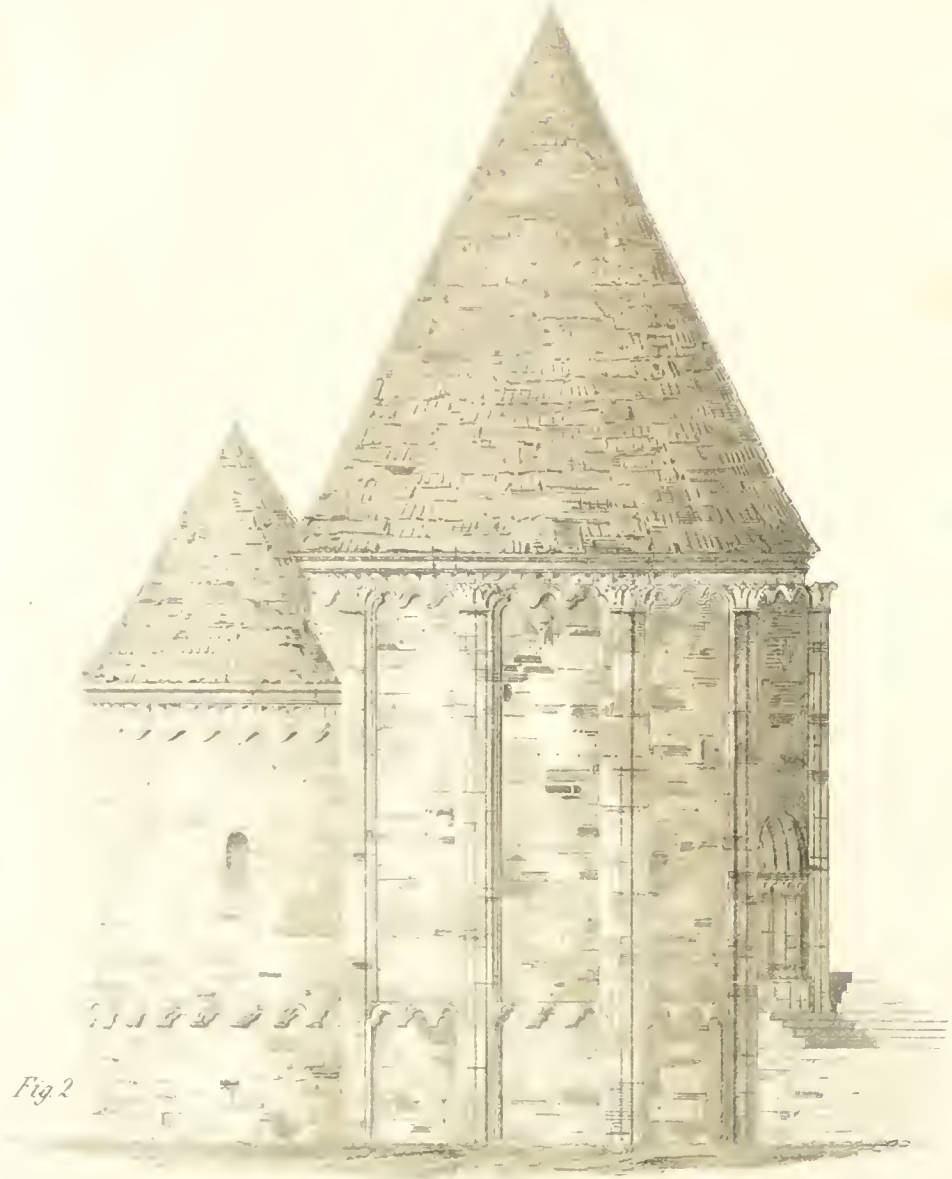


Fig. 2

Fuß 6 5 4 3 2 1 0 1 2 3 4 5 6 Meter

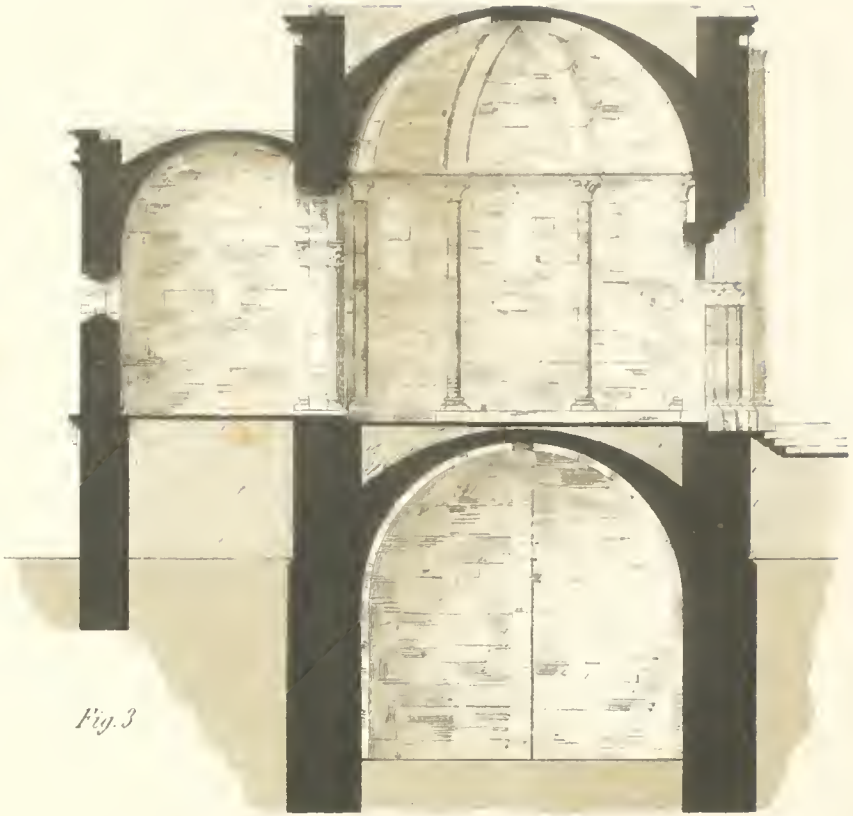


Fig. 3

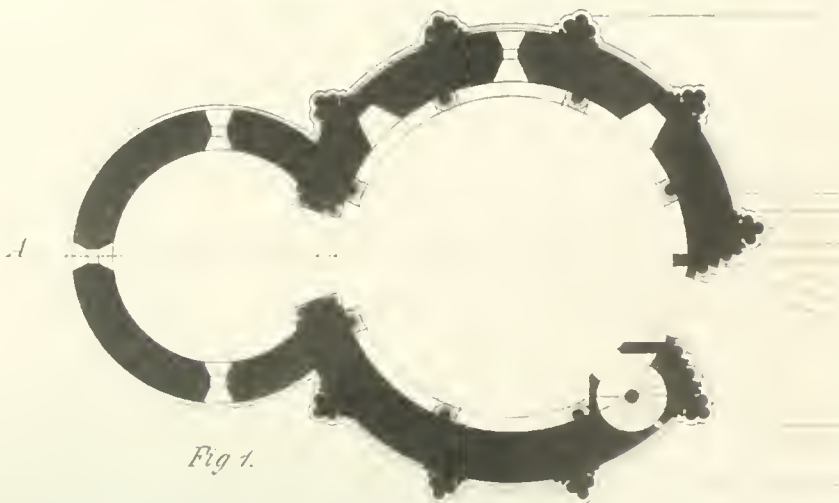


Fig. 1.

Über die Bestimmung der romanischen Rundbauten mit Bezug auf die Rundcapelle zu Hartberg in Steiermark [1]).

Von Dr. Gustav Heider.

Unter den romanischen Bauten, welche über das grosse Gebiet des Kaiserstaates zerstreut liegen, findet sich eine zahlreiche Gruppe von einer eigenthümlichen Anlage, deren eigentliche Bestimmung bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig sichergestellt ist. Es sind diess Rundbauten kleineren Umfanges mit vorgelegter halbrunder Apsis, aussen gewöhnlich mit Halbsäulen umstellt, und bekrönt mit dem Rundbogenfriese und darüber dem Zahnschnitte. Ein mehr oder weniger reich verziertes Portal führt in das Innere, welches entweder glatt oder mit Nischen geschmückt ist, öfters auch noch Spuren einstiger Bemahlung zeigt. Die meisten haben auch einen gewölbten Unterraum, zu welchem ein schmaler Eingang, oft halb versteckt und schwer zugänglich, führt. Nur ein Theil dieser Bauten dient gegenwärtig noch kirchlichen Zwecken, viele derselben haben aufgehört Cultusgebäude zu sein, sie werden entweder als Magazine verwendet, oder geradezu dem Einflusse der Zeit überlassen, die ohnehin in den meisten Fällen schonender zu Werke geht, als der moderne Unverstand. Die Anzahl dieser Bauten ist eine sehr beträchtliche, sie dürften, wenn sie einmal vollständig verzeichnet sind, die Zahl von Hundert leicht übersteigen, sie weisen im Umfange der romanischen Bauperiode alle Stufengänge derselben nach, von den ersten rohen und schweren Formen bis zu dem Glanzpunkte der reichsten Entwickelung, auch kann man an ihnen sicherer und bestimmter den Übergang in den gothischen Styl beobachten, als an grösseren Bauten, von welchem der Kaiserstaat nur sehr vereinzelte Beispiele aus dem Übergangsstyle aufzuweisen hat. An Bauten freilich fehlt es nicht, welche die Elemente beider Style in unvermittelter Weise neben einander zeigen, allein dieses äusserliche gleichgiltige Verhalten verschiedener Stylformen zu einander ist noch kein ckarakteristisches Kennzeichen des eigentlichen Überganges und deutet in vielen Fällen geradezu nur auf ein Schwanken zwischen zweien in gleicher Weise bereit liegenden Bauformen. An Beispielen hingegen eines organischen Durchdringens beider Stylformen, eines innerhalb der romanischen Ornamentik auftauchenden neuen Constructionselementes, wie wir sie an französischen Bauten und theilweise auch an einigen deutschen zur Bewunderung wie auch zum Studium erhalten haben, ist dem Stoffe nach, dessen Übersicht uns bisher gegönnt war, Österreich ziemlich arm.

Über den Ursprung und die Bestimmung der Rundbauten sind die verschiedenartigsten Meinungen ausgesprochen worden. Auch muss erwähnt werden, dass sich gleiche oder ähnliche Bauanlagen auch ausserhalb Österreich, in England, Deutschland, besonders zahlreich aber in Frankreich finden.

Im Vordergrunde der über sie verbreiteten Ansichten steht jene, welche unsere Rundbauten aus heidnischen Tempeln herleiten will. Wir haben diese Ansicht nur anzuführen, nicht zu widerlegen, sie konnte nur bei jenen zur Geltung kommen, welche weder heidnische noch auch christliche Monumente je zum Gegenstande aufmerksamer Forschung genommen hatten, und sich mit irgend einem Ausspruche zufrieden geben, der sie der Mühe weiteren Denkens überhob.

Eine andere Ansicht sieht in diesen Bauten Templer-Monumente. Die Templer haben es dem räthselhaften Schicksale ihres unglücklichen Ausganges zu verdanken, dass auch alles Räthselhafte auf dem Gebiete der christlichen Kunst, welches sich der Deutung entzog, ihnen zugeschrieben wurde. Man rühmte ihnen eine eigene Architektur nach und bezog auf sie alle bildlichen Darstellungen, welche von den gewohnten irgendwie abwichen. Dieser langgeübte Unfug hat nunmehr sein Ziel erreicht; mit den geschichtlichen Aufklärungen, welche uns über den traurigen Ausgang dieses Ordens geworden sind, erwächst für Jeden, der mit einer solchen Behauptung vortritt, die Pflicht, hierfür einen genügenden Beweis aufzustellen und insbesondere nachzuweisen, dass das Monument, an welches der Name der Templer geknüpft wird, zur Zeit seiner Entstehung in näherem Zusammenhange mit diesem Orden gestanden habe. Bis nun ist eine solche Beweisführung unseren Rundbauten gegenüber nicht versucht worden [1]).

Die vereinzelte Ansicht eines englischen Archäologen will in solchen Rundbauten den Typus jüdischer Synagogen gefunden haben, ein näherer Beweis für diese absonderliche Behauptung wird nicht beigebracht; wir begnügen uns also, diese Ansicht erwähnt zu haben [2]).

Am verbreitetsten und begründetesten ist die Meinung Jener, welche diese Rundbauten mit den heiligen Ceremonien der Taufe, oder mit den frommen Gebräuchen in Ver-

[1]) Die nächste Veranlassung zu dieser kunstgeschichtlichen Untersuchung gab eine auf Verlangen der k. k. Central-Commission von der Landes-Baudirection für Steiermark vorgelegte Aufnahme und Beschreibung der Baudenkmale in Hartberg. Von den Zeichnungen des k. k. Ingenieur-Assistenten, Hrn. Leop. Kumasser, eine in ihren Einzelheiten und ihrer Auffassung ausgezeichnete Arbeit, wurden die geeignetsten bei der Tafel und den Holzschnitten benützt. Auf die von dem k. k. Baubeamten, Hrn. Grave, herrührende historische Abhandlung über „die kirchlichen Gebäude in Hartberg“, welche wegen ihrer fleissigen Quellenbenützung und ihrer wissenschaftlichen Haltung nicht geringere Anerkennung verdient, gedenken wir bei nächster Gelegenheit zurückzukommen. D. Red.

[1]) Über Templer-Besitzungen in Österreich ist zu vergleichen J. Feil's: Geschichtliche Einleitung zu Heider's: romanischer Kirche zu Schöngrabern. Wien 1855. S. 9—64.

[2]) Archäologia brittanica. Vol. I und XXIII, S. 7.

bindung setzen, welche sich an das Gedächtniss der Verstorbenen knüpfen.

Ersterer Meinung wurde jedoch in Bezug auf die österr. Bauten erst jüngst entgegengetreten, indem darauf hingewiesen wurde, „dass im XII. Jahrhunderte, mithin in jenem Zeitraume, in welchem die Mehrzahl dieser Rundbauten ins Leben gerufen wurde, die Taufe in Teichen (piscinis), in welche der Täufling hineinstieg, schon ganz abgekommen war, besonders da die Kindertaufe in dieser Zeit allgemein war“ [1]).

Diese Schlussfolgerung weiset uns darauf hin, auf die Betrachtung der Taufgebräuche und ihre historische Entwickelung so weit einzugehen, als es die Aufgabe dieser Blätter gestattet.

In den ersten Zeiten des Christenthums wurde die Taufe ausnahmslos durch Untertauchen des Täuflings (immersio) vorgenommen, und diese Untertauchung geschah dreimal, den drei göttlichen Personen entsprechend. Diese Praxis hat die griechische Kirche und selbst in der römischen Kirche der ambrosianische Ritus (in der Lombardie) bis auf den heutigen Tag unwandelbar festgehalten. In späteren Zeiten trat an die Stelle der Immersion das Begiessen (infusio) und endlich das blosse Besprengen (aspersio) des Täuflings mit dem geweihten Wasser.

Der Umstand, dass in den ersten christlichen Jahrhunderten die Mehrzahl der Täuflinge erwachsene Personen waren, der Eintritt in die Kirche selbst ausnahmslos Ungetauften verwehrt blieb, wie auch, dass nur von dem Bischofe selbst die Taufhandlung vorgenommen werden durfte, und diese ursprünglich auf die drei Taufzeiten, die Oster-, Pfingst- und Weihnachtszeit beschränkt blieb, daher die Anzahl der zu Taufenden sich mehrte, führte die Nothwendigkeit der Errichtung eigener bloss für die Taufhandlung bestimmter Gebäude herbei, welche von Alters her den Namen Baptisterien erhielten.

Die ältesten derselben weisen uns nach Rom, bald aber erhoben sich mit der Ausbreitung des Christenthums solche Baptisterien auch ausserhalb Roms an allen Mittelpunkten christlichen Glaubens. Ihnen lag die von den Tempeln entlehnte runde Form fast durchgängig zu Grunde, daher auch die erste Anlage der Baptisterien von Nocera, S^ta. Constanza und das bei dem Lateran in Rom gelegene irrthümlich dem Heidenthume vindicirt wurde. Eine spätere Form der Baptisterien bildete das Achteck. In der Regel waren sie in zwei Abtheilungen gesondert, die eine für die männlichen, die andere für die weiblichen Täuflinge bestimmt. In der Mitte stand der Taufbrunnen (piscina oder fons baptismalis) von ansehnlicher Grösse und nach Isidorus mit Stufen zum Hinauf- und Hinabsteigen der Täuflinge. Der Taufbrunnen selbst war mit verschiedenen symbolischen Figuren, gewöhnlich mit dem Bilde des nach der Quelle sich sehnenden Hirsches, mit der Figur des Lammes, am häufigsten jedoch mit der Darstellung der Taufe Christi durch Johannes geziert, wie auch die Taufkirchen selbst dem h. Täufer Johannes zugewidmet waren. Auf die innere Ausschmückung dieser Taufkirchen wurde die höchste Sorgfalt und aller Schmuck an Gold und edlen Steinen verwendet. So lesen wir von dem Papste Hilarius, der den Stuhl des h. Peters am Ende des V. Jahrhunderts einnahm, dass er in dem Baptisterium bei der Basilica Constantins drei Oratorien erbauen liess zur Ehre des h. Johannes des Täufers, des Evangelisten Johannes und des h. Kreuzes. Die Pforten desselben waren von Erz. In demselben sah man eine Onyx-Säule, welche ein goldenes Lamm im Gewichte von zwei Pfund trug. Den Raum der Taufkirche erhellte eine goldene Lampe von 12 Pfund Gewicht. Das Wasser in dem Taufbecken strömte aus 3 Hirschen von Silber, welche 24 Pfund wogen, und über dem Taufbecken hing eine goldene Taube, zwei Pfund schwer [1]).

Wie erwähnt, waren solche Taufkirchen ursprünglich nur an den Sitzen der Bischöfe vorhanden, welchen allein das Recht der Vornahme der Taufhandlung zustand [2]). Nur ausnahmsweise wurde dieses Recht an einige Collegiatkirchen und Klöster abgegeben, wie denn auch mehrere Klosteranlagen, wie z. B. jene von St. Gallen und Maulbronn, Tauf-Capellen in der unmittelbaren Nähe der Klosterkirchen in sich schlossen. Die Regel aber blieb, dass die Taufhandlung von dem Bereiche der einem Kloster eingeräumten Rechte ausgeschlossen blieb. So heisst es in der päpstlichen Bulle vom J. 1179, womit dem Stifte Kremsmünster sein Besitzthum vom Papste Alexander III. bestätigt wurde, ausdrücklich: „Sepulturam quoque loci ipsius liberam esse volumus. — Chrisma vero, oleum sanctum, consecrationes altarium seu basilicarum, ordinationes etiam monachorum, qui ad sacros ordines promovendi sunt, a dyœcesano suscipiatis episcopo“ [3]).

Der Zeitpunkt, mit welchem das Recht der Taufhandlung an die Pfarrkirchen abgegeben wurde, lässt sich mit Genauigkeit nicht bestimmen, es ist diess ein Feld, auf welchem die Kirchengeschichte in Österreich noch manche ungelöste Frage zu beantworten hat. Auch scheint es, dass sich hiefür kein gemeinsamer Zeitabschnitt feststellen lasse, sondern dass dieser nach den Verschiedenheiten der Länder auch ein verschiedener gewesen sei, und dass im Beginne dieses Recht nicht an alle Kirchen, sondern nur an einzelne mit Rücksicht auf ihre Lage u. s. f. abgegeben wurde, welche sodann die eigentlichen Ecclesiae parochialis oder plebanae hiessen. Aus historischen Forschungen ist

[1]) Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien, Bd. IX, S. 660 u. f.

[1]) Bourassé: Dictionnaire d'Archéologie sacrée. Paris 1851. Vol. I. S. 495.

[2]) Martene: De antiquis ecclesiae ritibus. I. 13. c.

[3]) Hagn: Urkundenbuch von Kremsmünster. Wien 1852. Nr. 38, S. 49; ganz gleichlautend finden wir diese Formel in der Bestätigungsbulle Papst Paschal II. an das Stift Gottweig vom J. 1105. Siehe Karlin: Saalbuch des Stiftes Gottweig. Wien 1855. S. 259.

erwiesen, dass die ältesten Pfarren bei weitem ausgedehntere Kirchspiele hatten, und dass der eigentlichen Pfarrkirche eine Reihe von anderen Kirchen unterstand, welchen nur ein Theil der Ausübung pfarrherrlicher Rechte und somit eine beschränkte Selbstständigkeit zustand [1]). Nur die Pfarrkirchen hatten in der Regel das Recht zur Taufe. Einen Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung und die früher herrschenden Verhältnisse gewinnen wir aus einer Urkunde der Passauer Kirche um das J. 985, in welcher festgestellt wird, an welche Taufkirchen (ecclesias baptismales) der Zehent zu entrichten komme [2]). Zwischen den Jahren 1060 und 1070 ertheilte in Folge eines Vertrages mit dem Karantaner-Herzoge Marquard von Eppenstein und Mürzthal der Erzbischof von Salzburg Gebehard den Kirchen zu Adriach, Grazlupp, Piber, Weisskirchen, Aflenz, Lind und St. Lambrecht das Recht der Taufe, des Begräbnisses und der übrigen pfarrherrlichen Rechte [3]). Nach dem Admontner Saalbuche hatten die Bewohner von Tragöss Taufe, Bestattung und Sündenlosprechung in Trofaiach zu empfangen [4]).

In einer Urkunde Adalbert III., Erzbischofes von Salzburg, an den Abt von Admont vom J. 1195 wurde zweier Kirchen, nämlich jener auf dem Berge Zoppen (in Kärnthen bei Friesach) und jener zu Muckernau ausdrücklich als Taufkirchen Erwähnung gethan, und die Kirche zu St. Gallen im neuen Walde (in Steiermark) erhielt im J. 1154—1160 das selbstständige Pfarrrecht und wurde damit, nach Ausscheidung aus der alten Pfarre St. Amand im Admontthale, zur Taufkirche erhoben [5]).

Auch die unter der Rubrik: De censu ecclesiarum im Jahre 1330 zusammengeschriebenen geschichtlichen Notizen über die Pfarren des Stiftes Kremsmünster geben den Nachweis, dass nicht allen Kirchen die Ausspendung aller Sacramente zustand. So war die Kirche in Wels ausschliesslich auf das Sacrament der Beichte, und die Kirche zu Talheim auf das Sacrament der Beichte und Communion beschränkt [6]).

Man ersieht aus diesem Wenigen immerhin, dass in unseren Gegenden noch am Schlusse des XII. Jahrhunderts nicht alle Pfarrkirchen das Recht zur Taufe besessen haben, und dass diess eine Bevorzugung für eine kleinere Anzahl war.

Von Wichtigkeit ist auch die Beantwortung der Frage, zu welcher Zeit die Übung des Untertauchens bei der Taufhandlung aufgehört habe und an dessen Stelle die Infusion oder Adspersion getreten sei. Wenn es richtig wäre, dass bereits mit dem XII. Jahrhunderte die Taufe in den Teichen (piscinis) gänzlich abgekommen war, wie die früher angeführte Behauptung aussagt, so ginge es wohl nicht an, irgend einer unserer Rundbauten, deren Entstehungszeit in das XII. und XIII. Jahrhundert zu setzen ist, die Bestimmung, als Tauf-Capelle gedient zu haben, zuzuweisen.

Ein näherer Einblick jedoch in die geschichtlichen Quellen des Mittelalters zeigt die gänzliche Grundlosigkeit des erwähnten Ausspruches, vielmehr lässt sich die Behauptung erhärten, dass die Taufhandlung mittelst der Immersion sich bis tief in das Mittelalter herab im Gebrauche erhielt. Noch in der Mitte des XIII. Jahrhunderts kamen Taufen mittelst Besprengung oder Begiessung nur selten vor. Das im Jahre 1280 zu Cöln abgehaltene Concil hält die alte Praxis ausschliesslich aufrecht, indem auf demselben ausdrücklich die Anordnung ausgesprochen wurde, dass mittelst der Immersion zu taufen sei („baptismus per immersionem conferatur") [1]). Ist die Erneuerung dieses seit Jahrhunderten bereits bestehenden Gesetzes auch ein Zeichen, dass die anderen Taufweisen schon hie und da aufgetaucht seien, welchen entgegenzutreten man sich bestimmt fand, so zeigt es doch, dass sich darin noch keine übereinstimmende Neuerung kund gab. Es mögen wohl die folgenden Jahrhunderte hindurch beide Taufweisen neben einander in Übung gestanden haben, wie denn auch das Concil von Ravenna aus dem J. 1311 es dem Belieben des taufspendenden Priesters anheimstellt, die Taufe durch Untertauchen oder Begiessen vorzunehmen [2]). Bekannt ist es übrigens, dass beispielsweise in Strassburg das Untertauchen erst mit dem Jahre 1453 gänzlich abkam [3]), und dass noch das Concil von Prag vom Jahre 1470 (cap. XXX) den Gebrauch der Immersion neben dem neueren Ritus der Aspersion aufrecht hielt [4]). Hiemit stimmen auch gleichzeitige Kunstdarstellungen überein. So ist auf einem Basrelif an der Porte-rouge der Notre-Dame-Kirche zu Paris der Täufling zur Hälfte nackt in die Taufkufe getaucht, während der ihn taufende Bischof Wasser über seinen Kopf giesst, zum deutlichen Beweise der Anwendung beider Taufarten zugleich [5]). Wenn es schliesslich gestattet ist, als Gewährsmann für das bisher Angeführte auf die Schilderung eines gottbegeisterten Dichters hinzuweisen, so möge jenes Vorfalles Erwähnung geschehen, welchen Dante im Purgatorium (Hölle 36. Gesang) anführt, welcher zeigt, dass man in dem Baptisterium zu Florenz noch zu seiner Zeit die Täuflinge untergetaucht habe.

Nachdem aber der Gebrauch der Immersion erloschen, und das Recht zur Vornahme der Taufhandlung an alle

---

[1]) Muchar: Geschichte Steiermarks. Gratz 1846. Bd. III, S. 245.
[2]) Urkundenbuch des Landes ob der Enns. Wien 1852. I, S. 472, Nr. LVII.
[3]) Muchar, a. a. O. S. 215.
[4]) Muchar, S. 250.
[5]) Muchar, S. 258—259.
[6]) Urkundenbuch von Kremsmünster, S. 369—370.

[1]) Thomas, S. VIII, 66, und Wetzer: Kirchenlexikon. Bd. 10, Taufe.
[2]) Martene: De antiquis eccl. ritibus. I, 136. c.
[3]) Sighart: Die mittelalterliche Kunst in der Erzdiöcese München-Freising. 1855. S. 79.
[4]) Klee: Dogmengeschichte. Bd. II. S. 149.
[5]) Didron: Annales archéologiques. Vol. V, p. 23.

Pfarrkirchen verliehen war, wurden eigene Bauten für die Taufhandlung überflüssig und an deren Stelle traten im Verlaufe der Zeiten die Taufsteine, welche jedoch in ihrer Form noch immer an die früheren Rund- oder Polygon-Bauten erinnern. Die Synoden von Salzburg und Antwerpen verordnen, „dass diese Taufsteine an der linke Seite des Kircheneinganges aufgestellt und mit Gitter umgeben werden sollen. Das Becken soll aus dauerhaftem Stein bestehen und mit einem geschlossenen Aufsatze oder Thurme, der in der Mitte getheilt oder abgehoben werden könne, bedeckt sein. Der Schlüssel werde von dem Pfarrer verwahrt.“ Das römische Rituale (de tempore et loco administrandi baptismum §. IV) nennt den Taufstein geradezu Baptisterium, doch bezeichnet es mit diesem Worte auch die Taufkirche und erwähnt dann des gewöhnlichen Taufsteines als fons baptismatis. „Der Taufstein, heisst es, sei an einem anständigen Ort, der Gestalt und dem Stoffe nach solid, und so, dass er das Wasser wohl halte; er sei geziemend geschmückt, mit Gittern umzäumt, mit Riegel und Schloss versehen und so geschlossen, dass weder Staub noch anderer Unrath einzudringen vermag. Wo es sich ohne Schwierigkeiten thun lässt, werde auf dem Taufsteine das Bild des heil. Johannes, wie er den Heiland tauft, angebracht“ [1]).

Aus der bisherigen Darstellung dürfte sich ergeben, dass einige unserer Rundbauten immerhin als Baptisterien mochten gedient haben, denn fast alle stammen aus einer Zeitperiode, in welcher noch, wie wir gesehen haben, die Vornahme der Taufe durch Immersion, wenn auch nicht ausschliesslich, in Übung stand. Auch mochte sich der frühere Gebrauch, für die Spendung des Tauf-Sacramentes eigene Capellen aufzuführen, auch dann noch erhalten haben, als die Immersion aufgegeben wurde. Nicht zu übersehen ist, dass, nachdem die Kindertaufe allgemein wurde, was bereits frühzeitig geschah, grosse Wasserbecken, wie sie die alten Baptisterien zeigen, nicht mehr nothwendig waren, da die Taufe sogar in gewöhnlichen Taufbecken vorgenommen werden konnte. Damit entfiel auch die Beobachtung mancher Rücksicht, welche auf die Bauanlage der älteren Baptisterien Einfluss nahm, und es war gegönnt, ihnen eine einfachere Gliederung zu geben. Doch muss mit einiger Vorsicht daran gegangen werden, die Bestimmung eines Rundbaues als einer Tauf-Capelle auszusprechen. Vor Allem dürften hievon alle jene Rundbauten ausgeschlossen bleiben, welche unterhalb einen gewölbten Gruftraum zur Aufnahme der Todtengebeine haben. Denn das Concil von Auxerre, welches im J. 578 abgehalten wurde, sprach im Canon XIV das ausdrückliche Verbot aus, in einem Baptisterium einen Verstorbenen beizusetzen, ein Verbot, welches nur zu Gunsten einzelner ausgezeichneter Kirchenfürsten später eine Ausnahme erlitt, wie z. B. zu Gunsten des Bischofs Gualdricus von Burgund, welcher im X. Jahrhunderte in der Tauf-Capelle des St Germain-Klosters beigesetzt wurde [1]).

Ausser diesem negativen Kriterium wird aber auch die Beibringung positiver Beweise für die Bestimmung eines Rundbaues als einer Tauf-Capelle erforderlich sein. Der sicherste ist die urkundliche Nachweisung, die jedoch nur in seltenen Fällen möglich ist. Eine beachtenswerthe Hindeutung auf die Eigenschaft des Bauwerkes ist das über dem Portale angebrachte Basrelief — bei Tauf-Capellen also die Darstellung der Taufe Christi durch Johannes, welche, wie bereits erwähnt, durch das römische Rituale anempfohlen wurde. Endlich mag auch der urkundliche Beweis ausreichen, dass die Kirche, in deren Bereich die Capelle aufgeführt erscheint, von altersher mit dem Rechte zur Spendung des Tauf-Sacramentes ausgezeichnet war und daher bei ihrem ausgedehnten Kirchspiele auch einer eigenen Tauf-Capelle bedurfte. Wenden wir diese Grundsätze beispielsweise auf einen der ältesten und interessantesten Rundbauten Nieder-Östereichs, auf die Rotunde zu Petronell an, so glauben wir sie mit einiger Sicherheit als eine Tauf-Capelle bezeichnen zu dürfen. Vor Allem spricht hierfür das in der Bogenfüllung des Portals angebrachte Basrelief, die Taufe Christi durch Johannes, mit einem Engel zur Seite, der das Gewand oder ein Tuch zum Abtrocknen hält. Ausserdem lässt sich urkundlich feststellen, dass Markgraf Theobald von Vohburg um das Jahr 1140 der Kirche zu Petronell den Zehent schenkte [2]). Wir wissen aber aus der bereits angeführten Passauer Urkunde vom J. 985, und erfahren es aus einer Reihe weiterer von Martene beigebrachter Beweisstellen, dass das Recht zum Bezuge des Zehents nur den mit dem Taufrechte ausgestatteten Pfarrkirchen in früherer Zeit zustand [3]). Endlich fehlt der Petroneller Capelle auch der bei der Mehrzahl der übrigen Rundbauten gewöhnliche Gruftraum, denn die gegenwärtig unter der Capelle befindliche Familiengruft ist erst neuerer Zeit, und von dem alten Karnerraume ganz verschieden angelegt.

Unstreitig die Mehrzahl unserer romanischen Rundbauten diente jedoch als Grab-Capellen auf den Kirchenfriedhöfen. Dafür spricht die Lage derselben in der Mitte des die Kirche umgebenden Friedhofes, wie auch der gewölbte, zur Aufnahme der ausgegrabenen Gebeine bestimmte Unterraum.

Unsere Vorfahren waren nicht nur im Leben der Kirche treu ergeben und sorgsam für ihr Seelenheil, sie suchten auch über das Ende ihrer irdischen Tage hinaus sich des frommen Andenkens der Kirche zu versichern. Zum Beweise hierfür

[1]) Wetzer: Kirchenlexikon. Bd. 10. Artikel Taufstein.

[1]) Bourassé: Dictionn. d'Archéol. I. 493, und Mabillon, Annal. bened. Vol. I, 320, a.

[2]) Sacken: Die römische Stadt Carnuntum. Wien 1852. S. 99.

[3]) Martene: De antiq. eccl. ritib. im I. Bande an vielen Stellen.

dienen die „Seelgeräthe," Messstiftungen zum Seelenheile Verstorbener [1]), wie auch die seit dem VIII. und IX. Jahrhunderte aufblühenden Klosterverbrüderungen [2]), welche einander gegenseitige Fürbitte für Lebendige, Seelenmessen und Todtenämter für Verstorbene u. s. w. zusicherten. Urkundliche Belege hierfür anzuführen, ist eben so überflüssig, als sie zu ersehöpfen, unmöglich; wer auch nur als Laie in der Geschichtsforschung mit den uns überkommenen Aufzeichnungen unserer Vorfahren zu thun gehabt hat, wird die reiche Fülle des hierauf bezüglichen Stoffes kennen gelernt haben. Aber nicht bloss der Fürbitte der Frommen sollte die Seele des Verstorbenen anempfohlen sein, der allgemeine Wunsch ging auch dahin, die sterblichen Überreste in dem Gotteshause selbst, oder doch in der unmittelbaren Umgebung desselben geborgen zu wissen. Nur letzterer Wunsch konnte in den ersten Zeiten des Christenthums in Erfüllung kommen. Denn das Begräbniss in der Kirche selbst war strenge verboten, sie sollte ausser den Reliquien der Heiligen, welche der Altarraum barg, keine sterblichen Überreste umschliessen. Dies galt in gleicher Weise von den Klosterkirchen, wie auch von den Kathedralen und den übrigen Pfarrkirchen. In den Klöstern waren die Begräbnissstätten ursprüglich ausserhalb der ganzen Bauanlage, d. h. ausserhalb der Clausur, oft in beträchtlicher Entfernung, so dass die verstorbenen Brüder auf einem Wagen dahin gebracht werden mussten, nicht selten auf der Spitze eines Berges im frischen Waldesdunkel [3]), in der Mitte desselben erhob sich eine Capelle. Die Anlage eines Kirchhofes um die Stiftskirche tritt erst später ein, wie wir aus dem Bittschreiben des Abtes Odelricus an den Papst Urban ersehen. „Unsere gestorbenen Brüder, heisst es in demselben, werden nicht in dem Stiftsraume beerdigt, sondern zur Todten-Capelle geführt, welche, auf einer Bergesspitze liegend, von dem Kloster durch einen weiten Weg getrennt ist. Desshalb haben die Äbte unserer Ordensregel den Wunsch, dass eine Leichenstätte um die Stiftskirche angelegt werden dürfe, und, obgleich hierzu die Erlaubniss des Bischofes hinreichen würde, ziehen wir es doch vor, auf Grundlage Deiner Autorität vorzugehen" [4]). Immer noch aber musste dieser Kirchhof ausserhalb der Clausur sich befinden [5]). (Hic mos ordinis nostri erat, ut peculiare coemeterium haberetur cum sacello extra clausuram.) In ähnlicher Weise, nur vielleicht schon früher, wurden bei den Kathedralen und Pfarrkirchen die Kirchhöfe um dieselben angelegt, eine Sitte, welche sich auf dem flachen Lande bis auf den heutigen Tage erhalten hat.

Bald aber erwachte in den Gläubigen die Sehnsucht, in der Kirche selbst beigesetzt zu werden, und obwohl dem ein ausdrückliches Verbot entgegenstand, so fand man es doch gerechtfertigt, für hochverdiente Kirchen- oder Kloster-Vorstände, wie auch für besonders vorragende Wohlthäter der Kirche einen Grabraum in derselben zuzulassen. Der Zeitpunkt, mit welchem diese Sitte auftauchte, lässt sich nicht genau bestimmen. Die Zahl der Begräbnisse in den Kirchen nahm aber so schnell überhand, dass zuletzt die Bischöfe mit Strenge dagegen einschreiten mussten. Kirchen, bemerkten sie, seien zum Gebrauche für Lebende, und nicht zu Todtenbehältnissen bestimmt; das Vorrecht des Begräbnisses innerhalb der geweihten Mauern sei für die Körper der Heiligen vorbehalten und in jenen Kirchen, die durch die Beerdigung Aller ohne Unterschied, die es verlangt hatten, verunreinigt waren, solle der Gottesdienst eingestellt werden [1]). Das Verbot der Begräbnisse in Kirchen wurde in Italien, wo diese Sitte am frühesten eingetreten zu sein scheint, mit Strenge gehandhabt. So oft der Papst eine schriftliche Erlaubniss zur Einweihung solcher Orte gab, pflegte er stets die Clausel beizufügen: „si nullum corpus ibi constat humanum". Viele Beispiele hievon finden sich in dem Liber diurnus Romanorum pontificum, welches bereits im VIII. Jahrhundert niedergeschrieben wurde [2]). Diese Verbote vermochten zwar den Gebrauch zu beschränken, aber nicht gänzlich aufzuheben. In den Klosterkirchen Österreichs wurden bereits im XI. und XII. Jahrhundert die Äbte und Wohlthäter des Stiftes beigesetzt und ebenso mag es auch in den übrigen Kirchen der Fall gewesen sein. Um einen Beweis der Gesinnung zu geben, von welcher ein dahin zielender Wunsch geleitet wurde, führen wir statt vieler Beispiele die Worte der Helk von Truchsen (30. Nov. 1316) an, der in dem Stifte Kremsmünster eine Begräbnissstätte und ein Jahrtag gegen eine von ihr zum Krankenhause gemachte Schenkung zugesichert wurde: „Ich han auch mir von diser zeit. ein wonung vnd ein wartung des jüngsten tags. in demselben gotshavs erwelt. swo ich in dem lant. vor meinem shepher in eniv. welt gevodert wird. das si mich da nemen schullen. vnd in ierm gotshavs bestaten [3])." Wir ersehen zugleich aus dieser Urkunde, dass im XIV. Jahrhundert das strenge Verbot, Frauen, sei es lebend oder verstorben, in ein Kloster einzulassen, bereits ausser Übung getreten war, während noch im XIII. Jahrhundert die edle Frau Gisla von Valchenbereh, eine

[1]) Eine Reihe solcher Seelgeräthe aufgeführt in Hagn's Urkundenbuch von Kremsmünster. S. 404.

[2]) Über diese Klosterverbrüderungen und ihre Nekrologien findet man reichen Stoff in Bergmann's Necrologium Augiae majoris Brigantinae. Karajan's Verbrüderungsbuch des Klosters St. Peter zu Salzburg und Zapperl's akademischen Vortrag: Über sogenannte Verbrüderungsbücher und Nekrologien im Mittelalter — sämmtlich in den Schriften der kaiserl. Akademie zu Wien.

[3]) Martene: De antiquis eccl. rit. IV. S. 767, a.

[4]) Martene a. a. O.

[5]) Eines solchen zur Beerdigung der Klostergeistlichen bestimmten Friedhofes mit einer Capelle, wohin der Abt Martin eine Messe stiftete, erwähnt zum J. 1399 das Urkundenbuch von Kremsmünster Nr. 336.

[1]) Lingard: Alterthümer der angelsächsischen Kirche. Breslau 1847. S. 151.

[2]) Herausgegeben von Garner. p. 93. 97. 99.

[3]) Urkundenbuch von Kremsmünster. S. 187. 118.

Wohlthäterin des Stiftes Zwettl. an der Klosterschwelle desselben begraben werden musste [1]).

Bei der grössten Ausdehnung des Begräbnissrechtes in dem Kirchenraume selbst, konnte jedoch nur eine kleine Schaar Auserwählter sich dieses Vorzuges erfreuen. Die Mehrzahl musste ihre Ruhestätte in der Friedhoferde finden. Aber auch diesem Raume musste zur Beruhigung der Gemüther eine gottgeweihte Stätte eingebaut werden, und so finden wir in der Mitte der meisten Friedhöfe eigene Capellen gestiftet, die ausschliesslich dem Todtendienste gewidmet waren. Wie zahlreich diese Friedhof-Capellen gewesen sind, ersehen wir in Bezug auf Ober-Österreich beispielsweise aus der Matrikel des Passauer Bisthums (vom Jahre 1633) [2]), wie auch aus der grossen Anzahl der auf uns gekommenen Bauwerke dieser Art. An den in ihnen errichteten Altären wurden die zahlreich gestifteten Seelenmessen gelesen, den Raum derselben erhellte gewöhnlich ein ewiges Licht, auch die Einsegnung der Verstorbenen mag in früheren Zeiten in demselben vorgenommen worden sein. Urkundliche Beweise hiefür liegen zahlreich vor.

Was nun die Form dieser Capellen anbelangt, so belehren uns hierüber ausreichend die zahlreichen Überreste, nämlich unsere Rotunden selbst. Aber abgesehen davon, können wir auch aus schriftlichen Quellen den Nachweis liefern, dass für solche Grabcapellen bereits in früher Zeit die runde Form gewählt wurde. Von dem vierten Abte des Benedictiner-Klosters zu Fulda, dem heil. Aegil nämlich, erzählt sein gleichzeitiger Biograph, der Mönch Candidus: „ecclesiam parvam aedificauit rotundam, ubi defuncta corpora fratrum sepulturae tradita requiescunt, quam cimiterium vocant“ [3]). Dieser Bau, von dem Mönch Racholf geleitet und 821 vollendet, wurde am 22. Jänner 822 von dem Bischofe von Mainz Haistolf eingeweiht [4]).

Eine Ähnlichkeit der Anlage mit unseren Rundbauten haben auch die in Frankreich zahlreichen, dem Grabesdienste geweihten Lanternes des morts auch fanaux genannt. Es sind dies eine Art hohler runder Säulen, mit einer bis zur Überdachung führenden Stiege, oberhalb befindet sich bei einigen ein erweiterter Raum, gross genug, um zwei bis drei Menschen zu fassen. Den obersten Raum nahm ein ewiges Licht, oder eine nur bei gewissen Anlässen angezündete Lampe ein. Zu Füssen der Säule befand sich zuweilen ein Altar, bei welchem religiöse Feierlichkeiten, insbesonders bei der Beerdigung abgehalten wurden. Bei geringerer Höhe und grösserem Durchmesser dieser Säulen, mit vorgelegter Altarnische leiten sie geradezu in die Anlage unserer Rundbauten hinüber, daher auch die Rotunden von französischen Archäologen unmittelbar mit den fanaux in eine Gruppe zusammengestellt werden [1]). Besonders tritt diese Ähnlichkeit bei solchen Rundbauten hervor, welche gleich jenem in der Altstadt zu Prag über der Wölbung des inneren Raumes eine Laterne aufgesetzt haben [2]).

Sowohl im Munde des Volkes, wie auch in urkundlichen Aufzeichnungen werden unsere Grab-Capellen „Karner“ (carnarium) genannt. In letzteren können wir eine dreifache Bedeutung nachweisen. Bald ist es der Begräbnissplatz überhaupt, der Carnarium genannt wird, bald wird darunter der Gruftraum der Kirche verstanden, bald legt man diese Bezeichnung den auf den Kirchhöfen erbauten Grab-Capellen bei. Nur mit letzteren haben wir es zu thun. Vielleicht das älteste Vorkommen dieser Bezeichnung enthielt die Charta Willelmi Aeconensis Episcopi vom Jahre 1161, worin es heisst: „In quo (coemeterio) praedictus Manso intuitu pietatis Carnarium ad ossa mortuorum reponenda de propria pecunia aedificavit.“ In gleicher Bedeutung heisst es bei Willelmus Thorn. anno 1287: „Capella in Cimiterio, quae dicitur Charner, peracta est.“ In späteren Zeiten wird die Anwendung dieses Ausdruckes noch häufiger, welcher sich, wie erwähnt, allenthalben bis auf unsere Zeit erhalten hat [3]).

Hiemit haben wir die uns vorgesetzte Aufgabe erfüllt, und es dürfte uns gelungen sein, die Bestimmung unserer Rundbauten sichergestellt zu haben. Nicht unerwähnt aber dürfen wir es lassen, dass einige wenige derselben, von ihrem ersten Aufbaue an, weder die ausschliessliche Bestimmung als Taufkirchen, noch jene als Grabkirchen erhalten hatten, sondern schon ursprünglich Pfarrkirchen gewesen sind. Die Vermuthung hievon wurde zuerst rücksichtlich einiger Rundbauten Böhmens ausgesprochen und dabei bemerkt, dass diese Form für kleinere Landkirchen vielfach üblich gewesen zu sein scheine und sich auch bis ins XVI. Jahrhundert erhalten habe [4]). Der urkundliche Beweis wurde aber erst jüngst und zwar in Betreff der Rotunde zu Scheiblingkirchen (V. U. W. W.) beigebracht [5]). Der Salzburger Erzbischof Albrecht II. spricht in einer Urkunde vom J. 1189 diese Capelle von ihrer bisherigen Abhängigkeit zur Mutterpfarre in Pütten theilweise los, und stattet sie, jedoch nur mit beschränktem Pfarrrechte aus. Den Brüdern Wulfing und Wolfker von Gleissenfeld wird gestattet, für

[1]) Frast: Zwettler Stiftungsbuch. S. 168, 169.

[2]) Notizenblatt der k. Akademie der Wissenschaften. III. Jahrgang 1853. S. 459—472 und 484—496.

[3]) Brower: Sidera illust. et sanct. virorum Germaniae. Mogunt. 1616. p. 20 und 43.

[4]) Droncke: Die Mathias-Capelle bei Koberu an der Mosel. Koblenz 1837. S. 51.

[1]) Siehe hierüber Caumont: Cours d'antiq. monum. VI, p. 343. — Bulletin monumental. Tom. III. — Mémoires de la Société des Antiquaires de l'Ouest. Tom X, p. 275. — Archaeologia britanica. Tom VI, und Schayes: Histoire de l'Architecture en Belgique. Tom II, p. 76.

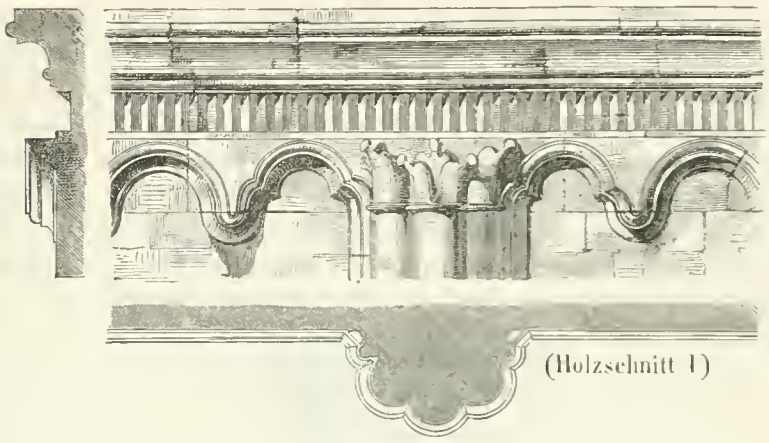
[2]) Über Rundbauten in Böhmen, vergl. Wocel: Böhmische Alterthumskunde. Prag 1845, S. 88, und Springer: Baukunst des christl. Mittelalters. Bonn 1854, S. 96.

[3]) Weiteres hierüber bei Ducange: Glossarium, unter Carnarium, vergl. auch Schmeller, II, 330.

[4]) Springer a. a. O.

[5]) Feil in den Berichten und Mittheilungen des Alterthums-Vereins zu Wien. Bd. I. S. 44. Note 1.

diese Capelle einen Priester zu bestellen, dessen Investitur jedoch dem Salzburger Bisthume zuzustehen habe. Nur das Begräbniss niederer Diener (servorum) des Besitzthums darf bei der Capelle vollzogen werden, die Anwohner (Colonne) hingegen jeder Art müssen ihr Begräbniss bei der Mutterkirche erhalten. Auch wird dem Priester das Recht eingeräumt, je ein Kind am Samstag vor Ostern und Pfingsten zu taufen, alle übrigen Kinder aber müssen der Sitte gemäss der Mutterkirche zur Taufe dargebracht werden, ausser, sie befänden sich in einem so gefahrdrohenden Zustande, dass ihre Taufe schlechterdings nicht verschoben werden kann.



(Holzschnitt 1)

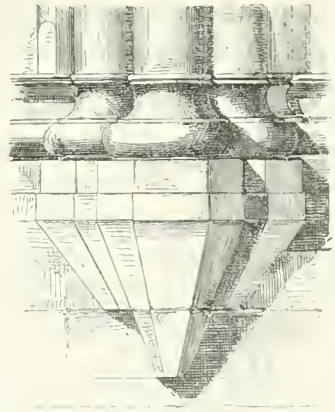
Wir gehen nunmehr auf die Beschreibung der romanischen Rotunde zu Hartberg in Steiermark über, welche sowohl ihrer räumlichen Ausdehnung nach, wie auch in Bezug auf ihre Erhaltung und ihren architektonischen Schmuck eine der bedeutsamsten in der Reihe der österreichischen Rundbauten ist.

Sie besteht im Grundrisse (Taf. 4, 1) der gewöhnlichen Anordnung gemäss aus einem Rundbau mit zugefügtem Kreissegmente als Raum der Altarnische. Letzteres ist jedoch nicht, wie häufig bei anderen Rundbauten, bloss ein Halbkreis, sondern nähert sich dem vollen Kreise. Der Eingang in diese Capelle liegt nicht in der Axe des Baues, sondern zu deren Seite, eine Anordnung, welche wir beispielsweise auch an den romanischen Rundbauten zu Mödling und Tuln in Nieder-Österreich finden. Der Grund dieser Abweichung mag theils in den Unebenheiten des Terrains, wie dies bei der Mödlinger Capelle der Fall ist, theils darin zu suchen sein, dass man bei Einhaltung der Orientirung für die Altarnische, sich vielleicht durch Rücksicht auf eine nebenliegende Kirche bestimmt fand, den Eingang in die Capelle dieser zuzuwenden [1]).

Im Aufbaue (Taf. 4, 3) zeigt sich unterhalb des kirchlichen Raumes dieser Capelle ein Gruftgewölbe fast in gleicher Höhe mit ersterem, jedoch mit Ausschluss des Altarraumes.

Was den äusseren Schmuck des Rundbaues anbelangt, so sehen wir (Taf. 4, 2) die Fläche desselben durch neue Pfeilerbündel gegliedert, welche manche Besonderheiten bieten. Jeder Pfeilerbündel besteht aus drei Halbsäulen, mit Capitälen [2]). (Holzschnitt 1.)

Auf letzteren sitzt jedoch nicht wie sonst fast ausnahmslos, der Rundbogenfries auf, sondern er liegt demselben zur Seite und seine Profilirung setzt sich neben den beiden Wandsäulen bis zum Fusse des Baues fort. Auch dienen die Capitäle der Pfeilerbündel dem die Bekrönung des Baues bildenden Zahnschnitte und Gesimse nicht als Träger, sondern letztere beide treten bis zur Mauerflucht zurück, wodurch eigentlich die ganze Anordnung der Pfeilerbündel wie auch des Rundbogenfrieses seine architektonische Bedeutung einbüsst. Am Fusse des Baues geht kein Sockel herum, die Pfeilerbündel setzen sich daher unmittelbar auf der Bodenfläche ab. Nur einer der Pfeilerbündel an der südöstlichen Seite des Baues, wo das Terrain tiefer abfällt, hat eine Console, auf welcher die Halbsäulen mit attischer Basis aufstehen. (Holzschnitt 2.)



(Holzschnitt 2)

Die Scheidung des Gruftraumes von dem oberen Capellenraume ist an der äusseren Wandfläche durch einen umlaufenden, nur durch die Pfeilerbündel getrennten Rundbogenfries angedeutet, welcher ungetrennt auch um die nicht durch eine Säulenstellung gegliederte Altarnische umläuft. Ausser diesem Schmucke zeigt letztere nur als Bekrönung den Rundbogenfries, Zahnschnitt und das Gesims, letztere beide ebenfalls über ersteren bis zur Mauerflucht zurücktretend.

Das romanische Portal verengt sich von Aussen nach Innen in 2 Stufen, in deren Ecken Säulen gestellt sind; sowohl die Eckpfeiler, wie auch die Säulen sind mit Capitälen in Pflanzenformen, welche in mit Köpfen gezierten

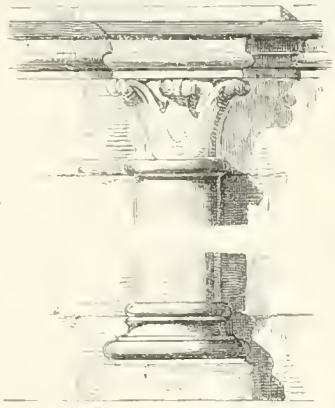
[1]) Heider: die h. drei Königs-Capelle zu Tuln. Wien 1847.

[2]) Die mir bekannten Rundbauten Österreichs zeigen an der Aussenseite durchgehends nur einzelne, nicht aber in Gruppen gestellte Halbsäulen. Eine Ausnahme macht nur die Rotunde zu Pulkau (V. U. M. B.), welche ebenfalls von Pfeilerbündeln aus drei Halbsäulen, gleich der Hartberger Capelle umstellt ist. Eine Eigenthümlichkeit der Pulkauer Säulenbündel ist auch, dass letztere ganz ohne Capitäl sind, und sich ohne irgend eine weitere Bekrönung oder Abschluss-Gliederung unmittelbar in das Bekrönungs-Gesimse einfügen, und dasselbe gleichsam zu durchschneiden scheinen.

Knorren ausgehen, geschmückt, darüber liegt ein gemeinsames reich gegliedertes Deckgesims, über letzteres setzen sich Pfeiler und Säulen in Bogen fort und bilden so die Einwölbung des Portals.

Das Innere des Rundbaues ist durch sieben Halbsäulen gegliedert (der Anordnung nach und den Gewölbegurten entsprechend sollten es acht sein, allein die Stelle der achten Halbsäule ist durch das Portal in Anspruch genommen): die Capitäle dieser Halbsäulen (Holzschnitt 3) sind

(Holzschnitt 3)



jenen des Portals ähnlich, über ihnen liegt ein umlaufendes Gesims, die Kuppelwölbung wird durch acht ebenfalls über den Capitälen aufsteigende ungegliederte Gurtbänder getragen, welche in dem Mittelpunkte der Wölbung zusammenstossen, ohne jedoch einen geschmückten Schlussstein zu zeigen. Das Innere der Altarnische ist völlig schmucklos, ebenso auch der Gruftraum, dessen Wölbung, von vier aus der Bodenfläche aufsteigenden Gurtbändern getragen wird.

Der ganze Bau ist aus Quadern von Muschelkalk gebaut, wie er sowohl in Hartberg, als auch in der ganzen Umgebung häufig vorkommt. Die Höhen der Quadern wechseln von 10 bis 12 Zoll, die Längen von 1′ 7″ bis 2 Schuh. An den Feldern zwischen den Säulenbündeln sind gewöhnlich in einer Reihe drei ganze und zwei halbe Quadern eingeschaart. Sowohl die Quaderwölbungen, wie auch die Aussenseite des Baues sind noch in vollkommen gutem Bauzustande, nur die Nordseite letzterer hat an einigen Gesimsgliedern und Säulencapitälen unwesentliche Beschädigungen erlitten.

Dem Baucharakter nach stammt dieser Rundbau unzweifelhaft aus der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts, womit auch eine im Munde der Bürger erhaltene Tradition übereinstimmt, nach welcher in früherer Zeit die Jahreszahl 1167 über dem Eingange der Capelle zu lesen war, eine Tradition, welche freilich nicht sehr glaubwürdig klingt.

Was schliesslich die Bestimmung dieses Rundbaues, welcher gewöhnlich als Karner bezeichnet wird, anbelangt, so glauben wir mit Berufung auf die vorausgegangene Untersuchung kaum einen Widerspruch besorgen zu dürfen, wenn wir sie als eine Grab-Capelle bezeichnen. Urkundliche Erwähnung derselben und zwar in einer hiemit völlig übereinstimmenden Weise geschieht erst 1358, wo Jakob Schuster, Bürger zu Hartberg, nebst anderen frommen Gaben auch eine Messstiftung derart machte, dass alle Montage eine heilige Messe für sein Seelenheil in dem Karner gelesen werden solle. Auch im J. 1510 stiftete der damalige Stadtpfarrer Michael Kurzbock zu diesem Karner ein Beneficium simplex mit einem ständigen Priester, welcher die Verbindlichkeit hatte, täglich für den Stifter eine heil. Messe in dem Karner zu lesen [1]).

Über den älteren sächsischen Kirchenbau und insbesondere die evangelische Pfarrkirche von Mühlbach.

Von Fr. Müller, k. k. Conservator in Schässburg.

II.

Man kann an der Pfarrkirche von Mühlbach ohne Mühe 4 Theile unterscheiden; Thurm, Schiff, Chor und Anbaue, deren jeder in der Bauart von dem andern verschieden ist. Diese Verschiedenheit hat in Bezug auf Altersbestimmungen die widersprechendsten Behauptungen hervorgerufen. Die Anbaue sahen Alle als den jüngsten Theil der Kirche an; aber in der Bestimmung, ob Chor oder Schiff älter, gingen die Ansichten auseinander. In Mühlbach selbst gibt es eine kleine Partei, die sich gegen die gewöhnliche Meinung für ein höheres Alter des Schiffes entschied. Von dem Thurm wurde wenig gesprochen; man sah ihn als zum Schiff gehörig an, und wusste, da sich an dem ganzen Gebäude keine einzige Jahrzahl vorfand, im Ganzen nichts Sicheres weder über das wirkliche Alter des Chors, noch des Schiffes anzugeben. Der Einsender hatte Gelegenheit dieses Monument mehrmals zu besuchen und wagt es, auch seine Ansicht durch deren Veröffentlichung in diesen Blättern der allgemeinen Kritik preiszugeben.

Die Mühlbacher evang. Kirche bietet in ihrem Grundriss wenig von den übrigen des Sachsenlandes Abweichendes. Das Schiff besteht aus einem Mittelschiffe und zwei merklich niedrigen Seitenschiffen, von denen jenes durch zwei Reihen plumper Bogen geschieden ist. Es misst nach Marienburg's, wahrscheinlich ungenauer Angabe (wenigstens ist sie in Betreff des Chors falsch), in die Länge 121, in die Breite 81 Fuss. Fenster und Portale sind im Spitzbogen gebaut, während die Gewölbe den Rundbogen zeigen. Die Fenster sind übrigens in ihren Verhältnissen sowohl als ihren Verzierungen ohne alle Schönheit. Es findet sich keine Spur, dass an irgend einem der Theile des Schiffes, wie dies in andern Kirchen der Fall, je eine solide Kanzel angebracht gewesen. Nach aussen hin wird das Schiff gestützt durch

[1]) Geschichte der Stadt Hartberg. Steiermark. Zeitschrift. Neue Folge, VI. Jahrg., I. Heft, S. 37 und 49

zehn plumpe Strebepfeiler. Die Seitenwände des Mittelschiffs gehen etwa 2½—3 Klafter über dem Gewölbe unter das Dach hinaus, sind oben durch ein Kranzgesims geschlossen und weiter hinab durch eine Reihe im Spitzbogen aufgeführter schmaler, blinder Fenster [1]) verziert, unter denen ein Steingesims hinläuft. Die Wand ist über dem Gewölbe mit Ausnahme der steinernen Fensterbögen aus Ziegeln aufgeführt, die nach innen bloss stehen, nach aussen aber mit einem festen Mörtelanwurf bekleidet sind. Über Mittel- und Seitenschiffe geht jetzt ein schwerfälliges Ziegeldach herab.

An dem Westende des Schiffes erhebt sich in der Mitte der Thurm. Er ist viereckig und besteht aus mehreren Geschossen, die nach Aussen hin durch Gesimse getrennt erscheinen. Die Fenster sind durch je eine Rundsäule getheilte Doppelfenster, mit Rundbogen überwölbt, die in der Mitte auf einer auf den Säulen ruhenden Platte aufsitzen. Einige davon sind jetzt zugemauert; eines geht unter das Dach des Schiffes. Unterhalb des letztern ist das Gesimse unterbrochen und sind an der Wand des Thurms deutliche Spuren vorhanden, dass in jener Lücke einst die Spitze eines Daches ausfüllend eingetreten ist. Das Portal im Thurm zeigt, von Säulen mit korinthisirenden Capitälen getragene, nach aussen sich ausweitende Rundbogen. Die beiden obern Stockwerke des Thurms sind aus Ziegeln gebaut und das Gesimse unter ihnen hat eine von den übrigen etwas abweichende Form. Aus den vier Ecken des mit farbigen Ziegeln gedeckten Daches erheben sich vier Thürmchen. Die Glocken sind alle aus dem XVIII. Jahrhundert. An den Thurm lehnen sich zwei, jetzt als Magazine benützte Anbaue von offenbar jüngerer Structur.

Im Osten des Schiffes erhebt sich einige Stufen über dasselbe der Chor, vielleicht das erhabenste Werk dieser Art in Siebenbürgen mit polygonem Schluss. Er ist 92 Fuss lang, 51 breit und 50 hoch. Das Gewölbe, von einer doppelten Pfeilerreihe getragen, zeigt in der Mitte den Rundbogen, über dem Umgang den Spitzbogen und ist ein Gurtgewölbe. Die schlanken, 11 Fuss im Umfang messenden Pfeiler ruhen auf achttheiligen Basen von 2′ 6″ Durchmesser und bestehen aus einer grossen Zahl, bei ihrem Zusammentreffen engere und weitere Kehlungen bildender Halbsäulchen, die oben durch ein Blättercapitäl vereinigt, sich in den Gewölbgurten theilweise fortsetzen. Die beiden dem Altare zunächst stehenden zeigen indess eine abweichende Construction, sind achteckig und plumper und sollen in neuerer Zeit an die Stelle eingestürzter früherer erbaut worden sein. An den beiden, dem Schiffe zunächst stehenden Pfeilern, sowie rings um die innere Chorwand sind äusserst zierliche Consolen und Nischendächer zur Aufnahme von Statuen angebracht. Wo sich der Chor gegen das Schiff öffnet, sind an der Bogenbrüstung deutliche Spuren vorhanden, dass eine Querloge angebracht werden sollte, wie sie sich z. B. auch in den Domen von Hechlingen und Meissen [1]) findet. Noch sieht man in den Steinen die Einschnitte für die Brüstung derselben. Eine dreieckige Galerie in der südw. Ecke ist gleichzeitig mit dem Chor und wohl für die Aufnahme der Sänger bestimmt gewesen, die viereckige auf der entgegengesetzten Seite gehört der Neuzeit an. Das Pflaster besteht aus Quadern, die von dem in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgebrochenen Chorumlauf herrühren und deren einige mit Bruchstücken römischer Inschriften bedeckt sind. Der Altar ist ein Flügelaltar. Das Mittelbild besteht aus Schnitzwerk auf reich vergoldetem Hintergrunde und stellt den Stammbaum Jesu dar. Zu beiden Seiten sind auf den Flügeln die Verkündigung, die Anbetung der Könige, die Taufe, die Beschneidung etc. etc. angebracht. Unten steht auf der rechten Seite das Wappen Sigismund's, auf der linken das von Mühlbach. Die auf dem Altar befindliche Inschrift lautet: „Altare hoc erectum anno 1418, renovatum 1681, rursus 1790“. Neben dem Altare steht an die Wand gelehnt ein ziemlich rohes Tabernakel oder Sacramentshäuschen, Sacristei und Taufbecken sind ohne besondere Bedeutung.

An den Wänden des Chors sind noch Spuren von Wandmalereien, Heiligenscheine etc. wahrzunehmen. — Das Äussere des Chors ist, wenn auch einfacher, doch dem Innern ziemlich entsprechend. Die zwischen den 30 Fuss hohen und 4½—5½ Fuss breiten Fenstern aufsteigenden Strebepfeiler endigen in zierliche Spitzsäulchen und tragen zahlreiche Statuen [2]), darunter und darüber Fratzen- und Thierbilder. Zwischen den Strebepfeilern zeigen sich ebenfalls Wandmalereien, wie es scheint, die Passionsgeschichte betreffend, mit lateinischen Inschriften wie „spiritus autem promtus caro autem etc. etc.“ Dem Schiffe zu sieht man an der hochhinausragenden Schlusswand des Chors zwei mächtige Brüstungsbogen, die aber vermauert sind. Wo im Innern Chor und Schiff zusammentreten, erscheint vielfach der nackte Stein in einer Weise, welche deutlich auf die Absicht der Fortsetzung des Chors in einem ähnlichen Schiffe schliessen lässt.

Die Kirche war der Maria geweiht, deren wunderthätiges Gnadenbild (es soll bei einem Erdbeben geweint haben) früher auch den Altar schmückte, aber durch den Gouverneur Kornis nach Klausenburg geführt und durch das jetzige Mittelbild des Altars ersetzt wurde.

---

[1]) Ganz ähnliche Erscheinungen erwähnt Kugler a. a. O. 583.

[1]) Guhl und Caspar: Denkmäler der Kunst. II. 13, 1. und II. 22, 1.

[2]) „Wer mag der Heilige mit dem Weinstock sein?“ Wolf Menzel in seiner christl. Symbolik. Regensburg 1854. II, S. 349 führt an: Patron des Weinbaues ist der h. Urban, Bischof von Langres im V. Jahrhundert, der sich einst während einer Christenverfolgung in einen Weinberg versteckte, seitdem aber selbst Hüter der Weinberge wurde, dieselben vor Hagel beschützt, dessgleichen auch noch den Wein im Keller vor Schaden bewahrt. Der von dem Verfasser dieses Aufsatzes hier bezeichnete Heilige mit dem Weinstocke dürfte daher als der heil. Urban aufzufassen sein.

D. Red.

Soviel über das Detail dieser Kirche. Über das ungefähre Alter, besonders über Vorher und Nachher kann in Bezug auf Thurm und Chor kein Zweifel mehr obwalten. Die Construction der Fenster und des Portals weiset den Thurm vor das XIV. Jahrhundert; was aber über seine beiden höchsten Stockwerke gesagt wurde, macht es höchst wahrscheinlich, dass diese später aufgesetzt worden und das von dem übrigen abweichende Gesimse einst das Kreuzgesimse gewesen sei. Damals gehörte der niedrige Thurm zu einer Kirche, auf welche auch die erwähnten Spuren eines Daches zwingend hinweisen, und welche muthmasslich in demselben Styl erbaut war wie der Thurm, nämlich im romanischen. Diese Kirche kann leicht die älteste, überhaupt in Mühlbach bestandene, gewesen sein und sogar ins XII. Jahrhundert hinaufreichen, denn es ist grundfalsch, dass die im Norden der jetzigen Kirche noch stehende Capelle die älteste Kirche gewesen. Jene Capelle ist nämlich rein gothisch und das XII. Jahrhundert selbst in Deutschland die Blüthezeit des romanischen Styls, der gothische erst eine Frucht des dreizehnten. Dass aber bereits im XIII. Jahrhundert in Mühlbach eine Kirche gestanden, ist nach einer vom siebenbürgischen Bischof Petrus ausgestellten, auch bei Szeredai Notizia Cap. Alb. p. 5 gedruckten, aber um 100 Jahre zu früh datirten Urkunde unbezweifelbar. Die erwähnte Capelle mag ein Baptisterium oder die Kirche eines besondern Heiligen gewesen sein; auf den Namen der ältesten Kirche Mühlbachs überhaupt kann sie keinen Anspruch machen. Das jetzige Dach des Thurms ist später aufgesetzt, kann aber in seiner Anlage alt sein, denn Thürme mit vier Eckthürmchen und farbiger Ziegelbedeckung erscheinen am Niederrheine im XIV. Jahrhundert.

Ebenso klar und noch sicherer kann das Alter des Chors bestimmt werden und Diejenigen befinden sich in dem grössten Irrthum, die dabei an sehr frühe Zeiten denken. In dem Gewölbebau dieses Theiles der Kirche erscheint der Kampf des Spitzbogens mit dem Halbkreisbogen und dieser Kampf beginnt in Deutschland gegen den Ausgang des XIV. Jahrhunderts. Schon darnach liesse sich also Einiges schliessen und man würde dabei unterstützt durch den Umstand, dass Tabernakel ebenfalls um dieselbe schon spätgothische Zeit in den Kirchen erscheinen, sowie in derselben Periode die Pfeilerbildung den schlanken Charakter annimmt, der uns hier begegnet. Diese Gründe gewinnen an Haltbarkeit durch die Betrachtung des Altars und des auf demselben angebrachten Sigismundischen Wappens, sowie der oben bezeichneten Jahrzahl 1418. Insofern nun mit der Errichtung des Altars so ziemlich der Schlusspunkt eines Kirchenbaues gegeben ist, bleibt nur die Frage nach dem Anfangspunkt übrig. Und sind wir auch nicht im Stande diese Frage vollständig zu lösen, so ist doch ein Fingerzeig erhalten, welcher dieselbe der Lösung näher bringt. Ein Schlussstein des Mittelgewölbes zeigt nämlich das Wappen der ungarischen Könige aus dem Hause Anjou, die vier Flüsse und die Lilien. Der Chor ist also begonnen unter der Regierung der Anjou's, dem Styl nach gegen das Ende derselben, und unter Sigismund vollendet worden. Aus dem älteren Bau, an dessen Stelle er trat, wurden wahrscheinlich jene römischen Werkstücke in das christliche Bethaus verarbeitet. Später, den Schriftzügen nach zu schliessen erst um 1500, wurden die Wandmalereien am Äussern des Chors hinzugefügt. Der Chor entstand also ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher Mühlbach zum ersten Male auf König Sigismund's Befehl ummauert wurde (1387), ein herrliches Zeugniss der grossen Regsamkeit und des thätigen Gemeinsinnes, der damals unter den Sachsen wohnte.

Wann aber mag das Schiff entstanden sein, dieses plumpe, drückende Gebäude voll Winkel und Finsterniss, das den mit den schlanken Pfeilern des Chors in freier Bewegung aufwärts schwebenden Geist so unangenehm zurückhält? Lange nach dem Chor keinesfalls, da sich an dem letztern gar keine Spuren davon finden, dass er je als Kirche für sich benützt worden wäre, was sonst der Fall sein müsste. Wer aber die Geschichte Siebenbürgens und Mühlbachs insbesondere nach der Sigismundischen Zeit in Rechnung bringt, wird schwerlich behaupten wollen, dass die Kraft eines schon im Jahre 1438 geplünderten und verwüsteten Ortes zu einem Kirchbau hingereicht hätte. Mag er später auch von dem Aufstand von 1467 weniger berührt worden sein, so seufzte er doch schon 1473 unter dem Druck des Woiwoden, der sich die wohlgelegene Stadt vom König Matthias für 20.000 Goldgulden hatte verpfänden lassen. 1479 und 1493 raubten und sengten die Türken wieder im Lande und am meisten in den südwestlichen Gegenden; wo da Ruhe und Freudigkeit hernehmen zum Baue des Gotteshauses. An den Mauern und Thürmen mögen sie wohl gearbeitet haben, wie dies aus den Zeiten des Königs Matthias gewiss ist. Auch irren diejenigen, die da meinen, die Verwilderung des germanischen Styles bestehe in der Einengung des innern Raumes, da gerade eine Erweiterung, nämlich gleiche Höhe des Mittel- und der Seitenschiffe und ein Zurückkehren zur antiken Säule und dem römischen, jetzt rohen, Gewölbebau die spätere Periode bezeichnet. Von alledem findet sich aber hier keine Andeutung; der Gewölbebogen ist zwar rund aber nicht römisch. Die Säule erscheint nirgends; das Mittelschiff ist, und zwar in der Anlage bedeutend höher als die Seitenschiffe geführt sind. So können wir in dem ganzen Schiff eher einen Anfang als eine Verwilderung des germanischen Baustyls im Sachsenlande sehen und uns die Entstehung der ganzen Kirche etwa in folgender Weise vorstellen. Bei dem Umbau des ältesten Kirchleins blieb der romanische Thurm stehen, wurde aber erhöht und gehörte nun zu einer Kirche, deren Schiff bereits dem germanischen Style angehörig, noch vorhanden ist. Dieses Monument war grösser angelegt als es ausgeführt wurde, denn die blinden Oberfenster sind nicht dazu eingefügt, um unter Dach

gebracht zu werden. Als gegen Ende des XIV. Jahrhunderts das Leben der Sachsen im Allgemeinen in einer gewissen Gehäbigkeit sich zu bewegen anfing, fasste man den Plan eines Neubaues, riss aber, wahrscheinlich um während des voraussichtlich längeren Baues den Gottesdienst keine Störung erleiden zu lassen, nur den Chor der alten Kirche nieder und erbaute in etwa vierzig Jahren den jetzigen Chor, nicht ohne Hoffnung, ihn in einem gleich schönen Schiffe weiter fortsetzen zu können. Die Zeiten wurden wild; man verzweifelte an der Vollendung des Werkes, schloss die dem Schiffe zugewandte Chorseite — das Dach des Schiffes ist spätern Ursprungs und jetzt natürlich fest an die Chorwand gerückt — und erbaute in Eile aus Bruchstücken, die bei dem Chorbau übrig geblieben waren, die Hallen vor den Portalen des Schiffs. So etwa mag die Entstehungsweise der jetzigen Kirche zu denken sein.

Sie ist ein äusserst lehrreicher Gegenstand für das Studium der ältern sächsischen Baukunst und der Einsender selbst am weitesten davon entfernt, die Untersuchung darüber mit der in dem Vorhergehenden aufgestellten Ansicht als vollständig geschlossen ansehen zu wollen. In der Reibung der Meinungen entzündet sich der Funke der Wahrheit.

Über den Baumeister der Mühlbacher Kirche weiss die Geschichte nichts: die Sage nennt den Erbauer der Kronstädter Kirche auch als Werkmeister bei dem Mühlbacher Chor. Weil er aber bei der Grossartigkeit dieser Bauten nicht im Stande war, beide persönlich zu leiten, musste er dies Werk in Mühlbach seinem geschicktesten Gesellen überlassen. Als er nun einstmals hinüberkam von Kronstadt und der Geselle den Meister herumführte auf den hohen Gerüsten und ihm Alles zeigte vom Fuss bis zum Kranz, was er gemacht, und dieser sah, dass es viel herrlicher sei als was er selbst in Kronstadt gethan, da ergrimmte er voll Neides und stürzte den armen Gesellen vom höchsten Gerüste hinab, dass er in tausend Stücke zerschellte und also die Kirche unvollendet bleiben musste.

So rankt sich die Sage auch an dem gothischen Pfeiler der Mühlbacher Kirche hinan und zündet Leben, wo die kritische Geschichte nur leere Blätter sieht. Aber der Gedanke weilt sinnend auf diesen Steinen, die so laut predigen von Zeiten, in denen unter dem belebenden Hauche rastlosen Gemeinsinnes das Leben des Sachsenvolkes Blüthen angesetzt hat, deren so wenige zur vollkommenen Frucht zu reifen bestimmt gewesen [1]).

Notizen.

24. (Baudenkmale in Aussee). Die Pfarrkirche von Aussee in Obersteiermark ist ein hübscher gothischer Bau aus dem XV. Jahrhundert; sie hat nur eine niedrigere Abseite, welche starke, viereckige, durch breitleibige Spitzbogen mit einander verbundene Pfeiler vom Schiffe trennen. Die an den Pfeilern hinauflaufenden halbsäulenförmigen Gurtträger, welche die Rippen der zusammengesetzten Kreuzgewölbe unterstützen, sind ganz einfach, ohne Capitäl; der Eingang an der Südseite ist von röthem Marmor mit zierlichem, sich durchkreuzendem Stabwerk auf diamantirten Sockeln zwischen der breiten Hohlkehle der Anschlagsmauern. An der Evangelienseite des Altars ist ein an der Mauer stehendes Sacramenthäuschen von dreieckiger Grundform, im gothischen Organismus sich aufbauend: die viereckigen Gitter der beiden Seiten sind mit Laubwerk eingefasst. Es gehört dem XVI. Jahrhundert an.

Interessanter ist die kleine, einschiffige, dreiseitig geschlossene Spitalkirche wegen des hier befindlichen Flügelaltars vom Jahre 1449, den Kaiser Friedrich IV. errichten liess. Er besteht aus einem gemalten Mittelstücke mit doppelten Flügeln, über welchen sich ein einfacher gothischer Aufsatz erhebt mit den rund geschnitzten Figuren der Heiligen Georg und Florian. Das Mittelstück stellt die Dreieinigkeit dar (Gott Vater hält das Crucifix), herum Engel und die zwölf Apostel. Auf den Flügeln sind Heilige: Jungfrauen, Bischöfe, Märtyrer und Einsiedler gemalt, gleichsam die Dreifaltigkeit verehrend. Die inneren Flügel zeigen auf ihren Aussenseiten vier Darstellungen aus dem Leben Mariä: die Verkündigung, Heimsuchung, Geburt Christi und Anbetung der h. drei Könige, die Innenseiten der äusseren Flügel aber die Heiligen; Katharina, Barbara, Gertrudis, Apollonia, Dorothea, Margaretha, Agnes und Ursula. Wenn daher die inneren Flügel geschlossen werden, so erscheinen in der Mitte die vier Darstellungen aus dem Leben der h. Jungfrau, zu beiden Seiten die vier Tafeln mit den Heiligen. Die Figuren sind bei 2 Fuss hoch, die Zeichnung ist gut, obwohl nicht frei von Verkümmerungen, das Colorit kräftig mit bräunlichem Localton. Die Köpfe haben einen ernsten Ausdruck, einige der weiblichen Heiligen sind ungemein anmuthig und lieblich, im Allgemeinen fehlt aber doch die feinere Individualität und der geistige Adel, welche das grosse Kunstwerk charakterisiren; es sind eben nur gute Schularbeiten. Die Attribute der Heiligen sind sehr gross, die Nimben tellerförmig. Durchgängig zeigt sich der Einfluss der van Eyck'schen Schule, der damals auch die oberdeutsche Schule beherrschte, welcher unser Altar angehört. Auf dem Predell sieht man von zwei Engeln

[1]) In dem uns eben zugekommenen III. Hefte (N. F. I. Band) des „Archivs des Vereins für siebenbürgische Landeskunde" hat der Herr Verfasser des vorstehenden Aufsatzes auch eine kunstgeschichtliche Abhandlung über die Schässburger Bergkirche veröffentlicht. Wir werden in einem der nächsten Hefte darauf zurückkommen, um durch Beispiele über das Eigenthümliche des älteren sächsischen Kirchenbaues weitere Aufschlüsse zu geben. Die Red.

gehalten das Schweisstuch Christi mit seinem Antlitz, unter demselben die 5 Vocale A.E.I.O.U., mit denen Kaiser Friedrich IV. Alles zu bezeichnen pflegte, was sein war; auf der rechten Seite ist der Wappenschild von Österreich, auf der linken jenes von Steiermark gemalt; auf der oberen Leiste des Predells steht: „Maria memento mei 1889" in gothischen Minuskeln.

Älter als dieser Altar noch, ist eine lange Tafel, 2 Fuss hoch, auf welcher mehrere Heiligenfiguren neben einander — unter jedem der Name — auf Goldgrund in Tempera gemalt sind. Das bräunliche Colorit mit verschwommenen Contouren, weichen, verblasenen Schatten und weisslichen Lichtern, die dicken Nasen, spiessigen Haare und gezogenen, faltenreichen Gewänder erinnern an die alte Cölner Schule (Meister Wilhelm und seine Nachfolger) zu Ende des XIV. Jahrhunderts. Jedenfalls gehört diese interessante Tafel zu den ältesten Bildern in Steiermark und stammt aus der Frühzeit des XV. Jahrhunderts.

Ed. Freih. v. Sacken.

25. (Die Kirche im Dorfe Tirol) hat zwei Portale im romanischen Style aus dem XI. oder dem Anfange des XII. Jahrhunderts. Das eine, an der Façade, hat auf jeder Seite eine Säule mit schwerfälligem Blattcapitäl, an dem auch Vogelgestalten (Eulen) angebracht sind; auch die Mauerecken der rechtwinklig abgestuften Anschlagsmauern zeigen plumpe Thiergestalten. Die beiden Säulen sind durch einen im Rundbogen sich um das Portal herumziehenden Wulst verbunden. Einfacher, aber im gleichen Style sind die Säulen des Einganges an der Südseite. Der Chor hat gothische Bauformen; das Innere der Kirche ist ganz modernisirt. An der Façade sind die Reste eines Flügelaltars aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts aufgestellt, zwei aus Holz rund geschnitzte und bemalte Heiligenfiguren (Johannes der Täufer und ein heil. Bischof, Nikolaus?) und zwei Tafeln mit Petrus und Paulus in Relief, gute mit Charakter und der allen Sculpturwerken dieser Zeit eigenen Tüchtigkeit ausgeführte Arbeiten. Ed. Freih. v. Sacken.

26. (Glocken-Inschriften in Ungarn.) Der k. k. Conservator des Ofner Verwaltungsgebietes, Herr Dr. Michael Haas, machte auf eine Mittheilung der „Leipziger illustrirten Zeitung" vom 3. März 1855 über eine Glocke aus der Mitte des XV. Jahrhunderts aufmerksam, welch letztere noch in Seligenstadt existiren und mit gothischen Buchstaben die Umschrift tragen soll: „Grex gloriae Christe veni cum pace" (Heerde des Ruhmes Christi, komme in Frieden). Nun sei aber nach seinem Erachten die Lesung dieser Umschrift unrichtig, indem sie anstatt: Grex — O rex lauten müsse. Er weist zur Bekräftigung dieser Behauptung auf drei Glocken in Ungarn, und zwar solche, die um 50 Jahre älter seien als die gedachte, und welche sämmtlich die Umschrift: „O rex" und nicht: grex tragen, wohin auch der Ausgang des Wortes Christe zeigt. Eine dieser Glocken sei ganz mit dieser Inschrift bedeckt, das heisst die genannten Worte wiederholen sich so oft, als es die Oberfläche der Glocke gestattet. Diese und die zweite befindet sich im Neograder Comitate und die dritte im Eisenburger Comitate nicht weit von der steiermärkischen Gränze.

27. (Denkschriften dreier römischer Steine in Ofen.) Nach einer Mittheilung des Herrn k. k. Conservators Dr. Haas in Ofen wurden zu Anfange des J. 1855, als man die Fundamente zu einem Wohnhause aushob, drei römische Steine mit Inschriften gefunden.

Der erste dieser Steine, 3½ Schuh, ein länglicher Würfel und mit vorzüglicher, vollkommen gut erhaltener Steinmetzarbeit geziert, enthielt folgende Inschrift:

DEO . INVICTO.

MITRAE . SC.
IVL . CASTI
NVS . LEG AVG
PR . PR.

Auf dem zweiten, 5 Schuh hoch, war zu lesen:

DEO ARIMA
NIO . LIBEOL
LA . LEO
FRATRIBUS
VOTO . DIC.

Und der dritte Stein, gleichfalls 5 Schuh hoch, trug folgende Inschrift:

FORTVNAE
REDVCI
PUBLIVS
COSINIVS
FELIX VC
LEG AVGG
PR. PR.

Die Schrift war insbesonders auf dem ersten Steine sehr kräftig und gut erhalten, so dass sie kaum auf einem anderen römischen Steine schöner sein kann.

Auf Veranlassung des genannten Herrn k. k. Conservators wurden die drei interessanten Steine im National-Museum aufbewahrt.

Um nun auch über die Bedeutung der Inschriften nähere Aufklärungen zu erhalten, wandte sich die k. k. Central-Commission an den Herrn k. k. Regierungsrath J. Arneth, welcher mit gewohnter Bereitwilligkeit hierüber folgende Erläuterung vorlegte: „Der Fund über den Herr Dr. Haas, k. k. Schulrath und Conservator für das Ofner Verwaltungsgebiet, berichtet, bietet in römisch-archäologischer Beziehung drei merkwürdige Inschriften dar, von denen die erste, sehr wohl erhalten, dem Mithras gewidmet ist. Mithras war den Persern die Personification des Guten, des erwählten Geistes, der Erste der Izeds, mit der Sonne angerufen, aber von ihr verschieden, er war Lichtspender. Monumente sowohl wie Inschriften dem Mithras zu Ehren kommen bei uns sehr häufig vor, sie beweisen wie der

Cultus des Mithras unter Pompejus dem Grossen nach Rom, in unsere Gegenden durch die römischen Heere gekommen ist. Die zweite Inschrift: DEO ARIMANIO — ist dem Ahriman, der Personification des Bösen, gewidmet. Ahriman, bei den Persern der Gegensatz des Guten, des Ormuzd, wird nach dem Zend-Avesta vorgestellt als Schlange, als Schlangendrache [1]); die mit Schlangen umwundenen Menschen gelten auf Mithras-Monumenten als die von Ahriman versuchten.

Ein Monument des Ahriman ist uns nicht bekannt. Bis jetzt wurden nur zwei Inschriften aufgefunden, die sich auf Ahriman beziehen; eine befindet sich in Rom [2]), die andere wurde gleichfalls in Ofen gefunden.

Der Herausgeber der letzteren, der ungemein fleissige Katancsich [3]) setzt dazu [4]): „Numen peregrinum e Germania duxerit originem, voce e greco et theutonico, Martens notante, composita. Nuspiam alias dei hujus mentionem fieri comperimus.“ Der gelehrte Mann, dessen Werke gewiss zu den fleissigsten Arbeiten gehören, hat sich hier offenbar geirrt; denn das Wort ist in Pehlevi-Sprache und nicht aus dem griechischen Ἄρης und dem deutschen Mann; also die Verstärkung des Griechischen.

Es ist daher die neu aufgefundene Inschrift auf Ahriman gewiss sehr merkwürdig.

Die dritte der in Ofen gefundenen Inschriften ist der Fortuna Redux gewidmet, eine Gottheit, die auf Münzen oft, auf Inschriften ebenfalls, jedoch seltener, vorkömmt.

28. (Eingangsthüre der Bibliothek des Collegiums Jagellonicum zu Krakau.) Als im J. 1818 das am alten Ringplatze von Krakau gestandene alte Rathhaus, von welchem gegenwärtig nur mehr der Thurm übrig geblieben ist, abgebrochen wurde, geschah es, dass nebst anderen Werken alter Baukunst auch ein sehr schön gearbeiteter Thürstock von Stein sammt der dazu gehörigen hölzernen Thüre, welche den Eingang in den Rathssaal schmückten, zerstört zu werden drohte, und nur durch die unermüdete Sorgfalt des damaligen Bandirectors Dr. Kremer vor dem gänzlichen Verderben bewahrt wurde. Der Thürstock lag zerstreut an mehreren Orten in Staub und Schutt begraben und die Thüre diente untergeordneten Zwecken in einem Corridor des St. Peter-Gebäudes. Das ganze Werk ist im Renaissance-Styl gearbeitet. Der Thürstock besteht aus weichem, von Pinczow im Königreiche Polen herrührendem Sandsteine, die edleren Constructionstheile, wie Capitäle, Knäufe und Säulenfüsse sind aus Kalkstein, und die Rosetten, Mascarons aus Alabaster. An vielen Stellen sind Spuren von Vergoldung sichtbar; die Marmorplatte im Aufsatze, welche aus Krzezowitzer Marmor angefertigt ist, trägt die mit Gold gemalte, jedoch bereits sehr verwischte Inschrift: „Ubi charitas et amor, ibi Deus est.“ Auf Veranlassung des Herrn k. k. Bandirectors Dr. Schenkl in Krakau wurde dieses interessante Denkmal im verflossenen Jahre mit der entsprechenden Vorsicht restaurirt und als Eingang in die inneren Räume der Bibliothek im Collegium Jagellonicum in Krakau bestimmt.

29. (Das Lindwurm-Denkmal in Klagenfurt.) Dieses Denkmal hat die Bestimmung, das Andenken an die Volkssage, dass sich in der Periode der slavischen Herzoge an der Stelle der heutigen Stadt Klagenfurt ein Lindwurm aufgehalten, die Gegend unsicher gemacht und seinen Tod endlich durch einen slavischen Herzog gefunden habe. Der Block wurde in einem der Steinbrüche des nahen Kreuzberges im Jahre 1590 nach langer Mühe hervorgehoben und sollte zur Bearbeitung in eine Hütte der Villacher Vorstadt gebracht werden. Zehn Pferde, die man davor spannte, rückten den Koloss in einem Tage kaum 1—5 Ellen weit und erst nach Verlauf von 3 Jahren kam er an den bestimmten Ort. Nachdem er dort die letzte Meisselung empfangen hatte, brachte man ihn auf Walzen, und 300 Knaben unter 15 Jahren zogen feierlich geschmückt unter dem Beifallsrufe der Menge das Thier, unter dessen Last die Brücke am Villacher Thore krachte, in die Stadt. Fast eben so grosse Mühe als der Transport kostete die Aufstellung auf dem Fussgestelle in dem schon fertigen Becken. Diese erfolgte kurz vor der Feuersbrunst vom 2. des Brachmonats 1636, wobei das Denkmal von Dunst und Rauch geschwärzt und desshalb später angestrichen wurde. Freih. v. Ankershofen.

30. (Fundorte keltischer und römischer Antiken in Steiermark.) Über derartige Funde gibt der Archivar am Joanneum in Gratz, Herr E. Pratobevera, in dem V. Hefte der „Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark“ eine Zusammenstellung der erwähnten Alterthümer. Zur näheren Orientirung bemerken wir, dass sich der Verfasser hierbei nur auf die Benennung der Gegenstände und die Citation des Werkes in dem sie näher besprochen sind, oder aber, wenn letzteres noch nicht geschehen, wo sie aufbewahrt werden, beschränkt hat.

31. (Denkmal der vier Grafen Eszterházy in Vezekény.) Einem Berichte des k. k. geheimen Rathes und Conservators Grafen Keglevich entnehmen wir hierüber Folgendes: Das Denkmal, dessen Beschreibung ich hier folgen lasse, ist weder durch seinen Kunstwerth — noch durch Alter ausgezeichnet; — es hat jedoch einen hohen historischen Werth, und bezeichnet die Stelle, an der vier Helden aus einem der edelsten Geschlechter Ungarns den ruhmvollen Tod für's Vaterland starben — nämlich vier Grafen Eszterházy. Es ist eine vierseitige Pyramide, nur zwei Klafter hoch, unweit des Dorfes Gross-Vezekény, im Barscher Comitate, auf einem Acker stehend, dessen historische Daten sich meines Wissens, auf Folgendes beschränken: Als im Jahre 1652 die Ottomanen auf ihrem verheerenden Zuge durch Ungarn auch die in den Comitaten Neutra und Bars gelegenen Städte und Dörfer zerstörten und die

[1]) Kleuker, Zend-Avesta, II, 384, 385.
[2]) Visconti, Mus. Pio-Clement. II, 4, a. Edit. Rom. p. 25, edit. Mediol.
[3]) Istri adcolae I, 432, CCCCXLII.
[4]) L. c. p. 562.

unglücklichen Einwohner in die Sclaverei schleppten, ergriffen mehrere treue und tapfere Söhne des Vaterlandes die Waffen und sammelten sich um das im Barscher Comitate gelegene Dorf Vezekény. Nach alter Sitte waren es meist freiwillige Krieger, adelige Grundbesitzer, die sich vereinigten, um das unglückliche Landvolk von dieser schrecklichen Geissel und dem äussersten Elende zu befreien. — Die geringe Zahl der Ersteren betrug 1000 Reiter und 300 Fussgänger; unter den Berittenen befanden sich 8 Eszterházy, alle tapfere, muthvolle Krieger. Die Zahl der Türken dagegen belief sich auf 4000.

Der erste Zusammenstoss war von beiden Seiten heftig, indess durchbrachen die begeisterten Ungern bald die Reihen der Türken und trieben selbe in die Flucht. Die Ungern, unter Anführung jener acht Eszterházy's, verfolgten pfeilschnell die Fliehenden, aber in der Hitze der Verfolgung trennten sie sich auf ihren weit schnelleren Pferden zu weit von der übrigen Truppe. Als nun die Türken dieses wahrnahmen, kehrten sie schnell um und umzingelten mit überlegener Macht die acht Eszterházy und deren kleines Gefolge. Doch unsere heldenmüthigen Eszterházy erschracken und zagten nicht, sondern waren bereit viel lieber zu sterben, als sich feige zu ergeben. Die Gefahr erhöhte den Muth ihrer Seelen — und machte aus jedem von ihnen einen wüthenden Löwen. Sie richteten ein schreckliches Blutbad unter den Feinden an — indessen erlagen die Helden dennoch der hundertfachen Zahl. Vier der Grafen Eszterházy: Ladislaus, Franz, Thomas und Casper fielen auch, heldenmüthig kämpfend und mit Todeswunden bedeckt, wiewohl bald darauf das Häuflein Ungern die weit zahlreicheren Türken überwand. — Die gefallenen vier Eszterházy wurden sofort in Tyrnay feierlich bestattet. — Nachdem 83 Jahre seit diesem Vorgange verflossen waren, liess Graf Emerich Eszterházy, Grosspropst von Gran, zur Verewigung der That, auf dem Platze selbst, wo die vier Eszterházy gefallen waren, die erwähnte Pyramide mit folgenden Inschriften errichten. Auf der ersten Seite steht:

Siste viator lege!

In hoc campo una die, una ex Familia Quatvor Heroes invicti cecidere

Ladislaus II. Comes Esztoráz (nach der damaligen Schreibart) Perpetuus in Fraknó Sarcrätmae Caesareae et Regiae Apostolicae Majestatis Consiliarius, emeritus Praesidii Papensis Supremus Capitaneus.

Franciscus VI. Esztoráz oppidi Gyrmathi Supr. Vigiliarum Capitaneus

Thomas II. Esztoráz Praesidii Levensis Vice-Capitaneus

Casparus I. Esztoráz Eques auratus.

Auf der zweiten Seite steht:

Fatalis Sanguinis Esztorádi Mars Turcicus erravit. Voluit fatalis esse non fuit. Quia viros quos necuit, non totos extinxit. Hic Ter Gemina Rosa Eszterháza Efloruit in novam Purpuram Quatuor Heroum Sanguine Rigata. Ergo Martius hic Campus est, Quem nec Sola jam habet Roma, Heroiibus Esterháziis debet Hungaria.

Auf der dritten Seite:

Hujus tam invictae hoc Monumentum P. P. Emericus Eszterházy, Vt PraeposItVs Malor CapItVL StrIgonIensIs pro DebIto elVs aona perLVstrans.

Unter dieser Inschrift befindet sich das Eszterházy'sche Familienwappen. Der Zahn der Zeit hat leider einen grossen Theil der Inschrift schon unleserlich gemacht, allein das Wappen ist noch deutlich (en basrelief) zu erkennen. So steht nun diese ehrwürdige Pyramide, die der Zahn der Zeit schon stark benagt hat, in ihrer Verlassenheit düster da, und erinnert an die Worte Cicero's: „Zerstöret werden die Bildsäulen durch die Zeit, die Stürme, die Gewalt und die Macht des Alters.“ Sie erwartet eine hilfreiche erneuernde Hand, die, bei der Macht und dem Reichthum der Eszterházy'schen Familie, nicht lange sich erwarten lassen wird, da in dieser Beziehung bereits die nöthigen Einleitungen getroffen wurden.

32. (Das Portal der Dominicanerkirche zum heil. Kreuz in Iglau.) Ritter v. Wolfskron gibt von diesem Portale folgende Beschreibung in Nr. 3 des Notizenblattes der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung der Landeskunde:

Zu den ältesten Baudenkmalen des Markgrafthums Mähren gehört das Portal der ehemaligen Dominicaner-Klosterkirche zum h. Kreuz in Iglau, welches als einzig übriggebliebener Zeuge jener frommen Stiftung des XIII. Jahrhunderts ebensowohl den Unbilden der Elemente, als den noch grösseren der Renovatoren in ernster Würde getrotzt hat. Dasselbe tritt zwar im Ganzen aus der Wandung des im neueren Style durchgeführten Hauptgebäudes um 2′ 7″ vor, doch tieft es sich sogleich durch drei rechtwinkelige Stufen um 3′ 9″ wieder nach innen ein, auf deren jeder eine Säule steht, welche über dem darüber gelegten Gesimse je einen der drei starken Rundstäbe (Wulste) trägt, welche die Hauptglieder des gedrückten Spitzbogens bilden, womit der Bau geschlossen ist, und denen gleichwie bei den Säulen, tiefe Hohlkehlen in der abgeschrägten Wandung entsprechen.

Um das gesammte Portal bewegt sich ein einfaches Sockelprofil, welches aus einer Platte und einer Sturzrinne (umgekehrter Karnies) besteht, auf welcher unmittelbar die Säulenfüsse ruhen, die ohne unterlegter Platte gleich mit einem Wulste beginnen, der in eine Einziehung übergeht, an welche sich ein Rundstab anlegt, worauf ein Bändchen folgt, womit dieses zweite Profil schliesst. Die Schäfte der Säulen, welche sich ohne Verjüngung bis zu einer Höhe von

6′ 6″ erstrecken, werden durch ein eigenthümliches Capitäl gekrönt, welches von unten nach oben genommen, mit einem etwas kantigen Stabe (1″) beginnt, über welchem sich bei den beiden innersten Säulen ein mit Blätter-Ornamenten bedeckter Kelch von jonischer Form (9″) erhebt, wogegen die vier vordern Capitäle anstatt der Kelche halbkugelförmige Glieder zeigen, die nach der mir vorliegenden Zeichnung des k. k. Ingenieurs Gustav v. Petracek sich untenzu einziehen und eine Art Hals bilden, der in einer von mir aufgenommenen Skizze dieses Profils jedoch fehlt, so zwar, dass dasselbe vielmehr einer etwas in die Länge gezogenen Halbkugel entspricht, welche gleichfalls mit Blätterwerk verziert ist. Hierauf folgt, und zwar bei allen Capitälen ohne Ausnahme, eine durch eine kleine Schräge gebildete Einziehung, an die sich in einem Winkel von 45 Graden ein doppelt so breites gleiches Glied anschliesst, und somit eine Ausladung bildet, welche die Stelle des sonst als Schluss eines Capitäls gewöhnlichen Plättchens vertritt [1]). Hierauf folgt das Gesimse, welches abermals sehr einfach construirt ist, und aus einem Rundstabe, welcher um einen Zoll über das Capitäl vorgreift, besteht, an welches sich eine Hohlleiste anfügt, welche durch zwei Plättchen von der Breite je eines Zolles überragt wird, die durch ein Rinnchen von einander getrennt sind.

Jedem Säulenschafte entspricht, wie schon bemerkt wurde, in der Bogenwölbung ein kräftiger, 6 Zoll starker Rundstab (Wulst), welcher aus einer platt gedrückten Halbkugel (6″ hoch, die Durchschnittsebene, auf der sie ruht, misst 12″) und einem darüber gelegten Rundstabe emporsteigt, um sich auf der entgegengesetzten Seite in ein gleiches Glied herabzusenken.

Die Höhe des Bogens misst im Lichten 5′ 6″, aussen aber 9′ 1″, wornach die Gesammthöhe des Portals 14′ 10″ im Innern und 18′ 5″ nach Aussen beträgt. Mit Ausnahme der Capitälverzierung entbehren sämmtliche übrigen Glieder des Portals jedes weiteren plastischen Schmuckes, selbst das Thürfeld unter dem Bogen, welches bei ähnlichen Constructionen ein passendes Emblem in erhabener Arbeit zu enthalten pflegt, ist hier völlig kahl und zeigt nur noch unter der theilweise abgeblätterten Kalktünche, durch welche beiläufig gesagt das ganze Portal verunstaltet wurde, die Reste eines Freskogemäldes, welches noch leicht zu Tage gefördert werden könnte und sollte.

Aus den geringen bis jetzt sichtbaren Fragmenten desselben ist weder die Darstellung zu entnehmen, noch viel weniger lässt sich das Alter des Gemäldes bestimmen; wiewohl es kaum gleichzeitig mit dem Portale entstanden sein dürfte, da derlei Gemälde auf solchen Bogenfeldern im XII. bis XIII. Jahrhundert, welchem letzteren unser Baudenkmal angehört, nicht leicht nachgewiesen werden könnten.

Leider lassen bezüglich der Bauzeit des Dominicanerklosters die urkundlichen Nachweisungen noch immer Vieles zu wünschen übrig, und schwankt dessen Stiftung zwischen einem Herrn von Ruckstein auf der Herrschaft Pirnitz, aus dem Geschlechte der Waldsteine im Jahre 1221, und dem Könige Přemysl Ottokar I. 1185, † 1230, welcher letztere jene Fundation auf dem Platze des königl. Schlosses und Gartens für 150 Ordensmänner gemacht haben, und aus dessen Schatzkammer auch jenes wunderthätige Kreuz herstammen soll, nach welchem der Convent und die Kirche desselben benannt wurde.

Dass jedoch im Jahre 1243 dieses Kloster zum heil. Kreuze in Iglau bestanden habe, ist urkundlich mit Gewissheit nachzuweisen, da der Bruder Eberhardus de ordine praedicatorum domus sancte crucis ejusdem loci Prior, zugleich mit dem Quardian Pertoldus des Minoritenklosters in Iglau die Richtigkeit der Urkunden bestätigen, nach welcher die Güter und Kirchen des deutschen Ordens an die Prämonstratenser in Seelau übergingen. — Vgl. d'Elvert, Geschichte von Iglau. Seite 22. — Wolny, Topograph. v. Mähren, B. V. — Marzi, Gesch. v. Iglau, Ms.

Nachdem das Kloster sammt der Kirche in den Jahren 1513, 1525, 1551 durch Feuersbrünste verheert wurde, und der Convent im Jahre 1560 durch die Reformation in seinem Einkommen und an Ansehen grosse Einbusse erlitten hatte und der Übermacht der Akatholiken weichen musste, wurden zwar die Brüder nach der Schlacht am weissen Berge in alle ihre Gerechtsame wieder eingesetzt; doch mussten sie im Jahre 1781 das Klostergebäude abermals und für immer verlassen, welches sammt der entweihten Kirche seither zu militärischen Zwecken benützt wird.

[1]) Meine Zeichnung divergirt hier abermals, und bringt die erwähnte allgemein übliche Profilirung. Vgl. Kallenbach, Chronlg. der Baukunst. Tf. 21, Fig. 14 und Taf. 27, Fig. 2.

Literarische Anzeige.

Sighart, Dr. J. Die mittelalterliche Kunst in der Erzdiöcese München-Freising, dargestellt in ihren Denkmälern. Mit einer Architekturkarte und 7 Tafeln. Freising 1855. 8. S. 256.

Nichts ist geeigneter die Liebe für das christliche Alterthum und seine reichen Schätze zu wecken, als die Kenntniss derselben. Und zwar muss diese Kenntniss nicht nur dem Gelehrten zu Gebote stehen, welcher sich des gewonnenen Stoffes zur Bereicherung und Befestigung seiner Ansichten bedient, sie muss, soll sie ins Leben übergehen und für die Pflege und Erhaltung der Kunstüberreste fruchtbringend werden, als ein frischtreibender Keim in die Herzen der Menge gelegt und mit dem lebendigen Gefühle für das Heimatliche grossgezogen werden. In dieser Beziehung vermögen Zusammenstellungen, wie die eben erwähnte, das Beste nach beiden Seiten hin

zu wirken. Wir haben Herrn Sighart als einen fleissigen und kenntnissreichen Forscher des christlichen Denkmalschatzes in seinen beiden Monographien über den Dom zu Freising (Landshut 1852, S. 103) und die Liebfrauenkirche zu München (Landshut 1853, S. 142) kennen gelernt und die vorliegende Schrift, welche uns mit den Kunstüberresten der Erzdiöcese München-Freising bekannt macht, bestätigt in erhöhtem Grade die günstige Meinung, welche durch des Verfassers frühere Arbeiten hervorgerufen wurde. Von der richtigen Ansicht ausgehend, dass die mittelalterliche Kunst in näherer Beziehung zur Kirche, als zum Staate stehe, hat Herr Sighart seiner Untersuchung nicht das politische Gebiet, also Oberbayern, sondern das kirchliche Terrain zu Grunde gelegt. Die Erzdiöcese München-Freising ist jedoch ein Conglomerat der alten Freisinger und eines Theils der alten Salzburger Diöcese, und dadurch gewinnt vorliegendes Werk auch für die kunstgeschichtlichen Forschungen über Österreich ein bedeutendes Interesse. Denn den Begriff und die Wesenheit der Schulen, auf dem Gebiete der Kunst, wie sie im Mittelalter lebendig waren, sind vorerst nur in grösseren Umrissen richtig gestellt und begründet. Die localen Modificationen und Verzweigungen derselben sind aber noch Gegenstand wachsamer Forschung, und gerade hiefür bringt Sighart einen sehr schätzbaren Beitrag, indem er bei Betrachtung seines angesammelten Stoffes den Einfluss nachweiset, welcher sich von Salzburg ausgehend über die nunmehr Bayern angehörigen Theile der früheren Salzburger Diöcese erstreckte. Wir wollen hiefür einige Belege beibringen. Die Stiftskirche in Berchtesgaden, an welcher noch einige Überbleibsel romanischer Bauweise sichtbar sind, gehört, was letztere betrifft, noch der ersten Bauzeit an, und stammt daher aus dem Zeitraume 1109—1122, wo das Stift durch den Grafen von Sulzbach gegründet und vom Erzbischof Konrad von Salzburg erneuert wurde. Auch das Chorherrenstift bei Reichenhall ist eine Schöpfung dieses Erzbischofes aus dem Jahre 1136, und dieser Zeit gehören noch das prachtvolle Portal der St. Zenokirche daselbst, so wie mehrere Säulen des Kreuzganges an. Auf das Stift St. Peter in Salzburg weisen die Portale und Sculpturen mehrerer in der nächsten Nähe der alten Metropolitanstadt gelegenen romanischen Kirchenüberreste, wie jener auf dem Petersberge bei Flintsbach, der Stiftskirche zu Taufen, und der Mariahilfer-Capelle zu Taufen, deren architektonische Details einzelnen Bautheilen der St. Peterskirche in Salzburg vollkommen gleichen.

Von dem Erbauer der spätgothischen Martinskirche in Landshut, „hanns stainmezz" erfahren wir aus seiner auf dem Grabsteine in dieser Kirche angebrachten Inschrift, dass er auch in Salzburg eine Kirche erbaut habe. Welche Kirche dies gewesen sei, lässt sich nicht bestimmen. Vielleicht die Franciscaner-Kirche? Hanns Steinmetz starb, der Grabschrift zu Folge 1432. Auch in Bezug auf die Malerei und Bildhauerei treffen wir in diesem Werkchen Andeutungen, die beachtenswerth sind. Nach einem Gesammtuberblicke derselben „scheinen die Kunstwerke Salzburgs und der Umgebung mit einer fremden Schule (Prag oder Nürnberg) in geistigem Zusammenhange zu stehen," während die übrigen Stätten der Kunstpflege, Landshut und München, sich nach dem specifisch bayerischen Charakter entfaltet zu haben scheinen, Freising hingegen von Nürnbergs Kunstthätigkeit influenzirt worden sein mag. Der Salzburger Schule wird eine Reihe von Altären der Gothik zugeschrieben, und zwar der Altar von Sondermoning bei Traunstein, die beiden Schnitzaltäre in Raventen, die Altäre zu St. Florian, Höhenberg in der Streicher-Capelle bei Schlesing, zu St. Leonhard, St. Kolmann und der Hochaltar zu Non bei Reichenhall. „Stammen nun diese Altäre wirklich aus Salzburg, oder wenigstens von Meistern, die dort gebildet worden, so muss man den Bildschnitzern dieser Schule vor Allem grosses Lob ertheilen, indem sie in Statuen und Reliefs häufig hohe Idealität zu erreichen vermochten. Die Malereien dagegen entbehren der Anmuth und Freiheit der Composition, die Gestalten sind zu kurz und derb, aber charakteristisch, das Colorit nicht eben zart und sorgfältig ausgeführt. Doch lassen sich zwei Classen von Gemälden unterscheiden, die einen zeigen Frische und Gluth des Colorits, die andern haben einen gewissen bläulichen Ton, der dem Bilde sein höheres Leben und seinen eigenthümlichen Reiz nimmt. Es müssen also jedenfalls zwei Meister oder Epochen dieser Schule unterschieden werden." Erwähnen wir noch des Umstandes, dass ein sehr reiches Glasgemälde zu Amperpettenbach uns als die Frau des Donators Hanns Ligsalz eine „Katharina Knöllin von Salzburg" namhaft macht, wie auch, dass der Bischof Ellenhart († 1078) von Freising ein reichbegüterter Graf von Tyrol gewesen sei, der seine neubegründete Kirche auf dem Domberge zu Freising mit einer Fülle von Kirchenutensilien, mit Mess- und Evangelienbüchern, Kelchen, Alben, Humeralien und Kesülen versehen habe, so dürften wir aus der reichen Fülle des Stoffes jenen hervorgehoben haben, welcher für uns vom nächsten Interesse ist.

Erwähnenswerth scheint es uns, dass Sighart's Vorgang bereits in zwei anderen Diöcesen Bayerns Nacheiferung gefunden hat. Die Beilage zur Augsburger Postzeitung bringt seit Mitte des vorigen Jahres eine Reihe fortlaufender sehr belehrender Artikel unter dem Titel: „Beiträge zur Erforschung christlicher Kunstdenkmäler in der Augsburger Diöcese", und mit Beginn dieses Jahres hat sie eine Reihe von Artikeln: „Zur Kunstgeschichte der Diöcese Regensburg" eröffnet. Es wäre im hohen Grade wünschenswerth, dass in ähnlicher Weise auch anderwärts vorgegangen werde, und aus diesem Grunde begrüssen wir mit freudigem Gefühle den kund gewordenen Entschluss des hochw. Erzbischofs von Salzburg, welcher die Pfarrgeistlichkeit seiner Diöcese aufgefordert hat, über die Geschichte ihrer Pfarren, sowie auch über die Kirchenbauten und übrigen Denkwürdigkeiten in denselben, verlässliche Erhebungen zu pflegen und hierüber Bericht zu erstatten. Wir zweifeln nicht, dass das auf diesem Wege angesammelte Materiale einen sehr schätzbaren Beitrag für die Kunstgeschichte Österreichs bilden wird, durch dessen Veröffentlichung wohl den Wunschen und Bedürfnissen Aller, welche sich dem Studium der Culturgeschichte Österreichs widmen, ein im hohen Grade dankenswerther Dienst geleistet werden dürfte[1]). Dr. G. H.

[1]) Es liegt uns die Nr. XI des Verordnungsblattes für die Erzdiöcese Salzburg vom J. 1853 vor, worin die Grundzüge bekannt gegeben werden, nach welchen das dortige Ordinariat die Herausgabe eines solchen historisch-statistischen Handbuches beabsichtigt und womit unter Einem ein Schema mitgetheilt wird, nach welchem die Beschreibung der Pfarren vorzunehmen und an das erzbischöfliche Consistorium einzusenden ist. Dieses mit anerkennenswerther Umsicht ausgearbeitete Schema umfasst nicht bloss die in rein kirchlicher Hinsicht bemerkenswerthesten Daten, sondern fordert auch die Aufzeichnung aller Ereignisse von Wichtigkeit, die in dem Orte der Pfarre von den frühesten Zeiten her vorgefallen; das beabsichtigte Handbuch soll zugleich einen kurzen Überblick der Localchronik gewähren. Von kunstgeschichtlichem Interesse ist insbesonders der Abschnitt *B* des betreffenden Schemas, worin auch den Pfarreien zur Pflicht gemacht wird, ausführliche Beschreibungen und Abbildungen der Kirchen und Kirchengeräthschaften mit der Bestimmung ihres Alters und Kunstwerthes aufzunehmen. Als die k. k. Central-Commission von der Herausgabe dieses Handbuches in die Kenntniss gelangte und wahrnahm, dass durch dasselbe ein wesentlicher Theil der ihr gestellten Aufgabe gefördert wird, hielt sie sich auch für verpflichtet, das Unternehmen, in so weit hiebei die Kräfte der Regierung in Anspruch genommen werden, möglichst zu unterstützen. D. Red.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C.M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k.k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

N°. 5. I. Jahrgang. Mai 1856.

Inhalt: Zur Orientirung auf dem Gebiete der Baukunst und ihrer Terminologie. II. — Über Reliquienschreine. — Baudenkmale im Kreise u./d. Wiener-Walde. — Decennal-Aufzeichnungen der archäologischen Funde in Siebenbürgen vom Jahre 1845 bis 1855. — Restaurationen. — Notizen. — Literarische Anzeigen. — Berichtigung.

Zur Orientirung auf dem Gebiete der Baukunst und ihrer Terminologie.

Von R. v. Eitelberger.

II.

Die byzantinischen Bauformen.

Die Geschichte der byzantinischen Kunst lehnt sich an drei Mittelpunkte an — Constantinopel, Ravenna und Venedig. Die byzantinische Kunst Constantinopels knüpft sich an den Namen des Kaisers Justinian, die Ravenna's an die Namen der Galla Placidia, Theodorich des Grossen und des frommen Geldwechslers Julianus; die byzantinische Kunst Venedigs an die Namen der Dogen Pietro Orseolo, Contarini und Selvo. Der Glanzpunkt byzantinischer Architektur in Constantinopel ist die Hagia Sophia, in Ravenna S. Vitale, in Venedig S. Marco. Die Bauten in Constantinopel und Ravenna gehören der antik-christlichen Bildung an, jene von Venedig stehen im Centrum des Mittelalters. Auf die Bauentwickelung der Völker, welche heut zu Tage den österreichischen Kaiserstaat bewohnen, hat Venedig seinen grössten Einfluss erst dann genommen, als es seine byzantinische Epoche hinter sich hatte; Ravenna's Einfluss erstreckt sich nur auf die früheste Geschichte einiger südlicher Länder Österreichs, der Einfluss Constantinopels war nur ein indirecter und wenig nachhaltiger.

Der Einfluss der Kunst, die von Constantinopel auf das übrige Europa ausgeht, erstreckt sich auf das Gebiet des mittelländischen Meeres und der angränzenden Länder, bedeutender war jener, der sich dem Oriente zuwendete. Dort fand sich in der gesammten Kunstentwickelung ein mit dem specifischen Byzantinismus verwandtes Element vor. Seit der Erhebung Byzanz's zum Herrschersitze des ost-römischen Reiches war die ganze Kunst Kleinasiens, Syriens und der Gebirgsländer nördlich vom Euphrat und Tigris fast ausschliesslich getragen von der Kunstrichtung, die in Constantinopel ihren Mittelpunkt hatte; auch die Kunst der Araber hat einen nachhaltigen Einfluss empfangen von Constantinopel und selbst in späteren Jahrhunderten haben Georgien, Armenien, Abkhasien die Traditionen byzantinischer Kunst noch aufrecht erhalten, welche in Byzanz selbst sich nur mehr mühsam und schwach fortgepflanzt haben.

Nach Westen zu war der Einfluss byzantinischer Kunst ein mannigfacher und verschiedenartiger, je nach Zeiten und Verhältnissen. Er ist nachhaltiger und bedeutsamer auf die Küstengebiete des mittelländischen und adriatischen Meeres, schwächer und unwirksamer auf die innere Masse der mittelalterlichen Culturländer, das deutsche Reich und Frankreich. Zu jenen Zeiten, wo die byzantinische Kunst in der Hagia Sophia und in der Kirche S. Vitale ihre Triumphe feierte, war ihr Einfluss sehr unbedeutend gewesen. Einige Jahrhunderte später unter Karl dem Grossen war er mehr ein anregendes Vorbild als der Ausgangspunkt einer neuen Kunstentwickelung, die andere Zielpunkte verfolgte und andere Geistesrichtungen repräsentirte. Als die Kreuzzüge und das für Byzanz bedeutungsvolle Jahr 1204 den Orient dem Occidente näher rückten, und dem byzantinischen Einflusse Thor und Thür geöffnet wurde, war in Byzanz selbst die Kunst längst schon geistigen Todes gestorben, die neue Kunst hatte in Westen ihre Siege gefeiert. Damals standen schon die romanischen Dome von Speier, Worms und Mainz, in Frankreich erhoben sich die Kathedralen von Paris, Laon und Senlis; kaum ein halbes Jahrhundert später, am

14. August 1248, wurde feierlich der Grundstein zum Kölner Dome gelegt. Was konnte damals ein deutscher Dom-Baumeister, was ein Pierre de Monteraut von dem damaligen Byzanz lernen, was die Architektur von dort mehr erwarten?

Über die byzantinische Kunst sind wir heutzutage besser orientirt als zu jenen Zeiten, da am Ende des verflossenen Jahrhunderts der Göttinger Archäologe Heyne in der Comment. Societ. Gott. sein Augenmerk auf die byzantinische Kunst und Literatur gerichtet hatte, und in früherer Zeit Gyllius (1562), Ducange (1680) und Banduri (1711) noch in unseren Tagen brauchbare Werke über Constantinopel und byzantinische Geschichte und Literatur geschrieben haben. Wir verdanken diese genauere Kenntniss der Baudenkmale byzantinischer Kunst und ihrer Hauptsitze in erster Linie Salzenberg und Quast. Letzterer hat die altchristlichen Bauwerke von Ravenna vom V. bis IX. Jahrhundert (Berlin 1842), ersterer die altchristlichen Bauwerke Constantinopels (Berlin 1855) einer eingehenden kritischen Beschreibung unterworfen. Wir sind jetzt nicht mehr auf Berichte unkundiger Reisender, auf Albumsblätter von Künstlern und die Nachrichten in den byzantinischen Schriftstellern angewiesen. Über die byzantinische Kunst in Venedig sind wir trotz der vortrefflichen Schriften von Cicognara und Selvatico nicht vollständig genügend unterrichtet. Es fehlen nicht bloss eingehende Untersuchungen über die Markuskirche und die Bauten in Murano und Torcello, sondern auch über Aquileja und den ganzen Kreis der Denkmäler an den Küsten des adriatischen Meeres. Was in letzter Zeit darüber veröffentlicht wurde, leidet an dem doppelten Mangel unkritischer Forschung und ungenügender Aufnahme und Wiedergabe der Monumente.

Nicht so vollständig sind wir über die Ausdehnung des byzantinischen Einflusses auf die übrigen Küstenländer des mittelländischen Meeres orientirt. Über Griechenland [1]) fehlen noch eingehende Arbeiten und über Sicilien und die neapolitanischen Küsten erwartet die gelehrte Welt mit Ungeduld die Publicationen von Hofrath Schulze's hinterlassenen Manuscripten. Gegenwärtig sind wir vorzugsweise auf Duca di Serradifalco's Werk (Palermo 1838) gewiesen. Auf die Bauten jener Gegenden waren aber nicht bloss die Byzantiner, sondern auch noch die Araber, die von Kairwan aus im Jahre 827 Sicilien eroberten, und in Palermo allein dreihundert Moscheen erbauten, sowie die Normannen im XI. und XII. Jahrhundert unter Wilhelm I. und II. von erheblichem Einflusse. Auch über die Handelsbeziehungen mit dem Oriente und Byzanz im Mittelalter, so wie über die Nachrichten von byzantinischen Schriftstellern erwartet man erneuerte, mit der Denkmalskunde Hand in Hand gehende Forschungen. Was Scherer über diesen Gegenstand spricht, ist nur sehr fragmentarisch, Hüllmann's gekrönte Preisschrift (Göttingen 1808) ist noch immer das Brauchbarste. Beide aber nehmen auf die zahlreichen kleineren Kunstdenkmäler und Kunstgewerbe, die übrigens auch ausserhalb des Bereiches dieser Zeilen liegen, keine Rücksicht. Beide bestätigen die geringe Bedeutung des byzantinischen Donauhandels vor den Kreuzzügen, bezeichnen letztere als den Wendepunkt in den Handelsbeziehungen mit dem Oriente, und lassen die Thatsache ausser Zweifel, dass vor den Kreuzzügen die Verbindungen mit Mittel- und West-Europa nur sehr lose gewesen, dass selbst jene mit Venedig, Genua und anderen italienischen Handelsstädten eine wenig constante, oft unterbrochene war, dass der Argwohn und die Furcht der griechischen Politik Berührungen mit dem Westen soviel als möglich aus dem Wege gingen, und dass die beschränkte Handelspolitik Byzanz's dem einheimischen Kaufmanne den Markt beengte, Verbindungen mit dem Auslande erschwerte, und so den byzantinischen Handel fast ganz in die Hände der fremden Handelsleute, insbesondere der rührigen und gewandten Bürger der jungen italienischen Freistaaten überlieferte.

Welche Resultate haben wir nun aus den letzten Untersuchungen über die Baudenkmale in Constantinopel und Ravenna für unsere Zwecke zu ziehen?

Die Cultur der Zeit Constantin des Grossen und Justinian's I. fusst ganz auf christlich antikem Boden. Kirchenväter und Philosophen, Dichter und Geschichtsschreiber schrieben in griechischer oder lateinischer Sprache und bedienten sich der Kunst- und Redeformen der classischen Zeit. In denselben Sprachen wurden die Gesetze verkündet, in denselben Staats-Verträge abgeschlossen. Die Sprache der Architektur war dieselbe gewesen, sie war eine Fortbildung der Formen, die sie aus der Blüthezeit Griechenlands und Roms überkommen hatte. Als Constantin der Grosse im Jahre 324 n. Ch. G. „Neu-Rom" mit dem Pfluge bekränzte, hatte er keinen andern Gedanken, als die Pracht und den Glanz der Siebenhügelstadt an der Tiber auf die neue Hügelstadt am Vorgebirge des goldenen Hornes zu übertragen. Er entwickelte dort bekanntermassen eine enorme Bauthätigkeit, so dass kaum die Zahl der Architekten seinen Intentionen genügen konnte. Hyppodrom und Circus, Capitol und Forum erstanden in Neu-Rom. Die Bauformen aber blieben dieselben, wie in Rom, wie im ganzen übrigen römischen Reiche. Es wurde eheller, aber desswegen nicht besser gebaut, seine Bauten verfielen in wenigen Jahrhunderten und schon zu Justinian's Zeiten war, wie Prokopius in seinem Werke über die Bauten Justinian's berichtet, eine Reihe derselben baufällig. Auf unsere Zeiten ist nicht Eine derselben gekommen. So weit aber die Nachrichten reichen, erscheinen uns die Bauformen als spät-römische

[1]) Über byzantinische Bauten in Griechenland ist zerstreutes Materiale in Förster's „Bauzeitung" (Jahrgang 1850), in Blouet's „Expedition scientifique en Morée" in der Revue arch. und in mehreren französischen Reisewerken enthalten. — Über kleinere echt byzantinische Kunstarbeiten (Gefässe, Gewänder etc.) existirt meines Wissens kein selbstständiges Werk. Das Brauchbarste gibt noch immer Agincourt's bekanntes Werk, trotzdem dass es längst schon in allen seinen Theilen einer Ergänzung und Erweiterung bedürfte.

ihrem Styleharakter nach. Die Constantinische Sophienkirche war eine Basilica wahrscheinlich mit einer Holzdecke, so wie die anderen von Constantin erbauten Kirchen des heil. Akacius und Agathanicus; die Begräbnisskirche Constantin's den h. Aposteln geweiht, war in derselben Richtung erbaut, mit ausgebildeter Kreuzesform; die Grabkirche in Jerusalem war ein Rundbau — den wir uns wahrscheinlich wie S. Stefano rotondo in Rom zu denken haben — die Kirche in Antiochia achteckig mit hohem Mittelschiff, und bezeichnet durch ihre Abweichung von den anderen kirchlichen Bauten Constantin's. Die Himmelfahrtskirche, welche Constantin's Mutter am Ölberge erbaute, hatte, wie leicht erklärlich, einen unbedeckten Mittelraum, der von Säulenhallen umgeben wurde. Der römische Säulenbau ist in allen seinen Formen der Grundtypus dieser constantinischen Bauten. Specifisch Byzantinisches ist in derselben nichts zu finden. Die byzantinischen Münzen der Zeit hatten noch lateinische Umschrift, manchmal noch die römische Wölfin; die Säule des Marcian (450—456), die Klosterkirche des Studios „h. Johannes" (463) zeigen den herrschenden spät-römischen Typus.

Bis in das VI. Jahrhundert blieb im Oriente, wie Salzenberg richtig bemerkt, der Basilikenbau bei Kirchen vorherrschend.

Der specifisch byzantinische setzte sich erst im VI. Jahrhundert gleichzeitig in Constantinopel (unter Justinian) und in Ravenna fest. Die Kunstbewegung, die durch dasselbe hervorgerufen wurde, ging innerhalb der christlich-antiken Welt der spät-römischen Kunstrichtung vor, und war in seinem hervorragendsten und fruchtbarsten Elemente, dem Kuppelbaue, nicht unvorbereitet in die Welt gekommen. Die ganze römische Architektur der letzten Jahrhunderte war mit Bewältigung grosser Aufgaben beschäftigt, die vorzugsweise das constructive Element der Architektur betrafen. Während alle anderen Künste von Jahrhundert zu Jahrhundert verfielen, der ornamentale Theil der Architektur immer mehr und mehr in Willkür und geschmackloser Überladung der Formen sich gefiel, schritt die Construction an den grossen Aufgaben vorwärts, die ihr in Palast-, Tempel- und Thermenbauten gesetzt wurden. Dort wurde das Kreuzgewölbe, dort der Kuppelbau zum ersten Male im grossen Style und in antiken Formen zur Anwendung gebracht; dort entwickelten sich die Formen, die wir in der ganzen altchristlichen Welt schon vor Justinian in den Baptisterien finden und die seitdem sich in der ganzen christlichen Architektur erhalten haben. Von dem Pantheon in Rom, zum Kuppelbau im ehemaligen Jupiterstempel zu Spalato ist nur Ein Schritt; ein zweiter erfolgreicher führte in Constantinopel zum Kuppelbau der h. Sophia und dem zu S. Vitale in Ravenna. Wir können in Constantinopel einigermassen die innern Gründe erkennen, welche die Fortbildung der Architektur auf dem angedeuteten Gebiete erklären und würden in der Sache noch viel deutlicher sehen, wenn die Gebäude des ost- und weströmischen Kaiserstaates nach dieser Seite hin genauer geprüft und die Geschichte der mathematischen und mechanischen Wissenschaften jener Zeit genauer durchforscht worden wäre. Soviel ist gewiss, dass die grosse Bauthätigkeit Justinian's, die sich nicht bloss auf Constantinopel beschränkte, sondern bis zu den äussersten Gränzen seines Reiches erstreckte, unterstützt wurde durch hervorragende erfindende Geister auf dem Gebiete der Mechanik, durch Griechen ihrer Geburt nach, die von ihm nach Constantinopel berufen wurden. Wir kennen mehrere solcher Männer, den Alexandriner Proklos, der die Schiffe der Gothen mittelst Brennspiegeln, wie Tzetzes beschreibt, verbrannte, einen anderen Alexandriner Xryses, den Justinian bei einem gefährlichen Wasserbau verwendete (Prokop. de Aedif. II. 3) und vor Allen die berühmten Baumeister der heil. Sophia, den Trallianer Anthemios und den Isidoros aus Milet. Sie werden alle nicht Architekten, sondern Mechaniker genannt (μηχανοποιός ist der stehende Ausdruck der byzantinischen Schriftsteller); sie sollten an das Wunderbare gränzende Kunststücke liefern; dass sie Kunstwerke hervorgerufen haben, ist ihr eigenes Verdienst. Würde das byzantinische Kunst- und Völkerleben ein aufblühendes gewesen sein, wie es in jenen Ländern war, wo die romanischen Dome am Rhein im XII. Jahrhundert, die gothischen Monumente der Bauschulen Ludwig des Heiligen, Philipp August's und der grossen deutschen Städte, eine vorschreitende, in die Zukunft blickende Cultur vertreten, wo an dem Dome zu Pisa und Sta. Maria del Fiore in Florenz gearbeitet wurde, so würden die Männer eine neue Ära eröffnet haben. So aber schliessen sie sich an ein Culturleben an, das nach allen Seiten hin abschloss, das in Aberglauben und unfruchtbaren Untersuchungen den philosophischen Geist, in Prunksucht den künstlerischen begrub. Das grosse Werk des Justinianischen Rechtsgelehrten Tribonian und seiner Genossen ist ein abschliessendes gewesen; im J. 529 sind unter Justinian die letzten Philosophen-Schulen in Athen geschlossen, und der Simplicius, Damascius, Isidor und Hermias wanderten nach Persien; die Dichtkunst beschränkt sich auf das Epigramm und den Panegyricus und geht nur langsam „zum quantitätslosen Verse mit scharfer Begränzung des Tones" im Princip der modernen Sprachbildung über. Im Jahre 541 unter Justinian schloss das römische Consulat nach fast tausendjährigem Bestande.

So wie auf diesem Gebiete Alles eine abschliessende und alternde Zeit verräth, so auch auf andern. Gesunde Zeiten erklären das Begreifliche auf natürlich-verständliche Weise, das ihnen Unbegreifliche durch Mährchen und Mythen, kranke umhüllen und verdunkeln das Begreifliche durch Mährchen, und das Poetische und Wunderbare durch frostige Deductionen des Verstandes. Nichts muss aber einem Architekten klarer, deutlicher und begreiflicher vor der Seele liegen, als das Constructive, Mechanische, wie die byzantinischen Schriftsteller sagen würden, aber nichts ist in den byzantinischen Schriftstellern der Justinianischen Zeit so

umhüllt und verdunkelt, als eben dieses. Die Bauten des Chryses zur Eindämmung des Euphrat bei Damus erhielten durch ein wunderbar übereinstimmendes Traumgesicht Justinian's und des Architekten ihre Lösung: der Steinbruch zur Herstellung von Säulen am Tempelbau in Jerusalem wurde auf nicht weniger natürliche Weise geoffenbart: ebenso wurde der mangelnde Verstand des Anthemios und Isidoros bei Anordnung der Bögen durch den inspirirten Geist des Imperators ergänzt.

Diese Thatsachen dürften nicht bloss hinreichen, um den Gegensatz des Entwickelungsganges der späteren Cultur der romanisch-germanischen Völker, aus denen der romanische Baustyl entsprungen ist, in Vergleichung mit den byzantinischen zu erklären, sondern auch zwei Erscheinungen innerhalb des Gebietes der byzantinischen Architektur, ihren abschliessenden Charakter einerseits, und ihren stationären Charakter andererseits zu verdeutlichen.

Den Höhepunkt der byzantinisch-justinianischen Architektur bildet, wie gesagt, der Kuppelbau. Während der achtunddreissigjährigen Regierung Justinian's wurde er in einer Reihe von Bauten ausgebildet. Den Mittelpunkt aller Bauten repräsentirt die Hagia Sophia (Fig. 1). Der Constan-

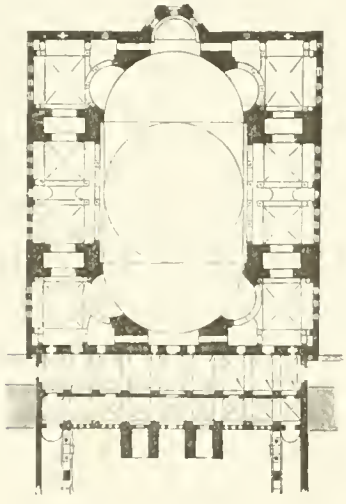


Fig. 1. Grundriss der Hagia Sophia in Constantinopel.

tinische Bau ging im Nikaaufruhr 532 zu Grunde. Noch in demselben Jahre begann der Neubau, am 26. Dec. 537 schon wurde dieser eingeweiht. Anthemios von Tralles und Isidoros von Milet wurde zu diesem Baue berufen. Anthemios genoss des Rufes nicht bloss des einsichtsvollsten Mechanikers seiner Zeit, sondern auch aller vorhergegangenen: er stand dem Baue und der malerischen Ausschmückung desselben vor, wies den Bauenden ihre Arbeiten zu. Ihm zur Seite stand Isidoros, ein anderer in seiner Zeit berühmter Mechaniker [1]).

In wie glänzender Weise diese Architekten ihre Aufgabe gelöst haben, ist gegenwärtig Niemanden verborgen. Ihr Werk blieb für den ganzen Orient ein Prototyp, bis auf unsere Tage. — Das Charakteristische der byzantinischen Bauschule ist das Kuppelgewölbe über einem quadratischen Raume, getragen von vier grossen Tragbögen und Tonnengewölben [1]). Der Kirchenbau unter Justinian beschränkte sich theils auf diesen Kuppelbau, theils auf den älteren Basilikenbau. Doch liegen auch Versuche vor, den Langbau der Basilica mit dem Kuppelbau zu vereinen, wie aus der Beschreibung der Apostelkirche bei Prokop (a. a. O. I, 4) deutlich erhellt; alle Bauten aber bewegen sich in den Formen der spät-römischen Architektur, in Motiven, entnommen der antiken Kunst. Das Kreuzgewölbe kömmt nur in späteren Bauten und untergeordneten Räumen vor, der Glockenthurm gar nicht. Wie auch die spätere byzantinische Architektur sich immer verändert, — die Veränderungen beziehen sich nur auf die Anordnung kleinerer Kuppeln über den Narthex, die constante Anwendung eines Tambours unterhalb der Kuppel und eines grössern Schmuckes des gesammten Aussenbaues, der bei den justinianischen Bauten ziemlich nackt erscheint — über diese Linie geht sie nie hinaus, und diese Linie ist die Scheidelinie zwischen der romanischen und byzantinischen Kunst. Während jene mit jedem Schritt sich von den römischen Reminiscenzen, an die sie sich anlehnt, lossagt, klebt dieser in jedem architektonischen Gliede die Antike an, selbst dort, wo sie sich am freiesten bewegt. Das Gebälke ist durchwegs eine Nachahmung des spät-römischen, und zeigt deutlich Spuren des Verfalles in der Proportion und der Profilirung der Glieder; die Säulenordnung lehnt sich an die römische und korinthische an; das jonische Capitäl, wo es vorkömmt, — wir geben hier als Beispiel (Fig. 2) eines der

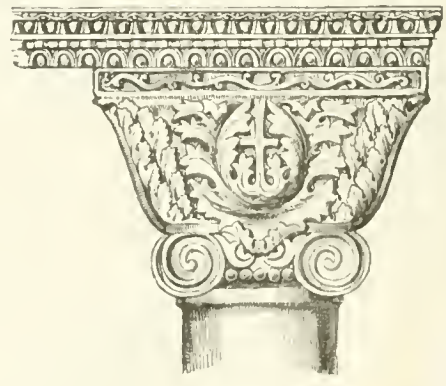


Fig. 2.

[1]) In welchem Verhältnisse wir uns beide Künstler zu denken haben, wird wohl gegenwärtig nicht mehr festzustellen sein. Kugler wirft die Frage auf, ob wir uns nicht etwa Isidoros mehr für den künstlerisch decorativen Theil der Arbeit berufen denken sollen. Ich wurde diese Frage mit Rücksicht auf die Worte des Prokopius verneinend beantworten. — Über die Sophienkirche haben wir vortreffliches Material in Salzenberg's ausgezeichnetem Werke, das schon verarbeitet in Kugler's Geschichte der Baukunst I. S. 422, in Lübke's Geschichte der Architektur (S. 145) einem grösseren Publicum vorliegt.

[1]) Salzenberg charakterisirt den früheren Kuppelbau S. 5 des angeführten Werkes in folgender Weise: „die Anordnung der byzantinischen Kuppelkirchen, welche sich aus den justinianischen Bauten entwickelt hat, und bis in die späteren Zeiten des Mittelalters allenthalben als feststehende

Capitäle der Marcuskirche, das entschiedene Verwandtschaft mit den Capitälen der Kirche der hh. Sergius und Bacchus aus der ersten Zeit Justinian's hat — zeigt nicht minder die styllose Auffassung als die Art und Weise, wie die Akanthusblätter in den korinthisirenden Capitälen behandelt sind. Auch das Würfelcapitäl, das am frühesten in der Cisterne des Philoxenos aus dem IV. Jahrhundert in der h. Sophia (z. B. den Fenstern des Gynäceums) und in der h. Theotokos, im Ganzen aber nur vereinzelt vorkömmt, hat in seinen Ornamenten den Rhythmus und die Motive der Antike. Am schönsten zeigt sich die byzantinische Capitälbildung sicher in jenen die, weder korinthisirend noch sonst eine bestimmte antike Capitälform nachbildend, das Blatt-, Band- oder Würfelornament in gemessener, von antikem Geiste durchhauchter Form frei behandeln, oder das Thierornament mit in das Bereich der Capitälbildung ziehen, wie im s. g. Korbcapitäl. Doch kommen Capitälformen der Art seltener in Constantinopel als in Ravenna und Venedig vor.

Der Verfall des künstlerischen Geistes in den Bauhandwerken Constantinopels bei grosser technischer Fertigkeit wird durch das Sinken der Cultur im Ganzen, die Schnelligkeit der Arbeit und die Prunksucht erklärt, die in den Bauten vorherrschte. Man wollte mehr blenden, als durch Geschmack den Sinn und den Geist läutern. Alle Beschreibungen die wir von Bauten aus diesen Zeiten haben, und wir meinen nicht bloss die versicirten des Silentiarius Paulus, stimmen in diesem Punkte überein. Bei allen Beschreibungen handelt es sich vorzugsweise um den Glanz, den die Ornamente verbreiteten, „dass die ganze Kirche wie mit Schnee übergossen scheine“ — „nicht von aussen erleuchte der Sonne Licht das Gebäude, sondern innen erzeuge sich der Glanz — wo das Gold den Marmor, mit seinem Glanze wetteifernd, besiegt“. Ähnliche Bemerkungen finden wir bei der Beschreibung jedes grössern Gebäudes. Sie werden bestätigt durch die Illustrationen, insbesondere die Mosaikbilder in Salzenberg's Werk. Diese stehen entschieden im Ornamentalen wie im Figuralischen hinter den ältesten Mosaikbildern des christlichen Rom in S. Cosma e Damiano u. a. m. und hinter den Mosaiken in Ravenna, in S. Vitale, S. Nazareo und Celso zurück. Die Zeit nach Justinian, die Zeit der Ikonoklasten, war der Kunst nicht förderlich; unter den Macedoniern im IX. Jahrhundert, unter den Komnenen im XI. Jahrhundert nahm die Kunst einen neuen Anlauf, aber sie bewegte sich mit den angedeuteten Änderungen in den Gränzen, die ihr durch Justinian vorgezeichnet waren. Wir sehen diess aus den Kuppelkirchen des h. Theotokos aus dem IX. Jahrhundert und des h. Pantokrator aus der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts. Stehen die Bauten Justinian's auf jener geistigen Richtung, die in Rom und Italien herrschte, überflügelte sie diese in ihren kühnen Constructionen, so war dagegen die Kunst des Abendlandes im XII. Jahrhundert schon eine neue Welt geworden, die mit der gleichzeitig byzantinischen am Festlande fast keine, an Küstenstrichen nur geringe Verknüpfungspunkte hatte. In desto engerer Verbindung stand im VI. Jahrhundert Italien und Byzanz.

Ein anderer Mittelpunkt für byzantinische Kunst wurde in Ravenna geschaffen. Seit 540 ist Ravenna der Sitz des byzantinischen Exarchen, seit 553 stand Rom unter der Oberherrschaft der byzantinischen Kaiser. Rom selbst gibt nur geringe Anhaltspunkte für den Einfluss der byzantinischen Architektur. Nicht ein einziger Kuppelbau ist in Rom nachzuweisen, der byzantinischen Einfluss zeigte, nur sehr unsicher sind die Anhaltspunkte, welche die Bauweise der Basiliken S. Agnese und S. Lorenzo fuori le mura, S. Maria und Cosmedin, S. Clemente und S. Prassede und der Rundbau S. Stefano rotondo zeigen; — deutlicher sind die Spuren in dem ornamentalen Theile, vorzüglich im Mosaik nachzuweisen. Rom kehrte nach dem Verschwinden der byzantinischen Oberherrschaft zu seinen traditionellen Formen zurück, für die es im Basilikenbau wie im Rundbau (S. Constanza und S. Giovanni in fonte) genügende Vorbilder hatte. Die vorherrschende Bauweise in ganz Italien blieb die Basilika für Kirchen, der einheimische Rundbau für Baptisterien. Die Blicke des Freundes byzantinischer Kunst wenden sich nach Ravenna, das seit dem J. 404 bis zur Herrschaft der Longobarden der Schwerpunkt Italiens wurde.

Die Geschichte Italiens im V. Jahrhundert ist bekannt; sie war der Kunst nicht günstig; es war ein Zerstören aller Verhältnisse. Erst am Schlusse des Jahrhunderts legte der grosse Ostgothe Theodorich den Grundstein zu einem Neubau. Die barbarischen Völker des Nordens, die vor Roms Mauern erschienen, brachten nur das Gelüste des Plünderns; wo sie sich festsetzten, lehnten sie sich an die einheimischen Bauverhältnisse an, die Ostgothen in Ravenna, wie später die Longobarden in Oberitalien oder die Franken in Gallien. Je schwächer aber Rom wurde, desto mehr stärkte sich Ravenna, und mit und in Ravenna der Einfluss von Byzanz. In der Zeit vor Theodorich dem Grossen glänzt der Name der Galla Placidia, der Tochter Theodosius des Grossen. Sie fand mehrere Bauten aus der ersten Hälfte des V. Jahrhunderts vor, Basiliken und Baptisterien. Von ihr stammen die Basiliken des h. Johannes und S. Crucis und das Monasterium S. Nazarii et Celsi, die Grabkirche der Galla Placidia

---

Norm angetroffen wird, ist etwa folgende: Man denke sich eine Kreuzkirche, die Kreuzarme mit Tonnengewölben überdeckt, über der Kreuzung eine hohe Kuppel mit Tamburin errichtet, und dieses Ganze innerhalb eines quadratischen Grundplanes, dessen vier Eckräume, in den Winkeln der Kreuzarme niedriger als diese, mit Kugelkappen überdeckt sind, so hat man den Hauptbau des Schiffes. Der östliche Kreuzarm ist gewöhnlich für das Bema verlängert, und schliesst mit der Hauptapsis; die beiden Eckräume nach Osten sind dem entsprechend ebenfalls verlängert, mit den Neben-Apsiden schliessend. An der Westseite schliesst der einfache oder doppelte Narthex, längs der Breite der Kirche sich erstreckend. Das Ganze hat also einen oblongen Grundplan, aus welchem gegen Osten die drei Apsiden vorspringen, und in welchem das Schiff als Kreuz gezeichnet ist; bei kleineren Kirchen ist auch wohl die östliche Verlängerung weggelassen und die drei Apsiden schliessen sich unmittelbar dem quadratischen Grundplan an, der nur nach Westen durch den Narthex verlängert wird.“

(gestorben 450). Sämmtliche Bauten zeigen eine freiere Behandlung der Formen und ein reineres Stylgefühl, als es gleichzeitig in Rom und Constantinopel gewesen ist. Im Planschema sind das Baptisterium S. Giovanni in fonte und besonders die Grabkirche eigenthümlich, in den Formen entwickeln sich byzantinische Elemente mit neuen, ein klares künstlerisches Bewusstsein manifestirende Formen. Für diese sprechen die consequente Anwendung des Rundbogens über Pfeiler oder Säulen, die bewusste Anwendung der Kreuzesform, die einheitliche Durchführung des Säulensystems u. s. f.

Dass dieser Aufschwung unter der Regierung Theodorich des Grossen (493—526) fortdauerte, ist begreiflich. Das ganze Thun Theodorich's zeigt von klarem und bewusstem Streben und von einer reineren Vorstellung über die Bedeutung und das Wesen der Kunst, als wir sie vor ihm bei Constantin dem Grossen und nach ihm bei Justinian finden. Seine Edicte und die Briefe Cassiodor's sind ein schönes Denkmal der Gesinnungsweise Theodorich's. Ich hebe hier nur einige wenige Stellen aus den Briefen hervor, die mir gerade in einem der Erhaltung der Baudenkmale gewidmeten Blatte am Platze zu sein scheinen, und in weiten Kreisen bekannt zu werden verdienen. In einem Schreiben Theodorich's an den Senator Sabinianus lesen wir folgende Stelle: „Nil prodest initia rei solidare, si valebit praesumptio, ordinata destruere. Illa enim robusta, illa diuturna, quae prudentia incipit et cura custodit. Atque ideo non minor in conservandis rebus quam in inveniendis adhibenda cautela est", und in einem anderen Briefe heisst es: „haec nostra sunt oblectamenta, potentiae imperii decora facies, testimonium praeconiale regnorum, haec legatis sub admiratione monstrantur et prima fronte talis dominus esse creditur, quale ejus habitaculum comprobatur." Diese Worte sind wie die Monumente, insbesondere die Grabkirche Theodorich's (die heutige Kirche Santa Maria rotonda), ein laut redendes Zeugniss seines Strebens. Ist letzteres Gebäude nicht so sehr nach römischem Vorbilde, als im Geiste römischer Bauweise, so ist doch die Regung eines selbstständigen Kunstgeistes darin so deutlich wahrzunehmen, dass Quast, Schnaase und Kugler einstimmig darin die ersten Regungen germanischen Einflusses erblicken. Wir heben diess insbesondere heraus, weil es diese Bauten und San Vitale, von dem wir sogleich sprechen werden, vorzugsweise sind, die auf die Rheinbauten Karl's des Grossen Einfluss nahmen. Ungleich wichtiger noch als die Bauten Theodorich's sind für uns die Bauten der unmittelbar darauffolgenden Zeit, die prachtvollen Werke der katholischen Kirche in Ravenna, deren Beginn theilweise noch in die Zeit des duldsamen arianischen Ostgothen hineinfällt, die aber grösstentheils durch die Frömmigkeit des reichen Geldwechslers Julianus zur Ausführung kamen. Unter letzteren Bauten nimmt der Kuppelbau San Vitale und der Basilikenbau San Apollinare in Classe am meisten unsere Aufmerksamkeit in Anspruch; letzteres Gebäude hat unter allen byzantinisirenden Basiliken Italiens die meiste harmonische Anordnung des Ornamentes und eine sehr schöne Auflösung der Capitäle mit dem viereckigen Kämpfer, der schon in den ravennatischen Bauten des vorausgegangenen Jahrhunderts vorkömmt und mit Bewusstsein und Verstand in den gesammten Kirchenbauten Ravenna's angewendet wurde. Wir theilen unseren Lesern nach Quast ein solches Capitäl (Fig. 3) mit dem ravennatischen

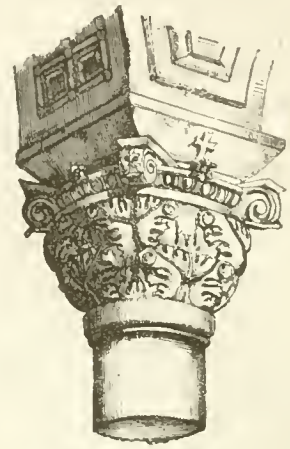


Fig. 3.

Kämpfer mit, das besser als Worte die freie Auffassung des Ornamentes und die Verbindung des Kämpfers deutlich machen wird. Von grosser Bedeutung ist die Kuppelkirche S. Vitale (Fig. 4). Um ihre Bedeutung vollkommen einzusehen,

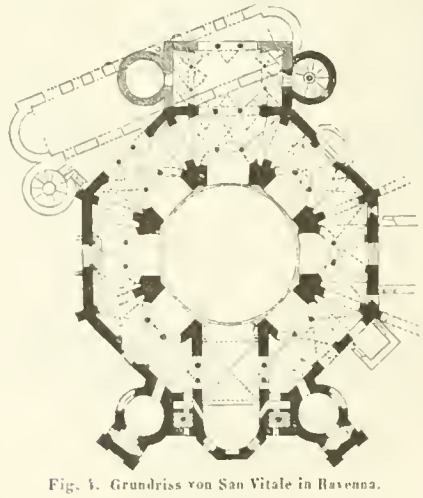


Fig. 4. Grundriss von San Vitale in Ravenna.

muss man sich gewisse Thatsachen vergegenwärtigen. Trotzdem dass die bedeutendsten Männer über diesen Gegenstand schon geschrieben haben, ist die Ansicht populär und vorherrschend, dass der Kuppelbau gewissermassen erst durch die Hagia Sophia entdeckt wurde. Nichts ist falscher und unrichtiger. Der Bau der Kirche San Vitale begann mit dem Jahre 526, der Bau der Hagia Sophia im Jahre 532. Die Kirche San Vitale wurde daher sechs Jahre früher begonnen als die Sophienkirche in Constantinopel; von einer Nachbildung kann also keine Rede sein. Auch die Anordnung des Grundrisses und des Narthex ist eine ganz andere. Der Kuppelbau der Sophienkirche erhebt sich über einer viereckigen

Grundlage, jener der Kirche S. Vitale ist achteckig mit ausgesprochener Form des Achteckes auch nach aussen. Der Narthex der Sophienkirche verlängert den viereckigen Grundraum, der Narthex der Kirche S. Vitale, die Ardica genannt, hat eine selbstständige, von allen anderen Bauten abweichende Form; ebenso abweichend ist das ganze System der Pfeiler im Innern und Äussern und der Emporen im Innern selbst. In jeder dieser Kirchen ist eine eigenthümliche Kunstschöpfung niedergelegt, wenngleich ausgehend von gemeinsamer byzantinischer Grundlage. Die Vorbilder für beide Kirchenbauten lagen, theilweise wenigstens, in den schon vorjustinianischen Kuppelbauten, den zahlreichen Baptisterien; für San Vitale ist vielleicht der um zwei Jahrhunderte ältere achteckige Bau in Antiochia, den wir nur aus einer Beschreibung des Eusebius kennen, ein Vorbild gewesen. Die Sophienkirche wirkte nach dem ganzen Osten, die Kirche San Vitale nach dem Westen; man braucht nur einen Blick zu werfen auf den Grundplan von S. Vitale, den allerdings sehr bestrittenen von S. Ambrogio in Mailand und den der carolingischen Bauten zu Aachen (Fig. 5), Essen und Otmarsheim,

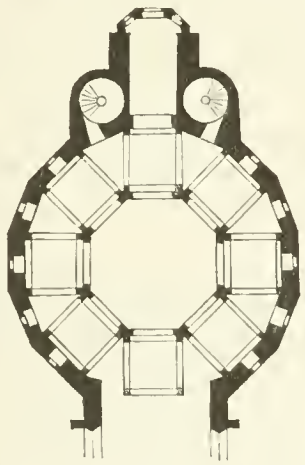


Fig. 5. Der carolingische Theil des Münsters zu Aachen.

um die innere Verwandtschaft dieser Bauten und den Gegensatz zu den Constantinopolitanischen (der heiligen Sophia, hh. Sergios und Bacchos, der h. Theotokos, des h. Pantokrator, den bekannten griechischen) zu entdecken. Dem Occidente empfahlen sich die ravennatischen Ziegelbauten durch die intelligente und klare Anordnung des Planschemas und des Pfeilersystemes.

Mit dem Verfalle Ravenna's tritt auf italienischem Boden ein Stillstand, theilweise ein Erlöschen der byzantinisch-ravennatischen Kunsttraditionen ein, während sie am Rheine beinahe vierhundert Jahre später einer der Anknüpfungspunkte der neuen Kunstbestrebungen wurden. Die Geschichte Italiens vom VI. bis IX. Jahrhundert erklärt wohl deutlich diese Erscheinung. Occident und Orient schieden sich in geistiger Beziehung immer mehr und mehr; griechische Studien verfielen in Italien wie in Gallien und erhielten sich nur mühsam in einzelnen Klöstern, neue germanische Völkerstämme, insbesondere die Longobarden, brachten eine innere Veränderung in dem Grundstocke der Bevölkerung Italiens hervor. Trotzdem wird Jeder, der nur einmal die wenig besuchten Küsten des adriatischen Meeres durchwandert und aufmerksam die Bauformen älterer Gebäude, die vorhandenen Capitäle und dergleichen geprüft hat, zu der Überzeugung kommen, dass der Einfluss von Ravenna auf die ganzen Küstenstädte des adriatischen Meeres ein bedeutenderer gewesen, als man aus dem gegenwärtigen Stande der Forschung vermuthen könnte.

Ein halbes Jahrtausend nach dem Baue der h. Sophia und S. Vitale ersteht in der Lagunenstadt des adriatischen Meeres ein neuer Bau, ein Wunder der Welt wie die heil. Sophia an Pracht und an Grösse, als der letzte byzantinische Bau im katholischen Abendlande, und zugleich ein Zeugniss der Bautraditionen, wie sie sich aus jenen Zeiten noch erhalten haben. Der Bau von San Marco in Venedig steht aber nicht vereinzelt an den Küsten des adriatischen Meeres. Die Fragmente, die wir an S. Marco selbst sehen, führen uns in eine Reihe von Städten an der Küste des adriatischen Meeres, nach Altinum, Torcello, Grado, Aquileja, Pola und anderen Orten, denen diese Überreste entnommen sind. Würde eine Geschichte der Marcuskirche an der Hand dieser Werke geschrieben worden sein, so würde der Streit, der unter venetianischen Schriftstellern lange dauerte, und gegenwärtig noch nicht zu einem der Wissenschaft genügenden Abschluss gekommen ist, eine andere Wendung genommen, und die Frage von weniger Gewicht sein, wie viel und wie oft Musaicisten aus Constantinopel nach der Lagunenstadt berufen wurden [1]). Soviel steht fest, dass dieser Bau einen specifisch byzantinischen Charakter an sich trägt und diesen Charakter im Ornament wie in dem constructiven Theile ausspricht. Wir geben hier (Fig. 6) als Beispiel eines der

Fig. 6.

[1]) Die besten Anhaltspunkte finden sich gegenwärtig in Selvatico's „Storia della Scultura ed Architettura in Venezia" Venezia 1847, S. 33; Conte Cicognara's „Storia della Scultura" Prato 1824, Vol. VII, S. 43—78, und für den Reisenden in dem „Guida di Venezia" von Selvatico und Lazzarri, Venezia 1852. Ersterem Werke sind die beiden venetianischen Capitäle entnommen.

byzantinischen Capitäle von der Façade der Marcuskirche, das zugleich die früher ausgesprochene Ansicht von der freieren Entwickelung der Capitälform des byzantinischen Styles und den Gegensatz zu der Behandlung des Ornamentes des romanischen Styles, von dem wir demnächst sprechen werden, belegen soll. Aber trotzdem ist S. Marco weder eine Nachahmung von S. Vitale noch der h. Sophia; S. Marco, (Fig. 7) mit einem griechischen Kreuze, mit Abseiten,

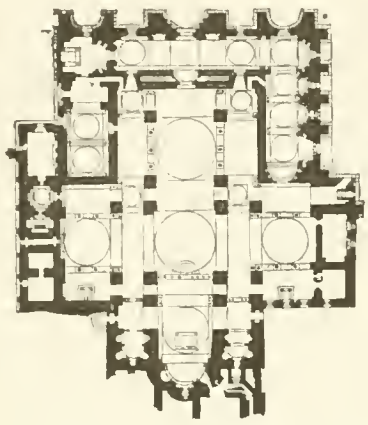


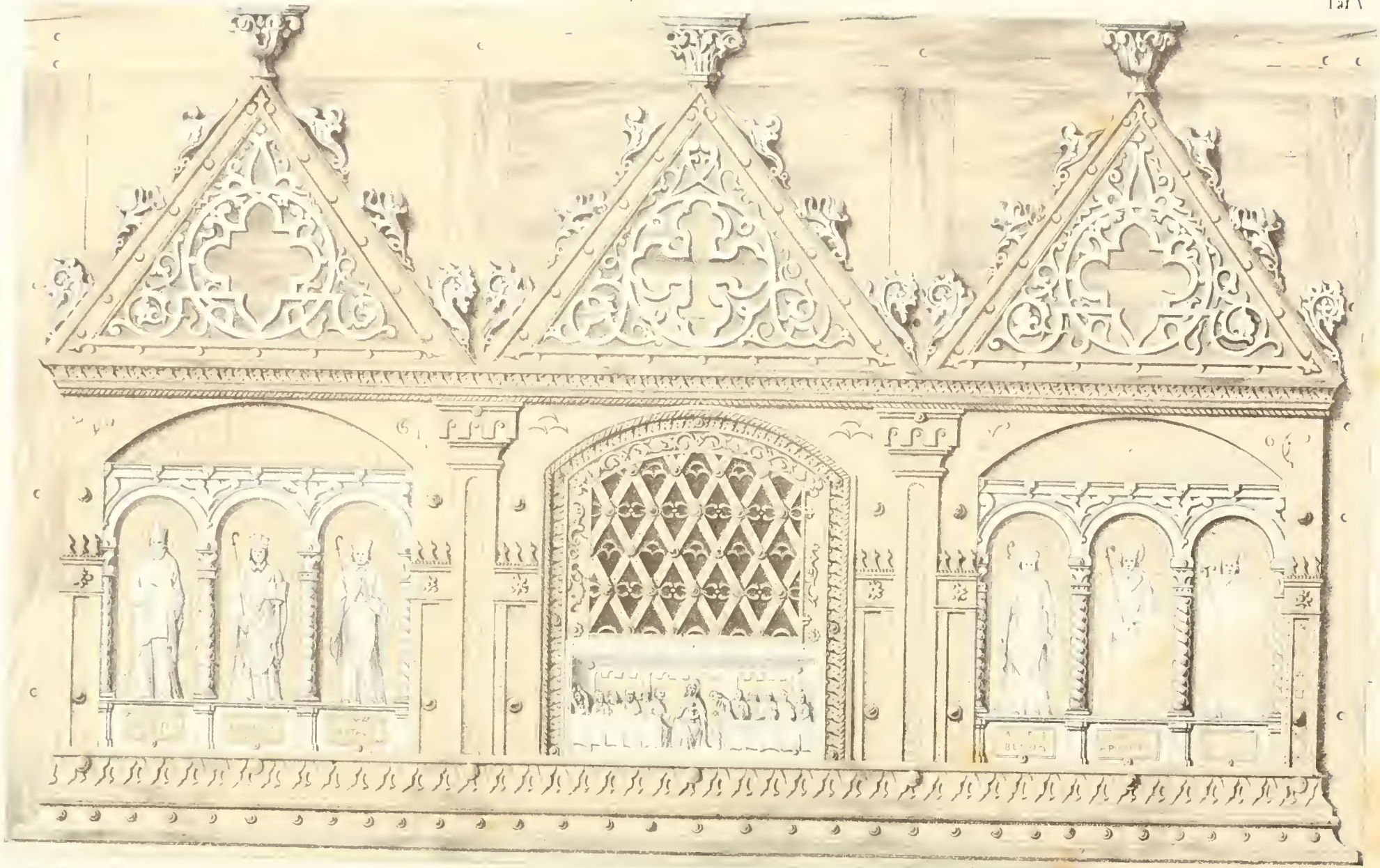
Fig. 7. Grundriss von San Marco in Venedig.

ohne Emporen im Grundplane, mit den fünf Flachkuppeln [1]) über den einzelnen Kreuzesarmen und ihrer Mitte, repräsentirt einen ganz anderen architektonischen Gedanken und weiset eher auf irgend ein Vorbild im eigentlichen Griechenland als in Constantinopel oder Ravenna. Noch gegenwärtig erinnert S. Fosca (ein Bau aus dem XI. Jahrhundert) auf Torcello an die kleinen Kirchen des h. Philipp, Theodor und anderer in Athen; noch existiren sehr kleine griechische Kirchen älterer Zeit in freilich sehr verkümmerter Form in den Küstenländern des adriatischen Meeres und Kuppelbauten in Serbien (angeblich aus dem XIII. Jahrhundert), die uns erlauben, auf die Bedeutung und den Umfang byzantinischer Bauformen in jener Zeit schliessen zu können. In Venedig selbst fand der byzantinische Kuppelbau nur wenig Nachahmung [2]) (als ältestes Denkmal wird S. Giacometto di Rialto aufgeführt), ebenso wenig finden sich im übrigen Italien Nachahmungen. Es mögen in früheren Zeiten ähnliche Bauten (z. B. die Abbazia di Corneto in Pola) bestanden haben, die mit S. Marco innige Verwandtschaft gehabt zu haben scheinen. Desto interessanter sind die Kuppelbauten in Frankreich zwischen der Loire und Dordogne (Verneilh kennt im Departement der Dordogne allein zwölf); die berühmteste zu Perigueux, die Kirche des heil. Frontinus, ist gebaut zwischen 976 und 1047, in derselben Zeit als im südlichen Frankreich sich venetianische Colonien niederliessen; die Kuppelkirche S. Jean-de-Côte in Perigord ist aus der zweiten Hälfte des XI. Jahrhunderts und Sanct Astier aus der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts. — Die Marcuskirche, von der Zeit ihrer Gründung an (um 980, vollendet 1071) bis zum Falle der Republik, als Privatcapelle des Dogen die eigentliche Staatskirche Venedigs — die eigentliche Dom- und Patriarchalkirche war bis 1807 die Kirche S. Pietro die Castello — ist das späteste der drei am Anfange dieses Artikels bezeichneten Gebäude, welche den byzantinischen Styl in einer bedeutsamen Weise repräsentiren. Im Süden Italiens, Amalfi, Palermo, Cefalu, Salerno und an anderen Orten mehr, war der arabische Einfluss mächtiger und nachhaltiger als der byzantinische [1]); im übrigen Italien hat er das constructive Element fast gar nicht und das decorative wenig berührt. Der erste Schritt, den Italien zur Regeneration seiner Kunst im XIII. Jahrhunderte machte, war ein Kampf gegen die starren unlebendigen

[1]) Die Kuppeln von S. Marco würden im Äussern sehr wenig wahrgenommen werden, wenn sich nicht über den flachen Kuppeln hölzerne mit Blei überzogene Kuppeldächer erheben würden, die durch ihre architektonischen Linien eine ganz andere Kuppelconstruction erwarten liessen, als man sie im Innern wahrnimmt. Siehe über die ganze Parallele Quast, a. a. O. S. 29, dem wir auch bei der Charakteristik Ravenna's gefolgt sind.

[2]) Destomehr findet man Rundbauten und Baptisterien im österreichischen Italien und den österreichischen Küstenländern des adriatischen Meeres. Ich führe einige deren auf, um die Aufmerksamkeit auf diese Monumente zu lenken, die leicht der Zerstörung Preis gegeben sind, und an denen Österreich einen grossen Schatz besitzt. Als Baptisterium ist zu nennen das von Torcello (1008), Padua (XII. Jahrhundert), nach Einigen auch der sogenannte alte Dom von Brescia, das von Cremona (1167), Chiavenna, Aquileja (ohne Zweifel das älteste), Triest, Pirano (das von Pola wurde vor wenigen Jahren demolirt), Rovigno (angeblich aus dem IX. Jahrhundert), Parenzo, Zara (die von Trau und Sebenico sind aus der Renaissancezeit, das von Spalato ein Bau Diocletians, angeblich dessen Mausoleum) u. a. m. — als Rund- oder Kuppelbau San Tomaso in Limine bei Bergamo (aus dem IX. Jahrhundert), der früher erwähnte Bau von San Ambrogio in Mailand, ein oft umgebauter, vielfach bestrittener Bau (von Einigen wird er als ein Überrest einer antiken Therme angesehen), die ehemalige Kirche S. Donato in Zara und a. m. — Diese Rund- und Kuppelbauten verdienten sämmtlich einer tiefergehenden Beachtung (d. h. ordentlicher Aufnahmen mit Messungen, nicht bloss à la vue in Aquarellmanier, wie es bei vielen nach Italien reisenden Architekten Mode geworden ist), da der Kuppelbau auch in unseren Tagen seine Berechtigung verlangt. In Wien wurden zwei interessante Kuppelbauten unternommen, von dem Architekten Th. Hansen im Arsenal und J. Müller in der Altlerchenfelder Kirche.

[1]) Der arabische Einfluss auf die ganze byzantinische Ornamentik ist nicht gering anzuschlagen. Diese selbst zeigt drei verschiedene Perioden. In der ersten ist der Einfluss der späteren Antike massgebend; ein specifisch byzantinisches Element tritt nur sehr schwach hervor. Die zweite für die Ornamentik wichtigste Periode ist der Byzantinismus seit der Banthätigkeit Justinian's und dem Eintritte Ravenna's in das Kunstleben. In dieser Periode fängt sich an Orient und Occident im Byzantinischen zu scheiden. Die orientale Richtung nimmt ihren Weg nach der syrischen Küste, nach Armenien, Abkhasien und Georgien, und kömmt nach Russland, wo gleichzeitig directe Einflüsse von Constantinopel aus und tartarische Einflüsse vom Osten her auf die Kunstentwickelung stattfinden. In der dritten Periode verliert der Byzantinismus im Occidente seinen specifischen Charakter, er lehnt sich in Venedig, Amalfi, Sicilien u. a. Orten an das Arabische an und amalgamirt sich mit ihm in einer Reihe von Ornamenten, die mit dem Ausdrucke arabisch-byzantinisch bezeichnet werden, oder er verbindet sich mit der romanischen Kunst (in Frankreich, im deutschen Reiche, in der Normandie u. s. f.) und wird von dieser endlich ganz erdrückt. Das byzantinische Ornament hat in der letzten Entwickelung insbesonders Bedeutung für die kleineren Zweige der Plastik (kirchliche Gefässe, Schmuck u. s. f.) und die Gewänder, Stoffe etc. Dieses zu betrachten liegt uns hier fern. Es genüge diese Hindeutung.



Formen, in denen sich die Malerei und Sculptur seit dem Verfalle der antiken Kunsttraditionen bewegten. Es ist bekannt, dass die Vorkämpfer der besseren Zeit, die Zeitgenossen Dante's, Cimabue, Giotto und Nicolo und Giovanni Pisano gewesen. Die Regeneration der Architektur hingegen ging grossentheils vom Norden aus, wo die antiken Traditionen und die byzantinischen Formen einer eigenthümlichen Richtung nicht hemmend in den Weg traten, und in den germanisch-romanischen Stämmen sich in der Architektur wie in der Poesie der Fond eigener poetischer und künstlerischer Lebensanschauung entwickelte.

In Gallien und am Rheine lehnte sich diese neue Kunstentwickelung an die zahlreichen vorhandenen römischen Bautraditionen und Überreste an, und nicht unbedeutend ist die Zahl der Monumente, die diese specifisch römischen Bautraditionen in Frankreich und Deutschland aus den Zeiten vor Karl den Grossen documentiren. Wir erinnern an den Trierer Dom und die Porta nigra, die alte Kathedrale von Beauvais, die Kirchen von Savenières (Département Maine-et-Loire), das Baptisterium St. Jean zu Poitiers, die Bauthätigkeit des h. Martin zu Tours und die Bauten des Klosters Fontanellum (St. Wandrille in der Normandie), anderer Bauten im ganzen Westen von Europa (Spanien und Irland) nicht zu gedenken. Der eigentlich byzantinische oder deutlicher ravennatische Einfluss auf den Norden beschränkt sich auf die Bauten Karl's des Grossen; in dem transalpinen österreichischen Kaiserstaate würden, wenn mich die Nachrichten in Hartvici vita Sti. Stephani nicht täuschen, der alte Bau der Stuhlweissenburger Kirche, von dem gegenwärtig nur sehr schwache Spuren vorhanden sind, wenigstens in seiner glänzenden Mosaikausstattung auf byzantinischen Einfluss hinweisen. Im deutschen Norden ist die im Jahre 1722 zerstörte Marienkirche auf dem Harlungerberge bei Brandenburg [1]) mit ihren Flachkuppeln und ihrer quadraten Grundlage ein vereinzelt stehendes Beispiel byzantinischen Einflusses.

Karl der Grosse, mit dem sich die antik-christliche Welt von der mittelalterlichen entschieden scheidet, war es, der angeregt von den Bauten Italiens „Meister und Werkleute dieser Art aus allen Ländern diesseits des Meeres" (ex omnibus regionibus cismarinis, wie der Mönch von St. Gallen sagt) d. h. vorzugsweise aus Italien — an Griechenland oder Constantinopel ist, wie Schnaase trefflich nachweist, nicht zu denken — kommen liess, und in Aachen „in seinem Vaterlande eine Kirche zu bauen, nach eigenem Plane, herrlicher als die alten Werke der Römer." Säulen und Marmor für die Kirche wurden, so erzählt uns Einhard, aus „Rom und Ravenna" entnommen. Nicht mit Salomon wetteiferte er, wie Justinian in seinen Bauten, sondern wie der grosse Theodorich mit dem „ewigen Rom", als ein grösserer Genius als beide, mit grösseren Erfolgen. Justinian schliesst eine alte Welt, Theodorich klopft an die Pforte einer neuen, Karl der Grosse schliesst diese auf, in Staat und Wissenschaft, in Poesie und Kunst. Jeder Schritt nach ihm ist ein Schritt abseits der antiken Traditionen, ein Schritt vorwärts in eine neue Kunstära! — Diese neue Zeit repräsentirt in der Architektur der romanische Styl.

Über Reliquienschreine.

(Mit einer Tafel.)

Von Karl Weiss.

Der Reliquien-Cultus gehört den ältesten Zeiten der katholischen Kirche an: er ist die unmittelbare Folge der Lehre von der Verehrung der Heiligen. Schon in den Märtyreracten des Polykarp wird berichtet, dass die Gläubigen dessen Gebeine gesammelt, sie höher schätzend „als Gold und die kostbarsten Edelsteine", sorgfältig aufbewahrt und an dem Orte der Aufbewahrung die Gedächtnissfeier seines Todes in heiliger Freude gefeiert haben. Eusebius berichtet, dass die Heiden zur Zeit der diocletianischen Verfolgung die Überreste der Märtyrer ins Meer geworfen, damit ihnen die Christen keine „göttliche Ehre" erweisen könnten. Im IV. Jahrhundert war der Reliquien-Cultus schon allgemein verbreitet und hatte bei weitem nicht jene Anfechtungen zu bestehen, wie die Bilderverehrung. Die leidenschaftlichsten Iconoclasten waren die eifrigsten Verehrer der Reliquien, da die bekannte Stelle des alten Testamentes, welche den Angelpunkt des ganzen Bilderstreites abgab, auf die Reliquien keine Anwendung fand.

Für die mittelalterliche Kunst war der Reliquien-Cultus von besonderer Bedeutung. Durch denselben erhielt insbesondere die Email- und Goldschmiedekunst einen überaus reichen Stoff zur Entfaltung ihrer Mittel. An den Schreinen und Gefässen, welche für die Aufbewahrung der Reliquien bestimmt waren, übten diese Kunstzweige die mannigfaltigste Technik und Ornamentation. Die Anwendung von Gold, Silber und Edelsteinen, von Verzierungen in incrustirtem Schmelz, in Filigran und Niello, in durchbrochenen und getriebenen Arbeiten, ferner von eiselirten figürlichen Darstellungen steigerte den Kunstfleiss und später auch das Handwerk zu einer staunenswerthen Höhe; die Reliquienschreine im Münster zu Aachen, im Zither zu Quedlinburg, in den Domen zu Köln, Mainz, Osnabrück, Hildesheim u. s. w., die überaus prachtvollen und zahlreichen Reliquaires der französischen Kirchen und Museen

[1]) Abbildungen s. in Lübke's Geschichte der Architektur S. 238 und 259.

sind Zeugnisse der hervorragenden Kunstbildung aus den Goldschmiede-Werkstätten des XI., XII. und XIII. Jahrhunderts, welche noch heute die Bewunderung der Sachverständigen und Gebildeten erwecken.

Auf welche Weise das Bedürfniss für solche Gefässe und Behälter heranwuchs und in welchen Formen wir den Reliquienschreinen in den verschiedenen Abschnitten des Mittelalters begegnen, wollen wir hier in einigen Umrissen darzustellen versuchen und sodann die Beschreibung, sowie mit der Tafel V die Abbildung eines früher in Hallein gewesenen Reliquienschreines geben. In unserer Absicht liegt es, hierbei einige nähere Anhaltspunkte über einen der wichtigsten Bestandtheile des christlichen Cultus zu liefern, welcher in der deutschen Archäologie bisher noch immer nicht die verdiente Aufmerksamkeit gefunden hat [1]).

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche hielt man an der Überzeugung fest, dass die Grabstätte eines Heiligen die würdigste Stelle sei, wo der Altar seinen Platz einnehmen könne; es wurden daher über den Grabstätten der Heiligen Kirchen und Altäre errichtet. Für diese Periode war es desshalb noch nicht nothwendig, an besondere Aufbewahrungsorte der leiblichen Überreste der Heiligen zu denken, sondern es wurden nur die Reliquien der christlichen Glaubenshelden mit dem Baue der Kirche in einen bestimmten Zusammenhang gebracht. Erst später, als anerkannt wurde, dass an keinem Altare die h. Opferhandlung verrichtet werden dürfe, in welchem nicht die Reliquie eines Heiligen aufbewahrt sei, und da bei der immer grösseren Ausdehnung der christlichen Kirchen auch an solchen Orten Kirchen und Altäre nöthig geworden sind, wo sich kein Grab eines Märtyrers befand, war natürlich die Nothwendigkeit vorhanden, Reliquien zu übertragen und in eigenen Kästen und Gefässen aufzubewahren. Dieser Vorgang unterlag zwar sowohl in der griechischen als in der römischen Kirche verschiedenen Anfechtungen; er war aber doch zuletzt nicht mehr zurückzuweisen, da der Glaube an die Wunderkraft der Reliquien tief in den christlichen Gemeinden wurzelte und man den durch Translocation herbeigeführten Missbräuchen mit den Reliquien durch strenge Verbote und Vorsichten begegnet zu haben glaubte [2]). Am frühesten verbreitet war der Gebrauch der Reliquienschreine in der griechischen Kirche, und Byzanz dürfte schon lange im Besitze der kostbarsten Gefässe und Behälter gewesen sein, bevor noch in den nördlicheren Theilen Europa's das Christenthum Wurzel gefasst hatte. Den Luxus und die Pracht dieser Kirchengeräthschaften lernte man in Europa ohne Zweifel gleichfalls erst durch die griechische Kirche kennen und zwar zu der Zeit, als bei uns die Wallfahrten und die Kreuzzüge nach dem gelobten Lande begannen und als nach der Eroberung von Constantinopel eine grosse Zahl von Reliquien aus dem Oriente nach Europa gebracht wurden.

Der Ort, wo die Reliquien mit päpstlichen Beglaubigungsurkunden in besonderen Behältern niedergelegt wurden, war in der Regel der Altar. Es bestand das Gebot, dass sie entweder in der Altarplatte oder vorn unter derselben, wo sich eine länglich-viereckige, gewöhnlich mit einer Marmortafel verschlossene Vertiefung (Reliquiengruft, sepulchrum) befand, aufbewahrt werden sollen. Später, als der Reichthum der Reliquien sich vergrössert hatte, und viele Kirchen mehr Reliquien als Altäre besassen, erhielten auch die Reliquienschreine einen Platz im Heiligthume oder an den Wänden des Chors.

Die Form und Grösse der Reliquienbehälter war sehr verschieden. Was die Form anbelangt, so hatten sie am häufigsten jene von kleinen, länglich-viereckigen Kistchen, oder wenn es sich um die Aufnahme des vollständigen Leichnams eines Heiligen handelte, jene eines sarkophagähnlichen Kastens. Seltener wurden die Reliquien in den hohlen Räumen von Säulen, welche die Altarplatte stützten, noch seltener in jenen von hölzernen Figuren gefunden. Doch ist die Thatsache unbestritten, dass sie darin aufbewahrt wurden, wie Görres in seiner Beschreibung des Blasius-Domes in Braunschweig nachweist, wo in den auf fünf Metallsäulen ruhenden Altären sich Reliquien in den Säulenschäften befanden, und wie aus Caumont's Abécédaire zu ersehen ist, welcher einer vergoldeten hölzernen Statue der heil. Jungfrau mit dem Jesuskinde erwähnt, die, noch gegenwärtig zu Tournus befindlich, auf einem mit Arcaden gewölbten Stuhle sitzt und in deren Rücken sich ein Schrank mit Reliquien befand. Man findet aber auch Reliquienbehälter in der Form kleiner, herzartiger Fläschchen, von Kreuzen, Obelisken, Monstranzen und ovalen Kästen, wie aus Kugler's kleinen Schriften 1. und 2. Band und aus Didron's Annales archéologiques (IV., VIII., IX. und X. Bd.) zu entnehmen ist.

Im XI. und XII. Jahrhundert besassen sie, aus emaillirtem Kupfer oder auch aus Holz gefertigt, welches dann mit Metallplatten belegt war, meist die Form eines Hauses oder einer Capelle mit doppelter Bedachung, mit Bögen und Säulenstellungen im romanischen Style versehen. Das Dach und die Wände waren dann gewöhnlich mit fein gearbeiteten Schmelzwerken — und die Giebelfelder mit der feinsten Filigranarbeit, nach dem Muster byzantinischer Formen geschmückt. An den Wänden dagegen wurden häufig Figuren, wie Christus und die Apostel, oder Scenen aus der Lebensgeschichte und aus dem alten Testamente abgebildet.

---

[1]) Wir kennen aus Kugler's Werken (kleine Schriften, I. u. II.) eine Reihe interessanter Andeutungen und Beschreibungen von Reliquienschreinen in Deutschland, die uns hier auch von wesentlichem Nutzen waren. H. Otte in seinem Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie (III. Aufl., Leipzig 1854) erwähnt derselben nur sehr flüchtig. Den ergiebigsten Stoff zu dieser Darstellung lieferte: Caumont: Abécédaire, Paris 1851. — Didron's Annales archéologiques und Martin et Cahier's Mélanges d'archéologie. Von deutschen Werken haben wir insbesonders auch Fr. Baudry's Organ für christliche Kunst, J. 1853 u. 1854, benützt.

[2]) In der griechischen Kirche war zuerst durch Theodosius den Grossen (368), in der lateinischen Kirche durch Gregor den Grossen (590—604) das Verbot der Reliquien-Translocation aufgestellt. Augusti: Denkwürdigkeiten XIII, 277.

Christus nimmt gewöhnlich allein eine der äussersten Wände ein, die Apostel und Heiligen sind auf den Seitenwänden angebracht. Die aus dieser Periode stammenden Reliquaires sind auch aus Platten von rothem Kupfer gemacht, auf welchem mit dem Grabstichel zahlreiche Vertiefungen ausgegraben und wieder mit Schmelzwerken von verschiedener Farbe ausgefüllt wurden. Wenn das Kupfer auf der Oberfläche erscheint, so ist es goldgelb und zeigt architektonische Verzierungen, den Stängel von Blumen und Heiligenscheine von Figuren. Die Figuren springen basrelief-artig aus der Grundfläche hervor. Bisweilen sind die Köpfe allein vorspringend und der Körper ist nur durch Umrisse angedeutet. — Zu Ende des XII. und XIII. Jahrhunderts nehmen die Reliquienkästen die Form einer Kirche an, mit Strebepfeilern, Zinnen, Bogen und Thürmen; an den Wänden findet man Nischen und die Bogen und Figuren, welche früher in Schmelzwerken dargestellt wurden, werden nun in erhabener Arbeit dargestellt. Anstatt in Email waren nun die Figuren in Bronze, Silber und Gold. Die Reliquienschreine wurden in dieser Periode Meisterwerke der Goldschmiedekunst, an welchen das Schmelzwerk zur Nebensache geworden ist. Das Gebäude selbst ist häufig gekrönt mit einem durchsichtig gearbeiteten Dachstuhle. Die Giebel, Säulen und Bögen, in der Regel im gothischen Style, sind verschwenderisch mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückt. Einen besonderen Schmuck erhielten sie durch eine reiche à jour durchbrochene Bekrönung, die in verschlungenen Thier- und Laubverzierungen die Dachfirste und die beiden Giebelfelder zum Abschlusse brachte. Die Kammverzierungen überragten sodann fünf Krystallkugeln in kunstvollen Einfassungen und sollten die Früchte der guten Werke andeuten [1]). Ebenso reich ist die Ornamentik an den Fussgestellen, die oft mit kleinen Früchten und Kugeln eingefasst wurden. Selbst die Symbolik war an diesen Miniatur-Kirchen vertreten, wie diess an dem Reliquienschreine des heil. Potentien in der Pfarrkirche von Jouarre in Frankreich beobachtet werden kann, wo sich unter den Verzierungsgegenständen einige der Hauptsünden befinden, ein sitzender Affe, wie er eine Frucht verzehrt, eine menschliche Figur zu einem aufblühenden Blumenstängel riechend, ein nacktes Weib, das sich niederkauernd, mit dem Finger ein Zeichen gibt, Vögel mit Menschenköpfen und andere phantastische Thiere [2]). Die Motive der Darstellungen waren auf den Reliquenschreinen des XIII. Jahrhunderts dieselben, wie zwei Jahrhunderte früher. Auf der Bedachung war in Pinälen aus Silberblech das Leben und die Thaten, der Tugendkampf des Heiligen, dessen Gebeine der Schrein umschloss, in getriebenen Basreliefstücken zur Anschauung gebracht. An den vier perpendiculären Seiten der Schreine war gewöhnlich die Belohnung, die Apotheose des Heiligen dargestellt. An dem einen Vordertheil, der in Giebelform endigt, sass Christus auf dem Throne. Die Rechte segnete, die Linke hielt das Evangelienbuch oder es war in seinen Händen auch die Weltkugel. Zwischen den mit Säulchen umgebenen Langseiten des Schreines wurden gewöhnlich die zwölf Apostel oder auch andere Heilige in ciselirten Stand- oder Brustbildern en relief aufgestellt. Oberhalb dieser Säulchen, und zwar in dem Falle, wenn sich Bogen darauf stützen, konnte man auch in Rundbogenverzierungen die symbolischen Thiergestalten der vier Evangelisten erblicken. Dort, wo auf den Säulen nur Architrave ruhten, waren diese reich ornamentirt.

Die Reliquienschreine der späteren Zeit weisen, soviel uns bekannt ist, in der Hauptform keine bedeutende Veränderung auf. Vorherrschend war bei jenen Behältern, welche die Form von Kirchen und Capellen erhielten, ohne Zweifel der gothische, und nur die Ornamentik sowie überhaupt die äussere Ausschmückung dürfte nun auch jenen Charakter angenommen haben, der im Allgemeinen in den Baustylen des XIV. und XV. Jahrhunderts anzutreffen ist. Mit Bestimmtheit jedoch sich darüber auszusprechen, setzt die Kenntniss einer Reihe von Beispielen aus jener Periode und ein tieferes Eindringen in die Entwicklung der Goldschmiedekunst in Frankreich, Deutschland und Italien voraus, in welch letzterer Beziehung uns jedoch in diesem Augenblicke kein gründliches und erschöpfendes Werk zu Gebote steht. Soviel ist indess bekannt, dass nach dem XIV. Jahrhundert die Reliquienschreine nicht mehr in so grosser Zahl angefertigt wurden, wie in früherer Zeit, oder dass so bedeutende Summen darauf verwendet wurden, um etwa, wie diess wenigstens in Frankreich der Fall war, durch den Besitz von solchen Reliquenschreinen den Eifer zur Wiedererbauung von Kathedralen und zur Stiftung von Klöstern zu beleben [1]).

Nach dem XV. Jahrhundert hatte auch der Reliquienculus, wie bekannt, viel an Bedeutung verloren. Es war eine Epoche gekommen, in welcher — wenigstens in Deutschland — viel der Zerstörung und Verwüstung preisgegeben, und der katholischen Kirche mehr an Kunstschätzen genommen als zugewendet wurde. Und im XVII. Jahrhundert war das Verständniss für die Bedeutung von Reliquienschreinen so tief gesunken, dass man bei Restaurationen und Umarbeitungen die widersinnigsten Gegenstände in Anwendung brachte. So geschah es bei dem Reliquienschreine der heil. Genovefa in Paris, welcher aus dem VII. Jahrhundert herrührte, im XIII. Jahrhundert überarbeitet und im XVII. Jahrhundert dann reparirt wurde, dass man auf einem Steine den Mutius Scävola, wie er seine Hand verbrennt, auf einem zweiten Steine einen Ganymed, wie er von dem Adler des Jupiter emporgetragen wird, und auf anderen Schreinen Venus, Amor u. s. w. fand [2]).

[1]) Didron, Annales archéologiques, VIII, 295.
[2]) Fr. Baudri's Organ für christl. Kunst. J. 1853, S. 131.

[1]) Didron, Annales archéologiques, VIII, 295.
[2]) Didron, Annales archéologiques, IV, 261.

Was die Grösse der Reliquienschreine betrifft, so war auch diese sehr verschieden und zum Theile abhängig von dem Umfange der in Frage stehenden Gegenstände der Verehrung. Man besass Reliquienbehälter in der Form kleiner Fläschchen oder auch von Kapseln, welche dann in Holz oder Elfenbein, mit Bemalungen und kostbaren Schnitzarbeiten gearbeitet waren. Zuweilen finden sich auch kleine Reliquienkästchen in Seide mit Ornamentstickereien, in Form einer kleinen viereckigen Lade und einem dachförmigen Deckel, welche häufig nicht grösser, ja selbst kleiner als ein Fuss in der Höhe und Länge waren und entweder in der erwähnten Vertiefung des Altars oder wieder in grösseren Reliquienschränken verwahrt wurden. Die grössten Reliquaires hatten eine Länge von sechs Fuss und eine Höhe von drei Fuss.

Der älteste uns bekannte Reliquienschrein ist jener der heil. Genovefa in Paris, welcher, wie schon bemerkt wurde, ursprünglich aus dem VII. Jahrhundert herrührt und von dem heil. Aloisius angefertigt sein soll. Die meisten, welche noch gegenwärtig in den verschiedensten Kirchen Frankreichs und Deutschlands vorhanden sind, gehören dem XI., XII. und XIII. Jahrhundert an.

Zu den vorzüglichsten Reliquienschätzen in Deutschland gehören jene des Domes zu Aachen aus dem XIII. Jahrhundert und darunter insbesonders jener Karl d. G., der Sarkophag der heil. drei Könige im Dome zu Köln, mit 226 antiken Gemmen und getriebenen Reliefiguren, mit Reliquiarien in St. Maria und St. Ursula, dann im Walraff'schen Museum zu Köln, in den Kirchen zu Deutz, Siegburg und Sayn, ferner in den Domen zu Mainz, Kaiserswerth, Quedlinburg, Soest, Hildesheim, Marburg u. s. w. Was in Österreich an hervorragenden Reliquienschreinen vorhanden ist, darüber fehlen bisher noch alle Anhaltspunkte, da denselben bisher — wenigstens von kunstgeschichtlichem Standpunkte aus — noch gar keine Aufmerksamkeit zugewendet wurde, und wir können nicht annehmen, dass sich unter den zahlreichen Kirchenschätzen Österreichs nicht auch eine Reihe solcher interessanter Erzeugnisse der Bildnerei befinden [1]). Wir werden es daher mit Dank anerkennen, wenn wir durch die Aufmerksamkeit der k. k. Conservatoren und durch andere Kunstfreunde in die Lage gesetzt werden, in diesen Blättern mit Beschreibungen und Abbildungen interessanter Reliquienbehälter in der Kunstgeschichte des Kaiserstaates eine sehr empfindliche Lücke auszufüllen.

Gegenwärtig sind wir, wie Eingangs erwähnt wurde, in der Lage, die Beschreibung und Abbildung eines aus Österreich stammenden Reliquienschreines bieten zu können. Herr Petzold, Maler in Salzburg, übersandte nämlich vor Kurzem der k. k. Central-Commission einen Aufsatz, betitelt: „Alterthümer in der Salinenstadt Hallein", worin sich die Beschreibung und Abbildung eines Reliquienschreines befindet, welcher noch bis zum Jahre 1826 in der Stadtpfarrkirche aufbewahrt, dann nach Salzburg verkauft und von dort im J. 1837 für das k. k. Lustschloss Laxenburg angekauft wurde. Die Beschreibung dieses Reliquienschreines ist nach den Angaben des Herrn Petzold der Hauptsache nach folgende:

„Dieses kunstvoll gezierte Behältniss war grossentheils aus hartem, dunklem Holze und abwechselnd mit Elfenbein und emaillirter Bronze eingelegt. Nach rückwärts hatte es die Form einer länglichen Truhe, die aber an der vordern Langseite mit drei gleich hohen Giebeln verziert war und die Form eines Tryticons bildete.

Die Truhe mass 2 Schuh in der Länge, 15 Zoll in der Höhe und 11 Zoll in der Tiefe. Fünf ihrer Wände waren nur von hartem Holze und ganz glatt, während die Hauptgliederung der Wand mit den drei durchbrochenen Giebeln aus gegossener Bronze war, welches mit den tieferen Kehlungen mit Email hie und da im Charakter des Opus alexandrinum, anderwärts mit grünem Laubwerk auf goldenem Grunde verziert war. Nach diesen liess Maler Joh. Wurzer in Salzburg die beiden beschädigten ausbessern und die Emailfarben nur mit Lasurfarbe auf silberner oder goldener Unterlage ersetzen; denn von den drei Giebeln, die über der Truhe aufstiegen, war nur einer ganz wohl erhalten. In dem durchbrochenen Dreiecke der Giebeln war je eine reich verschlungene, runde Rose aus Elfenbein, deren Hauptdurchbrechung die Kreuzform sehen liess. Stufenartig waren auf bronzenem Rücken des Giebels abwechselndes Laubwerk aus Elfenbein angefügt. Eine der obersten blumigen Knorren, ebenfalls aus Bein, an der Spitze des Giebels liess ersehen, dass darauf zweifelsohne ein Figürchen gestanden habe. Die Rahmen der drei Quadratfelder unter den Giebeln waren aus massiver Bronze, oben war ein Segment-Bogen eingesetzt, unter dem sich nur in den beiden Füllungen zur Rechten und zur Linken je drei elfenbeinerne Bögen auf gewundenen bronzenen Säulchen mit abwechselnden Capitälchen und Schäften gestützt, anreihten. Auf dem einen bronzenen mit blumigem Ornamente verzierten Hintergrunde dieser Bögen waren, mehr oder minder wohl erhalten, sechs heilige Bischöfe, weiss mit faltenreicher Casula angethan, deren Namen in kleiner Mönchsschrift auf der Fussplatte ciselirt war. Fünf solcher Namen waren leserlich und hiessen: S. Amandus, S. Roudpertus, S. Vitalis, S. Beno und S. Appolinares. Von dem am sechsten Fussgestell ursprüglich angebrachten Namen waren nur die Buchstaben S. V. zu erkennen. Die Farbe der Casula war durchgehends weiss, mit goldenen Säumen. Die Köpfe sämmtlich bartlos und ziemlich in der Physiognomie einander ähnlich. Die Infuln und Handschuhe wechselten in der Farbe. Der ungenannte Bischof hatte, zum Unterschiede von den andern kein römisches, sondern ein doppelt gekrümmtes, griechisches Pastoral, ungeachtet er eine den andern ähnliche Infel trug.

Das mittlere Feld war durch ausnehmend reiche Kehlung des Bronzerahmens und seiner emaillirten Verzierung

[1]) Beispielsweise weisen wir auf die Reliquienschreine der St. Veitskirche in Prag und von Kloster-Neuburg bei Wien hin.

hervorgehoben. In der tiefsten Kehlung war eine reliefe knospenreiche Ornamentik aus filigraner Bronze angebracht, woran Spuren von eingesetzten Edelsteinen waren. Anstatt der drei Bögen der Nebenfelder war ein bronzenes Gitter mit mandelartiger Kreuzung vegetabilen Gerankes. In Mitte einer jeden Mandelform waren stets drei Mondessicheln angebracht. Gegen links zeigten sich Spuren eines Schlosses. Das Gitter bewegte sich in zwei Angeln, wovon eine nach oben, die andere nach unten die Spitze kehrte. Sowie bei den Feldern das Fussgestell der Bögen die Namen der Bischöfe aufnahm, so war hier auf Goldgrund das letzte Abendmahl, aus Elfenbein geschnitzt, dargestellt. Christus sass frei in der Mitte, auf seinem Schoosse den Kelch und darüber das Brot haltend. Unter seinem Kleide am Boden waren ausströmende Wolkenformen angedeutet. Rechts und links schlossen sich die Apostel an, von denen aber nur die Brustbilder zu sehen waren, da der reich gedeckte Tisch den übrigen Theil ihres Körpers verdeckte; die Köpfe waren ausdrucksvoller, als jene der emaillirten Bischöfe.

Ungeachtet der kleinen Dimension zeichnete sich besonders der Kopf des zur Rechten des Heilands sitzenden Johannes aus; die Gewandung zeigte durchgehends byzantinische Motive. Petrus machte Miene aufzustehen. Am äussersten linken Ende sass Judas, abgekehrt, mit beiden Händen seine Haare fassend. Am hängenden Theile des Tischtuches gegen Rechts waren die Buchstaben O-VS-DEVO-I-BE..... eingeschnitten; ein Raum gegen die Ecke von beiläufig 5 bis 6 Buchstaben war ausgefallen. Ist auch mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, dass die ersten Worte für opus devoti zu lesen sind, so ist das dritte Wort, gewiss der Name des frommen Künstlers, schwer zu erörtern [1]).

Aus dieser Beschreibung wie auch aus der Abbildung der Hauptansicht dürfte zu ersehen sein, dass dieser Reliquienschrein einer der interessanteren mittelalterlichen Denkmale dieser Gattung war und eine sorgfältigere Aufbewahrung verdient hätte, als ihm wirklich zu Theil geworden ist. Denn wiewohl der erwähnte Reliquienschrein für das kais. Lustschloss Laxenburg angekauft wurde, so soll derselbe doch nicht an den Ort seiner Bestimmung gelangt, sondern wieder in andere unbekannte Hände gekommen sein. Einen ungleich höhern Werth würde er allerdings haben, wenn derselbe noch in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden und nicht in einzelnen Theilen so vernachlässigt gewesen wäre. Wir wollen jedoch gerne glauben, dass die vorgenommenen Reparaturen den Eindruck des Ganzen nicht beeinträchtigt haben. Auf eine Bestimmung des Zeitpunktes seiner Entstehung einzugehen, ist in diesem Falle, wo das Kunstobject selbst nicht vorhanden ist, sehr schwierig. So viel geht übrigens aus der vorliegenden Abbildung hervor, dass er den ältesten Behältern angehörig, ursprünglich im romanischen Style gearbeitet und später durch gothische Giebelverzierungen bereichert wurde.

Zu den Reliquienschreinen im Allgemeinen haben wir noch zu bemerken, dass sie vorzüglich in den Hauptsitzen der Emailmalerei und Goldschmiedekunst des Mittelalters, in Limousin und Limoges, später auch in Köln, Nürnberg und Augsburg angefertigt wurden. Ursprünglich in Byzanz heimisch, nahmen diese Kunsthandwerke ihren Weg nach Venedig, von dort nach Frankreich und Deutschland und es kann schwer geläugnet werden, dass noch im XIII. Jahrhundert stark byzantinische Einflüsse auf die Ausbildung der erwähnten Kunstzweige sich geltend gemacht haben. Springer [1]) wenigstens hält bei zwei Gattungen der Emailmalerei, bei den émaux de niellure (Ausfüllung der vertieften Umrisse durch einen schwarzen Schmelz) und den émaux cloisonnés (Zwischenfäden aus Gold zwischen den Farben), welche in Limousin vorzugsweise gepflegt wurden, das byzantinische Vorbild für unbestreitbar. Den grössten Namen erwarb sich Limoges in Email und Schmelzarbeiten und viele kleinere Reliquienbehälter, die unter dem Namen domus, arcula, casa heute noch zahlreich in den Schatzkammern der Kathedralkirchen und in Privatsammlungen sich vorfinden, sollen aus diesen Werkstätten hervorgegangen sein [2]). Ob auch in Deutschland während des XIII. Jahrhunderts Werkstätten der Email- und Schmelzkunst bestanden, darüber fehlt es bis jetzt noch an Beweismitteln. Die Franzosen behaupten, dass Limoges und Limousin die Hauptstapelplätze des Mittelalters für derlei Arbeiten gewesen seien, und ausser diesen Städten beinahe nirgend solche Werkstätten bestanden haben. M. de Laborde bezeichnet in seinem Werke über die Emails in der Gallerie des Louvre sogar die Anfertigung dieser Arbeiten als ein fast unbedingtes Monopol von Limoges. Kugler dagegen [3]) bestreitet diese Ansicht mit Hinblick auf die am Rhein befindlichen Denkmale dieser Gattung, ohne jedoch, wie er selbst eingesteht, einen

[1]) Sollte er etwa BERTRAMVS geheissen haben, ein Name, der auf einem noch vorhandenen 5 Schuh langen Löwen aus weissem Marmor, in leider eben nicht geschütztem Zustande im Hofraume des gräfl. Künburg'schen Hauses in Salzburg, eingemeiselt ist? Alsdann bekämen die oft wiederholten drei Mondessicheln am Bronzegitter des Reliquienschreines auch eine entschiedene Geltung, indem sie nach Dücker's Chronik als Wappen des Erzbischofes Dietmar II. angesehen werden dürften, der von 1025 bis 1041 regierte. Anderseits möchte ich mit Bestimmtheit jenen Löwen zu Salzburg, der in seinen Pratzen eine Tafel mit der Inschrift hält: „Haec celatura F. Bertami provida cura est expressa satis decus. Hunc conjugi boatis.", für die Stütze einer Säule an der von Kaiser Heinrich II. am Salzburger Münster erbauten, sogenannten „gold'nen Pforte" halten, da am Rücken dieses Thieres noch die Öffnung von der Einlassung der Säule zu sehen ist. Dass jene Pforte ein derartiges auf Löwen gestütztes Portal zu jener Zeit gehabt habe, hierüber möge man sich aus meiner Copie nach einer alten Handzeichnung, den Münster zu Salzburg zur Zeit Kaiser Heinrich's II. vorstellend, im Museum Carolino-Augusteum aufbewahrt, veröffentlicht in meiner Schilderung mittelalterlicher salzburgischer Alterthümer (40 Blätter, bei Schön et Neumüller in Salzburg), Überzeugung holen. Petzold.

[1]) Handbuch der Kunstgeschichte, Stuttgart 1855, 195.

[2]) Baudri's Organ für christliche Kunst, Jahrg. 1853, 183.

[3]) Kleine Schriften, II, 707.

befriedigenden Nachweis für den Ursprung der von den Limousiner Arbeiten verschiedenen Emails in Deutschland beibringen zu können.

Zum Schlusse wollen wir noch erwähnen, dass die Reliquienschreine auch aus dem Grunde zu den wesentlichsten Bestandtheilen der katholischen Kirchen gezählt werden müssen, weil sie nicht allein bei Prozessionen häufig herumgetragen wurden, sondern auch bei Eidschwüren in Anwendung waren. Im Mittelalter wurden nämlich Eide nur in der Kirche ante altarem und zwar auf Reliquien abgenommen, und es geschah dann die Ablegung derselben unter den grössten Feierlichkeiten. In Frankreich hatten sich die Eidschwüre auf Reliquien bis zur französischen Revolution erhalten [1]), und die Licentiaten der Pariser Universität pflegten den Eid bis zu dieser Zeit auf den Altar und die Reliquien des heil. Dionysius abzulegen.

Baudenkmale im Kreise u./d. Wiener-Walde.

Von Ed. Freiherrn v. Sacken.

I.

Überreste romanischen Styles.

Die Denkmale des romanischen Baustyls, welcher vom zehnten bis gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fast über die ganze damalige civilisirte christliche Welt in derselben Weise verbreitet war und in Deutschland seine vorzügliche Ausbildung erhielt, haben wegen ihres Reichthums an Detailformen und ihrer tief-symbolischen, mitunter räthselhaften Sculpturen ein besonderes Interesse. Wie sich überhaupt der Charakter und Geist einer geschichtlichen Epoche in der Architektur vorzugsweise ausspricht, so ist es auch hier der Fall, und die Zeit, mit welcher der romanische Baustyl im Zusammenhange steht, — die Zeit der Kreuzzüge, der grossen hohenstaufischen Kaiser, des blühendsten Ritterthums und des hohen Aufschwunges der deutschen Macht und Nationalität, gehört unstreitig zu den wichtigsten und anziehendsten der deutschen Geschichte. Die neueren archäologischen Forschungen haben sich daher vorzugsweise mit dem detaillirten Eingehen in den Charakter der romanischen Bauweise beschäftigt und eine grosse Menge solcher Denkmale bekannt gemacht. Die in Österreich befindlichen Überreste sind aber bei weitem nicht genug bekannt und gewürdigt, und doch sind fast alle Theile unserer Monarchie sehr reich daran. Es ist gewiss auffallend, dass im Kreise u./d. Wiener-Wald allein noch 36 mehr oder weniger bedeutende Baureste aus dieser Epoche erhalten sind, trotz der vielfachen Kriegsunfälle, besonders der zerstörenden Invasionen der Türken. Die Denkmale des sogenannten Übergangsstyles, — des romanischen mit Anwendung von Spitzbogen, — zu Anfang des XIII. Jahrhunderts sind dabei mitgerechnet und im Folgenden unter Einem behandelt, da sich wegen des Ineinanderschmelzens beider Gattungen und der entschiedenen Detailbildung, welche der Übergangsstyl vom rein romanischen beibehielt, schwer eine so scharfe Trennung machen lässt.

Deutsch-Altenburg. Das Schiff der Kirche von einer flach gedeckten Pfeilerbasilica mit niedrigeren Abseiten. Die viereckten Pfeiler mit Blattcapitälen und hohen Decksimsen, durch Rundbogen verbunden. Fenster des Mittelschiffes und Thüren rundbogig, unter dem Dachsimse ein Rundbogenfries. Im Jahre 1213 erbaut. (Der Chor und der Thurm sind im schönsten gothischen Syle.)

Die Rundcapelle neben der Kirche mit halbkreisförmiger Apsis (eine Todtencapelle), ebenfalls aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts, aussen Halbsäulen, unter dem Dachsimse der Apsis auch Rundbogenfries und Zahnschnittverzierung. Der Eingang mit acht überaus zierlichen Säulchen, welche reich mit Zügen und romanischem Blattwerk verzierte Capitäle haben; unter der Capelle eine Gruft [2]).

Aspang (Unter-). An der Kirche eine halbrunde Altarvorlage; Fuss- und Dachgesimse zeigen die Gliederung der romanischen Bauweise. Modernisirt.

Die Rundcapelle neben der Kirche ebenfalls mit halbrunder Apsis, welche im Innern eine Halbkuppel bildet. Ganz einfach und ohne Zierwerk. Wahrscheinlich aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts.

Berchtholdsdorf. Ein Gemach im oberen Stockwerke der an die Kirche anstossenden Burg hat ein durch eine Säule untertheiltes Rundbogenfenster. Die vier Tragsteine, auf welche die breiten Gewölbgurten aufsetzen, zeigen die romanische Gliederung und Verzierungsweise.

Bruck an der Leitha. Der mächtige viereckte Wartthurm, aus Buckelquadern erbaut, ist kein römisches, sondern früh-mittelalterliches Bauwerk, wie die Fenster beweisen; auf den Quadern findet man viele Steinmetzzeichen.

St. Egiden auf dem Steinfelde. Die viereckige modernisirte Kirche zeigt einige Überreste romanischer Bauart; am Chore sind zwei phantastische Thierfiguren aus dem XII. Jahrhundert eingemauert.

Emmerberg (Burg). Die Schlosscapelle ein ehemals flach gedeckter viereckiger Raum mit quadratischer Apsis; an letzterer ein rundbogiges Fenster. An der Nordwand der Capelle Reste alter Fresken im Style des XIII. Jahrhunderts [3]).

---

[1]) Organ für christliche Kunst, Jahrg. 1854, 54.

[2]) Näheres darüber: Sacken in den Sitzungsber. der philos.-histor. Cl. der kais. Akademie der Wissenschaften, IX. Bd., S. 768.

[3]) S. Scheiger in Hormayr's Archiv, Jahrg. 1826, Nr. 1.

Hainburg. Rundcapelle, neben welcher die ehemalige Pfarrkirche stand, mit Halbsäulen und Rundbogenfenstern an der Apsis, aus Quadern bei 7 Fuss Mauerdicke erbaut. Aus dem XII. Jahrhundert.

Das Wiener-Thor, aus Buckelquadern mit zwei halbrunden, vorspringenden Thürmen, zwischen denselben das spitzbogige Thor, zu beiden Seiten desselben gleichzeitige Figuren auf Consolen; die Gewölbe im kleinen Durchgange durch den einen Thurm spitzbogig, mit starken Rippen. Wahrscheinlich aus dem Ende des XII. Jahrhunderts.

Das Ungerthor, ein mächtiger, viereckiger Thurm aus Buckelquadern, das Thor im gedrückten Spitzbogen.

Der Thurm der Schlossruine mit einem spitzbogigen Kreuzgewölbe, dessen Rippen auf Blattconsolen ruhen, und einem Fenster mit einer Säule, welche eine attische Basis und abgestumpftes Würfelcapitäl hat [1]).

Heiligenkreuz. Das Schiff der Stiftskirche um 1150 erbaut mit schmalen niedrigen Abseiten, fünf viereckigen, durch Rundbogen verbundenen Pfeilern auf jeder Seite; die Dienste für die breiten Gurten der rundbogigen Kreuzgewölbe stehen auf wulstigen Consolen. Aussen am Mittelschiffe und am Giebel der schönen Façade der Rundbogenfries. Die spitzbogigen Portale mit Säulen in den Anschlagsmauern sind wahrscheinlich aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts. (Der Chor ist ein gothischer Bau aus dem XV. Jahrhundert.)

Der Kreuzgang zeigt zwar in seiner Gewölbeconstruction den Spitzbogen, aber die meist runden Arcadenbogen, die Säulchen, welche dieselben bilden, mit ihren Blattcapitälen und attischen Basen, die Rundfenster über den Arcadenbogen und alle Details haben die Formen des spät-romanischen Baustyles, — er ist im blühendsten Übergangsstyle (um 1215) erbaut und ein herrliches Denkmal desselben; ebenso das Capitelhaus, dessen breitleibige Spitzbogengurte von vier achteckigen, in's Quadrat gestellten Pfeilern mit Blattcapitälen getragen werden, und die beiden Dormitoren, ebenfalls schon im Spitzbogen construirt bei romanischer Gliederung; das untere Schlafhaus hat 10 runde, in zwei Reihen stehende Pfeiler, das obere 20 von achteckiger Gestalt, alle ohne Capitäl [2]).

Henersdorf. Die Aussenseite der Kirche zeigt die ältesten romanischen Bauformen: schwerfällige Halbsäulen mit plumpen Blatt- und Würfelcapitälen, darüber Rundbogen- und Würfelfries. Auf die flach geschlossene Apsis wurde der gothische Thurm gebaut. Im Innern ist die Kirche ganz modernisirt.

Himberg. Das Schiff der Kirche mit einer Abseite, welche durch eine halbrunde Apsis geschlossen ist, aus dem XII. Jahrhundert. Am Hauptschiffe aussen ein ungegliederter Rundbogenfries mit herablaufenden Halbsäulen, welche abgestumpfte Würfelcapitäle haben, an der Abseite mit ihrer Altarnische ein reich gegliederter Rundbogenfries. — Der Chor aus dem XV. Jahrhundert. — Das Innere modernisirt.

Klosterneuburg. Die Westfaçade der Stiftskirche zeigt im rundbogigen Portale mit plumpen Säulen, welche Würfelcapitäle mit eingegrabenen Ornamenten haben, den hinaufsteigenden Halbsäulenbündeln und Stücken von Würfelfries, Reste des ältesten Baues zu Anfang des XII. Jahrhunderts. Auch das Querschiff und ein Theil des Chores sind aus dieser Zeit. Der herrliche Kreuzgang mit seinen reichen Gliederungen und Spitzbogengewölben ist mit Ausnahme der Ostseite, wo die Details noch die romanische Bildung zeigen, mehr ein frühgothisches, als ein romanisches Bauwerk zu nennen [1]).

Kirling. Die halbkreisförmige Apsis der einfachen Kirche mit hohem Fussgesimse und Halbsäulen, welche attische Basen mit knolligen Eckblättern haben und die Umfassungsmauern des Schiffes sind ohne Zweifel aus dem XII. Jahrhundert.

Lichtenstein (Burg). Der untere Quaderbau des Hochschlosses mit der Capelle, welche aus einem rundbogigen Kreuzgewölbe, dessen breite Gurten auf Ecksäulen ruhen, besteht, mit kleiner Altarnische, gehört der romanischen Epoche an. Aussen sieht man den Rundbogenfries mit Halbsäulen, darüber die Würfelverzierung. Die schmalen Rundbogenfenster von Wulsten auf Basen eingefasst.

Margarethen am Moos. Das Schiff der Kirche aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts. Die Rippen der im gedrückten Spitzbogen geführten Gewölbe ruhen auf Halbsäulen mit Schneckencapitälen; auch die von zwei halbkreisförmigen Scheidbogen begränzte Halle unter dem Thurme ist aus dier Zeit.

Die Johannescapelle daneben, ein oblonger Raum mit einem schönen Arcaden-Fenster mit 5 Spitzbogen, welche von Säulchen mit Schneckencapitälen und ähnlichen Basen getragen werden. Die Bogen sind diamantirt, zwischen ihnen romanische Blattverzierungen.

Mödling. Rundcapelle neben der Othmarskirche (jetzt Glockenthurm), mit halbkreisförmiger Apsis, Halbsäulen und Rundbogenfries, dessen Schenkel abwechselnd in Lilien ausgehen, darüber die Zahnschnittverzierung. Das rundbogige Portal hatte Säulen und reich verzierte Bogenfriese [2]). Unter der Capelle eine Gruft.

Neustadt. Das Schiff und die Thürme des Domes vom ersten Baue um 1200. Bei Spitzbogenconstruction der Gewölbe mit breiten Gurten sind Fenster und Thüren rundbogig, die Gliederung der Pfeilergesimse, die Capitäle der Dienste entschieden romanisch; aussen Rundbogen- oder gedrückter Spitzbogenfries. Das südliche Portal herrlich.

---

[1]) Über die Monumente von Hainburg s. Sacken, die röm. Stadt Carnuntum etc. in den Sitzungsber. der philos.-hist. Cl. der kais. Akademie, IX, S. 780.

[2]) Vgl. Primisser, Reisenachrichten in einigen Abteien etc. in Hormayr's Archiv 1822.

[1]) Abbildungen: Ernst und Oseher, Baudenkmale des Mittelalters im Erzherzogthume Österreich, I.—III. Heft. Primisser a. a. O.

[2]) Primisser a. a. O.

mit reichem Stabwerk, Zickzack u. dgl. in den Bogenfriesen und zwischen den Säulen; die Capitäle von höchster Schönheit. Die viereckigen Thürme sind etwas jünger.

Die achteckige Grabcapelle daneben mit Giebeln über den Seiten, halbkreisrunder Apsis und einem Blattfriese unter dem Dachsimse derselben (das gothische Schiff ist ein späterer Zubau) ebenfalls aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts. Die Fenster rundbogig.

Das Thor des Hauses Nr. 225 hat vier Säulen mit ringartigem Capitälabschluss, darüber vier Wulste im gedrückten Spitzbogen, zwischen denselben Zickzackverzierung.

Petronell. Die Pfarrkirche von rein romanischer Bauart, einschiffig mit quadratischem Chor, aussen mit Halbsäulen und Rundbogenfries, innen mit einem rundbogigen Kreuzgewölbe bedeckt, dessen breite Gurte von Ecksäulen getragen werden. Am viereckigen Thurm auch der Rundbogenfries.

Die Johanniscapelle, eine Rotunde mit halbkreisförmiger Apsis von alten romanischen Bauformen; der rundbogige Eingang hat auf jeder Seite 4 Halbsäulen mit Eckblättern an den Basen und cannelirten oder gewürfelten Capitälen. Ein Gang in der Mauerdicke führte auf das (fehlende) Kuppelgewölbe [1]). Aus dem Anfang des XII. Jahrhunderts.

Pottendorf. Die drei Schlossthürme aus Buckelquadern gehören dem frühen Mittelalter an; sie sind von quadratischer Grundform. Der viereckige Thurm der Capelle hat rundbogige Fenster, deren jedes durch eine Säule untertheilt war.

Regelsbrunn. Halbrunde Altarvorlage mit Rundbogenfries und Halbsäulen, ein Überrest der alten Kirche.

Scheiblingkirchen. Rotunde von 1189 mit halbrunder Apsis; aussen Halbsäulen mit Würfelknäueln, im Innern ein rundbogiges Kreuzgewölbe mit breitleibigen, auf Tragsteinen ruhenden Gurten, die Altarnische mit einer Halbkuppel [2]).

Solenau. Am viereckigen Kirchthurme der Rundbogenfries, dessen Schenkel Lilienenden haben (wie in Mödling), ohne Zweifel aus der Babenberger Zeit. Ein Relief aus derselben Zeit stellt den heil. Laurentius auf dem Roste dar, eine rohe Arbeit.

Starhemberg. Die sehr ausgedehnte, höchst interessante Burgruine zeigt an mehreren Theilen romanische Bauformen, so ein Gemach mit Rundbogenfenster und Rundbogenfries und der runde, geborstene Thurm, der in seinem untern Raume eine Rundcapelle mit halbkreisförmiger Altarvorlage enthält, in derselben die Überreste des steinernen Altares [1]). Auch findet man viele Steinmetzzeichen

Thernberg. Romanische Kirche, einschiffig, aussen Halbsäulen mit hohen Basen, an der halbrunden Apsis auch ein Rundbogenfries. Im Innern ist noch ein rundbogiges Kreuzgewölbe erhalten, die bandartigen Gurte ruhen auf Ecksäulen mit Blatt- und Würfelcapitälen. Das zweite Gewölbe des Schiffes wurde in neuerer Zeit erhöht und der Eingang durch die Apsis ausgebrochen [2]).

Weigelsdorf. Die kleine aus Quadern gebaute Kirche hat stark eingezogene Rundbogenfenster, an der südlichen Abseite eine halbkreisförmige Altarvorlage; auch sind noch Theile des alten Gesimses und Fragmente einiger Sculpturen (Thiergestalten) erhalten.

Wien. St. Johann am Alserbache. Der Thurm, dessen rundbogige Schallöcher durch eine Säule mit abgestumpftem Würfelknauf und attischer Basis untertheilt sind, stammt dem Baue nach aus dem XII. Jahrhundert.

Die Westfaçade des St. Stephansdomes mit dem herrlichen Portale ist ein Rest des ersten Baues in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts; die schwerfälligen Halbsäulenbündel, die Rundfenster und Friese, das rundbogige Portal, dessen Säulen prachtvolle Capitäle haben und an den Schäften, wie auch die Bogenfriese schönes Stab-, Gitter- und Flechtwerk zeigen, endlich die Sculpturen der Apostel über den Säulen und des segnenden Christus im Bogenfelde stimmen damit überein [3]). Die Thürme an der Façade mit Spitzbogenfenstern um 1260 gebaut.

Das Schiff und Querschiff der Kirche St. Michael im schönsten Übergangsstyle, die Construction spitzbogig, die reichen Details, Capitäle der Halbsäulen u. s. w. romanisch; die Fenster rundbogig. Abseiten niedriger als das sehr hohe Mittelschiff. Unter Leopold VII. um 1220 gebaut.

Wildungsmauer. Die kleine Kirche ein massiver Quaderbau mit flach geschlossenem Chor, einschiffig, aussen reicher Rundbogenfries, im Innern mit rundbogigen Kreuzgewölben.

---

[1]) Sacken, die römische Stadt Carnuntum a. a. O. S. 760.

[2]) Vgl. Feil in den Berichten des Alterthums-Vereins in Wien. I, S. 44. — Scheiger in Hormayr's Archiv 1823, S. 443.

[1]) Scheiger in Hormayr's Archiv 1826, S. 20.

[2]) Feil im I. Bande der Berichte des Alterthums-Vereins in Wien, S. 288.

[3]) Vgl. Tschischka, die Metropolitankirche zu St. Stephan, Wien 1843, und darüber die Recension von J. Feil in Schmidl's österr. Blättern für Lit. und Kunst 1844, Nr. 18. — Tschischka, der St. Stephansdom in Wien und seine alten Denkmäler der Kunst in 45 Tafeln von Wilder, Wien 1832. — Melly, das Westportal des Domes zu Wien. — Lichnowsky, Denkm. der Bauk. und Bildnerei des M. A. in Österr., gez. von J. Fischer, 1817.

Decennal-Aufzeichnung der archäologischen Funde in Siebenbürgen vom Jahre 1845 bis 1855.

(Ein Beitrag zu den „Beiträgen einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie des J. G. Seidl.“)

Von M. J. Ackner, Correspondenten der k. k. Central-Commission zu Hamersdorf in Siebenbürgen.

Vor zehn Jahren verfertigte ich aus meinem Tagebuche über die in dem zunächst verflossenen Zeitraume vom Jahre 1835 bis 1845 neu entdeckten und mir bekannt gewordenen vaterländisch archäologischen Gegenstände einen Auszug und übergab ihn zu beliebigem Gebrauche unserm Ausschusse des Vereines für siebenbürgische Landeskunde, welcher denselben erst im IV. Bande, 1. Heft 1850, des Vereins-Archives öffentlich herausgab. Inzwischen geht wieder ein Decennium zu Ende. Die während dieser zehn Jahre entdeckten alterthümlichen Gegenstände und einige, dieselben betreffenden Ereignisse und Thatsachen habe ich nach der Zeitfolge ihrer Entdeckung und ihres Bekanntwerdens, nach dem beschränkten Standpunkte eines Privatmannes, möglichst genau aufzunehmen mich bemüht. Leider müssen wir hierbei auch Zerstörungen und unersetzliche Verluste früher entdeckter historisch wichtiger Gegenstände beklagen. Was neu entdeckt, was theilweise wieder zerstört worden ist, wollen wir im Nachfolgenden kurz bezeichnen.

1845.

Zuvörderst muss ich die Funde bemerken, welche in meiner nächsten Umgebung, im Orte meines zeitlichen Aufenthaltes, des freundlichen Hamersdorf [1]), vorgekommen, woselbst ich gleichsam zum stets wachen Aufseher über die von Zeit zu Zeit zufällig erscheinenden Alterthümer mich berufen glaube. Hier besitze und behaupte ich mein Fossilien- und Antiken-Monopol. Jeder Ortseinwohner, ohne Unterschied der Nation, Sachsen, Walachen, Zigeuner, Alle sind gewonnen und instruirt und zu meinen diessfälligen Lieferanten abgerichtet.

Im Frühjahre des vorstehenden Jahres entdeckten auf dem sogenannten Kaltenbrunner-Berge, einer der höchsten waldumkränzten Kuppen nördlich von Hamersdorf und Hermannstadt, zwei Zigeuner bei dem Graben einer runden Vertiefung, um Holz zum Kohlenbrennen darin zusammen zu legen, zwei kleine griechische Bronzemünzen, aus Erythrae in Jonien herstammend.

Avers: Kopf des Hercules mit der Löwenhaut bekleidet. Revers: Köcher und Keule, im Felde die Eule auf einem Aste — EPY und APIΣTEAΣ.

Die zweite ist eine ähnliche, obgleich nicht mit demselben Stempel geprägt.

Um die nämliche Zeit hob ein sächsischer Landmann unter dem Pflügen in dem oben am Orte ausmündenden, eine Stunde nördlich hinaufziehenden und von waldumschatteten Höhen begrenzten Thalgrunde zwischen den Erdschollen seines Ackers eine kleine Urne heraus, welche mit vielen Strichen und Punkten verziert und den keltischen Gefässen nicht unähnlich zu sein scheint. Sie wurde zugleich mit einer grössern, aus der bekannten Nekropolis im Eichenwalde zwischen Kastenholz und Girelsau gewonnenen Graburne nach Wien in das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet gesendet. Fast durch jeden heftigen Regenguss werden aus demselben Thalgrunde, noch mehr aus dessen Nebenthälern und Querschluchten, mit den gleichen Zierathen versehene Bruchstücke von den, den Kelten zugeschriebenen Gefässen herausgewaschen. Häufiger erscheinen indessen doch darunter die Fragmente von römischen Urnen und Geschirren, welche sich durch eine feinere, fleissiger bearbeitete Thonmasse und vorzüglich durch eine elegante, edlere Form auszeichnen. Kein einziges Jahr des Decenniums ist verstrichen, ohne etwas in dieses Hinsicht geliefert zu haben. Mehrere Handmühlen aus Basalt sind zum Vorschein gekommen. Sie bestehen aus zwei Theilen, deren einer convex, der andere concav, zusammenpassend und in der Mitte durchbrochen sind für eine eiserne Axe, um die Steine in Bewegung zu setzen. Das Basaltgebilde kommt in der Umgegend von Hermannstadt nicht vor; erst zwölf bis vierzehn deutsche Meilen entfernt, trifft man dasselbe hinter Deva im Westen und hinter Héviz im Osten Siebenbürgens mächtig anstehend an. Mit dem schlackigen und schwammigen Basalte aus dem Walde hinter Héviz stimmt die Masse unserer Handmühlen ziemlich überein.

In demselben Thalgrunde, dessen Berglehnen und Nebenthälern führt der glückliche Zufall den Hirten, den Hütern der verschiedenen Heerden, häufiger noch während der Bearbeitung des Bodens den Feldarbeitern einzelne antike Münzen in die Hände. Sehr häufig sind es silberne und bronzene Münzen von Trajan, Hadrian, von den Antoninen und den kaiserlichen Gattinnen, der Sabina, der älteren und jüngeren Faustina, und werden mir oft gegen eine entsprechende Belohnung und Belobung zur Vermehrung meiner Collection überbracht. Manchmal findet sich auch eine seltenere darunter. So zum Beispiel eine Matidia, Trajan's Nichte, Mutter der Sabina der Gattin Hadrian's. Von jeher förderte der Zufall im Bereiche von Hamersdorf und vorzüglich in den mehrgenannten Thalgründen alte römische und griechische Münzen von Erz, Silber und selbst von Gold zu Tage. Ein Apotheker in Hermannstadt, der Sohn von einem meiner Antecessoren, besitzt gegenwärtig noch von seinem

[1]) In alten Urkunden: Villa Divi Huperti oder Huberti, p oder b mutatur in m Simplex; so ward es früher geschrieben und auch vom gelehrten Joh. Seivert; so ist es auf dem Parochialsiegel eingravirt.

Vater ein hier in dem oben erwähnten Formenthale ausgewaschenes Goldstück von Alexander dem Grossen, welches er in einem goldenen Fingerringe so fassen liess, dass beide Seiten der Münze bequem zu sehen und zu lesen sind. Sie zeigt auf der Vorderseite: den gehelmten Pallaskopf, auf der Rückseite: ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΛΛΕΧ ΑΝΔΡΟΥ. Die Siegesgöttin in der rechten Hand einen Kranz, in der linken Hand den Dreizack haltend (323 vor Chr. Geb.).

Bemerkenswerth erscheint es, dass noch immer von Zeit zu Zeit beim Grabmachen für verstorbene Ortsbewohner auf dem, am Fusse des nahen östlichen Berges gelegenen evangelischen Begräbnissplatze in Hamersdorf, und zwar aus einer Tiefe von fünf bis sechs Fuss, alterthümliche Geschiere, theils ganz, theils bruchstückweise ausgegraben werden. So spendeten die geöffneten Gräber zu verschiedenen Malen zwei vollständig und gut erhaltene, sehr enghälsige, gehänkelte Krüge aus fleissig gearbeitetem Thone, gleich der Terra sigillata, stark gebrannt und mit einem rothen Überzuge versehen, übrigens jenen im vorigen Jahrzehend beschriebenen und auch auf demselben evangelischen Leichenfriedhofe ausgegrabenen und gehänkelten Fläschchen an Form und Bestandmasse ganz ähnlich, bloss an Grösse die früheren übertreffend, indem diese in der Höhe 7½ und in der durchschnittlichen Weite 5½ Zoll messen, während jene bloss 6 Zoll hoch und 5 Zoll weit sind.

1846.

Als eine merkwürdige und rühmenswerthe Handlung muss zu diesem Jahre voran bezeichnet werden, dass glücklicher Weise das von den beiden edlen Grafen Jos. und Samuel Kemeny durch ihre namhaften Geschenke an Bücher gegründete und von anderen Vaterlandsfreunden vermehrte siebenbürgische Landesmuseum wieder einen sehr schätzbaren Zuwachs erhalten hat. Die verwitwete Frau Gräfin Susanna Lázár von Gyalakutta, geborne Freiin von Inczédi, hat nämlich den Grafen Joseph Kemeny zur besseren und reichhaltigeren Begründung dieses Museums eine nicht unbedeutende Anzahl römischer und anderer Alterthümer, bestehend aus Figuren von Bronze, Holz und Stein, aus Töpfen, Vasen, Lampen von Thon und Bronze, Waffenstücken, anderen Geräthschaften, Bruchstücken, Kleinigkeiten und Münzen übergeben, unter welchen sich Gegenstände von hohem Interesse und, wie es scheint, sogar mit etruskischen Charakteren versehen befinden. Für Siebenbürgen haben diese Seltenheiten einen um so grösseren Werth, da sie fast alle in Thornburg (Thorda), dem ehemaligen Salinae der Römer, gefunden worden sind, und von hier nach dem mit Kunst- und Alterthumssinn reichlich ausgestatteten Gyalakutta wanderten, wo sich, nebst vielen schönen Gemälden, auch eine Collection von vortrefflich erhaltenen japanischen Vasen und Geschirren und neun grossen chinesischen Gemälden auf Papier aus der alten Zeit befinden. Alte Bücher hat die patriotische Spenderin ebenfalls für das vaterländische Museum bestimmt, die aber erst künftiges Jahr dem belobten Grafen übergeben werden sollen, da sie derzeit auf verschiedenen Gütern zerstreut sind. Für das bereits Übergebene, wie auch für das noch zu Erhaltende wird das Vaterland der hochherzigen Dame ebenso dankbar sein, wie jeder Freund der Wissenschaft, der da wünscht, dass alle Kunst-, Wissenschafts- und Alterthumsschätze sich recht bald an einem Orte vereinigen und dem Forscher zu einem Totalüberblicke Gelegenheit geben möchten; denn nur dann wird man erst sehen können, wie reich unser Siebenbürgen an derlei Gegenständen ist. Der für die Förderung dieses Zweckes unermüdliche edle Graf Joseph Kemeny, welcher einstweilen die Sammlung und Aufstellung dieser Spenden in Gerend übernimmt und wissenschaftlich ordnet, bevor das geeignete Locale dazu ausgemittelt sein wird, verdient wohl daher in seinem Streben allgemein unterstützt zu werden.

Nach der am 4. Juni 1846 in Mühlenbach erfolgten und geschlossenen Generalversammlung des Vereines für siebenbürgische Landeskunde lud uns eine sich günstig gestaltende Witterung — eine Hauptbedingung zu glücklichen Forschungen unter freiem Himmel — zu Excursionen in die nähere Gegend des westlichen Vaterlandes ein, namentlich in die Hunyader Eisenbergwerke, dann nach Maros Német, Vétzel und Deva.

Bei Gyalár, im Broser Kreise und Vaida-Hunyader Bezirke, sieht man noch Spuren des alten, wahrscheinlich römischen Eisenbergbaues in diesem mächtigen, unerschöpflichen Eisenstock, welcher mit den Eisenbergen von Dannemora in Schweden zu vergleichen ist. Die Bergleute und besonders ein gefälliger Hutmann erzählten, dass während der neuen Eröffnung eines Tagebaues und bei dem Verfolge der Arbeit plötzlich unter der Hand einiger Bergleute ein Felsstück in einen tiefen Abgrund gestürzt, und dass man bei dem Fortgange der Arbeit endlich einen grossen bereits ausgebeuteten Raum entdeckt und, nachdem man den Grund erreicht, Skelette von Menschen und Thieren, Geräthschaften und Münzen, die deutlich auf die Römerzeit hindeuteten, gefunden. Der ursprüngliche Eingang in diesen Raum sei noch nicht ermittelt worden. So erzählte der Hutmann und mehrere andere Bergleute. Die Anschauung dieser Alterthümer ward uns nicht zu Theil, wohl aber der mehrmalige Anblick uralter Halden und Pingen aus einer sehr frühen Zeitperiode.

In Maros Németi begrüssten wir den gelehrten Grafen Gyulai, durchwanderten in seiner Gesellschafft dessen am Palaste gelegenen schönen Garten und betrachteten die daselbst aufgestellten Statuen, Bareliefs und Inschriftsteine auf marmornen Platten und Altären, die sämmtlich zwischen Maros Németi und Vétzel, zum Theil auf den Besitzungen des Grafen selbst, ausgegraben wurden und wo, nach der Verbreitung dieser Römerspuren und besonders der vielen Grundmauern, die man sogar bis weit am südlichen Berg-

abhange hinauf und bis an das linke Marosufer herab antrifft, zu schliessen, hier eine bedeutende römische Niederlassung gewesen sein muss; zumal wenn man noch die Unzahl der von hier verschleppten gehauenen Quadersteine berücksichtiget, womit auf einer langen Strecke das linke Marosufer und die Strasse in die Nachbarprovinz gebaut und befestigt worden sind. Dr. Fodor in Deva hat die in diesem Garten vorfindlichen Alterthümer, welche indessen bedeutenden Zuwachs erhielten, in ungarischer Sprache im Jahre 1844 mit lithographirten Zeichnungen im Drucke herausgegeben und der Versammlung der ungarischen Ärzte und Naturforscher in Klausenburg vorgelegt. Dass derselbe mehrere Inschriften falsch gelesen und unrichtig ergänzt, kann der Eingeweihte schon bei Durchlesung des Werkchens sich bald überzeugen, ohne noch eine weitere Vergleichung mit den Inschriften auf dem blanken Marmor im grätlichen Garten angestellt zu haben. Am andern Morgen führte uns der Graf an den Ort der Alterthümer selbst, wo wir bis Mittag Ausgrabungen veranstalten liessen, jedoch ausser einigen Bruchstücken von Gefässen, Ziegeln, Glas, von steinernen Statuen, Särgen, nichts Ganzes und keine Inschriften fanden. Walachen brachten uns hier ausgegrabene römische Münzen und andere daselbst gefundene Kleinigkeiten, worunter eine bronzene Fibula und ein zierlicher Esslöfel von Erz sich befand. Früher noch hatte der Graf eine 6 Zoll grosse metallene Statuette mit dem Phallus und eine andere, welche einen Priapus vorstellt, von hier erhalten.

Bei der Witwe Varadi von Kement oder deren Sohne in Deva ist eine sehenswerthe Sammlung vorhanden. Sie enthält nicht bloss naturhistorische, sondern ganz vorzüglich auch, und zwar hier in dieser Gegend ausgegrabene und entdeckte alterthümliche und namentlich numismatische Gegenstände. An derselben vermisst aber der Sachkenner die systematische und namentlich bei den alten Münzen die chronologische Ordnung. Die grossen Erzmünzen von römischen Kaisern und Kaiserinnen sind sehr zahlreich. Selbst silberne und goldene Stücke von bedeutendem Werth und Gehalt fehlen nicht. Der grösste Theil dieser Antiken wurde in den bereits oben erwähnten Trümmern zwischen Vétzel und Maros Németi, woselbst sich ein römisches Lager von der jetzigen Landstrasse bis an den Marosfluss mit noch sichtbarer Umwallung erstreckt, gefunden. Darunter ist unstreitig ein steinerner, mit Inschriften versehener Sarkophag durch den in ihm gefundenen seltenen Inhalt am merkwürdigsten. Letzterer umfasste die mit der Asche eines jungen Kriegers gefüllte Urne und Grabgeschirre, ein bronzenes Schwert, einen silbernen Harnisch und zwei eiserne Fingerringe mit Carneolen, welche eingravirte Figuren darstellen. Von dem silbernen Harnisch ist leider das meiste in Verlust gerathen, und gleich bei dessen Entdeckung verstümmelt und geplündert worden; aber schon aus dem geretteten Theil — eine Schienbeinbekleidung — lässt sich auf die Kunst und Schönheit des vollständigen Panzers schliessen. Der Sarg, aus röthlichem Syenit-Porphyr, liegt im nahen Varadischen Garten zwischen Obstbäumen, von mehreren theils aus Marmor, theils aus Sandstein gemeiselten Monumenten und Inschrift-Altären umgeben. Am Sarkophage liest man Folgendes:

C. VALERIVS VRSVS
VIX ANN XX C. VAL
ANTESTIVS VETER
EX DECVR. FILIO FECIT.

Diese Collection in Verbindung mit jener des Grafen Gyulai in Maros Németi, deutet auf die Wichtigkeit und den einstmaligen blühenden Zustand dieser am felsigen Eingange ins mittlere, gleichsam in das Herz Daciens, längs dem linken Marosufer, gewesenen römischen Pflanzstadt. Ohne Widerrede erscheinen die Genannten, mit Ausnahme Weniger, welche in dieser Gegend die Alterthümer etwa noch ehren, als die beiden Hauptsammler dessen, was bisher vorgekommen und noch vorkommen wird in den Maros Németer und Vétzeler Ruinen.

Auch wurden in diesem Jahre zu Magyar Nadas, im Klausenburger Kreise und Bezirke, 11 antike Silbermünzen aus der illyrischen Stadt Dyrrhachium, mit dem Magistratsnamen: ΜΕΝΙΣΚΟΣ. — ΦΙΛΩΤΑ. — ΞΕΝΩΝ. u. a. gefunden (vgl. österr. Bl. f. Lit. u. Kunst, 1846, Nr. 136).

(Fortsetzung folgt.)

Restaurationen.[1])

II. Lombardie.

Aus dem Berichte der lombardischen Baudirection über die in den Jahren 1853 und 1854 vorgekommenen Leistungen im Interesse der Erhaltung der Baudenkmale geht hervor, dass in früheren Jahren ein grosser Theil der monumentalen Bauten dieses Kronlandes aus Rücksicht auf die Erweiterung der Strassen zerstört worden.

Erst die Entdeckung des Hercules-Tempels in Brescia, welche die Errichtung eines vaterländischen Museums zur Folge hatte [2]), lenkte wieder die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf eine sorgfältigere Erhaltung der Kunstdenkmale, und im Jahre 1840 wurde in Cremona das Rathhaus im Style und Charakter seiner ursprünglichen Anlage restaurirt. — Die Stadt Mailand verlor viele ihrer historischen Baudenkmale durch die Unwissenheit der Restauratoren, welche ohne

[1]) Vergleiche I. Heft, S. 10.

[2]) Irren wir nicht, so geschah diess im Jahre 1826 bei derselben Gelegenheit, als auch die berühmte Victoria daselbst ausgegraben wurde. Das Museum der Stadt Brescia gehört gegenwärtig zu den hervorragendsten der lombardischen Städte. D. Red.

wissenschaftliche Grundlage deren ursprüngliche Gestalt entweder verunstalteten oder gänzlich verwischten, bis in der Zeitschrift: „Il Politecnico“ des Jahres 1839 eine mächtige Stimme gegen die Urheber dieser Vandalismen sich erhob und der bisherigen Übung Einhalt gethan wurde. Dr. Giuseppe Serusi benützte den gegebenen Impuls zur Gründung eines vaterländischen Museums und eines archäologischen Vereines für Mailand. Die Statuten wurden verfasst, erhielten die Genehmigung der Behörden, und die Stadtgemeinde war schon bereit, Localitäten zu diesem Zwecke einzuräumen, als die Ereignisse des Jahres 1848 alle die vorangegangenen Bemühungen vereitelten.

Im November 1854 erstattete der Geolog Edler von Curioni in der Akademie für Wissenschaften und Künste einen Bericht, worin er anführt, dass er bei seinem letzten Ausfluge im Val Trompia der Provinz Brescia die Spuren einer alten Strasse verfolgt habe, welche das genannte Thal mit der Val Camonica in Verbindung brachte, und dass einige Thürme anscheinend römischer Bauart trotz des historischen Interesses, das sie boten, dem Einsturze drohten, welches Schicksal andere ähnliche Bauten in der Valtelina theilten. Auf Grund dieses Berichtes setzte die Akademie aus ihrer Mitte eine Commission nieder, um in dieser Richtung die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und den Aufträgen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale zu entsprechen.

Über die Restauration des Mailänder Domes bemerkt der Bericht der Baudirection, dass für diesen Dom eine jährliche Dotation von 141,150 Lire bewilligt wurde, von welcher Summe nach Abzug der Ausgaben für den Cultus im Jahre 1853 106,667 Lire und ebensoviel im Jahre 1854 zur Vollendung und Wiederherstellung dieses imposanten kirchlichen Bauwerkes verwendet wurden, von welcher Summe übrigens auch einige innere Baulichkeiten in dem neueren Gebäude auf dem Platze del Campo santo, an der Rückseite des Domes gelegen und zu demselben gehörig, bestritten worden sind.

Von den Restaurationen in den übrigen Orten der Lombardie wird jener an der Abteikirche Chiaravalle in der Nähe Mailands gedacht, deren Erbauung in das XII. Jahrhundert verlegt wird, und zu deren Wiederherstellung von der Regierung im Jahre 1853 der Betrag von 1847 Lire und im Jahre 1854 jener von 8781 Lire angewiesen wurde.

Auf Kosten des Staats-Ärars hatte man ferner Ausbesserungen an dem Karthäuserkloster zu Garegnano mit einem Aufwande von 1800 Lire vorgenommen.

Eine von der kais. Akademie der schönen Künste zusammengesetzte Commission machte Vorschläge zur Restauration des berühmten Abendmahls von Leonardo da Vinci [1]).

Zur Erhaltung des berühmten Sanctuariums di S. Celso in Mailand wurde das Vestibule und das Innere des Gotteshauses restaurirt, und hierzu im Jahre 1853 die Summe von 14,038 Lire und im J. 1854 jene von 5604 Lire verwendet.

In Como hatte man die Wiederherstellung des Marmorpflasters in der Kathedrale mit einem Kostenaufwande von 63,022 Lire und andere Herstellungen an den Altären und Monumenten mit dem Betrage von 2686 Lire bewirkt.

---

[1]) Über den erwähnten Restaurationsversuch von Leonardo da Vinci's Cenacolo im Refectorium des aufgehobenen Klosters der Madonna delle Grazie sind wir in der Lage folgende interessante Aufschlüsse zu geben. Das berühmte Gemälde zeigte, wie bekannt, schon kurz nach Leonardo da Vinci's Tode Beschädigungen, so dass es schon damals und seitdem zu verschiedenen Zeiten restaurirt und bald mit Öhl- bald mit Temperafarbe übermalt wurde und nur mehr wenige der jetzt sichtbaren Theile desselben von Leonardo's eigener Hand herrühren. Wir wollen nur der unglücklichsten Restauration v. J. 1726 erwähnen, wo ein gewisser Michael Angelo Belotti ein besonderes Geheimniss zu besitzen vorgab und das ganze Bild von einem Ende zum andern übermalte, seit welcher Zeit das ganze Bild ein Ton, wie ein Nebel bedeckt. — Den beklagenswerthesten Fortschritt der Zerstörung machte das Gemälde jedoch, seit zu Anfang dieses Jahrhunderts das französische Revolutionsheer aus dem Refectorium einen Stall gemacht hat und die Ausschwitzung des von der Wand eingehauchten Salpeters die dünne Farbenkruste mehr und mehr abstösst und deren Abbröckelung zur Folge hat. Alle Kunstkenner stimmen überein, dass dieses Gemälde in seinem jetzigen Zustande unaufhaltsam und mit ziemlich raschen Schritten dem gänzlichen Ruine entgegengehe. Unter diesen Umständen hielt es die kais. Regierung für ihre Pflicht, eine im J. 1852 in dieser Angelegenheit gemachte Eingabe des Präsidenten der Akademie der schönen Künste in Mailand, Conte Nava, welcher die seit dem Jahre 1821 gemachten Studien und probeweise ausgeführten Restaurationen des Gemälde-Restaurateurs Stefano Barezzi als geeignet erkannte, um demselben die Restauration von Leonardo's Abendmahl zu übertragen, in nähere Erwägung zu ziehen. Es wurde daher eine aus dem Präsidenten Conte Nava und einigen competenten Akademikern bestehende Commission zusammengezetzt, welche die Methode Barezzi's einer strengen Prüfung unterziehen und in deren Gegenwart Barezzi an dem Gemälde einen Restaurationsversuch anstellen sollte. Nachdem sie sich die Überzeugung verschafft, dass sich die Arbeit nur auf die Befestigung des Gemäldes und auf dessen Reinigung mit Ausschluss jeder Restauration durch Hineinmalen beschränke, gab sie unterm 19. Juli 1853 den protokollarischen Befund ab, das dem Stefano Barezzi mit Beruhigung unter bestimmten Vorsichten die Restauration des Gemäldes anvertraut werden könne. Um hierbei jedoch mit grösster Vorsicht und Aufmerksamkeit vorzugehen, entsandte Se. Excellenz der Herr Unterrichtsminister noch von hier zwei ausgezeichnete Kunstkenner, den Custos an der kais. Gemälde-Gallerie im Belvedere, Ed. Engerth, und den Hofmedailleur Böhm nach Mailand, um ein vollkommen unparteiisches Gutachten über die Restaurations-Methode des S. Barezzi einzuholen. Auch diese erklärten in Folge einer vor ihren Augen vorgenommenen Probe, dass die Zweckmässigkeit und Wirksamkeit der befolgten Methode durchaus keinem Zweifel unterliege und die Restauration ohne Gefahr für die noch vorhandene Reliquie und mit Hintanhaltung jeder Befürchtung einer noch grösseren Beschleunigung ihres Verderbens und ihres Unterganges vorgenommen werden könne. Gestützt auf diese sachverständigen Urtheile erstattete nun Seine Excellenz der Herr Unterrichtsminister Graf Leo Thun einen Vortrag an Se. k. k. apost. Majestät, um die allerhöchste Genehmigung unter den zwischen dem Präsidenten der Akademie zu Mailand und dem Gemälde-Restaurateur St. Barezzi verabredeten Bedingungen und Vorsichten zur Restaurirung dieses weltberühmten Wandgemäldes zu erwirken und um den hiefür erforderlichen Kostenbetrag von 2857 fl. 31 kr. aus dem Cameral-Ärar bestreiten zu können. — Seine k. k. apost. Majestät genehmigten auch unterm 7. Juni 1854 den Antrag des Herrn Ministers, und nach den stipulirten Bedingungen dürfte die Restauration von Leonardo da Vinci's Abendmahl im Laufe dieses Sommers vollendet werden. — Eine Nachricht des in Köln erscheinenden „Organes für christliche Kunst“ (Nr. V, d. J.) aus Mailand über die in Frage stehende Restauration bemerkt auch, dass dieselbe so weit gelungen sei, „dass das Gemälde von der Figur des Judas nach der Rechten wieder aufgedeckt ist, und so fest auf der Wand sitzt, dass man mit der Hand darüber reiben kann.“

D. Red.

In Bergamo wurde im J. 1853 die aus dem XV. Jahrhunderte herrührende Capelle Colleoni und in Pavia die Vorstadtkirche di S. Salvatore restaurirt, ebenso schritten in letzterer Stadt die Arbeiten an der Kathedrale rasch vorwärts. Die Kirche S. Marino in Pavia wurde auf Privatkosten mit Ornamenten und Reliefs im Charakter des aus dem XV. Jahrhunderte herrührenden Bauwerkes geschmückt.

Über allfällig vorgekommene Restaurationen in Cremona, Mantua, Brescia und Lodi gelangte die k. k. Central-Commission nicht in Kenntniss.

III. Tirol.

Nicht ohne Bedeutung sind einem Berichte des Herrn Landesbau-Directors Liebener zufolge die Restaurationen, welche in den Jahren 1853 und 1854 im Kronlande Tirol zur Ausführung gebracht wurden.

Es gehören hierher die Arbeiten an der Pfarrkirche in Natz mit einem approximativen Kostenaufwande von 2000 fl.;

die Umdeckung des Daches mit verschiedenfärbigen glasirten Ziegeln an der Kirche zu Tertan und Arbeiten im Innern der Kirche mit dem Kostenbetrage von ungefähr 2000 fl.;

die Neuherstellung der Bedachung, die Restauration der Altäre und des Presbyteriums in der Klosterkirche zu Säben;

die stylgemässe Restauration der Stiftskirche in Innichen, welche im Jahre 1846 begonnen und im Jahre 1853 vollendet wurde, und wozu auch der in den Jahren 1853 und 1854 geschehene Bau von vier Seitenaltären und deren Ausschmückung mit Gemälden gehört;

die Renovation des Erkers an dem vom Herzoge Friedrich erbauten goldenen Dächleingebäude in Innsbruck, welches einst die alte Burg der Landesfürsten bildete;

die Reparaturen und Herstellungen an dem kaiserlichen Schlosse Ambras, wozu von Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand eine Summe von 30,000 fl. angewiesen wurde; und

die Restauration des kunstvollen Gitters, welches das Cenotaphium des Kaisers Maximilian in der Hofkirche zu Innsbruck umgibt, mit dem Betrage von 2000 fl.

IV. Die Burg Karlstein und die Karlshofer Kirche in Böhmen.

Über die Restaurationsarbeiten an der Burg Karlstein und der Karlshofer Kirche in den Jahren 1852—1854 entnehmen wir einem Berichte des Herrn Landesbau-Directors Wachtel folgende Details:

„Die wesentlichsten Erhaltungsarbeiten der neuesten Zeit haben im Jahre 1852 und 1853 stattgefunden; sie haben jedoch, sowie die im Jahre 1854 ausgeführten Herstellungen, hauptsächlich die Erhaltung der Mauer-Massen zum Zwecke, damit dem drohenden Verfalle begegnet werde. Die auch nothwendige Ergänzung manch' alterthümlichen Schmuckes muss dem, wenn auch nicht entfernten, doch späteren Zeitpunkte vorbehalten bleiben, bis der Bestand der Mauerwerke gesichert sein wird.

Im Jahre 1852 zeigte sich das Dach und der Werksatz ob der Marien-Collegiatkirche so baufällig, dass es ganz erneuert werden musste. Da die Bundtrame eingemauert waren, und eben desswegen in Fäulniss geriethen, so wurde für eine freie Auflage derselben gesorgt, und zugleich das umlaufende Gesimse restaurirt. Dem neuen Dache wurde die alte Form wiedergegeben, und dasselbe mit Schiefer gedeckt. Die Kosten dieser Herstellung betrugen 3652 fl. 40 kr. C. M.

Nächst der Thurmwächterswohnung zeigte sich die Hauptmauer beim ersten Burgthore, welche schon einmal abgerutscht und durch Strebepfeiler gestützt war, neuerdings gefährdet. Ein Theil derselben wurde unterfangen und sorgfältig versichert; dabei war man bedacht, das Mauerwerk im Einklange mit dem bestehenden Verputze herzustellen.

Diese und andere kleinere Arbeiten erforderten eine Ausgabe von 4299 fl. 42 kr. C. M.

Im folgenden Jahre wurde die Hauptmauer nächst der Thurmwächterswohnung gegen das Abrutschen versichert; ferner zeigte sich die Nothwendigkeit zu einer Neubedachung dieses Gebäudes, was mit Schiefermateriale bewirkt wurde und wobei dieselben Rücksichten für das alterthümliche Aussehen beobachtet wurden, wie bisher; die Kosten waren accordirt mit 3105 fl. 52 kr. C. M. Ferner wurde die Thür Wozilka neu eingedacht, die Hauptmauer der Burggrafenswohnung neu versichert, die ehemalige Waffenschmiede mit einem Dache versehen und die Rohrdecke der Marienkirche erneuert, was ungefähr eine Auslage von 5000 fl. erforderte.

Die Restaurationsarbeiten des Jahres 1854 an der Karlshofer Kirche erstreckten sich bloss auf das Dach über der Kuppel und an den beiden Thürmen.

Es erschien nämlich nothwendig, einige Bestandtheile des Werksatzes auszuwechseln, und eine ganz neue Blecheindeckung vorzunehmen, wofür ein Kostenaufwand von 8276 fl. 18 kr. C. M. erforderlich war."

Notizen.

32. (Die Ruinen der ehemaligen Juden-Synagoge zu Eger.) Die Juden hatten eine sehr ansehnliche Synagoge in der Stadt Eger. Die Zeit der Erbauung derselben ist noch nicht sichergestellt. Doch geht aus den in Prag befindlichen jüdischen kostbaren Büchern hervor, dass die Gemeinde schon im Jahre 1350 reich war, und die

Chroniken von Eger bestätigen, dass die Synagoge neben jener von Krakau die bedeutendste ihrer Zeit gewesen ist [1]).

Die Synagoge war aus Bruchstein im Viereck erbaut, hatte eine Länge von 8½ Klftr., eine Breite von 7⅙ Klftr., und eine Höhe von 5 Klftr. Sie besass eine kunstvoll, sternartig geformte gothische Gewölbung, die auf einer in der Mitte stehenden Granitsäule ruhte. Ein in Gestalt eines Dreieckes geführter Anbau mit abgesonderten Eingängen war für das weibliche Geschlecht zu seinen Andachtsübungen bestimmt. Zwei Opfersteine waren an der nördlichen Hauptwand eingemauert, alle inneren Mauerflächen dieses Tempels mit hebräischen Bibelsprüchen beschrieben und die Gewölbungen bemalt.

Nach dem Judenmorde im J. 1350 wurden die erwähnten Gesetz- und anderen jüdischen Bücher nach Prag geschafft [2]). Nach der Abschaffung der Juden in Eger wurde die Synagoge auf Anordnung des Kaisers Sigismund im J. 1430 zum katholischen Gottesdienste geweiht, und hat die Bezeichnung „Maria Heimsuchungskirche“ erhalten. Im Jahre 1468 wurde zu dem Zwecke eine Sacristei angebaut, zwei Altäre und ein Musikchor errichtet, und ein Thurm mit zwei Glocken aufgesetzt. In den J. 1688 und 1689 war für nothwendig erachtet worden, eine Renovation vorzunehmen, und im J. 1817 wegen Baufälligkeit das Dach abzutragen. Als dann im Jahre 1837 wegen unterlassener Eindeckung die so schön ausgeführt gewesene Einwölbung einstürzte, ging auch mit ihr die mittlere Säule zu Grunde. Sie wurde, zwar nicht in der ehemaligen Höhe, wieder aufgestellt, allein sie stürzte wieder ein, wahrscheinlich weil der Grund, worauf sie stand, untergraben worden sein mag, indem man bei dem Umstande, als mehrere Stücke sehr alter Ducaten in dem Raume der Kirche aufgefunden wurden, vermuthet haben mag, dass unter dieser Säule noch ein grösserer Schatz sich befinden dürfte. Die gefundenen Ducaten sollen auf höhere Anordnung nach Prag geschafft worden sein.

Im J. 1854 wurde der Verkauf dieses Platzes mit dem bestehenden Messnerhause von der Regierung genehmigt, nur hat das Prager Consistorium angeordnet, dass auf dem Orte, wo die Kirche stand, ein Crucifix, auf einer Platte stehend, errichtet werden soll.

33. (Die Wappentafeln der Ritter von Ems zu Hohenems zu Oberdorf in Vorarlberg.) Der k. k. Conservator Herr J. Seb. Kögl berichtete im Februar 1856, dass er auf dem Fussboden der Emporkirche zu Oberdorf zwei grosse runde und bemalte Wappentafeln, sowie eine Gedächtnisstafel als eine weggelegte Waare auffand. Er stellte hierüber weitere Forschungen an, woraus hervorging, dass die Wappentafeln dem am 1. Jänner 1536 verstorbenen Burkard von Ems und dem am 26. Jänner 1549 verstorbenen Christoph von Ems angehörten und anstatt der Grabsteine mit einer Umschrift an der Mauer der Schloss-Capelle zum h. Sebastian befestiget waren, die im Jahre 1467 gleichzeitig mit der neuen Burg in Oberdorf erbaut, jedoch um das J. 1827 abgetragen wurde; dass dagegen die Gedächtnisstafel der am 14. Herbstmonat 1557 verstorbenen Witwe Hannsens von Hohenems, Sibylla v. Riedheim, bestimmt war, welche ihr deren Enkel Hannibal, Julius und Alexander, Herren von Zintzendorf, Erbjägermeister in Österreich, Gebrüder, und Hanns Ulrich von Schlandersberg gesetzt hatten. Da namentlich obige Wappenschilde von der ehemaligen Ritterschaft Vorarlberg die einzigen sind, welche noch existiren, so wandte sich der Herr Conservator an das k. k. Bezirksamt in Dornbirn, dass dieselben aufgefrischt und im Priesterchor der neuen Kirche angebracht werden, welchem Ansinnen das k. k. Bezirksamt in Dornbirn bereitwilligst entsprach. — In Folge dieser Mittheilung des k. k. Conservators Kögl sah sich der k. k. Rath und Custos des Münz- und Antiken-Cabinetes Herr Joseph Bergmann veranlasst, über das Geschlecht der Hohenems der k. k. Central-Commission folgende interessante Notizen vorzulegen:

Das älteste und berühmteste Geschlecht in Vorarlberg ist nach den Grafen von Montfort-Feldkirch und

---

[1]) Über die Zeit der Erbauung der Synagoge hat zwar die Chronik des bekannten Scharfrichters von Eger, Karl Huss, welcher in dem Briefwechsel und mündlichen Verkehr des Rathes Grüner mit Göthe ausführlich geschildert wird, bestimmtere Anhaltspunkte gegeben, da jedoch diese letzteren auf die Entzifferung einer jüdischen nicht ganz klaren Inschrift sich stützen, so lässt sich auch die Erbauungszeit nicht darnach mit Evidenz feststellen. Auf eine annäherungsweise Bestimmung der Bauperiode nach dem Charakter des Styles und ihrer vorhandenen Details konnte man aber hier kaum eingehen. D. Red.

[2]) Urkundliche Beweisstellen über das Schicksal dieses Baudenkmales enthält V. Prökl's: „Eger und das Egerland.“ Prag 1845. 2 Bde. Über das Bestehen der oben erwähnten jüdischen Bücher gibt Herr Conservator Wocel in Prag die folgende Nachricht:

Unter den Handschriften der kais. Bibliothek zu Prag werden zwei überaus grosse und schwere Pergamentbücher bewahrt, von denen das eine den Pentateuch, das andere die gottesdienstlichen Gebete und Gesänge der Juden in hebräischer Sprache enthält. Beide sehr wohl erhaltene Riesen-Codices sind Überreste der bis zum J. 1350 zu Eger bestandenen Judengemeinde, wie dieses aus der Aufschrift am letzten Blatte des Pentateuchus erhellt: Präsens manuscriptum uti et alius codex itidem membranaceus, cui titulus Machsor, reliquiae sunt illius communitatis judaicae, quae olim in regia civitate Egrensi habitabat et anno 1350 a fanaticis trucidabatur.

Auf demselben Blatte ist ferner folgende Inhaltsangabe des Codex in lateinischer Sprache enthalten:

Pentateuchus

Hebraicus cum Targum seu periphrasi chaldaica interlineari, punctis vocalibus et accentibus additis, posito insuper e regione textus biblici commentario rabbinicae. Accedunt ad calcem quinque Megilloth, nempe Ruth, Canticorum, Ecclesiastes, Threni Jeremiae et Esther. Has sequuntur Haphtaroth.

Am letzten Blatte des zweiten Bandes ist mit derselben — allerdings neuen — Schrift folgendes notirt:

Machsor,

seu liber precum et cantionum, maximam partem rhytmicarum, quibus Judaei diebus Sabati et aliis festis utuntur.

Diese sorgfältig bewahrten Pergamentbücher liefern somit einen unwiderleglbaren Beweis von der ehemaligen Existenz einer Synagoge und ansehnlichen Judengemeinde zu Eger, denn nur eine solche konnte sich dergleichen kostbare Bücher verschaffen. Jeder der Bände dürfte wohl einen Centner schwer sein.

Montfort-Bregenz, und den ihnen stammverwandten Grafen von Werdenberg-Bludenz und Werdenberg zu Sonnenberg das der Ritter von Ems, seit 27. April 1560 durch Kaiser Ferdinand I. Reichsgrafen von Hohenems (roman. Altaemps oder Altems). Auf die alte hochgelegene Burg, die nun als Ruine der Wanderer aus der Ferne über dem gleichnamigen Markte gewahrt, wurde der gefangene und geblendete Wilhelm III., der letzte Normanne, Sohn Tankred's, Königs von Sicilien († 1194), auf Kaiser Heinrich's VI. Befehl im Jahre 1195 gebracht, um hier sein jammervolles Leben zu vertrauern. — Rudolf von Ems, Dienstmann von Montfort, der Dichter von Barlaam und Josaphat, Wilhelm von Orlens, von dem Leben und den Thaten Alexander's des Grossen, des guten Gerhard etc., starb im Jahre 1254 in Italien, wohin er wahrscheinlich dem König Konrad IV. auf einem Zuge gefolgt war. — Eglof und Ulrich von Ems fielen mit Herzog Leopold III. von Österreich an dem heissen 9. Juli 1386 bei Sempach, Goswin und Ulrich im Appenzellerkriege 1405 vor Altstätten.

Berühmte Feldhauptleute und zwei Kirchenfürsten, Marx Sittich II., Bischof zu Konstanz, der als Cardinal 1595 zu Rom starb, und Marx Sittich III., von 1612—1619 Erzbischof zu Salzburg, der 1614 den Grundstein zum prachtvollen Dome legte, Mirabell und Hellbrunn baute, — zeugte dieses Geschlecht im XVI. Jahrhunderte. Jakob von Ems, König Ludwig's XII. von Frankreich Feldoberst über 8000 Landsknechte, zog gegen Papst Julius II., vertheidigte Bologna, half die Venetianer schlagen und fiel mit Gaston de Foix am 8. April 1512 vor Ravenna. Er ruht in Modena. Dessen Corazin mit purpurrothem Sammt überzogen verwahrt die k. k. Ambraser-Sammlung Nr. 69 und dessen Porträt Nr. 778. Seine Hausfrau Clara von Stadion schenkte ihm die Söhne Johann und Burkard, der unverehelicht starb. Johann vermählte sich mit Sibylla von Rietheim oder Riedheim [1]), welche ihm drei Kinder gebar: 1) Christoph, der sich mit Martha von Freiberg verehelichte und am 26. Jänner 1549 kinderlos starb; 2) Anna, die ihre Hand 1535 Hannsen von Zinzendorf, Erbherrn auf Feistritz, Scharfenegg, Pottendorf etc., reichte und 1542 starb. Söhne dieser Ehe sind: α) Hannibal, mit Hohenemsischem Vornamen, am 16. August 1538 geboren; β) Julius, geboren am 17. November 1539, der als Malteserritter starb; γ) Alexander, am 9. Jänner 1541 geboren, Herr auf Weiteneck, welcher als Kaiser Rudolf's II. Hauptmann gegen die Osmanen stritt, grosse Proben der Tapferkeit bei der Eroberung von Penon de Velez 1564 ablegte und im Jahre 1577 auf Corsica an der Pest starb. Er ist mit Susanna von Volkra der Stifter der älteren Zinzendorfischen Linie und Ahnherr des bekannten Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, der am 9. Mai 1760 zu Herrnhut starb. — Johann's von Ems jüngere Tochter 3) Veronica war in dritter Ehe mit dem tirolischen Edelmann Ulrich von Schlandersberg vermählt. Somit sind die auf der Gedächtnisstafel genannten Personen zu genauerem Verständniss beleuchtet. — Dieses edle Geschlecht erlosch mit dem Grafen Franz Wilhelm, der als k. k. Generalmajor am 5. Nov. 1759 in Gratz starb und Hohenems kam 1765 an Österreich.

34. (Grabdenkmal zu Kis-Tapolcsán in Ungern.) Einem Berichte Sr. Excellenz des k. k. wirk. geh. Rathes und k. k. Conservators Grafen Keglevich entnehmen wir: „In der Pfarrkirche zu Kis-Tapolcsán im Barser Comitate Ungerns befindet sich das sehr interessante Grab-Monument eines gewissen Johann Tapolcsány vom Jahre 1598, welcher ein berühmter Held und Anführer unter Kaiser Rudolf II. gegen die Türken gewesen ist. Tapolcsány war ein Sprössling der alten im Barser Comitate ansässigen Familie Tapolcsányi de Kis-Tapolcsányi und der jüngste Sohn des wegen seiner ausserordentlichen Obesität dem Kaiser und Könige Ferdinand I. aufgefallenen und für die Sammlung des Kaisers porträtirten Thomas Tapolcsányi, eines der wohlhabendsten Grundbesitzers und Eigenthümers der Schlösser Hrussó und Kis-Tapolcsány im erwähnten Comitate. Mit dem Sohne des durch das Grabdenkmal verewigten Helden Paul Tapolcsány erlosch der Mannsstamm des Geschlechtes. Das Monument ist kunstreich in rothem Marmor gemeisselt, 1° 7″ hoch und 3′ 4″ breit und zeigt in einer Figur, die sich auf ein Wappen stützt, die Gestalt des Johann Tapolcsány. Die Inschrift des Grabmales ist folgende:

HOCCE TAPOLCZANI BELLATOR ATHLETA RUDOLPHI
CÆSARIS IN TVMVLO MORTE SOPORVS INEST
ILLE TAPOLCZANI TVRCARVM FVLMEN ET INGENS
SIDVS CHRISTIADVM. MARTIS IMAGO DECENS
TESTIS ERIS BOZOK. VEGLES LÉVA AGRIA TESTIS
CAPTIVOQ̄ TVO TRVX BVDA TESTIS ERIS
TV QVOQVE IAVRINVM QVOD CVM DEFENSAT AB HOSTE
TERNVS ERAT SVBTER. CAEDE PEREMPTVS EQVVS
EHEV! PANNONICIS VBI NVNC. VBIFIDVS AC HILLES
HIC IACET HEV TELLVS HANNIBALE ORBA SVO.

[1]) Eglof Rietheim zu Angelberg erhielt den 9. August 1455 Verbesserung des Wappens, und Konrad Rietheim zu Angelberg am 27. September 1590 den Panier- und Freiherrnstand für das Reich und die Erblande (nach den Reichsadels-Acten).

Literarische Anzeigen.

Burckhardt Jacob. Der Cicerone. Eine Anleitung zum Genuss der Kunstwerke Italiens. Basel bei Schweizhäuser. S. 1112, in Duodez.

Unter allen Ländern, die von Reisenden der Kunst wegen besucht werden, nimmt Italien den ersten Rang ein. Das Bedürfniss, den Genuss Italiens durch Führer zu erhöhen, ist in Italien nicht minder wie im übrigen Europa gefühlt worden. Diesem Bedürfnisse verdankt die italienische Literatur eine Reihe ganz vortrefflicher Führer (Guide), wie Fantozzi's Werk über Florenz, die bei Gelegenheit der Gelehrten-Congresse verfassten Guide von Venedig, Padua und Neapel, den Guida di Venezia von Selvatico und Lazarri, vieler anderer Werke nicht zu gedenken. Unter den englischen Guiden hat seit Jahren sich Murray's bekanntes Werk einen Namen gemacht, unter den französischen Reisebüchern nehmen Viardot, le Comte und a. m. eine mehr oder minder bedeutende Stellung ein; unter den Deutschen hat trotz seiner Mangelhaftigkeit E. Förster's Reisehandbuch den gerechtesten Anspruch auf Anerkennung der kunstliebenden Touristen. Ein Werk eigener Art ist J. Burckhardt's „Cicerone." Weniger handsam als die meisten der genannten Werke, nicht geordnet nach Städten in alphabetischer Ordnung, wie es bei Förster der Fall ist, gibt J. Burckhardt eine Übersicht der Kunstdenkmale nach den Hauptrichtungen, nach Architektur, Sculptur und Malerei in chronologischer Ordnung, nicht mit der Absicht eines Historikers, sondern mit der Tendenz, das Verständniss der Kunst Italiens ernsteren Reisenden zu erschliessen. Er fusst auf eigene Anschauung und selbstständiges Urtheil. An manchen Orten lückenhaft, ist er im Ganzen eines der besten und empfehlungswürdigsten Werke, da sein Urtheil von feinem Geschmacke und umfassender Bildung zeugt. Ein ganz besonderes Gewicht legen wir auf seine Darstellung der Renaissance-Bauwerke, die durch ihn wieder zu Ehren gebracht wurden, auf die Behandlung der ornamentalen Kunst und der Privat-Architektur. — Dem Werke ist ein fleissig gearbeitetes Register beigegeben, das den Gebrauch desselben wesentlich erleichtert.

R. v. E.

Burckhardt L. A. und Riggenbach Ch. Die Dominikaner-Klosterkirche zu Basel. Mit 8 lith. Tafeln und 1 Holzschnitt. Basel 1855. 4. S. 16.

Das Predigerkloster zu Basel, eine Stiftung Bischofs Heinrich von Thun, wurde im Jahre 1233 gegründet, zum Chor der Kirche jedoch wurde der Grundstein erst im J. 1261 gelegt, die Kirche selbst wurde 1269 zu Ehren des h. Dominicus geweiht. Das gegenwärtige Langhaus stammt aus einer jüngeren Zeit. Die ganze Kirche ist sehr einfach, sie entbehrt fast jeder Verzierung und hat die allereinfachsten Verhältnisse. Bedeutender in seiner architektonischen Anlage ist nur der Chor, welcher mit anderen Kirchen des gleichen Ordens zu Regensburg, Bern u. a. m., wo die Predigermönche selbst Baulente waren, grosse Ähnlichkeit hat. Vorliegende fleissig und mit Klarheit bearbeitete Schrift gibt eine vollständige Übersicht sowohl des architektonischen Theiles, wie auch der historischen Daten, welche uns die mannigfachen Schicksale dieses Klosterbaues enthüllen. Besonders dankenswerth ist die Schilderung der einzelnen Baubestandtheile des Klostergebäudes, weil wir dadurch in die Lage gesetzt werden, einerseits einen lebendigen Einblick in diess Wirken und Schaffen und in alle geselligen Verhältnisse dieses Ordens zu thun, andererseits aber eben dadurch im Stande sind, zu beurtheilen, in wiefern das Wesen dieses Ordens auf die Anlage seiner Bauliehkeiten einen bestimmenden Einfluss übte. Es ist diess eine in der Kunstgeschichte des Mittelalters bis nun wenig erforschte Partie. Und doch fällt auch dem weniger geübten Auge die Verschiedenheit auf, welche beispielsweise die Kloster- und Kirchenbauten der Dominikaner, Cistercienser und Karthäuser an den Tag legen. Aus den Ordensstatuten und dem übrigen historischen Apparate wird es der Forschung unzweifelhaft gelingen, diese Verschiedenheiten als etwas, jedem einzelnen Orden Wesentliches und Eigenthümliches hinzustellen, und wir werden dadurch um die Kenntniss bereichert werden, dass jeder Klosterbau sich in regeneriseher Weise aus dem Wesen des Ordens selbst mit einer gewissen Nothwendigkeit entwickelt habe. Einen schätzbaren Beitrag hiezu liefert, wie erwähnt, vorliegende Schrift. Die Abbildungen sind ihrem Zwecke entsprechend, nur mit Rücksicht auf das wenig interessante Detail dieses Kirchenbaues fast zu splendid. Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, dass das Verdienst der Herausgabe dieses Werkchens der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel gebührt, welche bereits früher in ähnlicher Weise die Kirche zu Ottmarsheim im Elsass und die Barfüsser-Klosterkirche in Basel veröffentlicht hat.

Statz und Ungewitter: Gothisches Musterbuch. Mit einer Einleitung von A. Reichensperger. Leipzig, T. O. Weigel, 1856.

Von diesem Werke ist die erste, zwölf Blätter enthaltende Lieferung erschienen. Die einleitenden Worte Reichensperger's suchen in kurzen Umrissen die Berechtigung der Gothik, der Baustyl der Gegenwart zu sein, festzustellen und die Mittel und Wege an die Hand zu geben, wie in der Schule sowohl, als auch im Leben die Grundsätze dieses Baustyles praktisch gelehrt werden sollen. Ein Mittel hierzu soll das vorliegende Musterbuch bilden. Es ist diess das dritte deutsche Werk, welches, im grossartigen Massstabe angelegt, die Wiederbelebung der Gothik und die Kenntniss der bedeutendsten Muster derselben zu vermitteln sucht. Es vermeidet hierbei die Fehler seiner Vorgänger, indem es von jener starren Systematik absieht, in welche Hofstaedt die gothischen Bildungen zwängte, aber ebenso sehr die Systemlosigkeit und, gestehen wir es offen, jene Umbildungen zu beseitigen sucht, welche Heideloff's Ornamentik des Mittelalters in vielen Fällen zur Schau tragen. Das Werk ist seiner ganzen Anlage nach auf zwei Theile berechnet, wovon der erste das Alphabet, Maasswerkverzierungen in Steinhauerarbeit, geschmiedete Arbeiten jeder Art, Niello-Platten, Glasmalereien und plastische Ornamente, der zweite Theil Baldachine, Strebepfeilerentwickelungen, Taufsteine Kanzeln, Tabernakeln, Altäre, Portale, Gewölbe-Constructionen jeder Art, dann Holzwerk, als: Chorstühle, Flügelaltäre, Vertäfelung u. a. enthalten wird, so dass das Ganze ein Gesammtbild der Gothik in ihrem ganzen Umfange geben soll, wobei der Zweck im Auge behalten wird, die Anwendung dieses Styles auf die verschiedenen Gattungen der Kunsthandwerke zur Anschauung zu bringen und somit in gleicher Weise brauchbare Muster für die Schule zum Nachbilden wie zum Studium für das Bedurfniss des Lebens zu liefern. Die dargestellten Gegenstände sind alten Werken entnommen, und es ist hierbei der Zeitraum vom Anfange des XIII. Jahrhunderts bis zu dem des XVI. Jahrhunderts festgehalten. Die Abbildungen sind correct und klar, die Ausstattung des ganzen Werkes ist im hohen Grade befriedigend, der Preis (für eine Lieferung 2 Thlr.) mässig.

(Berichtigung.) Bei dem Aufsatze: „Der alte Kreuzgang in dem bischöflichen Münster zu Brixen" (II. und III. Heft) sind folgende Druckfehler zu berichtigen:

S. 20, erste Spalte, Z. 23 von unten l.: M·CCCC·LXII° anstatt: M·CCCC·IXII°;
„ 36, zweite „ „ 9 „ oben „ Lex. veritatis „ Iex. veritatis;
„ 37, „ „ „ 2 „ „ „ Exuperantius „ Experantius.

Ebenso ist zu bemerken dass in dem Aufsatze: „Über die Bestimmung der romanischen Rundbauten mit Bezug auf die Rundcapelle zu Hartberg in Steiermark" (IV. Heft), S. 53, erste Spalte, Anmerkung 1, der Name des Ingenieurs-Assistenten, von welchem die Zeichnungen über die Rundcapelle zu Hartberg herrühren, nicht Leop. Kumasser — sondern L. Kuwasseg lautet. Dieselbe Namensberichtigung gilt auch für die Tafel IV.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C.M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k.k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 6. I. Jahrgang. Juni 1856.

Inhalt: Decennal-Aufzeichnungen der archäologischen Funde in Siebenbürgen vom Jahre 1845 bis 1855. (Fortsetzung.) — Baudenkmale im Kreise u./d. Wiener-Walde. (Fortsetzung.) — Die St. Michaelskirche und die Jacobseapelle in Ödenburg. — Notizen. — Literarische Anzeigen.

Decennal-Aufzeichnung der archäologischen Funde in Siebenbürgen vom Jahre 1845 bis 1855.

(Ein Beitrag zu den „Beiträgen einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie des J. G. Seidl.")

Von M. J. Aekner, Correspondenten der k. k. Central-Commission zu Hamersdorf in Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

1847.

Dieses Jahr war ausgezeichnet durch bedeutende antiquarische Funde, bestehend in den mannigfaltigsten und seltensten Gegenständen und Schätzen des classischen Alterthums, welche entweder zum erstenmal und ganz neu durch Ausgrabungen und glücklichen Zufall entdeckt oder durch Herauslockung aus der tiefen Verborgenheit, in welche dieselben durch Private verbannt waren, an das Licht zum Frommen der Wissenschaft und zum Gemeingute gelangten. Dazu haben die im Laufe dieses Jahres durch fast alle Theile Siebenbürgens unternommenen Reisen des Verfassers von „Dacien" welches in Kronstadt bei Gött erschienen — man darf es nicht läugnen — viel, sehr viel beigetragen. Ritter Neigebauer hat sich grosses Verdienst um das classische Alterthum unseres Landes erworben. Sein Eifer, sein Enthusiasmus beim Vorgehen auf diesem Felde waren höchst anregend und belehrend, wovon ich als dessen Begleiter bei einigen der wichtigsten archäologischen Expeditionen im Lande — im Hatzeger und Schyl-Thale, auf dem Muntscheler Gredischtie, bei der Ausgrabung in den 300 Hügeln der Nekropolis zwischen Kastenholz und Girelsau u. s. w. — mich zu überzeugen hinreichend Gelegenheit fand. Seine diessfälligen Bemühungen werden auch nicht ohne erspriesslichen Erfolg und Nutzen bleiben, was selbst sein schärfster und strengster Beurtheiler aus Mainz Herr Dr. Klein in seiner Recension des betreffenden Werkes (Heidelberger Jahrbücher der Literatur Nr. 41, 1854) mit den Worten einräumt: „Wir schliessen, indem wir allerdings uns bewogen fühlen, Herrn Neigebauer für die Mühe und Sorgfalt, die er auf seine Sammlung verwendete, nicht geringen Dank abzustatten, da er uns eine leicht zugängliche und so zu sagen vollständige Übersicht über Daciens Alterthümer verschaffte." Einiges von dem Ergebnisse der in dieses Jahr fallenden archäologischen Expeditionen, an welchen ich Theil nahm, und die von Deva aus stattfanden, möge hier aus dem von mir geführten Tagebuche auszugsweise und fragmentarisch bemerkt werden.

Ritter Neigebauer's Ausflug in das Hatzeger Thal, dem ich und mein Sohn Dr. Fodor, ein Liebhaber der Alterthümer, dann ein junger italienischer Maler sich angeschlossen, erfolgte am 4. Juli. Eine halbe Stunde von Deva entfernt, machte Dr. Fodor, als mehrjähriger Kreis-Physicus in dieser Gegend wohlbekannt und bewandert, während dem Fahren bei dem vom Wege in westlicher Richtung befindlichen, nicht weit entlegenen römischen Steinbruch, auf einen sichtbar hervorragenden Trachytporphyr aufmerksam. Die nähere Ansicht und Erforschung desselben ward für die Zeit nach der Rückkehr aus dem Hatzeger Thal vorbehalten.

Jetzt deutete der orts- und alterthumskundige Doctor mit der Hand gegen Osten, auf den am rechten Strellufer liegenden nahen Ort Pêtreny mit der Bemerkung, dass sich daselbst eine römische Niederlassung befunden haben müsse, welche durch häufig vorkommende Spuren von alten Grundmauern, Deck- und Mauerziegeln, dann durch zahllose Bruchstücke von Geschirren, Urnen u. s. w., und zwar Alles nach der bekannten antiken Form, bewiesen werde. Der Adel und gemeine Ein- und Anwohner dieses Bereichs kommen nicht selten in den Besitz interessanter antiker Sachen, welche unser Doctor, als beliebter Kreisarzt, nicht nur Gelegenheit und Veranlassung bald zu sehen findet, sondern auch für

seine ärztlichen Bemühungen leicht als Lohn beanspruchen kann, um sie seiner diessfälligen Collection einzuverleiben.

In Vayda-Hunyad waren wir Vormittags zeitig genug angekommen, um das auf hohem Kalkfelsen gebaute, derzeit von Cameralbeamten bewohnte merkwürdige Schloss zu besichtigen. Eine hohe Brücke mit eisernem Geländer führt über den Abgrund, wo tief unten die Wellen des Zalasder Baches, eines krystallhellen, reissenden Gebirgswassers hinabrauschen, und brachte uns durch ein hohes Thorgewölbe, unter welchem nach Hohenhausen's Behauptung eingemauerte und nach seiner Weise erklärte antike, mit Basreliefs ausgeschmückte Monumente zu sehen sind, in das Innere des Schlosses. Hier empfing uns der Administrator sehr freundlich und zeigte uns die Anlage und die ganze Einrichtung des Baues aller Gemächer, Gänge, Erker und Thürme des im XV. Jahrhundert von dem heldenmüthigen Johannes Hunyades, dem Vater des berühmten ungarischen Königs Matthias Corvinus, errichteten Schlosses. Nachdem wir mehrere steinerne Stufen emporgestiegen, betraten wir einen langen Gang mit Rondellen und Erkern. Der Bau besteht fast ganz aus Steinmaterial, die einzelnen Theile sind ungemein fleissig und kunstvoll im gothischen Style ausgeführt; die Steinart ist ein feinkörniger Sandstein, der in dichten Grobkalk überzugehen scheint, und wird wohl aus der nächsten Umgegend herrühren. Der schöne Fussboden des Ganges ist mit viereckigen, polirten, und rothen Marmorplatten belegt. Gleich bei dem Eintritte in diesen hohen Gang bemerkt man auf der ersten oder zweiten Marmorplatte einen grossen, blank abgeschliffenen Ammoniten (Ammonites Bucklandi), welcher die obere Jura- oder Oolit-Formation bezeichnet und aus dem nachbarlichen Banat oder einem vielleicht nahen, uns jetzt nicht mehr bekannten Lager unserer Heimath entnommen ist. Aus diesem Gange öffnete sich uns das Portal eines grossen Saales, welcher hoch an den vier Wänden herum mit Abbildungen ungarischer Könige — von Attila angefangen — und siebenbürg. Fürsten ausgeschmückt war, die jedoch keine geschickte Künstlerhand verriethen, sondern von denen mehrere wahrhaften Carricaturen glichen. Doch könnten einzelne Gemälde auch von einem bessern Meister abstammen; denn im XIV. und XV. Jahrhunderte kennen wir ausgezeichnete ausländische Maler, welche in Siebenbürgen arbeiteten; darüber sind zuverlässige Nachrichten vorhanden, so wie es auch sehr gelungene Kirchen- und Altargemälde, sogar in den evangelischen sächsischen Dorfkirchen in unserm Heimathlande beweisen. Unter ihnen befanden sich selbst inländische nationale Künstler. Aber hier hat über die verblichenen halb erloschenen Portraite der Dynasten sich wahrscheinlich ein unberufener Stümper hergethan und die Kunstwerke aus Unverstand mit ungeübter Faust verdorben.

Aus dem Fürsten- und Königs-Saale oder dessen Portrait-Gallerie gelangten wir in verschiedene Abtheilungen, von denen die Benutzung und der ehemalige Zweck der Gemächer, wenn auch nur vermuthungsweise, angedeutet wurde, in einen sechsseitigen, massiven Thurm, der auf der westlichen, der entgegengesetzten Seite von dem ostnördlichen, unlängst renovirten und nicht ganz passend, buntscheckig angestrichenen, runden Thurm steht. Der sechsseitige Thurm erhebt sich über die Dächer des Schlosses. Wir stiegen über hölzerne Treppen bis an das Thurmdach zu den letzten Schussöffnungen. Von diesem Standpunkte öffnet sich in das mit Dörfern reich besäete Cserna-Thal eine wundersehöne Aussicht und eine nie gemessene Fernsicht bis weit hinüber in die Maros-Ebene, welche westlich im Hintergrunde von der hohen Kette der Erzgebirge und den wolkenumflorten Biharer Alpen begränzt wird. In nördlicher Richtung nahmen wir die in Hinsicht der dort beginnenden und sich weit erstreckenden Gosaugebilde noch lange nicht durchforschte Gegend von Nandor, Klein-Muntschel und Kergesch wahr. Bei Nandor finden sich in einem Hohlwege sehr viele Reste von Töpferarbeit, die für altrömischen Ursprungs gehalten werden, und auf dem Wege von Hunyad nach Pestesch erscheint ein grosser Theil des Feldes im schönen Cserna-Thale mit Trümmern alter Bauwerke, Ziegeln, besonders Dachziegeln, und Scherben aller Art bedeckt. Dr. Fodor besitzt von dort den ausgegrabenen Kopf einer männlichen Statue aus weissem Marmor in Lebensgrösse, von ausgezeichneter Künstlerhand. Näher erblicken wir die uns wohlbekannten petrefactenreichen Orte von Unter- und Ober-Pestesch; am nächsten, fast unter uns westlich, das merkwürdige Rákoschd, mit seinen auffallenden und ominösen, über 15 Zoll grossen Austern und wundersehön gezeichneten, wie emaillirten, Neritinen, — vieler anderer schöner Conchylien nicht zu gedenken. Und gleich nahe endlich gewahren wir unser Buitur, den frühesten Fundort und dessen hinter ihm verborgene, von uns entdeckten und oft besuchten wilden und tiefen Waldgräben, welche immerfort die reichste Ausbeute darboten, wodurch nicht nur der Grund zur eigenen paläontologischen Sammlung gelegt, sondern auch nahmhafte Mittheilungen an heimische Naturfreunde und an das zu errichtende Landesmuseum, dann bedeutende Sendungen nach Wien, Schönberg, Freiberg im Königreich Sachsen u. s. w. bewerkstelligt worden sind.

Nach Erkämpfung der letzten Anhöhe von Ober-Szilvás breitete sich das herrliche Hatzeger Thal vor unsern Blicken aus; doch bei weitem nicht so überraschend schön, wie von der eingesattelten Berghöhe nächst Hatzeg oder von dem alten Thurm der hohen Kuppe über Varallya. Auch umschleierte überdiess dermalen die Hatzeger Hochgebirge und deren erhabenste Spitzen, selbst den Retjesat zum Theil, Nebel und Wolken.

In Unter-Farkadin, der lieblichen Villa des Ladislaus von Nopsa, gewesenen Obergespans des ehemaligen Hunyader Comitates, fanden wir die in die Vorderwand jenes

Altans vor der Villa unter freiem Himmel eingesetzten, zum Theil eingemauerten und bereits bekannten Statuen, Altäre, Votivtafeln, Basreliefs u. s. w. noch zwar im Stande, in so weit sie den Atmosphärilien trotzten oder von denselben litten, je nach der Beschaffenheit des festern oder minder festen Marmors, aus dem sie bestehen. Jedenfalls verdienten sie einen bessern Platz, indem darunter einige der vorzüglichsten grössern Inschrift-Tafeln und Werke der Bildhauerei mit allerlei gehauenen Steinen zu einem Mosaik zusammengewürfelt erscheinen. Viel würdiger, besser beschützt und auch zweckmässiger zum Anschauen könnten diese wichtigen Denkmäler der Römerzeit im hohen Säulengange vor dem Eintritt in den grossen Saal des Gebäudes angebracht werden und die gegen Mittag gekehrten Aussenwände schmücken. In dem Verlauf von 15 Jahren, seitdem ich diese alten Monumente nicht wieder gesehen, blieben sie leider nicht ohne Beschädigung.

Dass die walachischen Kirchen zu Zeikfalva (walach. Streia), Demsus und Ör-Boldogfalva (walach. Sint Marie) durchaus nicht alt-römischen Ursprungs, wohl aber zum Theile aus zusammengerafften Bruchstücken zufällig in der nächsten Umgegend gefundener römischer Säulen, Altäre, Marmorplatten u. s. w. aufgeführt worden, dafür sind evidente Gründe und Beweise vorhanden, auch habe ich bereits anderwärts mich darüber auszusprechen Gelegenheit gefunden.

Ausserhalb Demsus, sobald man den Weg nach Varhely oder Gredistie einschlägt, nimmt ein isolirter Cippus, eine achtseitige Wegsäule, auf welcher ein Würfel ruht, den Forscher in Anspruch. Sie ist aus Bruchsteinen zusammengesetzt und mit dem bekannten aus zerschlagenen Ziegelstückchen bestehenden Mörtel fest verbunden, nicht aus gehauenen Quadern, wie Hohenhausen angibt; bloss die vier hohlen Seiten des obern Würfels deuten auf oblonge Steinplatten, welche vielleicht mit Inschriften und Meilenangabe versehen waren, die aber herausgehoben und verschleppt wurden, vielleicht im Grunde der nahen Kirche zu Demsus liegen.

Varhely, walach. Gredistie, ein armes unansehnliches Dorf, im Broser Kreis des Hatzeger Bezirkes, nimmt den Platz neben und über den weit verbreiteten Trümmern der ehemaligen Königsstadt Sarmizegethus und nachmaligen Metropolis zu Ehren Trajans benannten Ulpia Trajana Augusta Dacica ein und ist bloss, weil es von der grössten römisch-dacischen Ruine Siebenbürgens umgeben ist und seine armseligen Lehm- und Strohhütten auf die wohl noch manche Schätze verbergenden Trümmerhaufen hinsetzte, zu seiner Berühmtheit gelangt.

In Gredistie — gebräuchlicher ist der Name sowohl bei den Ortseinwohnern, als auch unter den Walachen des Landes überhaupt — finden wir die merkwürdigen, in den Jahren 1823 und 1832 entdeckten und ausgegrabenen Mosaiken, theils mit Erde und Dünger verschüttet, theils gänzlich zerstört. Auf den durchaus verwüsteten Stellen, wo Priamus den Achilles um Hektor's Leiche kniefällig bat, und wo einst die Gruppe „das Urtheil des Paris" in dem Schönheitsstreite der olympischen Frauen dargestellt war, wuchert jetzt Gras und wildes Gesträuch, nur hie und dort tritt man noch zufällig zwischen den Disteln auf farbige zerstreut und lose liegende Marmorsteinchen. Auch jene Mosaik, welche von mir entdeckt und unter meinen Augen ausgegraben wurde, mit der Victoria und den Genien des trajanischen Sieges und Triumphes über Dacien, die ich an Ort und Stelle abzeichnete, ward, wo nicht gänzlich zerstört, doch mit verderblichem Schutte bedeckt. Eine Fahrstrasse geht über dieselbe. —

Weiter ergab sich die Wahrnehmung und betrübende Überzeugung, dass der Sinn für das ehrwürdige Alterthum bisher gar nicht geweckt, vielmehr der Zerstörungsgeist aus Unverstand und Gleichgültigkeit hier noch immer, wie früher, herrschend ist.

Die vor 15 Jahren im Innern des Amphitheaters an den runden Wänden und nächst der Arena halbverschütteten grossen Platten, Sitzstufen, Karniesse, Architrave u. a. m., welche sämmtlich aus dem schönsten salinischen Marmor gehauen, unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung erregten, sind nicht mehr daselbst vorhanden, vielleicht zu ordinären Bausteinen verwendet und verschleppt, vielleicht zerschlagen und verkleinert zu den nahen Kalköfen gebracht und dem Feuer übergeben worden. Einen vergleichsweise unbedeutenden Gewinn aus dem Brennen des Marmors zu technisch zwar sehr gesuchtem Kalke ziehend, begehen diese armen Leute unwissend eine nicht mehr gut zu machende archäologische Sünde, deren Schuld indessen auf Rechnung der dort hausenden adeligen Besitzer, welche den gebrannten Kalk abkaufen, und bei denen man doch mehr Bildung und Sinn für das Alterthum erwarten kann, zu setzen ist.

Bei unserer Wanderung durch die Gassen des Ortes verrieth in dem abgelegenen Winkel eines Bauernhofes sich unsern spähenden Blicken durch blendende Weisse, ein Haufwerk in Stücke zerschlagenen Marmors. Wir traten hinzu. Die mit frischem Bruche zum Kalkbrennen aufgehäuften Bruchstücke hatte ein unlängst ausgegrabener colossaler Säulenschaft, welcher durchschnittlich 28 bis 30 Zoll mass, hergeben müssen. Einem aus derselben Steinart nach dem nämlichen Massstabe angefertigten, im Castrum, in der sogenannten Csetate (walach. Burg oder Festung) liegenden römischen Capitäl, welches vielleicht diesen Säulenschaft zierte, steht ein gleiches Schicksal bevor. — Unwillkürlich drängt, bei solcher Wahrnehmung, sich die Frage auf: „Wie kommt es, dass in unserer aufgeklärten Zeit unter den Adeligen des reizenden Hatzeger Thales und dieses classischen Bodens noch kein Verein sich gebildet, wodurch dem Vandalismus, der fortwährenden Zerstörung der seltensten Alterthümer durch Strafe oder Belohnung, die den erzielten Erlös aus dem gebrannten Kalke überbietet,

gesteuert werde? Und warum findet sich Niemand oder so selten Einer, der mit Eifer und Sinn an das beantragte Landesmuseum denkt, um auch in alterthümlicher Beziehung für dessen Ausschmückung aus Siebenbürgens reichster Fundgrube Sorge zu tragen?“ Eine rühmliche Ausnahme machen in dieser Beziehung die edlen Besitzer der Collectionen von Gerend, M. Nemeti, Farkadin und Zaam. Die glücklichen Finder, welche antike Sachen überbringen, werden von denselben reichlich belohnt und ermuntert, mehr und weiter zu suchen. Auf diese Weise wurde manches seltene Alterthum erhalten; jüngst erst durch letztern ein grosses marmornes Piedestal gerettet, auf dem der Rest zweier mit Sandalen versehener bronzener Füsse in natürlicher Grösse geblieben; ferner ein kleines Mythras-Relief aus carrarischem Marmor, und vorzüglich ein bronzener stark vergoldeter Junokopf mit dem Diadem, von etwa 4 bis 5 Zoll Grösse und von ausgezeichneter Kunstfertigkeit, der früheren Menge antiker Gegenstände aus Várhely nicht zu gedenken, welche sowohl in Farkadin als auch in Zaam zu sehen sind; hier wurden auch die zuletzt geretteten aufbewahrt.

Mehrere walachische Kinder brachten uns, während wir in den Gassen Várhely's forschend herumwanderten, verschiedene Münzen von Caracalla, Elagabal, Julia Moesa, Julia Soaemias und Maximin und boten dieselben zum Kaufe an, welche wir — obschon von schlechtem Gehalt, wie deren Urbilder, und auch die Umschrift kaum leserlich — zur Aufmunterung der Kinder über ihren Werth bezahlten. Desto werther waren uns die im Castrum selbst von uns aufgefundenen Gegenstände. Diese bestehen aus verschiedenen Arten drei-, vier- und sechsseitig geformter, rhomboidal — biscuit — und Winkelhaken gleich gestalteter, rother Ziegelchen, kaum 2 Zoll gross, zur Anfertigung einer gröberen, ordinären Mosaik. Vor anderen zeichnet sich hierbei ein Randstück mit deutlichem Stempelabdruck von einer grossen, aus feinem Thone rothgebrannten Amphora aus, welche im Durchmesser, nach dem gefundenen Segment zu schliessen, wenigstens 18 Zoll, und in ihrer Höhe 25 bis 30 Zoll betragen haben muss. Die Buchstabenlinien sind radial auf dem starken Amphorarande abgedrückt. Sie waren im Stempel regelrecht eingeschnitten, erscheinen daher im Abdrucke verkehrt.

Eine ganz vollständig erhaltene, mit faltenreichen Gewändern bekleidete weibliche Statue aus weissem Marmor in Lebensgrösse, mit Ohrgehängen und Perlenschnur um den Hals, wovon in der Transilvania I. Bd., 2. Hft. 1833 eine Beschreibung und Abbildung gegeben wurde, wird noch immer bei Stephan Pogany in Poklisa, so wie sie es verdient, mit Fleiss besorgt. Zu der damaligen Sammlung von Münzen ist nicht nur noch eine Anzahl Münzen römischer Kaiser und Kaiserinnen von Silber und Grosserz hinzugekommen, sondern auch zwei goldene Fingerringe mit geschnittenen Steinen, ein Intaglio in Carneol, eine weibliche Figur mit einer Lotusblume und ein Intaglio in Onyx mit einer Minerva. —

Eigenthümlich war der antiquarische Fund bei einem diessfälligen Ausfluge in mineralogischer Hinsicht, Feldspathkrystalle im trachytischen Gebilde hinter dem Devaer Schlosse zu sammeln. Nachdem ich mit meinem Begleiter bis zur Mittagstunde viel herumgestiegen und gehämmert, gingen wir zu einer von den Felsen unfernen schönen Quelle krystallhellen Wassers hinunter, und als wir hier vergnügt und zufrieden mit der Mineralienausbeute ausruhten, stieg urplötzlich über dem Erzgebirge am Goldflusse von den Biharer Höhen bis zu den Bergen Detunata und Nygrilyaza eine ausgedehnte dunkle Gewitterwolke wirbelnd auf, die mit fenrigen Blitzen und entsetzlichem Grollen auf Sturmesflügeln drohend nahete; wir sahen uns nach einem Obdache um, flüchteten in die zerklüfteten Trachytfelsen hinauf in eine grottenähnliche Vertiefung und warteten das Vorüberziehen des Sturmes ab. Als wir hier nun geschützt sassen und harrten, fielen meine Blicke auf das vor der Höhle gleich einem sammtenen Teppiche den graulichen Trachyt überziehende zarte Moos und gewahrten zufällig einen Unterschied der grünen Farben; zwischen dem Hellgrün des Mooses zeichnete sich ein auffallend malachit-ähnliches, glänzendes Grün, der mir wohlbekannte nobilis erugo, aus, und verrieth, nachdem ich mit dem Hammer das Moos beseitigt, einen zwischen den Felsenspalten eingeklemmten Frauenschmuck, einen bronzenen antiken Ohrring in einer kreisrund in sich gekehrten Schlangengestalt.

Während dem erneuerten Ausfluge von Deva in das Muntscheler Gebirge sahen wir bei Kis-Kalan die Äcker mit Bruchstücken von Ziegeln, vorzüglich Dachziegeln, und von allerlei Geschirren sparsam überstreut, ferner ein in der Erde entdecktes römisches Aufgussgewölbe, welches letztere aus Bruchsteinen mit Kalkmörtel, wie aus einem Stück bestehend, durch seine Festigkeit der Zeit mehr als ein Jahrtausend getrotzt und noch lange Dauer verspricht, falls es nicht mit Gewalt zerstört wird; endlich sieht man hier noch Überbleibsel eines alten römischen Bades. Dasselbe erscheint in einem daselbst isolirt dastehenden Kalktufffelsen in ovalrunder, beinahe ohrförmiger Gestalt eingetieft und ausgehauen. Die Felsart ist von ziemlich dichter und fester Beschaffenheit. Der Umfang des Bassins mag 20—25 Schritte und die Tiefe etwa 10 Fuss betragen. Gegen Osten hat das steinerne Becken einen schmalen Eingang, durch welchen das Wasser abfliesst, und der an beiden Seiten noch Einschnitte zeigt, um Bretter einzusetzen und das Wasser zum Baden aufzuschwellen. Die Temperatur des Heilwassers beträgt 23 bis 24° R.

Die daneben stehende Bade-Einrichtung von Holzmaterial aus der neuen Zeit, ist dem gänzlichen Verfalle nahe.

Die Besteigung des Muntscheler Gebirges, auf welchem die merkwürdigen Gredistier Schlosstrümmer ruhen, kann von zwei Seiten, erst nur bis zu den Hütten des kleinen Dörfchens Neu-Gredistie, nicht ohne Schwierigkeit und bloss zu Pferde geschehen: von Norden, auf dem Broser Wasser

(Város-víz) hinauf und von Westen bei Bosorod durch den Rituder Bach über weitläufige Berge. Wir wählten die westliche Seite. Mehrere Edelleute begleiteten uns; ein aus 19 Pferden bestehender Zug bewegte sich vorwärts; eine kleine Strecke von Bosorod auf ebenem Pfade bis zum Beginne des Waldes, der rauhen Schluchten und felsigen Abhänge ging es ziemlich rasch, bald aber langsamer, so dass mehrere Stunden unter Ankämpfung der oft für Reiter und Rosse gefahrvollen Steilheit und mühesamer Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten des Pfades verstrichen, bis endlich der höchste Punkt errungen ward, wo eine schöne Hochebene besonders Diejenigen überraschte, welche diesen Pfad zum erstenmal betraten, zumal sie auch eine sehr umfangreiche Aussicht über rauhe Felsen-Thäler und waldreiche Berge weit rund umher darbot. Die wohlerfahrenen Edelleute, die uns begleiteten, beschrieben in alterthümlicher Hinsicht die von ihnen bei Gelegenheit von Treibjagden — auf Rehe, Hirsche, Wölfe, Bären, Luchse und Wildschweine — oftbesuchten Gegenden und dunkeln Forste, behauptend, dass in dieser Wildniss beinahe in jeder Schlucht Mauer- und Dachziegeln und Bruchstücke von Gefässen, und so auch auf den meisten hervorragenden wild- und dicht-überwachsenen Berggipfeln Mauerüberreste gefunden werden. Selbst hier, deutete ein Edelmann, hier gegenüber in nördlicher Richtung, zwar scheinbar nicht sehr entfernt, aber doch durch eine ziemliche Strecke der betretenen Hochpläne und dann durch einen tiefen felsigen Abgrund von uns getrennt, habe man auf den Höhen zwischen alten Buchen and deren Wurzeln weitläufige mit Buschwerk überwachsene und verborgene Baureste und Grundmauern wahrgenommen. Diese Wildniss, die einmal bewohnt und mit Menschen bevölkert gewesen, genauer zu durchforschen, dürfte, nach der Behauptung der Erzähler, kaum drei bis vier Wochen zureichen; aber dafür, Zeit und Mühe lohnend, Manches, was für die früheste Geschichte unseres alten Daciens wichtig ist, zu Tage fördern. Wir bedauerten, dass uns dazu nur eine so kurze Zeit zugemessen und ein grosser Theil derselben durch die Ungunst der Witterung entzogen worden sei. An der südlichen Abdachung der Hochfläche bemerkten wir mehrere zerstreute, nach Lunkan gehörende Hütten und ein ganz oben auf der Pläne stehendes kleines Kirchlein, an welchem der Reiterzug dicht vorbei trabte.

Die wiederholte Besteigung der Ruinen auf dem Muntscheler Gredistie am 12. Juli 1847 erregte noch immer eigenthümliche Gefühle; aber Vieles ward in den Zeitraum von zehn Jahren verändert gefunden. Die humusartige Erde, mit dürren Baumblättern vermischt, hat über der alten Stadt sich dergestalt angehäuft und war vom Regen erweicht, dass unsere Rosse an einigen Stellen bis an die Knie watend hindurchschritten. Nachgrabungen von Berufenen und Unberufenen nach Goldschätzen, wie zur Erforschung des Alterthums haben stattgefunden. Auf allen Seiten sieht man Löcher und Schanzen, wo gegraben und gesucht, grosse Quadersteine, die von ihren ursprünglichen Stellen bewegt und fortgeschoben oder über die nahen Bergabhänge gewaltsam weggestürzt worden sind. Der Sturmwind hat nach seiner Weise gehauset, alte Riesenbuchen niedergeworfen und die Wege und Stege, welche kaum erkennbar erscheinen, fast barricadenmässig verrammelt. Die in einem früheren Berichte von mir bezeichnete grosse alte Buche, welche auf einer colossalen Porphyrsäule stand und dieselbe mit ihren dicken Wurzeln umschlungen hielt, liegt weit hingestreckt auf dem Boden, dem Moder anheimgefallen. Von diesen Riesenbuchen haben die meisten 5—6 Fuss im Durchmesser und 140—150 Fuss Länge. Unter diesen Bemerkungen und mit den über unsern Reitpfad ausgebreiteten Buschzweigen kämpfend, ritten wir am Teich vorüber bis an die zerfallene Burgmauer, deren Wälle noch durchaus kenntlich, zum Theil aber auch noch ganz bis zur Höhe von 6 Fuss erhalten sind und aus gehauenen Steinen bestehen, welche gegen 2 Fuss lang und über das Niveau einen Fuss hoch betragen. Sie sind ohne Mörtel zusammengefügt und bestehen aus einem dichten festen Grobkalkgebilde mit Fleiss gearbeitet. Die Schlossmauer berührt an zwei Seiten, gegen Norden und Süden, den Thalrand zweier im tiefen Abgrunde rauschender Wildbäche, Reu-Alb und Valy-Albe, wo hinab viele Quadersteine gestürzt worden sind. Der Erdboden erscheint sehr ungleich, im Ganzen gegen Süden abgedacht, und auch auf der West- und Ostseite nicht ohne benützte Terrain-Vertiefungen: nach der nördlichen Seite erhebt er sich am meisten und höchsten. Auf der Südseite, wo zwei Säulenschäfte von $2^1/_2$ Fuss im Durchmesser aus Syenitporphyr lagen, erkannten wir ein Thor. Von diesem Thore läuft die Mauer, dem sich nördlich wendenden Thalgrunde folgend, 90 Schritt weit bis zu einer Vertiefung, in welcher grosse behauene Steine liegen, und wo ein Keller oder Thurm gewesen zu sein scheint, in welchem bei den Schatzgräbereien, nach Aussage der anwesenden Leute, Menschenknochen und massive eiserne Ketten gefunden worden sind. Hier scheint auch ein östliches Thor gewesen zu sein; die Stadtmauer aber zieht sich 200 Schritte nördlich bis zum Thalrande des Valya-Albe, dem sie dann westlich folgt. An demselben finden sich die Reste eines festen Thurmes, von wo die Mauer noch weiter dem nördlichen Thalrande folgt, so dass dieser Theil derselben 344—350 Schritte beträgt; von hier, wo sie diesen Thalrand verlässt, geht sie südwestlich 300 Schritte bis zu dem Eingange des Reit- und Fusspfades, auf dem wir gekommen waren. Von diesem muthmasslichen Thore bis zu dem oben erwähnten, mit den beiden Syenitsäulen, sind noch 344 bis 350, also im Ganzen beiläufig 1280 bis 1290 Schritte. Die Ermittelung der Strassen und Häuser ist durch planlose, unverständige Nachgrabungen, besonders der kopflosen Schatzgräbereien kaum mehr möglich. Südwestlich, 200 Schritte weit von diesem Thore, bemerkt man ein weitläufiges Mauerwerk, das ein Zickzack, von Quadersteinen in

einer Höhe von 1 Fuss und gegen 6 Zoll ohne Mörtel, bildet. Die inneren Mauern bestehen aus Bruchsteinen. Vor dem zuvor erwähnten östlichen Thore in der Verlängerung des Eingangthores 290 Schritte entfernt, liegen viele behauene Steine und Substructionen von Gebäuden, woselbst ein 3 Fuss hoher, 2 Fuss breiter Stein gefunden ward, auf welchem in Relief ein Mann mit der Lanze in der linken Hand auf eine unter ihm liegende kleinere Menschengestalt tritt, beide sind unbekleidet; ferner ein $3^1/_2$ Fuss langer und $1^3/_4$ Fuss hoher Marmorstein, mit zwei bärtigen Köpfen, über welchen eine verzierte Tafel, die mehrere Arten von Dolchen oder geraden und krummen Messern, nebst zwei Rosetten enthält; endlich auch ein Altar von Marmor, ohne Inschrift. Bei der, mehrere Schritte östlich von hier sprudelnden Quelle lag ein kleinerer Altar, auch ohne Inschrift, aus Syenitporphyr. Von hier 70 Schritte nordöstlich, findet sich ein Circus von 90 Fuss im Durchschnitt, umgeben von einer $2^1/_2$ Fuss dicken Mauer von behauenen Steinen, so dass dessen Umfang 115 Schritte hält. An dieser Mauer stehen inwendig 4 Fuss hohe, 7 Zoll im Quadrat haltende Steine, welche 5 Zoll von einander entfernt sind. Mittelst Nachgrabung ward gefunden, dass die Arena nicht gepflastert gewesen ist. Von hier 80 Schritte südöstlich bemerkten wir am Abhange des Berges Reu-Albe einen grossen Bau von gehauenen Quadern, wie bei der Stadtmauer: so auch vom Circus 80 Schritte nordöstlich entfernt, einen ähnlichen Bau, bei welchem zwei Säulenschäfte von zwei Fuss Durchmesser aus Syenitporphyr liegen.

Südöstlich, unterhalb des erwähnten südlichen Thores, nächst dem auch schon erwähnten Mauerwerke liegen viele Quadersteine zerstreut und einige Porphyrsäulen, dabei auch 2—7 Fuss im Durchmesser haltende flach-runde Steine. Eben so wurde auch hier eine $1^1/_4$ Fuss breite Marmorplatte gefunden, auf welcher eine männliche Gestalt kenntlich ist, deren Beine in roher Arbeit vollendet, deren Oberkörpertheil erst angefangen ist. Mehrere Schritte innerhalb des oben erwähnten östlichen Thores lag eine ovale Badewanne, von Syenitporphyr angefertigt. Sie ist im Lichten 3 Fuss breit, $4^1/_2$ Fuss lang und 2 Fuss 1 Zoll tief, die Dicke beträgt 7 Zoll: sie ist inwendig spiegelglatt geschliffen und polirt, aber von rohen Besuchern schon sehr beschädigt worden.

Bei den oben mehrerwähnten Bauwerken ergab die Ausgrabung häufig stark gebrannte Mauerziegeln von verschiedenen Grössen im Quadrate, meist viel dicker als die gewöhnlichen, dagegen wurden die überall zerstreuten Dachziegeln dünner als die gewöhnlichen römischen befunden. Auf allen Seiten unterhalb der Stadtmauer, so wie bei den übrigen angegebenen Bauwerken liegen Quadersteine zerstreut, theils von der Stadtmauer herabgestürzt, theils zu anderen Bauwerken der Umgebung gehörig. Mehrere von diesen Quadersteinen sind mit 5 Zoll breiten, 3 Zoll tiefen Rinnen versehen; auch finden sich, ausser den vielen Fragmenten von Thongefässen, Bruchstücke von Rinnen aus gebranntem Thone, 1 Zoll stark, 1 Fuss 5 Zoll im Durchmesser.

Auffallend ist es, von jenen im Archiv für siebenbürg. Landeskunde (Bd. I, Heft 2, S. 22 v. J. 1844) mit griechischen Buchstaben bezeichneten Quadersteinen nichts mehr zu finden; dass indessen, was tausend Jahre sich erhielt, zehn Jahre nicht auslöschen konnten ohne gewaltsames Einwirken, ist klar. Viele Gegenstände, vorzüglich zierlich behauene und mit Inschriften versehene Steine, wurden mühsam vom hohen Berge nach Bros und in andere Orte geschleppt, wozu die Anwohner und Bauern der nächsten Dörfer im Robotdienste ohne Bezahlung gezwungen wurden. Dem zu entgehen stürzten sie, um sich von einer schweren Last zu befreien, vielleicht alle irgend bezeichneten Steine über die Thalränder in den Reu-Albe und Valye-Albe hinunter, welches ihnen leichter zu bewerkstelligen scheinen mochte, als der beschwerliche Transport vom Gebirge herab über reissende Hohwässer in entfernte Orte. Durch diesen unvorsichtigen Transport-Zwang sind leider viele wichtige Inschriften auf marmornen Tafeln und Altären zerstört und unersetzlich verloren gegangen, wovon im Hatzeger Thale noch die Spuren wahrnehmbar sind.

Zur besseren Übersicht folgt beiliegend eine Übersicht von den Überresten der Akropolis und der alten Stadt auf dem Muntscheler Gredistie, woselbst den 11. bis 14. Juli 1847 Ausgrabungen und Forschungen stattfanden. Darunter befindet sich:

a) Die Stelle, wo die Stadtmauer an eine mit behauenen Quadern und mit einer breiten massiven Porphyrtafel gefüllten Vertiefung stösst, und wo früher, nach Aussage der nächsten Ortsanwohner, menschliche Gebeine mit schweren eisernen Ketten gefunden worden sind. Von dieser Vertiefung bis an den Rand des Reu-Albe beträgt die Länge 250 Schritte.

b) Eine Ecke der Stadtmauer, welche an den hohen Thalrand reicht und deren schwindelnder Abhang den in den Abgrund Hinblickenden mit Grauen erfüllt.

c) Das südliche Thor der Stadt mit den beiden Porphyrsäulen.

d) Das Thor von der Westseite (nordwestlich), von wo wir heraufstiegen.

e) Eine Ecke der Stadtmauer, wo dieselbe an den Thalrand des Valye-Albe stösst.

f) Der Ort, wo die tiefe Grube, der grössere inschriftleere Altarstein und eine Anzahl grosser Quadersteine, dann eine Steinplatte mit halberhabenen, aber durch den Zahn der Zeit sehr beschädigten Figuren, endlich ein grosser Würfel, bestehend aus ziemlich festem Grobkalk, worauf sich vier dolchartige Opfermesser von verschiedener Grösse in Basrelief befinden.

g) Der Circus.

h) Ein Bau mit grossen Quadersteinen.

i) Das Theater.

Plan

von den Ruinen der Akropolis auf dem Muntschelet Gredistye

(durch Neigebauer und Ackner entworfen).

500 1000 1500 2000 Schritte.

k) Eine Tempelruine mit Säulen.

l) Badewanne aus Syenitporphyr.

m) Das Bad.

n) Der Teich, welcher, wie erzählt wird, mit breiten Steinplatten gepflastert sein soll, aber gegenwärtig versumpft, durchaus mit Rohr und Hydrophyten aller Art überwachsen ist.

o) Platz der Hütte, die man aus Baumästen und belaubten Zweigen für die Alterthumsforscher errichtet hatte.

Während wir am 12. bis 14. Juli 1847 unter dem Godian auf dem waldreichen Muntscheler Gebirge in den Trümmern der alten unbekannten Stadt hoch oben unsere Forschungen anstellten, hatte, durch unsern Eifer angeregt, der Waldschaffer unten, eine Meile nordöstlich vom neuen Dörfchen Gredistie auf der rechten Seite des Stadtwassers (Város víz), an einer von Kalkfelsen überragten Berglehne, Sub Kunun oder Sub Piatra, wo gleichfalls weitläufige Trümmer einer alten Stadt liegen, auch Nachgrabungen veranstaltet, die mit glücklichem Erfolge gekrönt wurden. Das Ergebniss bestand in 500 silbernen altrömischen Denaren, welche ungemein gut erhalten und von denen die meisten von so scharfem Gepräge waren, als wenn sie erst unter dem Stempel hervorgegangen wären. Auch sind dieselben wie von einem Numismatiker, beinahe in ununterbrochener chronologischer Folge, von dem ersten der Cäsaren bis auf Trajan gesammelt. Die Prägen von Vespasian, Titus und Domitian kommen indessen am zahlreichsten vor. Bei der, wegen Kürze der Zeit, nur sehr flüchtigen Betrachtung der einzelnen Stücke fand ich nachfolgende Exemplare: Consular- und Familien-Münzen aus der Zeit der römischen Republik 148; von Julius Cäsar 15; von Octavianus Augustus 10; von Antonius und Lepidus 2; von Tiberius 3; von der Agrippina 2; von Germanicus 4; von Agrippa 3; von Cajus (Caligula) 16; von Claudius 4; von Titus 69; von Domitian 109; von Nerva 15; von Trajan 2. Merkwürdig erscheint es, dass von Trajan bloss zwei Münzen vorkommen, und auch diese aus der ersten Zeit seiner Thronbesteigung, da er noch nicht Dacicus, bloss Germanicus genannt wurde. Eine bedeutende Anzahl interessanter Kehrseiten entging selbst dem flüchtigsten Beschauer dieser Münzen nicht. Auch die Sculpturen vom Standpunkte der plastischen Kunst betrachtet, sind ausgezeichnet und werthvoll zu nennen. So mehrere Familien-Münzen und vorzugsweise die Revers von einem Nerva mit der Venus Callipygos, mit der sogenannten Venus des Cleomenes übereinstimmend.

Noch muss bemerkt werden, dass der zierliche Altar mit einer Inschrift, welcher auch hier in diesem Bereich an der Sonnenlehne im Valye Aniesche gefunden ward, und nach dem Wunsche des Fürsten Lobkowitz, welcher damals die siebenbürgischen Bergwerke besuchte, nach Wien befördert werden sollte, durch dessen mittlerweile erfolgten Tod aber nur bis Bros gebracht wurde, hier bei dem Eisenhändler Friedrich Aker, wenn man durch dessen Gassenthor in den Hofraum tritt, links an einem äussern in die Augen fallenden Eck des Wohngebäudes halb eingemauert zu sehen ist. Ich verglich nochmals die Inschrift mit der bereits veröffentlichten und fand Abweichungen von der Urschrift, daher dieselbe nochmals treu und genau aufgenommen und hier beigefügt wird.

VICTORIÆ
AVG PROSA
LVTE IMP
ANTONINI
AVG M SA
TIVS PRIS
CVS LEGAvS
PIVS . PR . PR.

Der gegenwärtige Ausflug führte ferner auf dem Rückwege zur Entdeckung eines bis jetzt noch nicht bekannten römischen Castrums, zwischen Fel- und Also-Városviz (Orastiora und Orastia Biakuluj) am linken Flussufer des Orastiare (Stadtwasser). Drei Seiten der ausgemauerten Wälle des militärischen Standlagers sind deutlich erkennbar; die östliche vierte Seite hat der Fluss weggerissen. In der Umgegend, auch ausser den Mauern des Lagers, findet man häufige Spuren von Grundmauern, so auch eine Menge Bruchstücke von Ziegeln, Gefässen u. s. w.

Die dermalige archäologische Excursion ward endlich mit dem Besuche des römischen oder vielleicht noch altdacischen, wahrscheinlich von beiden Völkern benützten Steinbruches, der, wie bereits oben erwähnt, während des Ausfluges in das Hatzeger Thal unsere Aufmerksamkeit erregte, beschlossen. Südlich von Deva, kaum eine Stunde entfernt, bildet er einen mächtigen isolirten Stock Trachytporphyrs von lichtgrauer oder röthlichweisser, homogener Grundmasse, welche sich durch grosse Zähigkeit, Dichtigkeit und Härte auszeichnet und an einigen Punkten fast in ein syenitähnliches Gestein überzugehen scheint. Der Fels mag wohl, als ein verborgener Zweig und Ausläufer, mit den bei Deva und hinter diesem Schlosse emporgehobenen Trachytgruppen im Zusammenhang stehen. Noch liegen theils tief unten, wo ein kleiner Bach vorbeifliesst, am Fusse des Stockes von Menschenhänden abgelöste ungeheure Massen und Blöcke, theils auch ganz oben mehrere angefangene und bloss halb ausgehauene riesige Quadersteine, Säulen, Platten u. dergl. Ich denke kaum zu irren, wenn ich dafür halte, dass auf der hohen Akropolis des Muntscheler Gebirges einige ähnliche grosse Platten und Tafeln und Altäre sich finden, welche in diesem Steinbruche angefertigt und hinauf transportirt worden sind.

1848.

Der bisherigen Gewohnheit und gestellten Aufgabe, jährlich eine grössere Reise in wissenschaftlicher Hinsicht nach irgend einer Richtung des Vaterlandes zu unternehmen, konnte in diesem Jahre wegen der bedenklichen und gefahrdrohenden Zeitumstände nicht Genüge geleistet werden, und

durfte sich bloss auf kleinere Ausflüge der nächsten Umgebung beschränken. Aber selbst von diesen wäre fast einer von unangenehmen Folgen für den Alterthumsforscher gewesen, und derselbe war sehr nahe daran, mit seinen Begleitern als politisch verdächtiger Herumschleicher gebunden, von den mit Spiessen bewaffneten Poplakern nach Hermannstadt deportirt zu werden. Längst schon nahm ich mir vor, die Reste einer zwischen Poplaka (Gunzendorf) und Resinaer (Städterdorf) auf hohem Gebirgsabhange ruhenden Burgveste aufzusuchen. Indessen verdrängten bisher immer noch die entfernteren beschwerlicheren Excursionen die nahen und leichteren, und so blieb lange das nächst vor Augen Liegende, wie es ja häufig im Leben zu geschehen pflegt, unbeachtet oder aufgespart und unerforscht bis gegen Ende August obigen Jahres.

Der Weg führt von Hamersdorf neben Hermannstadt, die Josephs-Vorstadt im Cibinthal, an dem von Giorareu bis zur Stadt herabkommenden alten, theilweise zerstörten Canale hinauf in zwei Stunden bis an das Steppendorfer Eichenwäldchen. Von diesem wendet sich der Weg links in den Thalgrund, der uns nach halbstündiger Frist nach Poplaka brachte. Weiter ist der Weg, besonders im Gebirge, das nahe am Orte beginnt, nicht mehr fahrbar. Desshalb wurde inmitten des Ortes angehalten, und sogleich in Begleitung meines Sohnes nach der angedeuteten buschigen Berghöhe rüstig hinangestiegen. Doch würden wir den Punkt unserer Forschung, durch eine dichte Waldung, tiefe Schluchten und durch häufig sich durchkreuzende Gebirgspfade irre geführt, nur mühsam gefunden haben, hätten uns nicht aus dem Walde heimkehrende, der Gegend kundige Ortsbewohner zurecht gewiesen und bis zur gesuchten Stelle begleitet. Wir standen jetzt auf den beiläufig dritthalb Stunden von Hermannstadt entfernten Überresten der hohen luftigen Burg, einem Alpenzweig und Ausläufer, welcher sich vom Jesur, dem Cibinsursprung, bis nach Hermannstadt herunter in mannigfachen Biegungen erstreckt und den obern aufgethürmten Stadttheil an der Stirne trägt. Die Burg liegt, wie gesagt, zwischen Poplaka und Revinaer, doch näher an und hoch über letzteren Ort und auch auf dessen Gebiet. Von den Burgüberresten hat, ausser den Umwallungen, den vielen Gruben, runden und ovalen Vertiefungen, woselbst die Wohnungen gestanden haben mögen, äusserst wenig sich erhalten. Die gegen Mittag merklich geneigte Grundfläche bildet eine lange, inmitten stark zusammengepresste elliptische Figur, deren südliche Längsseite gegen Resinaer und deren nördliche gegen Poplaka gekehrt sind. Hier ist die Umwallung noch ziemlich hoch und mit tiefen in den Thonschiefer eingesenkten Gräben, aber mit moosigem Wurzelwerk durchzogen und mit kräftigen Eichenstämmen überwachsen, ganz deutlich zu sehen. Auf der entgegengesetzten Seite und an der östlichen Spitze, die wegen ausserordentlicher Steilheit unersteigbar erscheint, ist die Umwallung verschwunden. Die bedeutende Höhe des schroffen zerklüfteten Thonschiefergebildes mag von dem Spiegel des unten rauschenden Gebirgswassers gegen 3000 Fuss messen. Am westlichen Scheitelpunkt der Ellipse der verfallenen Schlossruine erhebt sich eine über vierzig Fuss ansteigende runde Erhöhung, woselbst ein mächtiger runder Wach- oder Wartthurm gestanden zu haben scheint. Von Mörtel und Mauerwerk sind nur wenige Spuren zurückgeblieben. Aber von dreifacher, starker und hoher Umwallung wurde der Kopf der Festung von dieser westlichen Seite geschützt. Der Umfang der ganzen Burg misst über 1200 Schritte und die Breite 70 bis 80 Schritte. Innerlich sind zwei parallel laufende Reihen Vertiefungen und Gruben erkennbar. Die oberste Reihe zählt 26, die untere bloss 20. Am umfangreichsten und tiefsten sind die an den beiden Enden sichtbaren.

Da dieser Gebirgsabhang fast ganz aus Urthonschiefer, der bloss hie und dort dem Glimmerschiefer sich nähert und selten in ihm übergeht, zusammengesetzt ist, so konnten wegen der milden Beschaffenheit der Felsart sehr leicht in dieselbe geräumige und wohnliche Behausungen gehauen, eingetieft und zur Aufnahme sowie als Zufluchtsort vieler Menschen eingerichtet werden. Die schützenden Wohnhütten des Asyles sind längst verschwunden, zerbröckeltes Felsgeröll, mit dünnem Gras und üppigem Moose überwuchert, erfüllt die Gruben und deutet leise noch auf ihre Stellen hin. Nur die mächtigen äussern Wälle und Bollwerke sind noch ziemlich gut erhalten, ein sprechender Beweis von Anstrengung und Kraft rüstiger Menschenhände. Nachdem wir die Lage nach der Himmelsgegend mit Hilfe der Magnetnadel untersucht und bestimmt, den Umfang umschritten und genau bezeichnet hatten, forschten wir über den Ursprung der vorliegenden Festung. Das Resultat der Untersuchung ist im „Satelliten," dem Beiblatte der Kronst. Zeitung Nr. 12, 13 und 14, 1850, veröffentlicht worden.

1849.

Ein durch anarchische Zerwürfnisse trauriges, für manche vorhandene und gesammelte Alterthümer Siebenbürgens höchst verderbliches Jahr. Hirnloser und blinder Aufruhr, Raub und Zerstörung bezeichneten dasselbe. So wurde die bedeutende Sammlung der merkwürdigsten Alterthümer zu Enyed ein Opfer damaliger Volkswuth, und ebenso wurde auch dasjenige, was Graf Kemeny seit vielen Jahren mit Vorliebe, Eifer und mit grossen Auslagen aus der archäologischen Unterwelt unseres Vaterlandes gesammelt, zu Gerend theils entwendet, theils vernichtet, so namentlich 4000 Stücke römischer Münzen, welche auf dem Boden der einstigen römischen Stadt Salinae, dem heutigen Thornburg, seit den letzten 30 Jahren nach und nach ausgegraben und gefunden worden sind.

Die prachtvollen Gebäude des Grafen Gyulai in Maros-Nemeti und des Ladislaus von Noptsa in Zaam, deren Villen

und schöne Lustgärten mit marmornen antiken Statuen, Basreliefs, Inschrift-Altären u. m. A. luxuriös ausgeschmückt waren, haben eine beklagenswürdige, besonders aber des Letztern eine gänzliche Zerstörung erlitten.

Manche beginnende und erfreulich wachsende archäologische Sammlung, wie z. B. jene des evangelischen Gymnasiums in Schässburg, ward von den Rebellen beraubt und zerstreut; manches kostbare Denkmal, z. B. wie jenes von Georg Apaffi, dem Vater des siebenbürgischen Fürsten Michael Apaffi, in Malemkrog ward schmählich verstümmelt.

Nach solchen thatsächlichen Vorgängen und durch die täglich immer häufiger sich wiederholenden Gerüchte von Raub, Brand und Zerstörung musste ich besorgt werden um meine eigene archäologische Sammlung, die ich mit einer gewissen Vorliebe, nicht ohne Aufopferung und Kostenaufwand seit mehr als vierzig Jahren rastlos zusammengebracht, und die dadurch mir lieb und besonders auch in geschichtlicher Hinsicht werth und theuer geworden ist. Was war zu thun? Meine antike, besonders numismatische Sammlung, gegen 2000 altrömische und griechische, grösstentheils silberne Münzen, dazu noch die reichsten und kostbarsten Gold- und Silberstufen, wurden, dem treuen Schoosse der Erde vertrauend, bei Nacht und Nebel von mir selbst im Hausgarten vergraben. Nicht selten kam ich nun aber dadurch bei dem häufigen Zuspruch der Insurgenten auf dem Pfarrhofe manchmal in nicht geringe Verlegenheit, indem mehrere von den Anführern der Rebellen von meinen Collectionen wussten oder gehört, einige von ihnen dieselben wohl auch gesehen hatten. Diesen gestand ich bei der Nachfrage wegen meiner „hübschen Sammlung," dass ich die Alterthümer, aus Besorgniss, dieselben könnten in dieser unfriedlichen Zeit leicht Schaden leiden, vergraben habe, ohne übrigens den Ort der Beerdigung selbst genau zu bestimmen.

In dieser höchst bedenklichen Zeit erfreute nichtsdestoweniger sich mein Museum eines nicht unbedeutenden Zuwachses: erstlich erhielt ich aus den Trancheen und von den aufgeworfenen Redouten während der Belagerung von Karlsburg durch einen Insurgenten-Officier eine Anzahl dort ausgegrabener und gefundener römischer Bronze- und Silbermünzen von den Antoninen, von Severus Alexander, Maximinus, Gordianus, Philippus u. m. A. Von dem ältern Philippus befindet sich sogar dabei eine Münze mit PROVINCIA DACIA A. I. und mit der V. und XIII. Legion auf Fahnen, daneben mit dem Adler, der einen Kranz im Schnabel hält, und mit den Löwen bezeichnet und in Dacien geprägt. Einen zweiten Zuwachs erhielt mein Cabinet durch den Ankauf von drei aus Gyps ungemein kunstvoll angefertigten eilf Zoll hohen Statuetten in altsächsischer Tracht, einen ehrwürdigen Mann mit vollem Barte, mit der sächsischen Toga bekleidet, vorstellend, dann eine ältere Matrone und eine jüngere Frau, beide in Feierkleidern und mit altem gediegenen sächsischen Schmuck reich decorirt.

In Folge des bedauerungswürdigen Schicksals des gelehrten und patriotischen Benigni von Mildenberg's — er wurde nämlich durch die Rebellen während Hermannstadts beklagenswerther Einnahme ermordet — ward ein Theil seiner wissenschaftlichen Hinterlassenschaft an den Meistbietenden veräussert. Da ich nun wusste, dass Benigni ein grosser Freund der Alterthumskunde so wie der Wissenschaft überhaupt gewesen, und viel Alterthümliches in Siebenbürgen gesammelt und wirklich besass, so trachtete ich dasselbe nebst anderm werthvollen oryktognostischen Vorrathe, hauptsächlich die antiken bronzenen Statuetten — römische und ägyptische Hausgötter, Laren und Penaten und andere Figuren — vermittelst Ankauf zu behaupten, damit dieselben nicht in uneingeweihte Hände gerathen sollten und wieder zerstreut würden. Die vorhandenen sechs Hausgötter stellen vor: 1) einen 7 Zoll hohen Kronos mit der Sense in der rechten Hand, kahlköpfig und langbärtig, unbekleidet, bloss mit einem schmalen Gewande um den linken Arm gewunden und mit der Hand haltend; 2) einen 3 Zoll hohen Neptun mit langem Barte, unbekleidet, mit der linken Hand einen Delphin anfassend und mit dem rechten Fusse auf den Kopf des Delphins tretend; 3) ein männliches unbekleidetes 3 Zoll grosses Götzenbild mit dem Widderkopf; 4) ein ähnliches unbekleidetes $3\frac{1}{2}$ Zoll grosses mit dem Sperberkopf; 5) einen $2\frac{1}{2}$ Zoll grossen nackten Knaben, wahrscheinlich den auf dacischen Inschriftsteinen vorkommenden BONVS PVER PHOSPHORVS darstellend; 6) einen $2\frac{1}{2}$ Zoll grossen bärtigen Flussgott in halb liegender Stellung, den rechten Arm um eine Urne geschlungen. Die andern noch übrigen Figuren stellen vor: 7) einen 3 Zoll grossen Imperator in voller Rüstung mit Helm und Panzer, die rechte Hand hoch an einer Lanze haltend, die abgebrochen ist, die linke Hand am Parazonium; 8) einen $3\frac{1}{2}$ Zoll grossen, gehelmten römischen Legionär im Waffenrock, mit verstümmelten Händen und Füssen; 9) eine 4 Zoll grosse ägyptische Mumie mit Hieroglyphen, aus gebrannter Erde, von grünner Glasur überzogen, deren unterer Theil verstümmelt ist; 10) ein Bruchstück von einem röthgefleckten sehr schönen Marmor, dessen blank geschliffene Fläche noch den geringen Rest einer griechischen Inschrift

A . . . . .
ΝΕΓΑΔΕΣ
ΙΓ . . . . . .

mit fast über zollgrossen Buchstaben enthält.

1850.

Die bösen Folgen der verderblichen Schule des verflossenen turbulenten Jahres verpflanzten sich weiter auch auf das nächstfolgende Jahr. Zu Anfang August dieses Jahres ward durch das k. k. provisorische Strafgericht in Maros-Vásárhely ein Verzeichniss der aus dem reformirten Collegium zu Udvárhely entwendeten Gold-, Silber- und Kupfermünzen durch die Zeitungen veröffentlicht.

Darunter befanden sich 12 Stücke von Gold, 182 aus Silber und 83 von Kupfer oder von Bronze, zusammen 277 Stück Münzen, wobei ein grosser Theil altgriechischer und altrömischer Münzen vorkommt, deren einige auch wohl von bedeutendem Werthe und grosser Seltenheit gewesen sein mochten; da aber die Beschreibung derselben nicht von einem sachverwandten Kenner verfasst worden ist, so lässt sich darüber nicht viel entscheiden. So viel scheint indessen unläugbar, dass sie zum Theil dem Zeitraume 330 Jahre vor Chr. Geb. und zum Theil 400 Jahre nach Chr. Geb. anheimfallen; in die Zeit Alexander des Grossen und in die Zeit der römischen Republik, und dann in die viel späteren Zeitperioden der Constantine. Auffallend erscheint es, dass erstere und die letzteren so häufig in Siebenbürgen ausgegraben und gefunden werden; denn ich bin versichert, dass auch diese antiken Münzen in der Umgebung von Udvárhely, wie früher häufig und auch erst jüngst gefunden worden sind. Besonders zahlreich erscheinen die kleinen Kupfermünzen. Von den letzteren zählte die Collection 10 Stücke von Constantinus M., 20 St. von Constantius, Constans, Valens u. s. w.

1851.

Bei dem Strassenbaue in der frühern Zarander Gespanschaft, in dem dermaligen Broser Kreise des Halmagyer Bezirkes, wurden von den daselbst beschäftigten Arbeitern nächst dem Orte Guravoy 52 Stück kleine altgriechische Silbermünzen nebst noch einigen anderen Gegenständen, auch von Silber, entdeckt. Die Münzen stammen, ohne Ausnahme sämmtlich von Apollonia an der illyrischen Meeresküste. Es sind nachfolgende:

1. Die Präge der Vorderseite stellt das gewöhnliche Colonialzeichen, die Kuh ein Kalb säugend, vor. Die Kuh ist links gekehrt, oben steht: ΞΕΝΟΚΛΕΣ.

Auf der Rückseite bekommt das Quadrat (Hosti Aleinoi) durch die eingebogenen Seiten vier spitzige Winkel mit der Umschrift: ΑΠΟΛ ΧΑΙΡΗΜΟΣ.

Die übrigen Münzen zeigen alle denselben Typus und bloss hinsichtlich der Magistratsnamen einige Verschiedenheit, deren 20 Varianten hier folgen:

2. ΑΡΙΣΤΩΝ) (. . ΝΩΣ
3. . . ΚΡΑΤΗΣ) (. . ΚΩΝΟΣ
4. ΦΙΛΙΣΤΙΩΝ) (ΦΙΛ . .
5. ΙΚΗΝ) (. . ΒΟΥΛΟΥ
6. ΚΛΛΛΗΝ) (ΗΕΛΛ . .
7. . . ΜΕΝΙΣΚΟΣ (. . .
8. . . ΙΜΗΝ) (ΔΑΜΟ . .
9. ΜΕΝΟΚΛ . .) (ΚΑΙΡΗΝΟΣ
10. ΤΙΜΗΝ) (ΔΑΜ . . ΟΣ
11. ΑΥΣ . .) (ΝΙΚΟΥ . .
12. ΠΑΡΜΕΝΙΣΚ) (.
13. . . ΙΛΔΑΣ) (ΦΙΛΙΣΤΙΩΝΟΣ
14. ΦΑΛΑΡΚΟ) (ΛΥΣΑ . .
15. . . ΣΜΟΣ) (ΚΑΛΛΙΣ . .
16. ΛΥΣΑΝ) (ΝΙΚΟΤΕΛΕΟΣ
17. ΣΩΣΙΚΡΑΤΗΣ) (. . ΚΩΝΟΣ
18. ΝΙΚΑΝΔΡΟΣ) (ΑΝΑΡ . .
19. ΜΟΣΚΙΛΟΣ) (. . .
20. . . .) (ΗΕΛΛΙΟΣ.

Die nachfolgenden 32 übrigens ähnlichen oder ganz gleichen Münzen zeigten entweder dieselben Magistratsnamen oder waren nur schwer erkennbar, oft auch ganz unleserlich.

Die anderen, mit den Münzen zugleich gefundenen Gegenstände bestehen theils aus einem mittelmässig grossen, mit drei daran gereihten 1¾ Zoll langen spitzigen Stiften, welcher beweglich und Ohrgehängen nicht unähnlich, kunstvoll zusammengeflochten und nirgends gelöthet ist, theils aus mehreren Bruchstücken einer schmalen gleichfalls künstlich geflochtenen Kette. Alles ist aus dem feinsten Silber gearbeitet.

Beinahe um die nämliche Zeit dieses Jahres wurden auch in Oláh-Pian auf dem nahen Berge des sogenannten Tekenyel von einer Goldwäscherin 50 Stück kleine griechische Silbermünzen von Apollonia und Dyrrhachium gefunden, von welchen ich sieben Stücke für meine Sammlung ankaufte. Die typische Präge der Münzen ist dieselbe, nur mit dem Unterschiede, dass die Kuh, welche das Kalb säugt, auf den apollonischen Münzen meist links und auf den dyrrhachenischen rechts gekehrt erscheint. Noch ist zu bemerken, dass auch bei diesen Münzen eine häufige Abwechslung der Magistratsnamen obwaltet.

Bei demselben Goldseiffenwerke in Oláh-Pian trifft man nicht selten noch fortwährend auf alte römische Pingen und Goldwäschereien, woselbst nicht nur römisches und griechisches antikes Silbergeld, sondern auch altes Werkzeug und alte Schmucksachen, unlängst sogar eine sehr schöne goldene Busennadel gefunden worden ist. Letztere gelangte in den Besitz eines in diesem Jahre dort provisorisch fungirenden k. k. Beamten Karl Knöpfler.

In dem Archive für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Bd. 9, S. 164, 1853, finde ich meinen derzeitigen Wohnort, Hamersdorf, von Hermannstadt irriger Weise doch gar zu weit entfernt versetzt. Derselbe liegt, bloss durch den Cibinfluss getrennt, nahe an der Hauptstadt Siebenbürgens, im Hermannstädter Kreise und Bezirke.

Zu den übrigens treuen Angaben bemerke und ergänze ich nur, dass nach den in diesem Jahre erfolgten grossen Wasserfluthen noch einige antike interessante Gegenstände gefunden worden sind, und zwar: 1. Mehrere, theils ganze Handmühlen, theils Bruchstücke von denselben, gewöhnlich aus Basalt, seltener aus Porphyr. Die Handmühlen bestehen aus zwei Theilen, der obere Stein ist convex, der untere concav, und beide in einander passend, inmitten durchbrochen für eine eiserne Stange, um die Mühle in Gang zu bringen. 2. Kinderspielereien aus gebranntem Thone; leichtfertige Arbeiten, wie die Sache an sich, doch immerhin

Staunenswerthes: kleinwinzige Geschirre, Schälchen, Schüsselchen, Fläschchen, ein 1 Zoll grosser Bär oder Eber und dgl. m. 3. Eine vierseitige Pyramide mit einem Querloche und oben abgestutzt. Sie besteht aus rothgebranntem Thone, von 6″ Höhe und 3½″ Weite an der Basis. Der Gebrauch derselben ist uns nicht bekannt. Mit einer ähnlichen, nur etwas kleineren Pyramide, welche stark und schwarz gebrannt und in Reussmarkt von einem dortigen Bach ausgewaschen worden ist, vermehrte gütigst ein guter Freund meine alterthümliche Sammlung. (Fortsetzung folgt.)

Baudenkmale im Kreise u./d. Wiener-Walde.

Von Ed. Freiherrn v. Sacken.

II.

Überreste gothischen Styles.

Von den zahlreichen Ortschaften des Kreises unter dem Wiener-Walde hat fast die Hälfte gothische Kirchen oder wenigstens einzelne Theile, welche diese Bauart zeigen. Freilich sind nur wenige aus der bessern Zeit dieses Styles zu Ende des XIII. und im XIV. Jahrhundert, wo derselbe sich in schönster Blüthe entfaltete, sondern bei weitem die meisten gehören der Verfallsperiode der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts an, welche Zeit besonders baulustig war, was sich aus den Verhältnissen des Landes unter der langen Regierung Kaiser Friedrich's IV. erklärt. Die Bauten dieser Zeit haben einen ganz eigenthümlichen, allen gemeinsamen Charakter und weichen meist nur in Einzelheiten von demselben ab; die Anlage bleibt, wenn sie nicht durch besondere örtliche Verhältnisse bedingt wird, dieselbe. Das früher übliche Querschiff, welches die Kreuzesform der Kirche hervorbringt, verschwindet, und die Kirche besteht bloss aus zwei, meist gleich hohen Räumen, dem Schiffe mit gleich hohen Abseiten und dem dreiseitig aus dem Achteck geschlossenen Chore. Kleine Kirchen sind einschiffig, nur selten ist das Schiff zweitheilig mit einer Pfeilerreihe in der Mitte. Die früher organisch gegliederten, mit Halbsäulen als Träger der Gewölbsrippen versehenen Pfeiler sind achteckig und die Rippen der meist zusammengesetzten Kreuzgewölbe, welche mannigfache Figuren, oft ein ganzes Netzwerk bilden, treten ohne Vermittlung aus den Pfeilern hervor, verlaufen auch ebenso an den Umfangsmauern, welche dadurch kahl und leer erscheinen. Die Gliederung der Rippen ist flach und gratig, mit breiter Hohlkehle. Die Fenster, deren Gewände wenig gegliedert sind, haben ein mehr decoratives, als durch geometrische Construction gebildetes Masswerk, in dem die sogenannte Fischblasenfigur — ein Kleeblattbogen, dessen verlängerte und gekrümmte Schenkel in eine Spitze zusammenlaufen — eine Hauptrolle spielt. An den Thüren werden oft geschweifte Spitzbogen (sogenannte Eselsrücken) angewendet, die Stäbe durchkreuzen sich und stehen häufig auf hohen, verzierten Sockeln. Das Laubwerk wird durch zu eckige, kleinliche Motive überladen und ist conventionell. — Die Hauptschönheit der gothischen Architektur, welche in dem lebendigen Organismus des Ganzen, dem durchgängigen Princip des Aufstrebens und des Auflösens der Massen besteht und vorherrschend auf constructiver Grundlage beruht, geht mehr oder weniger in der Verfallszeit verloren, die Bauwerke werden schwerfälliger und massenhafter, die Mauerflächen unbelebt und kahl, während sich andererseits eine gewisse Überladung in der Decoration zeigt. So erhalten auch die Strebepfeiler nur eine einfache Bedachung statt der früheren Spitzsäulen und die viereckigen Thürme das hohe Satteldach. Bei dem gemeinsamen Charakter der Kirchenbauten dieser Zeit lohnt es sich oft keines detaillirten Eingehens, besonders bei den kleinen, einfachen, wie sie auf dem Lande angetroffen werden. Zudem sind die meisten mehr oder weniger modernisirt, ihrer schönsten Zierde — der spitzbogigen Fenster mit Stabwerk, der Pfeilercapitäle u. s. w. — beraubt und durch Zubauten verändert. Man kann wohl sagen, dass die sogenannten Verschönerungen und Restaurationen der neuen Zeit mehr an gothischen Denkmalen zerstört haben, als der Zahn der Zeit; besonders war das vorige Jahrhundert hierin thätig. Wie sehr wäre es daher zu wünschen, dass Restaurationen im ursprünglichen Baustyle und mit möglichster Schonung der noch vorhandenen Überreste vorgenommen würden! Bei dem regen Interesse, welches die Alterthumskunde in weiteren Kreisen gefunden, bei den grossen Fortschritten, welche die Kenntniss des gothischen Styles gemacht hat und bei dem Umstande, dass unsere Zeit keinen so ausgeprägten, ihr eigenthümlichen Baustyl hat, den sie überall anwenden könnte, wie diess in früheren Zeiten der Fall war, steht es zu hoffen, dass vorkommenden Falles das Denkmal als solches in seiner geschichtlichen und künstlerischen Bedeutung gewürdigt und die Ausbesserungen von diesem Standpunkte aus vorgenommen werden.

Die folgende Aufzählung ist keine vollständige, indem ich manche Denkmale zu sehen noch nicht die Gelegenheit hatte und gewiss an vielen Orten, wo man es gar nicht vermuthen würde, noch Überreste des gothischen Styles vorhanden sind; ich behalte mir vor, in einem späteren Nachtrag das Fehlende zu ergänzen [1]).

[1]) Es werden in demselben unter anderm besprochen werden die Kirchen in Baumgarten, Dreistätten, Furth, Gloggnitz, Gumpoldskirchen, Guttenstein, Hütteldorf, Klamm, Nöstach,

Altenburg (Deutsch-). Der Chor der Kirche im reinsten gothischen Style, dreiseitig geschlossen, die Strebepfeiler reich mit Masswerk-Blenden, Baldachinen und Spitzthürmchen verziert. Ebenso ein Anbau an der Nordseite und das mit einer Kuppel bedeckte, zierliche Treppenthürmchen; von besonderer Schönheit ist das Dachgesimse. Die reich gegliederten Rippen der einfachen Kreuzgewölbe ruhen auf Blattconsolen oder Dreiviertelsäulchen. Der achteckige Thurm mit Giebeln und Helm aus Quadern zeigt schönes Masswerk in den Schallöchern und treffliche Wasserspeier; auf den Giebelspitzen kleine Figuren, unten viele Wappen. Chor und Thurm aus dem XIV. Jahrhundert. Etwas jünger sind die Kreuzgewölbe des Schiffes und die an der Südseite angebaute Capelle [1]).

Aspang. Das im Innern modernisirte Schiff der Kirche mit zusammengesetzten Kreuzgewölben aus dem XV. Jahrhundert.

Baden. Die grosse (26 Klafter lange) Pfarrkirche mit etwas niedrigeren Abseiten, welche auf jeder Seite durch fünf, unten viereckige oben achteckige Pfeiler vom Mittelschiffe getrennt werden. Die Gewölbsrippen treten ohne Vermittlung aus den Pfeilerflächen hervor, an den Wänden ruhen sie auf Consolen. Der Thurm steht in der Mitte der Kirche ober dem Scheidbogen und hat breite Seitenvorlagen, welche unten Capellen bilden; die Fenster mit schönem Masswerk. — XV. Jahrhundert. [2])

Die Magdalena-Capelle ein kleiner, viereckiger, dreiseitig geschlossener Raum mit einfachen Kreuzgewölben bedeckt.

Berchtholdsdorf. Die prachtvolle, majestätische Pfarrkirche aus zwei Perioden. Der dreitheilige Chor mit je zwei Pfeilern auf jeder Seite, aus denen die Rippen der einfachen Kreuzgewölbe quirlartig vortreten, aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts. Jünger ist das höhere Schiff mit achteckigen Pfeilern, an deren jedem vier Halbsäulen hinauflaufen; die Rippen der zusammengesetzten Kreuzgewölbe bilden sternförmige Figuren. Treffliches Masswerk in den breiten Fenstern. An der Westseite ein schönes Wimberg-Portal und ein Kleeblattfries mit Lilien an den Schenkeln. — Die grosse Unterkirche ist ganz modernisirt (1833). Der gewaltige Thurm steht abgesondert östlich von der Kirche, oben eine Gallerie und Erkerthürmchen an den Ecken; Satteldach. 1521 vollendet.

Die Martins-Capelle neben der Kirche, vielleicht die Schlosscapelle der in Trümmern liegenden Herzogsburg, ebenfalls aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts, — ein oblonger, dreiseitig geschlossener Raum, dessen herrliche Fensterrosen und schön gegliederte Gewölbsrippen beachtenswerth sind.

Die Spitalkirche mit schlankem Giebelthürmchen, einschiffig, mit zusammengesetzten Kreuzgewölben bedeckt; leider sind die Spitzbogenfenster bis auf vier vermauert; diese aber zeigen schönes Masswerk. Aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts.

Bromberg. Der Chor der Kirche mit Strebepfeilern und schönen Kreuzgewölben noch aus dem XV. Jahrhundert.

Brunn am Gebirge. Kirche aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts (1519) mit niedrigeren Abseiten und zusammengesetzten Kreuzgewölben, deren Rippen zierliche Verschlingungen bilden, bedeckt. Der Thurm, unten viereckig, oben ins Achteck übergehend und i. J. 1853 recht entsprechend ausgebaut, ruht auf vier Pfeilern am Ende des Schiffes. An der Südseite des Schiffes eine schöne Eingangshalle mit geschweiftem Wimberg ober der Thüre und reich verschlungenen Gewölbsrippen.

Ebenfurth. Der Chor und die dreiseitig geschlossene Sacristeicapelle mit dem Johanniterkreuz in den Schlusssteinen zeigen die Formen des spät-gothischen Styls; Rippen ohne Dienste.

Ebergassing. Die Schlosscapelle mit schön gegliederten, auf Consolen an den Wänden ruhenden Gewölbsgurten.

Ebreichsdorf. Quaderbau, einschiffig, mit Halbsäulen, aus denen die Rippen der zusammengesetzten Kreuzgewölbe hervortreten; an den Ansätzen immer ein Wappenschild. Anfang des XVI. Jahrhunderts.

Edlitz. Befestigte Kirche aus dem XV. Jahrhundert. Das Schiff ist ein Quadrat, dessen 4 Gewölbe ein in der Mitte stehender achteckiger Pfeiler trägt; die Rippen entspringen aus seinen Seitenflächen ohne Vermittlung, an den Wänden ruhen sie auf Consolen. Die Fenster ohne Füllung; an der Nordseite im Innern eine Steingallerie um den gegenüberliegenden Eingang, über dem auch eine Pechnase angebracht ist, zu vertheidigen. Der schmale Chor in einfachen Formen; an seiner Nordseite der unten vier- oben achteckige Thurm mit Helmdach aus Hohlziegeln [1]).

Feistritz. Einschiffige Kirche mit schönen Fenstern in den gewöhnlichen spät-gothischen Bauformen, 1821 ganz renovirt.

Grinzing. Die Kirche ein dreiseitig geschlossener Raum ohne Trennung von Chor und Schiff; die Rippen der einfachen Kreuzgewölbe an den Wänden aus Halbsäulen entspringend. Die Gallerie des Orgelchores und einige Fenster mit schönem Masswerk. Der Thurm an der Nordseite quadratisch, oben achteckig.

Hainburg. Im Dechanthofe ein ewiges Licht, — eine achteckige Säule mit einem Aufsatze, dessen Nischen mit Kleeblatt- und geschweiften Spitzbogen bedeckt sind.

Krumbach, Mönichkirchen, Neunkirchen, Neuhaus, Payerbach, Pottschach, Prieglitz, Raach, Rohrbach, Schottwien und Wienerherberg.

[1]) S. Sacken in den Sitzungsberichten der philosoph.-histor. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften, IX. S. 770.

[2]) A. v. Gerusau, Histor. topograph. Beschreibung der landesfürstlichen Stadt Baden. Wien 1802. Mayer, Miscellen über Baden, 2 Bde. Wien 1819.

[1]) Vergl. Berichte des Alterthums-Vereins in Wien, I. S. 137.

darüber die vierseitige Pyramide, an den Ecken Fialen. Aus dem XV. Jahrhundert.

Heiligenkreuz. Der hohe Chor der Stiftskirche ein quadratischer Raum mit vier Pfeilern, welche ihn in drei Abtheilungen bringen; Halbsäulen mit Capitälen ohne Blattschmuck laufen in Bündeln zu dreien als Träger der reichgegliederten Gewölbsrippen hinauf; ähnliche an den Wänden. Die hohen Fenster mit schönen Glasmalereien. 1295 eingeweiht.

Die neuneckige Brunnstube des Kreuzganges ein früh-gothischer Bau (1285), die Gewände der mit dem reinsten Masswerk geschmückten Fenster, reich gegliedert; die Gewölbsrippen laufen in der Mitte in eine Spitze zusammen. Besonders schön sind die giebelförmigen Blenden unter den Fenstern [1]).

Heiligenstadt. Die alterthümlich aussehende, befestigte Kirche mit achteckigem Thurm an der Südseite hat ein Schiff mit niedrigeren, schmalen Abseiten; bis auf die zusammengesetzten Kreuzgewölbe der südlichen Abseite und die des Chores, welche an den Wänden auf Halbsäulen ruhen, modernisirt. Aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts [2]).

Himberg. Chor der Kirche mit drei Seiten des Achteckes geschlossen, aus dem XV. Jahrhundert, modernisirt.

Hitzing. Einschiffige, modernisirte Kirche mit achteckigem Thurm und Spitzbogenfenstern ohne Füllung, aus dem XVI. Jahrhundert.

Kirchberg am Wechsel. Die malerischen Ruinen der um 1400 erbauten Wolfgangskirche; das Schiff wurde durch zwei in der Mitte stehende Pfeiler in zwei Räume getheilt, an den Wänden Dreiviertelsäulchen mit zierlichem Laubwerk, Engelsbüsten, dem Pelikan und Wappen an den Capitälen, rückwärts der breite Orgelchor; an der Nordseite eine niedrige Capelle, der ganzen Länge des Schiffes nach und mit demselben durch 3 Bogen communicirend, dreiseitig geschlossen, mit zusammengesetzten Kreuzgewölben, an den Wänden auf Consolen ruhend. Der Chor mit dreiseitigem Abschluss hat schöne Fenster. Die beiden Pforten mit Halbsäulen, guten Reliefs, eine mit einem geschweiften Wimberg umrahmt, sind sehr schön. Spuren der alten Bemalung. An der Westseite zwei siebeneckige Treppenthürmchen, um auf den Chor zu gelangen. Gewölbe und Pfeiler sind eingestürzt [3]).

Kirchschlag. Schöne Kirche aus dem XV. Jahrhundert, das Schiff mit gleich hohen Abseiten, achteckigen Pfeilern, an welchen die mit schönen Blattcapitälen versehenen Dienste hinauflaufen mit herrlichen Fenstern. — Daneben eine Grabcapelle, ein viereckiger, dreiseitig geschlossener Raum, mit zusammengesetzten Kreuzgewölben bedeckt.

Klosterneuburg. Der Kreuzgang, ein früh-gothischer Bau (1270—95), besonders die Nord- und Südseite und das neuneckige Waschhaus. Die reich gegliederten Gewölbsgurten von Bündeln schlanker Wandsäulchen getragen, deren Capitäle mit einzelnen, meist der Natur nachgebildeten Blättern und Zweigen geziert und mit niederen, polygonen Deckplatten versehen sind. Die hohen Fenster, mit einfachem Masswerk, an dem der Rundstab vorherrschend ist.

Die ausgebildet gothische Freisingercapelle (1392 bis 1409) in Form eines rechten Winkels; die Wandpfeiler mit Dreiviertelsäulchen besetzt, welche in der Mitte Consolen bilden, darüber schöne, kuppelartige Baldachine; die Capitäle mit doppeltem Laubkranz, die Fenster mit dem schönsten Masswerk aus Drei- und Vierpässen bestehend.

Die unvollendeten Thürme der Stiftskirche in ihrem Unterbau im schönen gothischen Style mit Nischen und Baldachinen an den Strebepfeilern, 1395 angefangen.

Der Doppel-Erker der alten Burg. Zwei viereckige Fenster mit reichem Stabwerk, unterhalb schöne Blenden von Masswerk (häufig die Fischblasenfigur) in zwei Reihen; im Innern zusammengesetzte Kreuzgewölbe auf Consolen an den Wänden ruhend, auf den Säulen des Eingangsbogens die 4 Evangelisten und der Engelsturz. Es ist ein herrliches Denkmal bürgerlicher Architektur des XV. Jahrhunderts.

Die Thomas-Capelle daselbst, ein kleiner Raum mit einfachen Kreuzgewölben, am hohen Fenster, dessen schönes Masswerk im Jahre 1835 auf vandalische Art weggeschlagen wurde und mit Baldachin versehen [1]).

Ewiges Licht, eine schlanke Säule, sechseckig, mit Reliefs von 1381.

Die Martinskirche in der untern Stadt mit einem schönen Portal und sich durchkreuzenden Stäben, darüber ein geschweifter Wimberg, im Innern ganz modernisirt, 1421 angefangen. Der viereckige Thurm mit schönen Verzierungen von 1360.

Lichtenwörth. Das Schiff mit niedrigern Abseiten und achteckigen Pfeilern ist Ruine; das Querschiff und der Chor mit einem schönen Fenster noch erhalten, an den Consolen der Gewölbsrippen symbolische Darstellungen. Aus dem XIV. Jahrhundert.

Margarethen am Moos. Chor der Kirche aus dem XV. Jahrhundert, flach geschlossen, die Gewölbsrippen an den Wänden auf Consolen ruhend: ohne Strebepfeiler.

---

[1]) Primisser, Reisenachrichten über Denkmale der Kunst in den örster. Abteien in Hormayr's Archiv 1821, S. 438. — Heider, Eitelberger und Wieser. Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates, 1. und 2. Lieferung.

[2]) A. v. Bergenstamm, Beiträge zur Geschichte des Dorfes Heiligenstadt. Wien 1811.

[3]) S. Feil in den Berichten des Alterthums-Vereins in Wien I, S. 291.

[1]) Schmidl, Wiens Umgebungen I, S. 216. — Ernst und Oscher. Baudenkmale des Mittelalters im Erzh. Österreich. 1—3 Heft. — Malerische Ansichten des Stiftes Klosterneuburg. Gezeichnet und gestochen von den Brüdern Reinhold, erläutert von F. Tschischka. — Primisser in Hormayr's Archiv 1821. S. 432.

Mauer. Der Chor in den einfachen Formen des spätgothischen Styles.

Mödling. Die Othmarskirche, angefangen 1454, ein hoher, majestätischer Bau; die achteckigen Pfeiler des Schiffes sind mit Halbsäulen an den Kanten besetzt; die wenig vortretenden Flügel des Querschiffes sind von ungleicher Breite; die Pfeiler setzen sich im Chore fort (2 auf jeder Seite), den Ecken des dreiseitigen Abschlusses entsprechend. Gewölbe und Pfeilercapitäle modern. — Unter der Kirche eine geräumige Unterkirche mit Spitzbögengewölben und Fialen am Eingang. Auf dem hohen Dache ein Dachreiter.

Die Spitalkirche mit Giebelthürmchen, einschiffig, mit zusammengesetzten Kreuzgewölben bedeckt, hat schönes Masswerk in den Fensterfüllungen und an der Gallerie des Orgelchores. Aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts. [1])

Muthmannsdorf. Chor spät-gothisch mit einem zierlichen Sacramentshäuschen an der Wand, mit einem geschweiften Wimberge. Die Gewölbsrippen einer Capelle an der Südseite ruhen auf phantastisch verzierten Consolen. An der Sacristei die Jahrzahl 1497 [2]).

Neustadt. Querschiff und Chor des Domes im spätgothischen Style (1449—1487) aussen mit Spitzbogenfries, die reich gegliederten Rippen theils auf halbsäulenförmigen Diensten, theils auf Consolen ruhend; in den Flügeln des Querschiffes sind Capellen mit Emporen eingebaut, die Brüstungen mit Masswerk geschmückt.

Die Kirche des Neuklosters von 1453, das Schiff mit gleich hohen Seitenschiffen, achteckigen Pfeiler, an den Gewölbsrippen viele Wappen. Ein sehr hoher, grandioser Bau.

Die Capelle der Burg auf dem langen, mit gedrücktem Spitzbogen bedeckten Thorwege erbaut (1449—1460), mit zwei Reihen runder Pfeiler, das Mittelschiff doppelt so breit als die gleich hohen Abseiten; ohne besonderen Chorraum; die Gewölbsrippen ohne Dienste, in und um die Schlusssteine zahlreiche Wappen. Um die ganze Kirche zieht sich eine Gallerie auf Tragsteinen ruhend, die Brüstung mit Kleeblattblenden, auf beiden Seiten neben dem Altare mit Oratorien. Die Reste der alten Doppelcapelle (jetzt Stiege), ein längliches Viereck, halbrund geschlossen, am Spitzbogenthore Baldachine; in den Ecken sechs Köpfe als Träger der Gewölbsrippen. Die untere Capelle, durch eine Treppe mit der oberen in Verbindung, ein quadratischer Raum, im Schlusssteine die Jahreszahl 1378 [3]). Mehrere Säle der Burg mit Spitzbogengewölben und Wappenschildern von 1438 und 1455.

Die Kapuzinerkirche, ein längliches, dreiseitig geschlossenes Viereck, die Fenster mit schönem Masswerk, an der Nordseite ein hoher Vorbau mit einem Spitzbogen, in demselben Zackenverzierung. Im Innern modernisirt. Aus dem XIV. Jahrhundert.

Die ehemalige Peterskirche (jetzt Magazin) aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts mit schönen Fenstern und Strebepfeilern.

Das Wiener- und das Neunkirchnerthor ziemlich in ihrer ursprünglichen Gestalt, ersteres von 1488, dabei ein steinernes Wachhaus von 1489; letzteres mit Eckthürmchen und einem kleinen Vorwerke von 1442.

Die Denksäule vor der Stadt, — die sogenannte Spinnerin am Kreuze — ein 65′ hohes, zierliches Bauwerk aus dem Sechseck construirt, in drei Geschossen aufsteigend, unten mit drei Vorlagen, welche oben Nischen bilden; reicher figuralischer Schmuck. Aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts [1]).

Penzing. Einschiffige Kirche aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts, ganz modernisirt. Sehr beachtenswerth ist ein Rundfenster mit trefflichem Masswerk.

Petronell. Capelle an der Südseite der Kirche, ein längliches Viereck mit zwei Kreuzgewölben, in den Ecken Consolen mit Engeln, in den Schlusssteinen der Pelikan und der Löwe, seine Jungen anhauchend. Aus dem XV. Jahrhundert.

Pottendorf. Die Schlosscapelle dreischiffig, die Rippen ohne Vermittlung aus den Pfeilern vortretend, im Chor halbsäulenförmige Dienste an den Wänden. Aus dem XV. Jahrhundert.

Pottenstein. Die Mariencapelle ist der Chor der ehemaligen Kirche, spät-gothisch, von den gewöhnlichen Formen.

Schwadorf. Chor der sonst ganz modernisirten Kirche aus dem XV. Jahrhundert.

Sehenstein. Das Schiff der Kirche ein fast quadratischer Raum, dessen zusammengesetzte Kreuzgewölbe zwei achteckige Pfeiler tragen. Die Rippen mit zahlreichen Kringeln ohne Dienste. Der dreiseitig geschlossene Chor hat einfache Kreuzgewölbe und hübsche Fenster [2]).

Sievering. Die aussen alterthümliche, im Innern ganz modernisirte Kirche mit dreitheiligem Schiff, einfachen Fenstern und zwei hübschen Eingängen und mit sich durchkreuzenden Stäben. Der viereckige Thurm an der Nordseite sehr massiv.

St. Veit. Der Chor der Kirche mit seinen einfachen Kreuzgewölben vom Baue von 1433, darunter eine Art Crypta (jetzt verschüttet) mit Spitzbogengewölben, von einem Pfeiler in der Mitte getragen [3]).

---

[1]) Sarenk, Geschichte und Topographie des l. f. Marktes Mödling. — Schmidl, a. a. O. III, S. 255. — Primisser, a. a. O. S. 439.

[2]) S. Scheiger in Hormayr's Archiv 1823.

[3]) Böheim, die Burg zu Wiener-Neustadt in den Beiträgen zur Landeskunde Österreichs u. d. Enns, IV, S. 1.

[1]) Scheiger in Hormayr's Archiv 1823, Nr. 63—88 und 1826, Nr. 1. — Böheim in den Beitr. z. Landesk. I, S. 96. — Arneth, die alte Säule bei Wiener-Neustadt, Wr. Jahrb. d. Lit. Bd. I., Anz. Bl.

[2]) S. Feil in den Ber. des Alterth. Ver. in Wien, I, S. 208 ff.

[3]) Die gothischen Kirchen Wiens: St. Stephan, Maria am Gestade, St. Augustin, St. Michael (Chor), Minoriten, St. Salvator, neun Chöre der Engel, die deutsche Ordens- und Hofburgcapelle, St. Johann, St. Ruprecht, Franciscaner, die Kreuzgänge der Dominicaner und Schotten, endlich die

Fig 3

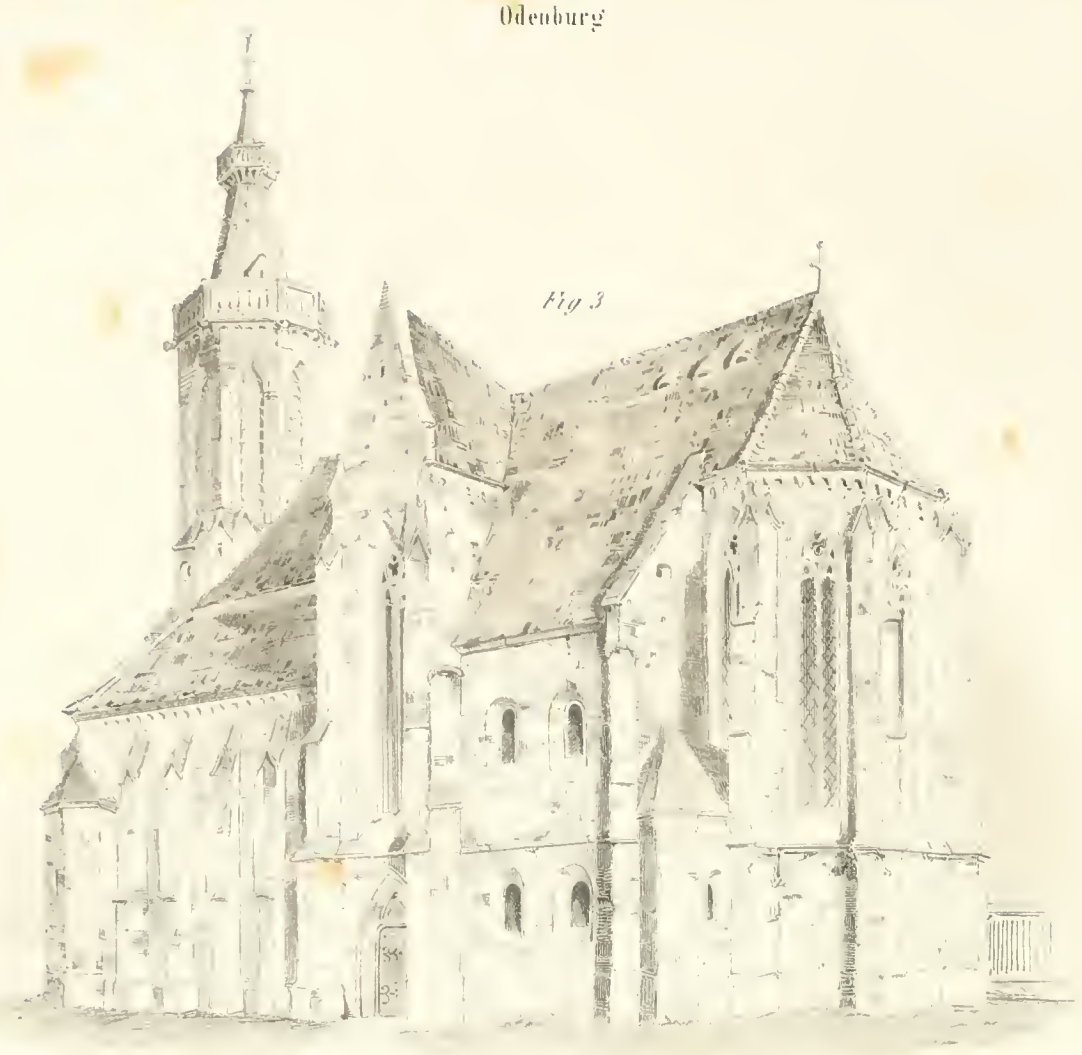


Fig 1

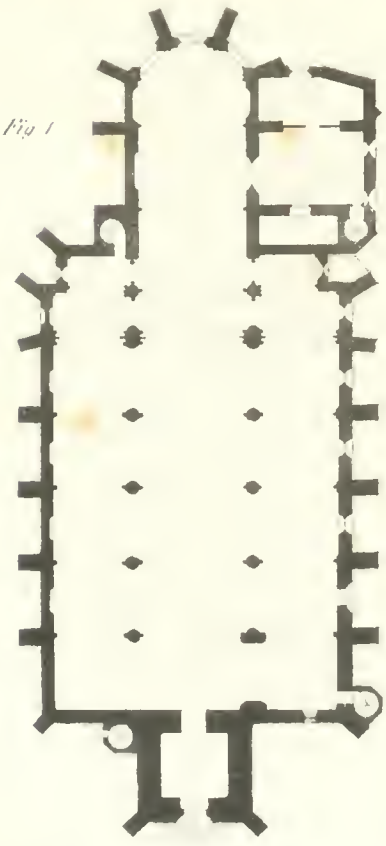


Fig 2

Für das Profil 0 4 3 2 1 0 5 10 15 20 30 35 W. Fuss

Für den Grundriss 5 10 15 20 25 30 35 40 60 80 100 120 W. Fuss

Winzendorf. Einschiffige Kirche mit einfachen Kreuzgewölben ohne Dienste an den Wänden, die Fenster ohne Masswerk. Spät-gothisch [1]).

Wirflach. Befestigte Kirche, früher zweitheilig, jetzt ohne Pfeiler mit modernen Gewölben, ohne Trennung von Chor und Schiff, dreiseitig geschlossen; zwei Fenster mit plumpem Masswerk. Aus dem XV. Jahrhundert.

Die daneben stehende Sebastianscapelle ganz einfach mit dünnen Gewölbsrippen, deren Ansätze an den Wänden mit Wappenschildchen verkleidet sind, an einem der niedrigen Strebepfeiler die Jahreszahl 1495. Die Fenster des dreiseitigen Abschlusses mit einfachem Masswerk.

Die St. Michaelskirche und die Jakobscapelle zu Ödenburg. [2])

(Tafel VII.)

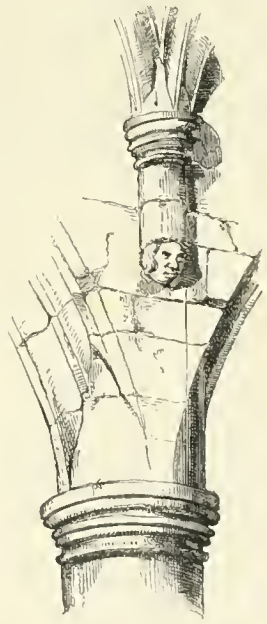
Unter den kirchlichen Baudenkmalen Ungarns aus der spät-gothischen Zeit zieht die Pfarrkirche zum h. Michael in Ödenburg durch die Grösse der Anlage, die Solidität des Baues wie auch durch eine verhältnissmässig noch sorgsam bewahrte Stylreinheit unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie ist ein Quaderbau aus dem letzten Viertel des XV. Jahrhunderts, der ausserhalb dem gegenwärtigen Weichbilde der Stadt auf einer kleinen, die Umgebung beherrschenden Anhöhe liegt.

Über den Zeitpunkt der Erbauung stehen uns zwar — da bei dem grossen Brande im Jahre 1681 die Stadt den grössten Theil ihrer historischen Schätze eingebüsst hat — keine urkundlichen Belege zu Gebote, doch wissen wir aus Bonbardi's Topographia Magni Regni Hungariae (Viennae 1750) [3]), dass Kaiser Friedrich III., der Ödenburg von Elisabeth, der Witwe des ungarischen Königs, als Pfand erhielt, die Michaelskirche erbauen liess. Ebenso sind an verschiedenen Theilen der Kirche die Jahreszahlen der Erbauung eingegraben, und zwar *a)* an der hinteren Seite der Kirche von aussen auf einem Bande: 1482; *b)* ober der aus der Sacristei in die Schatzkammer führenden Thüre, dann auf einem Schilde in der Mitte der Sacristeiwölbung gleichfalls die Zahl 1482; *c)* in der über der Sacristei gebauten Schatzkammer in der Mitte der Wölbung das Jahr 1483; endlich *d)* auf der den Chor tragenden Wölbung mit grossen Ziffern: 1489.

Wie der Grundriss auf der beifolgenden Tafel (Fig. 1) zeigt, besteht die Kirche aus drei Langschiffen, einem Kreuzschiffe, dann einer Vorhalle und dem Chore. Die Vorhalle schliesst zugleich die Thurmanlage in sich.

Mittel- und Seitenschiffe sind mit gothischen Kreuzgewölben, welche verzierte Schlusssteine haben, eingedeckt.

Die Trennung der Mittelschiffe von den Seitenschiffen wird durch je vier runde Säulen bewerkstelligt. Die Säulen sind in der Längenrichtung durch gothische Bögen mit einander verbunden, deren Gliederungen sich ebenso wie die Gurten der Kreuzgewölbe an der Rundung der Säulenschäfte absetzen. Nur für die Transversalgurten des Mittelschiffes sind an der Wandfläche oberhalb der Säulen kleinere Halbsäulen als Träger angebracht. In den Seitenschiffen dagegen sitzen sowohl die Transversal- als die Quergurten auf Trägern, und zwar gegen das Mittelschiff zu auf kleineren Säulen (Holzschnitt 1), die an den grossen Säulen in der



(Holzschnitt 1.)

Capitälshöhe angebracht sind, an der Fensterseite auf Halbsäulen, welche bis auf den Boden der Kirche hinabreichen.

Der Raum des Querschiffes umfasst nur die Breite des Langschiffes und trennt sich von demselben bloss durch gegliederte Pfeiler, welche hier an die Stelle der Säulen treten. Den Abschluss der Seitenschiffe über das Querschiff hinaus kennzeichnen Emporen an den Rückwänden des Querschiffes, welche gegen dieses hin und den Chorraum offen sind.

An das Querschiff schliesst sich sodann der Chor (Taf. VII, Fig. 2), der aus zwei Kreuzgewölben gebildet und dreiseitig

---

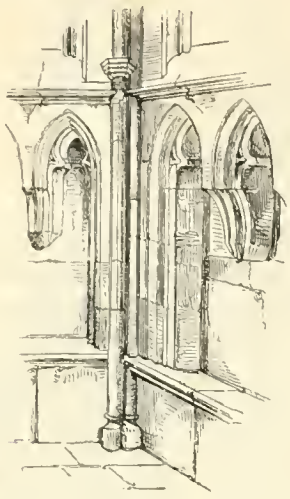
Denksäule auf dem Wienerberge werden in einem besondern Aufsatze besprochen werden.

[1]) Scheiger in Hormayr's Archiv 1826. Nr. 1.

[2]) Die beiliegende Tafel und der Holzschnitt Nr. 2 wurde nach Aufnahmen des Ingenieur-Assistenten Herrn Joh. Petschnigg angefertigt, welche der k. k. Baudirector Herr F. Menapace der k. k. Central-Commission vorlegte. — Bei der nachfolgenden Beschreibung verdanken wir einige werthvolle Notizen dem hochwürdigsten Herrn Abte und Conservator L. Birnicz in Steinamanger und dem Herrn F. Storno in Ödenburg. D. Red.

[3]) Dort heisst es pag. 100: Princeps omnium est fanum Divi Michaelis Archangeli honoribus Friderici Caesaris pietate a fundamento excitatum.

aus dem Achteck geschlossen ist. Unter den Fenstern des Chors und zwar an den drei Abschlussseiten läuft eine Gallerie mit spitzbogigen Arcaden. (Holzschnitt 2.)



(Holzschnitt 2.)

An der rechten Seite des Chors befindet sich die Sacristei, welche, wie der Grundriss zeigt, durch ein Sterngewölbe eingedacht ist; über ihr ist der Raum der Schatzkammer. Beide scheinen Theile eines älteren Baues zu sein, denen zur Zeit der Erbauung der Michaelskirche ihre gegenwärtige Einwölbung und sonstige Gestaltung gegeben wurde. An dem Westende der Kirche erhebt sich der Musikchor mit einer im gothischen Geschmacke verzierten Brüstung.

Über das Äussere der Kirche (Taf. VII, Fig. 3) gewährt die hier gegebene Ansicht die erforderlichen Aufschlüsse. Bemerkenswerth dürfte insbesonders der Aufbau des Thurmes sein mit seinen in den oberen Theilen befindlichen kranzartigen Gallerien, dann der Rundbogenfries an dem Lang- und Kreuzschiffe, und die Rundbogenfenster an dem erwähnten Sacristeiraume, welche ihrem ganzen Charakter nach auf Überreste eines romanischen Baues schliessen lassen. Am Äussern der Kirche sind endlich auch Spuren von Frescomalereien vorhanden, von denen sich jedoch nur eine einzige Vorstellung und zwar jene über der vordern Eingangsthüre des rechten Seitenschiffes erhalten hat, welche Christus am Kreuz, Maria und Johannes, dann eine knieende schwarzgekleidete männliche Figur mit einem Spruchbande zeigt, dessen Inschrift jedoch schon erloschen ist.

Die innere Einrichtung der Kirche hatte unter jenen politischen und religiösen Umgestaltungen des XVII. Jahrhunderts zu leiden, welche viele Bauwerke ihres ursprünglichen Schmuckes beraubt haben. Die Hauptursache der Wegschaffung aller ursprünglichen Altäre mag wohl die Reformation gewesen sein. Denn bis tief in das XVII. Jahrhundert hatten die Protestanten die Kirche inne und gestalteten natürlich das Innere derselben nach ihren Bedürfnissen um. Als hierauf die Katholiken die Kirche wieder zurückerhielten, waren neue Altäre nothwendig, welche in verschiedenen Zeiträumen angeschafft wurden und von denen zwei dieser neueren Seitenaltäre und die Kanzel mit verschiedenfarbigem Marmor im Geschmacke der Renaissance reich ausgestattet sind. Einer der ältesten Altäre ist jener aus dem Jahre 1677 mit geschnitztem Säulenwerk und Statuen der Heiligen. Über der Jahreszahl lesen wir folgende Übersehrift: „Petrus Kaleesy et Diaconus Mosoniensis Sopronicnsis in Honorem Set. Trinitatis et B. M. V. nec non S. Joannis Baptistae hoc altare F. F. MDCLXXVII."

Unter den kirchlichen Gefässen, welche erwähnt zu werden verdienen, befinden sich zwei kunstvolle alterthümliche Kelche, ein zierlich gearbeitetes Crucifix mit der Aufschrift: „Frater X cristofforus X rab X 1892". Die zur Zeit der Erbauung der Kirche (1489) gegossene Glocke wurde in Folge eines Sprunges $183^6/_7$ umgegossen.

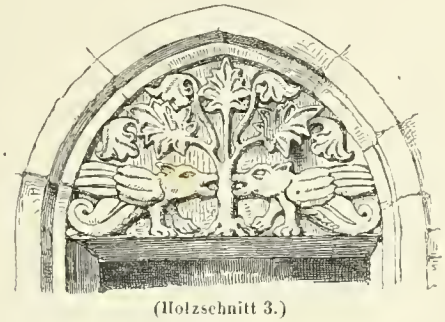
Auch an Grabmälern ist die Kirche ziemlich reich. Eines derselben ist nahe bei der Hauptthür aus rothem Marmor mit Wappen, an allen vier Rändern sind Übersehriften, aber nur die Zahl 1881 ist lesbar; ein anderes rührt aus dem Jahre 1558. — Von Aussen umgeben die Kirchmauer und den Hof 27 theilweise mit schönen Wappen verzierte Grabsteine aus den Jahren 1595, 1631, 1643, 1674 und 1681, mit deutschen Übersehriften; unter anderen der Grabstein des Thomas Edlen v. Nagy, der bei der Belagerung der Stadt Kaniža Commissär des römischen Kaisers war; ein anderer vom Jahre 1637 bezeichnet das Grab des Michael Starzer van Starzing, Rath und Agenten Sr. Majestät des Kaisers Ferdinand II., bei der türkischen Pforte.

Der gegenwärtige Bauzustand der Kirche ist ziemlich befriedigend. Der hochwürdige Herr Pfarrer legt ein grosses Interesse für die gute Instandsetzung der Kirche und ihrer Umgebung an den Tag und liess im Jahre 1855 mehrere Restaurations-Arbeiten ausführen, das ungleichförmige Terrain um diese Kirche wo der alte Friedhof bestand abgraben und planiren, die hohe Umfangsmauer sammt dem Einfriedungsthore, endlich die zu Zeugkammern benützten Zubauten abtragen, um den religiösen und künstlerischen Eindruck des Gotteshauses zu heben.

Volle Anerkennung verdient der im Innern der Kirche neu hergestellte gothische Altar, welcher im verflossenen Jahre zu Ehren der unbefleckten Empfängniss Mariä im Wege einer Sammlung errichtet und nach einem Entwurfe des Herrn F. Storno in Ödenburg, eines gebildeten Kunstfreundes, ausgeführt wurde.

Dem XIII. Jahrhunderte gehört die dem heiligen Jakob geweihte Grabcapelle an, welche sich in der unmittelbaren Nähe der Kirche, auf dem Raume des hier früher bestandenen Friedhofes befindet. Sie zeigt im Grundrisse ein regelmässiges Achteck, und eine dreiseitig aus dem Achtecke geschlossene Chornische, welche sich jedoch nicht unmittelbar an den Hauptbau anschliesst, sondern einen Quadratraum, der aus einer Seite des Achteckes gebildet wird,

zur Vorlage hat. Wir treffen daher in diesem kleinen Baue alle Bestandtheile einer organisch gegliederten Kirche, den Hauptraum, das Presbyterium und die Chornische nachgebildet. Der Eingang in diese Capelle, welche in ihrer Orientirung der Stellung der Michaelskirche entspricht, liegt nicht in der Axe des ganzen Baues, sondern weicht (gleichwie bei den früher erwähnten Grabcapellen zu Tuln, Mödling und Hartberg) [1]) von dieser Richtung und zwar in der Weise ab, dass er sich der Michaelskirche zuwendet. Dieser Eingang, sich von aussen nach innen verengend, ist einfach gekehlt und im gedrückten Spitzbogen geschlossen, in dessem Bogenfelde sich eine interessante, noch ganz den Charakter romanischer Bildungsweise aufweisende Sculpturdarstellung befindet (Holzschnitt 3), nämlich in der Mitte ein ornamental



(Holzschnitt 3.)

behandelter Baum, dessen Stamm am Grunde von zwei drachenartigen Gestalten benagt wird, ohne Zweifel eine symbolische Hinweisung auf den Lebensbaum des Paradieses, von welchem aus der Teufel seine Verführungskünste an dem ersten Älternpaare zur Geltung brachte, und wodurch des Lebens Mühen und der Tod über das Menschengeschlecht hereingebrochen sind, eine nicht unpassende Darstellung auf einem kirchlichen Raume, der eben die Bestimmung hat, den frommen Gebräuchen zu dienen, mit welchen die aus dem Leben Geschiedenen zur Ruhe gebracht werden. Im Übrigen ist die Aussenseite dieses Baues nur durch einen einfachen Sockel und durch Lisen geschmückt, welche rahmenartig jede Seite des Achteckes umfassen; ohne Zweifel dürfte ursprünglich der sogenannte Zahnschnitt und ein Rundbogenfries den Abschluss nach oben gebildet haben. Dem Eingange in die Capelle gegenüber befindet sich der nunmehr verlegte Grufteingang.

Reicher geschmückt ist das Innere dieser Capelle. In die 8 Ecken des Hauptraumes, in die Ecken des der Nische angelegten Quadratraumes, wie in die Ecken des dreiseitigen Chor-Abschlusses sind Halbsäulen gestellt, deren attischer Fuss auf einem Untersatze steht und deren romanische Capitäle Pflanzenformen zeigen. Über das umlaufende Deckgesims erheben sich einfach gegliederte Gurten, welche in Schlusssteinen sich vereinigen; jener des Hauptraumes zeigt den sogenannten Hexenfuss, jener des Quadratraumes Blattornamente.

Jede Fläche des Haupt- so wie des Quadratraumes ist durch eine gothisch eingewölbte Nische geschmückt, ersterer wird bloss durch ein Fenster erleuchtet, die Fenster des letzteren sind in neuerer Zeit umgestaltet worden. Jedenfalls verdient diese Capelle als das älteste Bauwerk Ödenburgs unsere volle Aufmerksamkeit und es wäre zu wünschen, dass sie dem kirchlichen Dienste wieder zugewendet würde, während sie gegenwärtig nur zur Aufbewahrung von allerlei Geräthschaften dient, die leicht anderwärts untergebracht werden könnten.

Notizen.

35. (Ein interessanter Fund in Maria-Zell.) Aus den vielen Beschreibungen der denkwürdigen Gnadenkirche in Maria-Zell, die leider alle, vom archäologischen Standpunkte aus betrachtet, als höchst ungenügend anerkannt werden müssen, ist dennoch genügend bekannt, dass diese Kirche und namentlich ihre Schatzkammer einen bedeutenden Reichthum an geschichtlichen und Kunstmerkwürdigkeiten bewahrt.

Dieser Reichthum hat in neuerer Zeit eine nicht unwichtige Vermehrung durch eine Pergamentrolle erhalten, welche bei Gelegenheit jener Restaurationen aufgefunden wurde, die der um die Alterthümer der Kirche unermüdet besorgte Pater Superior und Dechant Jakob Pauer daselbst an den Votivgemälden vornehmen liess.

Diese Rolle, 14½ Zoll hoch und 11 Zoll breit, enthält in tüchtiger, wenn gleich etwas skizzenhafter Zeichnung und in Wasserfarben gemalt, eine altarähnliche Architektur, deren Obertheil das jugendliche Bildniss Kaiser Karl's VI. (zur Zeit der Anfertigung König von Spanien) in goldenem ovalen Rahmen zeigt, gehalten von zwei weiblichen Figuren, der Religion im blauen und der Hoffnung im grünen Gewande.

In der Mitte ist ein Papierblatt, 7 Zoll hoch und 3½ Zoll breit, aufgeklebt, mit drei chronographischen Inschriften, von Karl selbst verfasst und eigenhändig geschrieben. Dieses Blatt umgibt ein Goldrahmen, rechts davon (heraldisch) sieht man unter einem Bogen Karl, die heilige Communion empfangend, links unter einem ähnlichen ihn im gleichen Gewande (einem rothen Leibrocke) ein Crucifix der ober einem Altare schwebenden Gottesmutter mit dem Kindlein überreichend. Auf beiden Darstellungen erscheint im Mittelgrunde ein Mann im blauen Leibrocke und wachehaltende Krieger (ersterer wahrscheinlich ein Cavalier aus Karl's Gefolge, die Soldaten ebenfalls aus demselben), ganz vorne Zuschauer.

[1]) Vergl. Heider's Aufsatz: „Über die Bestimmung der romanischen Rundbauten mit Bezug auf die Rundcapelle zu Hartberg" im April-Hefte S. 39.

Unter dem Papierblatte ist auf dem Pergament unter einer Krone und zwischen zwei lorbeerumkränzten Posaunen ein über einer Stadt emporfliegender Adler, den Flug gegen die Sonne gerichtet, in deren Mitte ein L ersichtlich ist; rechts und links davon 4 symbolische Darstellungen.

Die Zeichnung und Ausführung aller der erwähnten, theils mit Bleistift, theils mit der Feder gezeichneten Darstellungen, deren Farben mit Gold erhöht sind, zeigt einen über die Manier seiner Zeit nicht erhabenen, aber tüchtigen Künstler, und besonders ist das Bildniss Karl's (mit Allongeperrücke, Harnisch und dem goldenen Vliess) gelungen.

Nachstehende Inschriften enthält dieses merkwürdige Blatt: Das Bildniss Karl's hat die Umschrift: Carolus III D. G. Hispan. Indiarumque rex, Archidux Austriae. Aetat: 18.

Auf dem aufgeklebten Papierstücke erscheinen mit stark vergilbter Tinte und fester Schrift, die aber bezüglich der Uncialbuchstaben wenig Zierlichkeit hat, drei Chronografica:

I.

Stae Marlae aDCeLLas
orbIs Reglnae

II.

AD nlspanlae Coronas
DlsCeDens

III.

LeopoLDI Caesarls eX
ELeonora neobVrga proLes
gratVs eX Voto DlCas et sa-
Cras CaroLVs neX. m./p. 15 Sepbris

Die Zahl 15 erscheint in der letzten Zeile in das Manupropria verflochten.

Die zusammengehörenden Inschriften über den zwei Seitendarstellungen lauten:

„Carolus III rex Hispaniae declaratus ad Cellas Marianas Crucifixi ac D. Matris dolorosae ac Angelor: Simulacra, ex auro et Gemmis elaborata, Voti causa eũ subjectis Chronograficis propris marte, manuque dicabat. MDCCIII. 15. Sept."

Jene unter diesen Darstellungen:

„Haec Aug: ma Imperatrix D. Leopoldi R. I. Vidua et Regum Mater sic ornari jussit dum cum Seren: mis Prolibus I. Elisabetha, II: Maria Anna, III Magdalena Archiducibus Aust: et Ser me Elisabetha Principe de Wolffenbüttel Destinata Carolo III Sponsa, ad Cellas Marianas Vota sua deponeret 19a Augusti MDCCVII."

Über der Krone am unteren Theile des Blattes steht: „Symbolum regium" und der Wahlspruch dieses Symbols (des oben beschriebenen Adlers) lautet: „Patrum virtute," wodurch sich das in der Sonnenscheibe befindliche L. als auf Kaiser Leopold I. deutend erklärt.

Rechts und links unten sind vier „Symbola Mariana" angebracht, nämlich: Moses, Josua u. s. w. mit passenden Bibeltexten.

Die Geschichte dieses höchst denkwürdigen Blattes ist, wie sich zum Theile aus den Inschriften selbst ergibt, folgende:

Am 11. September 1703 wurde Kaiser Leopold's des Ersten zweitgeborner Sohn Karl in Wien in feierlicher Versammlung des geheimen Rathes und des Hofes als König von Spanien unter dem Namen Karl III. proclamirt, wobei Kaiser Leopold selbst und der erstgeborne Sohn Joseph (damals römischer König) auf die Erbschaft nach König Karl's II. von Spanien Tode Verzicht leisteten.

Der kaum achtzehnjährige Erzherzog säumte nicht, nach dieser Proclamation die Reise in sein neues Königreich anzutreten. Doch wusste er, dass er dieses eigentlich erst zu erobern habe, täuschte sich über die Schwierigkeit der Lage, welcher er entgegenging, nicht, und pilgerte, so sehr die Abreise dringend erscheinen mochte, mit seinem Gefolge nach Maria-Zell, um hier Beistand und Segen für sein grosses Unternehmen zu erbitten. Hier opferte er nun ein kostbares achatenes Kreuz, mit goldenen und silbernen Figuren, den Erlöser, die schmerzhafte Mutter Gottes und mehrere Engel darstellend und mit Diamanten und Smaragden verziert. Die Zeichnung dieses Kreuzes, welches die Schatzkammer noch gegenwärtig bewahrt, ist auf dem Pergamentblatte, auf welchem es der Erzherzog mit beiden Händen gegen die ober dem Altare schwebende Gnadenmutter erhebt, deutlich erkennbar, obwohl das ganze Kreuz sammt Postament hier nur wenig Linien lang erscheint.

Als im Jahre 1707 des Erzherzogs Mutter, Kaiserin Eleonora, mit ihren Töchtern, den Erzherzoginnen Elisabeth, Anna Maria und Magdalena, und mit Karl's Braut, der Prinzessin Elisabeth von Wolfenbüttel, zu Maria-Zell war, liess sie zur Erinnerung an ihres Sohnes Pilgerfahrt dieses Blatt malen. So schwer es ist, dasselbe einem bestimmten unter den bekannten Malern jener Zeit zuzuschreiben [1]), so dürfte doch mit Gewissheit angenommen werden, dass die Arbeit durch einen im Gefolge der Kaiserin mitgekommenen Maler, oder noch wahrscheinlicher schon früher in Wien angefertiget worden sei. So könnte es von Volbert von Allen, Kaiser Joseph's I. Maler und Kammerdiener, von Peter Freiherrn von Strudl, Kammermaler unter Leopold I. und Joseph I., von Anton Bertoli (Disegnatore di Camera), von dem Kammermaler Anton Negelein, selbst von Jakob von Schupper, später Director der Akademie der Künste in Wien, herrühren.

Eine ziemlich nahe Vermuthung aber spricht für die Verfertigung des Blattes durch Franz Stampart. — Dieser erhielt (nach J. E. Schlager's Materialien zur österreichischen Kunstgeschichte, herausgegeben im J. 1850 durch die kais. Akademie der Wissenschaften) im J. 1707 aus der Hofcasse „wegen Ein kleines Portrait der Herzogin von

[1]) Ein Vergleich mit analogen Arbeiten jener Künstler, zu welchem leider dem Schreiber dieser Zeilen die Gelegenheit fehlt, könnte vielleicht entscheiden.

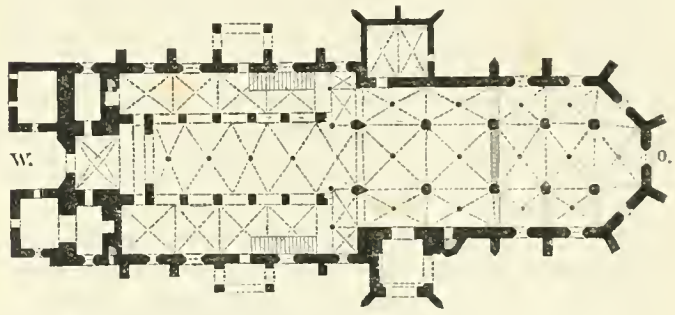
Wolfenbüttel“ 50 fl. — „vor zwei kleine Portrait“ 90 fl. — 1711 „wegen für Ihre Königl. Maystet (Karl III.) gelieferte verschiedene Malereien“ auf die in der Jahresrechnung von 1708 befindlichen Documente, worunter der „Keys. Befeleh“ 2070 fl. — und im selben Jahre „wegen eines andern für A. H. gedachte Königl: Spanische Majestät K. Carl verfertigten Portraits“ 48 fl., endlich 1712 „wegen Eines von Miniatur verfertigten Klein. Keysl: portraits“ 48 fl. — Das vorletzte dieser Portraits könnte unser Blatt gewesen sein. Dass es als „für“ König Karl gemalt, angeführt erscheint, widerlegt die Vermuthung nicht, da in den damaligen Hofrechnungen eine strenge Wahl der Ausdrücke nicht vorherrscht; und dass es erst später gezahlt wird, widerspricht der Annahme ebenfalls nicht, da wir in jenen Rechnungen auf sehr viele verspätete, oft an die Erben der Künstler erfolgte Zahlungen stossen. Auch rücksichtlich des Kreuzes selbst mag hier die Vermuthung ausgesprochen werden, dass es von dem kaiserlichen „Kammergoldschmidt“ Johann Kanischbauer aus Hohenried verfertiget sei, der 1717 das von Karl VI. nach Maria-Zell verlobte goldene Kind und ein eben dahin verlobtes silbernes Crucifix, ersteres um 1222 fl., letzteres um 1200 fl. „Macherlohn“ und 600 fl. an kleinen Ausgaben lieferte, — welche Arbeiten ihm gewiss nur in Anerkennung früherer Leistungen übertragen wurden.

Es wäre undankbar, diese Zeilen zu schliessen, ohne ein Wort des Dankes für den im Eingange erwähnten hochwürdigen Herrn Dechant in Maria-Zell auszusprechen, der dem Unterzeichneten sogleich nach der Auffindung der Rolle die detaillirtesten Mittheilungen hierüber zusendete, und sogar die Besichtigung derselben, welche sonst eine Reise nach Maria-Zell erfordert hätte, in der liberalsten Weise ermöglichte.

Würden die Conservatoren unseres Vaterlandes, von denen viele durch anderweitige Berufsgeschäfte in ihrer Thätigkeit ohnehin beschränkt, in der Ausübung ihrer Pflicht sich mit Mühe bewegen, auf diese Weise öfter unterstützt, käme ihnen, wie von der Seite dieses würdigen Priesters, liebevolle Theilnahme und freundliches Vertrauen entgegen, statt verlegener Kälte und die schlecht verhehlte Angst, etwa durch einen eifrigen Conservator zu einer Auslage aufgefordert zu werden, so wäre deren Ehrenamt zugleich ein Freudenamt und ihre durch vereinte Kräfte unterstützten Leistungen hätten schnelleren Erfolg und grössere Tragweite!

J. Scheiger.

36. (Zur Beschreibung der evangelischen Pfarrkirche von Mühlbach in Siebenbürgen.) In dem II. und III. Monathefte der „Mittheilungen“ brachten wir unter dem Titel: „Über den älteren sächsischen Kirchenbau und insbesondere die evangelische Kirche zu Mühlbach“ einen Aufsatz von dem k. k. Conservator Herrn Friedrich Müller in Schässburg, den wir einem früheren Jahrgange der in Siebenbürgen erscheinenden „Blätter für Geist und Gemüth etc.“ in der Absicht entnahmen, um über den Charakter der mittelalterlichen Bauwerke eines Kronlandes des Kaiserstaates sachgemässe Aufklärungen zu geben, aus welchem bisher noch verhältnissmässig wenig in weitere Kreise gedrungen ist. Nachdem schon der Druck des Aufsatzes vollendet war, erhielten wir ein Schreiben des Herrn Verfassers, worin er uns — leider zu spät — benachrichtigte, dass er eben mit Benützung der seit der ersten Veröffentlichung gemachten kunsthistorischen Studien, den in Frage stehenden Aufsatz einer Umarbeitung unterziehen wollte und bei dem Umstande, als nun derselbe neuerdings abgedruckt erscheint, den Wunsch aussprach, wenigstens einige Ergänzungen und Berichtigungen seiner Beschreibung der Mühlbacher Pfarrkirche nachzutragen. Zugleich übersandte er uns einen Grundriss der erwähnten Kirche, welchen wir hier wegen des nicht unbedeutenden Interesses dieses Baudenkmales für die siebenbürgische Kunstgeschichte im Holzschnitte veröffentlichen.



Grundriss der evangelischen Pfarrkirche von Mühlbach in Siebenbürgen.

Was die gewünschten Ergänzungen und Berichtigungen der Beschreibung der Kirche anbelangt[1]), so ist nach Angabe des Herrn Verfassers Folgendes zu bemerken: Die Länge des Mittelschiffes beträgt im Lichten gemessen 93′5″; seine Breite 55′10″. Nach jeder Seite durchbrechen die Wand vier in gewöhnlichem Spitzbogen überwölbte, im Verhältnisse zu ihrer Höhe sehr weite Fenster, deren Krönung mit Maaswerk (Vierpass u. a.) ausgefüllt ist. Auch das nördliche und südliche Portal (jenes 3′ 7″ weit, 7′ 8″ hoch; dieses 3′ 9·5″ weit, 7′ 10″ hoch) sind in demselben Bogen geschlossen; die vor dieselben später angebauten Hallen haben getäfelte Decken. Sowohl das Mittelschiff als die Seitenschiffe zeigen Kreuzgewölbe mit Gurtung; doch sind die Travéen in jenem nicht wie in diesen durch Quergurten getrennt. Die Schlusssteine im Mittelschiffe sind ganz flach, in dem südlichen Seitenschiff in Rosen und dreistrahlige Sterne ausgebreitet, im nördlichen gar nicht vorhanden. Die Gurten sitzen auf massiven und rohen Tragsteinen an, die Arcadenpfeiler sind ungleich stark, viereckig und ohne alle Gliederung. — Das Portal im Thurm ist 5′ 8″ weit und 6′ 5″ hoch. — Bezüglich der zwei Anbaue an dem

[1]) Vergleiche April-Heft der „Mittheilungen“ S. 60.

Thurm, welche jetzt als Magazine benützt werden, kommt noch zu erwähnen, dass der nördliche ein enges und überwölbtes Fensterchen, der südliche ein etwas weiteres mit einer Füllung — ähnlich der an der Kirche in Heiligenstadt von Otte in seinem Handbuche S. 119 bezeichneten — hat. In letzterem befindet sich auch ein Altar mit Masswerk-Sculptur an der Vorderseite. Wenn erstere auch nicht gleichzeitig mit dem Thurme sind, so mögen sie doch nicht weit hinaufreichen, da jene Füllung dem frühgothischen Style angehört. Die beiden westlichsten Vorbaue gehören dem laufenden Jahrhundert an. Von dem Chore bemerkt der Herr Verfasser, dass er im Lichten 86′ 10″ lang, 43′ 2″ breit und 50′ hoch ist und das Gewölbe, von zwei Reihen von je vier Pfeilern getragen, ein gegurtetes Kreuzgewölbe zeigt. Die Pfeiler ruhen nicht auf Polygonen, sondern achtseitigen Basen von 2′ 6″ Durchmesser; die zwei dem Altar zunächst stehenden Pfeiler sind gleichfalls sechseckig, jedoch ohne Gliederung. — Bezüglich der vorhandenen Spuren eines Lettners an der Stelle, wo sich der Chor gegen das Schiff zu öffnet, ist zu ergänzen, dass man nicht nur in den Steinen die Einschnitte für die Brüstung, sondern auch gegen die Seitenschiffe hin — auf schlanken Säulen von nur 1′ Durchmesser die Überreste dieses Lettners mit ganz vorzüglich gearbeitetem Masswerk und vier Bögen, wovon zwei geradlinig, zwei im geschweiften Spitzbogen schliessen, erblickt. — Von dem Wappen, welches sich links an der unteren Seite des Flügelaltars befindet, heisst es, dass dasselbe jenes von Mühlbach (der aufrecht stehende Löwe mit offenen Tatzen) sei. — Die Sacristeithür ist im Kleblattbogen geschlossen. Die Mauerstärke im Chor beträgt 3′, am Thurm 5′. — Das gegenwärtige Dach des Thurms ist 1662—1664 aufgesetzt worden, nachdem das frühere durch Ali Pascha's Türken und Tataren 1661 mit dem grössten Theile der Stadt abgebrannt war (Unterwälder Capitularmatrikel), es kann aber in seiner Anlage alt sein. — Bei der Betrachtung, welche der Herr Verfasser über die Erbauung des jetzigen Chores (S. 63, 1. Spalte) anstellt, bemerkt derselbe am Schlusse: „An der nördlichen Chorwand glauben wir in einem von aussen wohl sichtbaren, senkrecht gehenden Absatze noch die Spuren des alten Chorschlusses zu erkennen. Dieser Chor stand dann auch zu der Länge des Schiffes in besserem Verhältnisse als der jetzige, entschieden zu gedehnte. Auch wird durch diese Ansicht allein erklärlich, wie die Kirche jetzt mit dem Chore fast an die Ringmauer stösst, während auf der entgegengesetzten Seite der Thurm noch ziemlich weit davon entfernt ist, da doch bei der Ebenheit des Terrains anzunehmen ist, dass das Gotteshaus ursprünglich in die Mitte des Bauplatzes gestellt wurde. Der Raum zwischen dem jetzigen Chor und dem Thurm konnte unmöglich durch ein proportionirtes Schiff ausgefüllt werden. Es lag also im Bauplane nicht allein, das Schiff später auch abzutragen, sondern auch den Thurm, und hätte man am Beginne des Neubaues das alte Gebäude vollständig abgetragen, dann wäre auch der Thurm eine spätere Anlage als der Chor, und dagegen streitet nicht weniger als Alles."

37. (Kirche und Flügelaltar zu Alt-Bielitz in Schlesien.) Ein an die k. k. Central-Commission gerichteter Bericht des Herrn Vorstandes der k. k. Baudirection zu Krakau, Dr. Schenkl, enthält folgende Beschreibung der Kirche und des Flügelaltars zu Alt-Bielitz:

Die erste Gemeinde im jetzigen Herzogthume war Teschen selbst, entstanden im Jahre 810, die zweite Gemeinde soll Alt-Bielitz gewesen sein.

Wenn die Nachrichten des Pfarr-Inventariums der Stadt Bielitz richtig sind, fällt die Einführung des christlichen Cultus zu Bielitz in jene Zeit, wo das Wellehrader Bisthum nach Olmütz übertragen wurde, nämlich in das XI. Jahrhundert. Im J. 1131 dürfte eine hölzerne Kirche errichtet worden sein, 1135(?) das Presbyterium der gegenwärtigen Kirche entstanden sein, welches dann jedenfalls die erste gemauerte Kirche im Herzogthume Teschen war.

Nach weiterer, jedoch nicht verbürgter Tradition wurde die Erweiterung der Kirche durch den Zubau des Kirchenschiffes schon im Jahre 1230 vorgenommen, der Thurm jedoch erst im Jahre 1315 zugebaut.

Die Kirche ist im gothischen Style erbaut, einschiffig und mit einem gemauerten ziemlich hohen Thurm von alterthümlichem Charakter versehen, der mit einer kegelförmigen Thurmhaube gedeckt ist. Der interessanteste Theil des Gebäudes ist unstreitig das Presbyterium, ursprünglich die Kirche selbst, welche erst später durch Zubau des Kirchenschiffes vergrössert wurde.

Wenngleich dieses Presbyterium nicht durch grosse Dimensionen imponirt, indem der Bau zu den kleinen seiner Gattung gehört, so muss man sich doch an den edlen Verhältnissen erfreuen, die ihn auszeichnen. Namentlich ist das Gewölbe mit musterhafter Sorgfalt ausgeführt, die selbst aus der viele hundert Jahre alten oftmaligen Tünche herausseht. Schlanke Rippen zieren dasselbe, zwischen welchen Schilder äusserst fleissig ausgewölbt sind.

Den Schluss der Rippen bildet das in Relief gearbeitete polnische Wappen aus Stuck oder Stein. So wie ursprünglich, ist das Gewölbe des Presbyteriums noch jetzt mit grellen Farben gemalt, und sind in der Malerei und zwar um das polnische Wappen mehrere kleinere angebracht. Es hat den Anschein, als ob diese Malerei mit Benützung der ursprünglichen Zeichnung wiederholt erneuert worden wäre. Die Form der Fenster ist ein schmales Rechteck, welches vielleicht erst später aus dem ursprünglichen Spitzbogen gebildet wurde. Die Glasmalereien derselben soll ein Erzpriester von Bielitz leider vor einigen 30 Jahren entfernt, und durch das gegenwärtige eingezogene weisse Glas ersetzt haben. Vor dem uralten Flügelaltare befindet sich ein Grabstein mit der Inschrift „tu odpoczywa Jan Katerla" und der historisch bedeutsamen Jahrzahl 1648.

Rechts vom Altare stehen sehr alte schön geschnitzte Bänke, man möchte meinen, in denselben die nämliche Hand zu erkennen, welche die schönen Steinarbeiten fertigte, die sich in der St. Aegidius-Kirche im Ende der Utika Grodzka zu Krakau befinden. Auf derselben Seite befindet sich eine mit Farbe angebrachte Schrift, wovon der eigene Name noch in den ursprünglichen jedoch aufgefrischten Schriftzügen ausgeführt ist. Ich gebe dieselben in ihrer Form wieder; die Inschrift lautet: ſMЄƎDO fundavit Anno 1135. Der Name scheint unzweifelhaft echt zu sein.

Die linke Seitenmauer des Presbyteriums ist mit einer Episode der Passion bemalt, die Malerei ist jedoch unkünstlerisch und jüngerer Zeit angehörend.

Rechts vom Altare befindet sich ein enges überwölbtes Gemach mit einem kleinen Fenster; es ist die Sacristei. Sie enthält nichts von besonderem Interesse.

Das Kirchenschiff ist viel später und zur Erweiterung des Gebäudes erbaut, obwohl von aussen mit ähnlichen Pfeilern wie das Presbyterium versehen. Dasselbe entbehrt des Gewölbes, welches durch eine einfache Bretterdecke ersetzt wurde. Die Fenster gleichen jenen des Presbyteriums, und unter dem Chore stehen ebenfalls hölzerne geschnitzte Stühle, ähnlich jenen des Presbyteriums.

Was den im Presbyterium befindlichen Flügel-Altar anbelangt, so scheint zwar derselbe ersterem nicht an Alter gleich zu kommen und insbesonders gehört die Einrahmung einer spätern Zeit an, doch haben die Gemälde unstreitig ein hohes Alter und wurden von vortrefflicher Hand ausgeführt.

Sie sind durchaus auf Eichenholz und Kreidegrund gemalt, die Glorien sehr gut und stark vergoldet. Der Altar besteht aus einem ungefähr 6 Fuss hohen und 6 Fuss breiten Mittelbilde, darstellend: die Madonna, verehrt von dem heiligen Stanislaus und Nikolaus. Die Köpfe sind sehr sprechend, jene der Madonna ausserordentlich zart und lieblich.

Die beiden Flügel sind zur Hälfte getheilt, jeder enthält innen und aussen zwei Bilder. Sämmtliche 8 Bilder stellen das Leben des heiligen Stanislaus vor, und zwar das untere Bild rechts die Ermordung des Heiligen durch den König Boleslaus, das andere Bild die Heilung eines Kranken, das untere Bild links die Erweckung eines Todten, das obere die Wohlthätigkeit des Heiligen. Von aussen ist das obere Bild rechts die Darstellung der Legende, nach welcher die Vögel den zerstückten heiligen Leib wieder zusammensetzen, das untere stellt die Heiligsprechung dar, das obere Bild links zeigt die Zerstückelung des Heiligen, das untere sein Begräbniss.

Sämmtliche Gemälde sind, wenn auch nicht von der Schönheit des Mittelbildes, doch mit Charakter und guter Färbung gegeben und lassen durchweg die in alter Zeit so oft vorkommende Vernachlässigung richtiger Perspective erkennen.

Unter den Flügelbildern und auf dem Altarstocke aufstehend, befindet sich in kleineren Rahmen eine Reihe gut gemalter Apostelköpfe. Ober dem Flügelaltar sind sauber geschnitzte gothische Ornamente angebracht.

Der ursprüngliche Altarstock scheint in der Reformationsperiode zu Grunde gegangen zu sein, da der gegenwärtige die Jahrzahlen 1565 et 1598 ersehen lässt, in welche Jahre die Einführung des Protestantismus in Bielitz fällt, 1560 war diese Kirche wirklich in den Händen der Protestanten und kam erst im Jahre 1630 wieder an die Katholiken zurück, nachdem sie schon im Jahre 1447 den Rang der Pfarrkirche verloren hatte und zu einer Filiale der Pfarrkirche der gegenwärtigen Stadt Bielitz geworden war.

Auf dem Altarstocke stehen zwei Inschriften, und zwar eine: „Hoc opus paratum est per me Joannem de Polom campanatorem Bilicensem anno Domini 1565."

Die zweite ist deutsch und lautet: „Augustinus Bartge bin ich genannt alles thuet stehen in Gottes Hand. 1598." Kanzel und Taufstein sind spätern Ursprunges, letzterer lässt die Jahrzahl 1660 ersehen.

Auf dem Kirchenthurme hängen 3 Glocken, wovon die grösste, 18 Centner schwer, im Jahre 1605, also zu einer Zeit gegossen wurde, wo der Protestantismus waltete.

38. (Steinerner Behälter für das h. Öl im Seethale zu Salzburg.) Im Mai 1854 machte der k. k. Conservator für Salzburg Herr Süss an die k. k. Central-Commission die Anzeige, dass sich vor der Kirchthür im Seethale ein ausgehöhlter Stein aus Gneiss umgestürzt als Sitzbank befinde, und legte zugleich eine Beschreibung des Steines vor, welche die fürsterzbischöfliche Expositur auf seine Veranlassung eingesandt hatte. Aus dieser Beschreibung war zu entnehmen, dass der Stein, am Eingange der Kirche ruhend, aus einem Blocke von Granit kunstlos gemeisselt ist. Er bildet ein längliches Viereck mit einem dreieckigen Vorsprunge von 7 Zoll Länge, in dessen Mitte eine runde Höhlung von 7 Zoll Tiefe und 5 Zoll Durchmesser angebracht ist, welche, in der Voraussetzung, dass man einen alten Taufstein vor sich hat, zur Aufbewahrung des h. Öles gedient haben mag. Die Länge des ganzen Steines, d. h. mit dem erwähnten Vorsprunge, beträgt 4½ Schuh, die Breite 2½ Schuh, die Höhe 2½ Schuh. — In der Mitte des länglichen Viereckes ist eine Höhlung derselben Form, und zwar 34 Zoll lang, 19 Zoll breit und 13 Zoll tief, ringsherum ein Falz, offenbar um einen schliessenden einfachen Deckel darauf anbringen zu können. Aus letzterem Umstande wollte nun eben der Bericht der kirchlichen Expositur im Seethal folgern, dass es sich hier um einen Taufstein handle, da die Synode von Köln im J. 1281 bezüglich derselben verordnete, dass sie wohl bedeckt und gut verschlossen seien, damit Niemand daraus das heilige Wasser schöpfen und zu abergläubischen Dingen missbrauchen

könne, was übrigens auch nicht dem Alter dieser Seelsorgestation entgegen sei, da Vierthaler I. Theil. S. 136. schon für das Jahr 1461 einen „Niklas Pfarrer zu Sand Johannes am See bei Klauseck in Lungav“ aufführt. Doch werden in dem erwähnten Bericht einige Zweifel nicht unterdrückt wegen der viereckigen Form der Höhlung „da in der Antwerpner Synode des J. 1610 die Vorschrift gegeben war: „Ex lapide solido sit fons, ne ex eo aqua effluat, sitque figurae rotundae et latitudinis circiter duorum pedum“ und sich auch in der Pfarrkirche Bilk bei Düsseldorf ein Taufstein, der aus der Zeit vor dem X. Jahrhundert herrührt, befindet, der zwar an seiner Aussenseite achteckig, inwendig aber rund ist. Um nun hierüber das Urtheil eines in dieser Frage competenten Gelehrten zu vernehmen, wandte sich die k. k. Central-Commission an den Herrn k. k. Conservator Dr. Kandler in Triest, welcher auf Grund der vorgelegten Zeichnung die Erklärung abgab, dass der bei Seethal im Lungau entdeckte Stein unzweifelhaft ein zur Aufbewahrung der heiligen Öle bestimmter, in der ältesten Form ausgeführter Behälter sei, und zwar entweder aus einer Plebenalkirche, oder einer selbstständigen Taufcapelle, oder einer gemeinschaftlichen Blebenal-Todtenstätte. Er erwähnte ferner, dass solche Behälter ursprünglich entweder in einer Blebenalkirche oder Taufcapelle an der rechten Seite des Hauptschiffes eingemauert wurden, welche mit einem hölzernen oder metallenen Thürchen versehen waren, deren Angel und Riegellöcher noch zu sehen seien. Solche Behälter waren in den Kirchen aus dem VI. Jahrhunderte gebräuchlich und zwar an den Mauern der Seitenschiffe der Kirche in den Pastophorien angebracht, für das heil. Öl, für das h. Brot und für sonstige verbrauchbare heilige Sachen bestimmt, keineswegs zur Aufbewahrung des Allerheiligsten. Die Form der ältesten Behälter ist von jener des Lungauer Steines nicht wesentlich verschieden; die ältesten haben eine längliche, im oberen Theile einen dreieckigen Timpanus mit Delphinen, mit dem Kreuzbilde und mit sonstigen Decorationen verzierte Form; solche alte Behälter findet man in Ravenna, Torzello, Parenzo u. s. w. — Dass dieser Lungauer Stein kein Taufstein sei, geht aus dem hervor, weil die ältesten Taufsteine, welche nur bei den bischöflichen Kirchen zu suchen sind, alle sechseckig und zwar aus sechs Marmortafeln zusammengestellt waren. Die Taufsteine der Blebenalkirchen, die im XI. Jahrhunderte häufig wurden, hatten eine viereckige Form und bestanden aus einem einzigen Steinblocke.

39. (Salzburgische Künstler aus dem Mittelalter.) Der Maler Herr G. Petzold aus Salzburg gelangte durch die Güte des Novizen-Directors des Benedictinerstiftes Set. Peter in Salzburg P. Amandus Jung in die Kenntniss eines im XII. Jahrhunderte begonnenen nekrologischen Verbrüderungsbuches, das — wie sich Herr Petzold selbst überzeugte — eine Reihe von Künstlernamen enthält. Das Buch ist mit charakteristischen figürlichen Contourzeichnungen in schwarzer und rother Farbe geziert. Im Interesse fernerer Kunstforschungen theilte der genannte Künstler der k. k. Central-Commission die Namen dieser mittelalterlichen Künstler mit. Sie lauten:

Geroldus pictor. (Aus dem Anfange des XII. Jahrhunderts.)

Udelricus pictor. (Aus dem Anfange des XII. Jahrhunderts.)

Richerus, campanorum fusor. (Aus dem XII. Jahrhunderte.)

Ulricus incisor. (Aus dem Ende des XII. Jahrhdts.)

Eberhardus vitrarius laicus. (Aus dem Ende des XII. Jahrhunderts.)

Iscingrinus, laicus, qui fecit altar: Set. Mariae in eccl. Set. Petri. (Aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts.) Dieser Altar stand in dieser Klosterkirche noch in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts vor der Stufenreihe, welche aus dem Mittelschiffe zur Apsis des Hochaltars führte, und hinter welchem ein Zugang zur Krypta niederführte.

Walchum, Monetarius. (Aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts.)

40. (Neu entdeckte Überreste einer römischen Colonie im Thale Tèrnava bei Agram.) Einem uns zugekommenen Schreiben des k. k. Conservators für Croatien Herrn Ivan Kukuljević ddo. 22. April entnehmen wir folgende interessante Nachricht:

Eine Viertelstunde vom Pfarrorte Markuševec bei Agram entfernt, liegt gegen Osten in einem länglichen Thale das kleine Dorf Tèrnava. Dasselbe ist nördlich von Gebirgen begränzt, über die man nach Zagorien fährt, südlich mündet es in die Hauptstrasse, die von Agram nach Warasdin führt, und hat in der Ferne in gerader Richtung vor sich das Dorf Šćitarjevo, welches, am rechten Ufer der Save gelegen, ebenfalls einstens eine römische Colonie war [1]).

Von einer römischen Ansiedlung im Thale Tèrnava hatte bis nun die gelehrte Welt gar keine Ahnung, und es wäre diess der Geschichtsforschung noch lange unentdeckt geblieben, wenn nicht ein schlichter Bauer (Namens Roćić, lies: Rotschitsch) beim Ackern seines Feldes auf eine Mauer gestossen wäre, neben welcher derselbe einen breiten Canal aus den schönsten römischen Quader-Ziegeln erbaut fand. Nach der Aushebung dieser Ziegeln, die mit einer halbkreisförmigen Verzierung begränzt, in verschiedener Grösse aufgefunden wurden, grub der Eigenthümer weiter, und stiess überall auf Mauern. Im Schutte fand er auch eine ewige Lampe, die er aus Unkenntniss zerbrach.

Ich besichtigte genau den Fundort, und fand, dass sich die Mauern in der Erde einige hundert Schritte weit nach

[1]) Man hält es für das alte Andautorium, und hat daselbst vor vielen Jahren römische Alterthümer und Inschriften gefunden.

allen Richtungen ausdehnen. Südlich und nördlich stösst man sogar auf sichtbare Spuren einer römischen Strasse, und in der nordwestlichen Richtung, auf der linken Seite der Strasse, erhebt sich ein steiler, mit einer grossen Fläche versehener Berg, der mit Überresten alter Mauern und mit Schutt ganz besäet ist. Das Volk nennt diesen Berg Gradišće[1]) und erzählt, dass hier, sowie unten in Tèrnava, einst eine Judenstadt (Židovski varoš) sich befand[2]). Es scheint jedoch aus der Construction der noch sichtbaren Mauern, dass dieser Berg im Mittelalter neuerdings befestigt und mit einem grossen Schlosse versehen war, obwohl bis nun noch in keiner Urkunde von diesem Schlosse eine Erwähnung gefunden wurde.

In der nächsten Umgebung von Tèrnava sind bereits viele römische Münzen von Gratianus, Constantinus, Constantius u. s. w. gefunden, die sich nun im National-Museum zu Agram befinden.

Welch ein Ort zur Zeit der Römer auf diesem Platze stand, konnte ich in dieser kurzen Zeit noch nicht ermitteln; zieht man jedoch das Itinerarium Antonini, das Itinerarium Hyerosolimitanum und die Tabula Peutingeriana zu Rathe, so könnte man mit einer Wahrscheinlichkeit behaupten, dass hier die Mansio Lentolis, auch Lentulum, Lenturum und Lentudum genannt, unter den Römern stand, und dass die Strasse bei Tèrnava dieselbe ist, die von Pettau über Aquaviva, ad Populos, Tovia, Dolivo, Sonista, Pyrri (Piretis) und weiter gerade nach Sirmium, seitwärts aber rechts nach Siscia führte. Nimmt man weiter in Berücksichtigung, dass die bei Tèrnava sichtbare römische Strasse in einer gleichen Richtung mit dem Orte Kašina (Cassina) liegt, wo ebenfalls bedeutende römische Alterthümer ausgegraben wurden, und dass sich weiter oben im Gebirge die Spuren einer römischen Strasse finden, die über Zagorien nach Pettau führte, so könnte man beinahe mit Gewissheit die Mansio Lentolis hieher setzen, da auch jene Lage, die ihr die Peutingerische Tafel gibt, der Lage von Tèrnava ziemlich entspricht.

41. (Ein alter Thurm in Teschen) Teschen, eine der ältesten Städte Schlesiens, hat am westlichen Theile eine Anhöhe, in deren Mitte das neue erzherzogliche Schloss sich befindet. Am obersten Theile des Hügels prangt majestätisch ein alter Thurm, den Casimir, Lesko's III. Sohn, Herzog in Polen, im Jahre 810 n. Ch. G. erbaut haben soll. Am oberen Teile des Thurmes sind die sogenannten Fallschirme an jeder Ecke und in der Mitte angebracht, um die anstürmenden Feinde durch herabgeworfene Steine vom Eindringen abzuwehren, daher auch der Thurm aus der Ferne oben breiter als unten erscheint. Das Mauerwerk ist noch ganz gut erhalten.

Literarische Anzeigen.

Dr. Gustav Heider, Prof. R. v. Eitelberger und Architekt J. Hieser: „Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates." I. Lief. Stuttgart. Ebner und Seubert, 1856.

Die Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates sind nicht unbedeutender als jene der übrigen Länder Europas, sie repräsentiren die verschiedensten Zweige der Kunst-Epochen, welche in der vorchristlichen wie in der christlichen Welt zur Geltung gelangt sind. Die Denkmale der classischen Periode waren auch bis jetzt schon vielfältig Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen; seit Winkelmann's Wiederbelebung der Antike wurden mit besonderer Vorliebe auch in Österreich alle Bestrebungen gefördert, welche die Kenntniss der classischen Kunstschätze vermehrten. Nur die monumentale Kunst der christlichen Zeit, so reich und mannigfach auch ihre Producte sind, fand bisher eine verhältnissmässig sehr geringe Beachtung. Es fehlte zwar nicht an Versuchen in einzelnen Kronländern um die dortigen Kunstwerke zur Anschauung zu bringen, aber diese erfüllten theils nicht die Anforderungen, welche immer neue und geläuterte Forschungen auf dem Kunstgebiete zu stellen berechtigt waren, theils trugen sie solch ein provincielles Gepräge, dass sie kaum in weiteren Kreisen Anklang finden konnten. Ein kunstgeschichtliches Bild des gesammten Kaiserstaates nach dieser Richtung mangelte aber bis jetzt, und ein Werk, welches sich die Aufgabe gestellt hätte, dasselbe anzubahnen, war schon lange der lebhafteste Wunsch aller Kunstfreunde. Vorstehendes Unternehmen der Herren Dr. Heider, Prof. R. v. Eitelberger und Architekten Hieser ist nun bemüht, diesem Bedürfnisse zu begegnen. Wie schon aus dem Prospecte zu ersehen war, wollen sie ein Bild der mittelalterlichen Kunstdenkmale des gesammten Kaiserstaates geben, und ohne sich an eine chronologische oder provincielle Anordnung zu halten, aus allen Kronländern das Bedeutende und minder Bekannte geben. Den Abbildungen werden besondere Aufnahmen zu Grunde gelegt, die nöthigen historischen und antiquarischen Erläuterungen in einfacher, allgemein verständlicher Sprache gegeben und nichts unterlassen, was nicht bloss auf den Gelehrten, sondern auch auf die Geistlichen und Laien, die Künstler und Kunstfreunde anregend und nutzbringend wirken könnte. Niemand wird in Abrede stellen können, dass die genannten Herausgeber zu solch einem Unternehmen besonders befähigt sind. Heider und Eitelberger haben in der Reihe der Kunstgelehrten Deutschlands schon vielfache Verdienste sich erworben, Hieser durch ausgeführte Bauten und seine Studien über die mittelalterlichen Bauformen sich einen ehrenvollen Namen erworben. Alle Drei beseelt gleicher Eifer für das Gedeihen des Werkes, und das grosse Vertrauen, welches die Ministerien selbst in ihre Leistungsfähigkeit durch eine lebhafte Unterstützung und Förderung setzen, bildet zugleich die Bürgschaft, dass

---

[1]) Lies: Gradischtsche. Ein Ort wo einst ein Schloss stand, von Grad=Schloss.

[2]) Diese eigenthümliche Benennung gibt das provinzial-croatische Volk allen Orten, wo einstens die Römer gesessen. Versteht es vielleicht durch das Judenthum die vorchristliche Zeit?

sie alle Anstrengungen machen werden, um das Werk zu einem glücklichen Abschlusse zu bringen. — Das erste eben erschienene Heft der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates“ beginnt mit dem Stifte von Heiligenkreuz. Der Text enthält vorläufig eine historische Einleitung von J. Feil mit Andeutungen über die Eigenthümlichkeiten der Satzungen des Cistercienser-Ordens in Bezug auf Bau und Einrichtung der Klöster und Kirchen dieses Ordens. Wer die Arbeiten dieses Forschers kennt, wird im Voraus wissen, dass sie mit einer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Bezug auf die Benützung der Quellen abgefasst sind, welche auch den strengsten Anforderungen zu genügen im Stande sind. Hiebei kommt noch der Umstand in Betracht, dass es bis jetzt an einer ähnlichen Darstellung gänzlich gemangelt hat und wir in den inneren Organismus eines Ordens Einsicht erlangen, welcher in der Geschichte der Klöster sowohl in Deutschland als in seinem Mutterlande, in Frankreich, einen hervorragenden Platz einnimmt und die Darstellung dieses Organismus auch für das Verständniss der Bau-Anlage von derlei Klöstern von grösster Wichtigkeit ist. Die Baugeschichte von Heiligenkreuz selbst haben wir in dem 2. Hefte zu erwarten. — An Abbildungen bringt das vorliegende Heft den Grundriss des Stiftes, die vordere Ansicht der Stiftskirche mit ihrer eigenthümlichen romanischen Gliederung, dann eine perspectivische Ansicht des Kreuzganges und eine Tafel mit farbigen Glasfenstern aus dem Brunnenhause. Diese Abbildungen lassen mit Zuversicht erwarten, dass es hier nicht auf eine chablonenartige Behandlung des Stoffes, sondern auf eine durch Treue, Charakteristik und Geschmack sich auszeichnende Auffassung der Kunst-Objecte abgesehen ist. — Nach diesen Andeutungen bedarf das Werk wohl keiner Empfehlung und wir wünschen nur, dass es in den weitesten Kreisen Eingang und Beachtung findet. Der Preis jedes einzelnen Heftes ist sehr mässig gehalten, wenn man die bedeutenden Kosten in Anschlag bringt, welche solch' ein Unternehmen in Anspruch nehmen. — Zu besonderem Danke müssen endlich alle Kunst- und Alterthumsfreunde Österreichs dem Verleger verpflichtet sein, welcher dem Unternehmen bedeutende Mittel zuwendet und dasselbe mit ausserordentlichem Geschmacke ausstattet. Zu beklagen bleibt es aber nur, dass wir keinem der österreichischen Buchhändler diesen Dank abzustatten in die Lage gesetzt wurden. K. W.

A. Reichensperger: „Vermischte Schriften über christliche Kunst“, Leipzig 1856. S. 586 S. nebst 8 Tafeln Abbildungen.

Der Inhalt des vorliegenden Buches ist zumeist während eines längeren Zeitverlaufes theils in periodischen Schriften, theils in Broschürenform veröffentlicht worden, und schliesst sich ergänzend und Einzelnes tiefer begründend zwei früheren Schriften des Verfassers: „Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältniss zur Gegenwart“ (2. Auflage, Trier 1852) und „Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst“ (Leipzig 1855) an. Reichensperger's Name ist mit allen in Deutschland lebendig gewordenen Bestrebungen zur Wiederaufnahme der kirchlichen Kunst des Mittelalters enge verknüpft, er ist einer der rüstigsten und unermüdlichsten Vorkämpfer dieser Richtung, der mit seltenem Freimuthe und mit einer Ausdauer, die nur aus einer tiefbegründeten Überzeugung hervorgehen kann, gegen alle Verkehrtheiten auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst mit scharfen Waffen ankämpft. Alle seine Aufsätze sind daher mehr oder weniger polemisch, es ist ihm nicht bloss um die Erweiterung des kunstgeschichtlichen Stoffes zu thun, sondern insbesondere darum, durch dieselbe auf die Ausrottung von Irrthümern hinzuwirken und allenthalben das Bessere anzubahnen. Die Erziehung der künstlerischen Jugend auf Akademien, die Berührung der Kunst mit dem Leben durch Kunstvereine und Museen, die Ausübung der Kunst, insbesondere der Architektur durch die bureaukratischen Organe des Staates, im Gegensatze zu der durch die mittelalterliche Bauhütte vermittelten Thätigkeit unserer Vorfahren, die Restauration geschichtlicher Baudenkmale, die Baubestrebungen unserer Gegenwart, und vieles Andere, was auf das künstlerische Leben der Neuzeit Bezug nimmt, ist Gegenstand eingehender Kritik, verbunden mit Vorschlägen zum Neubaue der morsch gewordenen Verhältnisse. Vorwiegend finden wir diese Richtung in den Abhandlungen, womit dieses Werk beginnt und in den „zerstreuten Aufsätzen“, wobei wir jedoch, um nicht missverstanden zu werden, darauf hinweisen müssen, dass Reichensperger nicht bloss in raisonnirender Ästhetik sich bewegt, sondern durchweg eine reiche Fülle kunstgeschichtlichen Stoffes beibringt, für deren Eröffnung dankbar zu sein wir alle Ursache haben. Unter der Abtheilung: „Kunstliterarisches“ finden wir eine Reihe Anzeigen von Werken, die sich vorzugsweise mit der christlichen Kunst beschäftigen. Die Aufnahme dieser Besprechungen in den Inhalt dieses Buches sucht der Verfasser in nachfolgender Weise zu rechtfertigen: „Die Beherrscher des literarischen Marktes sind bekanntlich durchweg (?) der christlichen, insbesondere der kirchlichen Richtung nichts weniger als hold; demnach arbeiten denn auch unsere Zeitungen und Zeitschriften fast ausschliesslich für jene Bildung, welche vor einigen Jahren dem „ewigen Juden“ nachlief, und jetzt dem Tom Pouce, den Azteken und sonst irgend einer Missgeburt Beifall klatscht; die Erzeugnisse des modernen Pinsels, das Ballet und die Oper figuriren allein unter der Rubrik: Kunst, oder bilden für sie doch jedenfalls deren Culminationspunkt. Alles, was nicht zu dieser Fahne schwört, oder gar dagegen ankämpft, wird systematisch ignorirt. Denen nun, welche solcher Strömung sich nicht unbedingt hingeben wollen, wird es, denke ich, erwünscht sein, durch die gedachten Artikel eine summarische Kenntniss von demjenigen zu erhalten, was in neuerer Zeit zusammengetragen und aufgebaut worden, um einen Damm gegen dieselbe zu errichten.“ Mit diesem Vorhaben scheint uns aber das unter der Rubrik: „Kunstliterarisches“ Gebotene nicht ganz im Einklange zu stehen, denn manche dieser Anzeigen tragen denn doch zu sehr den Stempel flüchtiger Besprechung, als dass ihr Wiederabdruck mit dem Vorbedachte eines damit zu erreichenden Zweckes gerechtfertigt erschiene, andererseits dürfen wir nicht in Abrede stellen, dass die Summe des Besprochenen nicht im Entferntesten mit dem Reichthum dessen im Einklange steht, was in neuerer Zeit auf diesem Gebiete geleistet wurde, so dass der Leser wohl kaum hieraus die in Aussicht gestellte „summarische Kenntniss“ erlangen dürfte. Den Schluss dieses Werkes bilden die bekannten Reden, welche Reichensperger in den Jahren 1852—1853 in der preussischen Kammer zum Besten der Kunst und ihrer Schöpfungen hielt und Berichte in Didron's: „Annales archéologiques“ über Kunst und Archäologie in Deutschland. Schliesslich dürfen wir das Wohlwollen nicht unerwähnt lassen, welches Reichensperger für die literarischen Kunstbestrebungen des Kaiserstaates in dem Artikel: „Artistisches aus Österreich“ kund gibt. Wir wünschen sonach diesem Sammelwerke, welches durch Stoff und Form gleich anregend wirkt, die verdiente Beachtung und Verbreitung. Die Ausstattung ist, wie Alles, was die Firma T. O. Weigel an der Stirne trägt, ausgezeichnet.

H.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C.M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k.k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 7. I. Jahrgang. Juli 1856.

Inhalt: Zur Orientirung auf dem Gebiete der Baukunst und ihrer Terminologie. Von R. v. Eitelberger. — Übersicht der kirchlichen Baudenkmale in Kärnten. Von Gottlieb Freih. v. Ankershofen. — Decennal-Aufzeichnung der archäologischen Funde in Siebenbürgen vom Jahre 1845 bis 1855. Von. M. J. Ackner. (Fortsetzung.) — St. Kümmernuss. Von Jos. Bergmann. — Die Unterbauten des Dioeletian'schen Kaiserpalastes in Spalatro. Von R. v. E. — Der gothische Brunnen in Kuttenberg. Von K. W. — Notizen.

Zur Orientirung auf dem Gebiete der Baukunst und ihrer Terminologie.

Von R. v. Eitelberger.

III.

Der romanische Baustyl im Verhältniss zu den anderen Baustylen des Mittelalters.

Sulpice Boisserée war, wenn ich nicht irre, der erste in Deutschland, der sich des Ausdruckes „romanisch" für eine Reihe von Baudenkmalen des Mittelalters bedient hat, für die es entweder an einer anerkannten gemeinsamen Bezeichnung mangelte, oder die man theils byzantinisch, theils in verschiedenen Ländern verschieden bezeichnete. Man nannte und nennt theilweise noch die älteren Bauten in England altsächsisch, angelsächsisch, die jüngeren, romanisch; in Frankreich byzantinisch, normännisch; in Italien nach den verschiedenen Ländern byzantinisch, lombardisch, arabisch-normanisch u. s. f. Gegenwärtig hat man mit sehr geringen Ausnahmen die Einzelnamen fallen gelassen, und dafür den Ausdruck „romanisch" adoptirt.

Was man mit dieser Bezeichnung gewonnen hat, liegt klar vor. Man hat damit vorerst eine allgemeine Bezeichnung für eine Reihe von Monumenten gewonnen, die der christlich-mittelalterlichen Culturentwickelung des Occidentes angehören; man tritt damit der Ansicht entgegen, als wäre die mittelalterliche Architektur bloss die Frucht des nationalen oder individuell-künstlerischen Geistes, als habe es im Mittelalter kein allgemein verbindendes und allgemein bildendes geistiges Medium gegeben. Dieses letztere Resultat, wenn auch scheinbar nur ein negatives, ist gerade für die Architektur des Mittelalters von hohem Belange. Wenn irgend eine Kunst, so ist es die Architektur, welche die Gemeinsamkeit geistiger Bestrebungen auf einem über dem rein-nationalen, stehenden Standpunkte darthut. Indem sie in Kirchenbauten Bedürfnisse der Gesellschaft befriedigt, die über localen Elementen stehen, indem sie sich zur Lösung dieser Aufgaben der Traditionen der Kunst, der Einsicht in die constructiven Elemente, in Mechanik und Geometrie und in die gesammte Technik bemächtigt, ist sie von selbst schon auf einen Standpunkt gerückt, der mit dem Bildungsgange der Menschheit im Grossen im innigeren Zusammenhange steht, als ihre Schwesterkünste: Sculptur und Malerei. Diese sind in Form und Farbe, in Costüme und Geräthschaften vielfach an das gebunden, was unmittelbar im Volksleben vorliegt und können ganz und gar nie über dasselbe hinaustreten. Die Architektur entwickelt Formen und Ideen, die über ein einzelnes Volksleben hinausgreifen. Schon die Tempel-Architektur der Griechen und die Monumental-Architektur der Römer hat diese Mission erfüllt; sie hat Griechen und Römer überdauert, obwohl die religiösen Grundlagen derselben wenig allgemeine und wie alle Natur-Religionen viele locale und rein-nationelle Elemente in sich schlossen. Das Christenthum, das seinem Wesen nach völkerbefreiend und die nationelle Schranke durchbrechend, wirkte, hat von Anfang an der Architektur eine höhere Mission zugewiesen, die von dieser auch erfüllt wurde. Schon dieser allgemeinen Grundlage wegen, welche die ganze mittelalterliche Architektur im Christenthume und in der nicht auf Bedürfnisse eines einzelnen Volkes berechneten Organisation der katholischen Kirche erhielt, konnte das nationelle Element nicht so in den Vordergrund treten, wie es bei den Ägyptern, den Griechen oder Römern der Fall war, und desswegen auch kann man bei keinem der Baustyle des Mittelalters, weder beim romanischen noch gothischen, noch der früheren innerhalb des Mittelalters stehenden Renaissance von Nationen in dem

Sinne ausgehen, wie es öfters geschehen ist. Der romanische Styl ist so wenig das Product der künstlerischen Thätigkeit der Angelsachsen oder der Normannen, der Franken, der Longobarden oder irgend eines einzelnen Volksstammes, als der gothische Styl specifisch nur der Stylausdruck der Deutschen, oder der Franzosen oder der Engländer ist, obwohl alle diese Nationen die Erfindung desselben für sich als ausschliessliches Eigenthum beansprucht haben. Der romanische Baustyl wie der gothische, gehört dem Complex der Nationen an, die vorherrschend romanisch-germanischen Ursprunges, Träger der Culturentwickelung im Mittelalter und zwar vorzugsweise in jenem Fache gewesen, in welche die Entwickelung dieser Style stattfand: für den romanischen Styl ist diese Epoche begränzt durch Karl den Grossen und den letzten Sprossen des Geschlechtes der Hohenstaufen. — Allerdings hat das nationale Element auf die Entwickelung und die Formen des romanischen Baustyles Einfluss gewonnen, und das Angelsächsische, Normanische, Italienische, Deutsche tritt in denselben mit grösserer oder geringerer Deutlichkeit hervor. Aber diese Verschiedenheiten sind dem Grundtypus des romanischen Styles gegenüber das, was die Mundarten einem Sprachstamme gegenüber sind. Durch jene wird dieser nicht abgeschwächt, sondern er erhält nur Vielseitigkeit, Beweglichkeit, Leben, und so verleihen die verschiedenen localen oder landschaftlichen Formen des romanischen Styles diesem seinen Reichthum an Ideen und seine Fülle der Ornamentik. Mit dem Bezeichnen der gemeinschaftlichen Merkmale in der allgemeinen Bezeichnung „romanisch" soll daher auch nicht gesagt sein, als ob die allgemeine Kunst- und Weltanschauung, welche ihm zu Grunde liegt, abschwächend auf die Nationen gewirkt hat. Im Gegentheil, diese sind dadurch gebildet, gehoben, mit neuen Impulsen zu frischer Thätigkeit versehen worden.

Um den romanischen Baustyl gehörig zu würdigen, muss man sein Verhältniss zu den anderen christlichen Baustylen bestimmt in das Auge fassen, insbesondere das zur altchristlichen Basilica, zum byzantinischen Kuppelbau, und zum gothischen Style.

Die altchristliche Basilica hat zuerst den religiösen Bedürfnissen einer gegliederten Gesellschaft des Christenthums und der Kirche Ausdruck gegeben. Wie diese selbst, insoferne sie auf das göttliche Wort begründet sind, unveränderlich sind, so hat auch der romanische Styl sich in seinen Formen an das anschliessen müssen, was in der Basilica schon ausgebildet, sich als Tradition im gesammten Kirchenbau erhalten hat. Er hatte die christliche Kirche nicht erst zu erfinden, sie war schon da gewesen. Er hatte nur fortzubilden, und dort Neues zu schaffen, wo neue Bedingungen zu erfüllen vorlagen, und die Bauweise sich diesen neuen Bedingungen gemäss ändern musste. Daher die grosse Verwandtschaft des romanischen Styles vorzugsweise des früh-romanischen mit der Basilica und insbesondere dort, wo er sich, wie in Italien und Gallien, aus den Traditionen römisch-antiker Bautechnik herausbilden musste. Wir werden später, wo wir über die Bauformen des romanischen Styles detaillirter sprechen wollen, Gelegenheit haben, eine Reihe von Beispielen anzuführen, welche die Verbindung der Basilica mit den romanischen Kirchen, und die Verwandtschaft der Bautechnik und der Bauformen in beiden Stylen nachweisen. Trotzdem aber gehören die Basilica und die romanische Kirche zwei verschiedenen Epochen der Weltgeschichte an: die altchristliche Basilica ist mit dem byzantinischen Kuppelbau die Bauform der altchristlichen Völker vor und unmittelbar nach der Völkerwanderung, der romanische Styl ist die Bauform der Völker des occidentalen Mittelalters; die Basilica steht mitten in der römischen Bautechnik und in den römischen Stylformen; der romanische Styl emancipirt sich Schritt für Schritt von diesen, und gibt den Kunstbestrebungen der jungen mittelalterlichen Völker einen neuen lebensfrischen Ausdruck.

Das Verhältniss des byzantinischen Styles zum romanischen ist in kurzen Umrissen jüngst erörtert worden. Die Bedeutung des byzantinischen Styles kann nicht so hoch angeschlagen werden, dass man ihm den romanischen gewissermassen unterordnen konnte, noch ist er so tief zu setzen, dass man ihn, wie ein französischer Archäolog gethan, nur als „romain dégénéré", betrachten könnte. Degenerirt-römisch ist im Ost-Römischen nur seine Ornamentik, seine Mosaiken und Wandgemälde, theilweise seine Bautechnik; im Constructiven hat er ein neues fruchtbares Element in den Langbau der Basilica hineingebracht — die Kuppel. An einzelnen Punkten insbesonders in Ravenna hat er sich auch in den ornamentalen Theilen in so weit emancipirt, dass die Bezeichnung „romain dégénéré" auf ihn nicht passt. Wenn man wie es de Verneilh thut, das byzantinische geographisch abgränzt, und unter byzantinische Bauten jene versteht, welche seit Justinian dort gebaut wurden, wo byzantinische Kaiser regierten und byzantinische Civilisation herrschte, so wird von selbst die ganze occidentalische katholische Welt des Mittelalters aus dem Umfange des Byzantinismus ausgeschlossen.

Für uns ist der Gegensatz des Romanischen mit dem Gothischen bei weitem von grösserer Wichtigkeit, als der des Romanischen mit dem Byzantinischen; da handelt es sich um Bekämpfung einer Reihe von Vorurtheilen, die sich in unseren Ländern unter Künstlern und Laien, Gelehrten und Ungelehrten festgestellt haben.

Der romanische wie der gothische Styl sind die Frucht desselben in ununterbrochener historischer Continuität wirkenden Gedankens. Sie sind das Resultat der Kunstbestrebungen derselben Völker, gleicher Religionsanschauungen, gleicher kirchlicher Institutionen; ihnen liegt, wie Schnaase sich ebenso geistreich als richtig ausdrückt, ein gemeinschaftliches Kunstideal zu Grunde.

Wenn sich unter den Architekten der Gegenwart zwei Parteien befinden, von denen die Eine für den allein-kirchlichen

romanischen Styl, und die Andere für den allein-christlichen gothischen Styl schwärmt, so charakterisirt diess die Architekturzustände unserer Zeit; diess sollte aber Niemanden den richtigen Einblick in die wirkliche historische Entwickelung dieser Style trüben. Jeder Partei-Standpunkt einer Zeit trübt das historische Urtheil — in der politischen Geschichte nicht minder, als in der Kunstgeschichte. Niemand wird es dem verdienten Architekten Hübsch verargen, wenn er in seiner Begeisterung für den altchristlichen und romanischen Baustyl in einem gothischen Bau „nicht mehr einen durch Mauern geschlossenen Bau sondern ein Glashaus sieht, worin sich sämmtliche zwischen den Pfeilern befindliche Wandflächen in lauter Fenster verwandelt haben [1])“ und Niemand wird bei einem Künstler wie Pugin, der ein ganzes grosses und reiches Künstlerleben der Gothik gewidmet hat, in Staunen gerathen, wenn er die Gothik allein für den kirchlich berechtigten, constructiv-rationellen Styl hält. Jeder Architekt formulirt sich in unseren Tagen sein künstlerisches Glaubensbekenntniss nach seiner besten individuellen Überzeugung, bei der er sowohl von seinem subjectiven Geschmacksurtheile, als auch von dem Verhältnisse der Anforderungen seiner Zeit an die Kunst geleitet wird. Hübsch findet letztere vollkommen befriedigt in einer entsprechenden Anwendung des vor-romanischen Styles; Schinkel und Böttticher modificirten das Griechische für das XIX. Jahrhundert; Pugin, Heideloff und Andere sprechen in demselben Sinne für die Gothik, wieder andere sind mehr oder minder geschmackvolle Eklektiker geworden. Die Kunst früherer Jahrhunderte kann mit dem Massstabe moderner Kunstanschauungen nicht gemessen werden. Viele Gothiker und viele Anhänger des romanischen Styles haben auch entweder das ausschliessliche Vorrecht auf Kirchlichkeit oder wenigstens die Kirchlichkeit par excellence für ihren Styl in Anspruch genommen, obwohl die Kirche sich nie für einen bestimmten Baustyl ausgesprochen, in Kirchen aller Stylrichtungen ihre Mysterien feiert, und der Papst seit Jahrhunderten in der Peterskirche pontificirt, welche die Anhänger aller dieser genannten Baustyle als ihrer subjectiven kirchlichen Anschauung widerstreitend und gebaut in einem für die Kirche unpassend gewählten, um nicht zu sagen unkirchlichen Baustyl halten. Die Gothiker wie die Anhänger des romanischen Styles appeliren endlich an das Nationalitätsgefühl. Engländer sprechen von englischen, Viollet-le-Duc und einige Franzosen vom französischen, Deutsche aller Gauen vom germanischen Styl, wenn sie den gothischen meinen; in der Normandie hält man den romanischen Styl für einen normannischen, einige deutsche Architekten für einen reingermanischen, einige italienische für einen norditalienisch-lombardischen. Und doch ist diese Appellation an ein ausschliessliches Nationalitätsgefühl ebenso unrichtig, als die ausschliessliche Besitzergreifung eines dieser Style im Namen der Kirchlichkeit und des Katholicismus.

Dieser Kampf der Meinungen in unseren Tagen einer kränkelnden, hoffentlich der Genesung entgegenschreitenden Architektur berührt die gesunde Entwickelung der Architektur des Mittelalters nicht. Obgleich die romanische Baukunst vorzugsweise von Mönchen und Clerikern getrieben wurde, so ist es doch Niemand im Mittelalter eingefallen, die romanische Baukunst als „theokratisch ihrem Ursprunge nach“ im Gegensatze zum gothischen zu bezeichnen, wie es der genialste und hervorragendste Schriftsteller Frankreichs auf dem Gebiete der mittelalterlichen Architektur gethan hat, und obwohl die gothische Baukunst vorzugsweise von weltlichen Baumeistern geübt wurde, so hat ihr im Mittelalter desswegen Niemand eben so wenig einen weltlich-nationalen Charakter beigemessen, als man ihr einen vorzugsweise religiösen Charakter desswegen beilegte, weil sie, wenigstens in Frankreich, mit der religiösen Begeisterung der ersten Kreuzzüge und der Zeit Ludwig des Heiligen zusammenfiel. So wenig die Architekten des Mittelalters Doctrinäre nach dieser Richtung hin waren, so wenig waren sie Theoretiker und Doctrinäre in ihrer Kunstübung selbst. Sie waren durch keine Schultheorien und Handbücher beirrt; ihre Schule war der Bau, in der Hütte war Lehre und Übung Eines. Sie hatten keine neue Architektur zu entdecken und fanden einen Schatz von Traditionen aller Art vor, die sie nur fortzubilden hatten, der ihnen in Allem und Jedem zu Gute kam. Sie waren nicht bloss Künstler in dem Sinne, wie sich in unserer Zeit der Gegensatz zwischen Künstler, Baumeister und Ingenieure festgestellt hat; sie hatten von der Architektur denselben hohen und umfassenden Begriff, den die Griechen und Römer hatten und den Vitruv ausspricht, wenn er sagt: „Eum et ingeniosum esse oportet et ad disciplinas docilem; et ut literatus sit, perítus graphidos, eruditus geometria et optices non ignarus, instructus arithmetica, historiae complures noverit, philosophus diligenter audiverit, musicam sciverit, medicinae non sit ignarus.“ Sie kannten die Architekturzustände benachbarter Länder, und waren durch Zunft- und Kastengeist weniger beherrscht, als man es in unseren Tagen, in denen man die Kunst des Mittelalters als Sache des Local- oder Stammgeistes betrachtet wissen will, in der Regel glaubt. Es ist daher gar nicht im Geiste des Mittelalters und seiner Werke, wenn man den romanischen Styl vom gothischen durch eine weite Kluft trennt; denn im Mittelalter gränzten sie enge an einander, und gingen langsam in einander über, der romanische Styl ist nur die Vorstufe des gothischen, und in Vielem — nicht in Allem und Jedem; denn manches hat die Gothik fallen gelassen, was eine spätere Zeit entweder aufgenommen hat, oder wieder aufnehmen wird — ist in der Gothik das zur Erfüllung und Vollendung gekommen, was im Romanischen nur angedeutet ist.

[1]) „Die Architektur und ihr Verhältniss zur heutigen Malerei und Sculptur.“ „S. 88. Pugin „les vraies principes de l'architecture chretienne.“

Es ist daher gar nicht im Geiste des Mittelalters, wenn man, um die Geheimnisse der unwiderstehlichen Schönheit und Grösse mittelalterlicher Bauten nachspürend, sich in theosophische Anschauungen oder leere Gefühlsschwärmereien verliert, und der künstlerischen und technischen Aufgaben vergisst, zu deren Lösung der Architekt und eben nur der Architekt berufen war und ist. Es ist endlich gar nicht im Geiste des Mittelalters, wenn man auf den lebendigen Fluss der Kunstideen des Mittelalters keine Rücksicht nimmt, und ein System des romanischen oder gothischen Styles bloss nach Einer Gruppe von Bauwerken z. B. bloss nach den rheinischen romanischen Domen, oder den französischen gothischen Bauten hinstellt, und nicht auf die Variationen aller Art Rücksicht nimmt, die theils aus der, in einem bestimmten Bau zu lösenden Aufgabe, theils aus landschaftlichen Bautraditionen etc. hervorgingen.

Im romanischen Style vorzugsweise müssen die Einflüsse, denen die Baukünstler einzelner Länder ausgesetzt waren, ins Auge gefasst werden. Die Phantasie der Völker, welche den romanischen Styl pflegten, war bewegt und Eindrücken leicht zugänglich; sie war die Phantasie junger in ihrem Bildungsprocesse befindlicher Völker. Die Völker des Südens von Europa, der Küstenländer des mittelländischen Meeres waren dem Einflusse des Orientes ausgesetzt, der während der Epoche des romanischen Styles mehr durch die glänzenden Bauten der welterobernden Araber als durch die der Byzantiner auf sie wirkte. In Sicilien und in Neapel, in Venedig, Pisa und im Florentinischen ist daher wie in Süd-Frankreich ein mehr oder minder mächtiger und nachhaltiger Einfluss vom Oriente aus wahrnehmbar [1]).

In Frankreich, am Rheine, dem altrömischen Gallien, in England muss der Einfluss römischer Bautraditionen besonders im früh-romanischen Style ebenso in Erwägung gezogen werden, als in einem grossen Theile der Länder Deutschlands und Österreichs der gänzliche oder theilweise Abgang antiker Bauten und Bautraditionen von Bedeutung ist. Im österreichischen Kaiserstaate überhaupt (mit Ausnahme der jenseits der Alpen gelegenen Kronländer) war die römische Cultur nie so mächtig gewesen, als in Gallien und England; nördlich der Donau war sie gar nicht vorhanden; es sind diese Länder selbst in die occidentalisch-christliche Culturbewegung erst spät eingetreten. Als Karl der Grosse in Aachen den noch heute bewunderten Münster

[1]) Der Einfluss der Araber auf den Occident ist nicht gering anzuschlagen. Insbesondere in der Ornamentik und in den Zeichnungen zu Stoffen, etc. war der Einfluss desselben ein nachhaltiger, und Vieles wird noch gegenwärtig byzantinisch genannt, was höchst wahrscheinlich besser als arabisch bezeichnet werden könnte. Was aber Viollet-le-Duc in seinem meisterhaften Dictionnaire raisonné de l'architecture etc. Tom. I. p. 119 und 120 bewegt, diesen Einfluss bis auf die Zeiten Kaiser Karl des Grossen zurückzuführen, scheint mir unbegreiflich. Er erzählt, Karl der Grosse habe „um seinen Priestern, Mathematikern und Architekten das Zeichnen zu lehren, nothwendig Professoren aus Byzanz, Damascus oder Cordova kommen lassen, und diese exotischen Samen, in den Occident unter Völker hineingeworfen, die ihr eigenes Genie hatten, musste eine Kunst hervorrufen, die weder römisch noch orientalisch, die aber, von diesen zwei Ursprüngen ausgehend, einen neuen so lebenskräftigen Stamm erzeugen mussten, dass er durch zwei Jahrhunderte seine Reste bis zu jenen Gegenden hin ausbreitete, aus denen er hervorgegangen ist." — Das Verhältniss Kaiser Karl des Grossen zum Orient beschränkt sich auf einige wenige Gesandtschaften, die er aus Byzanz und von den Arabern empfangen, auf die Geschenke von Prachtstoffen, Leuchtern, Uhren und einem Elephanten, auf weiter nichts. Durch solche Geschenke aus dem Orient, durch die Stoffe, die als Handelswaare häufiger nach dem Occidente kamen, wurde der Sinn für Ornamentik, die Lust des Nachahmens geweckt, aber die Architektur als solche erhielt dadurch keine Impulse. Im späteren Mittelalter freilich, und bei einigen wenig kritischen französischen Geschichtsschreibern hat das Verhältniss Kaiser Karl des Grossen zum Oriente grössere, poetischere Propositionen angenommen, und es ist bekannt, dass sich dieses bis zu einem Kreuzzuge Kaiser Karl's gesteigert hat. Bei dem Mönche von St. Gallen findet sich aber davon keine Spur. Einhard, der in seinen Jahrbüchern das Verhältniss zum Oriente am ausführlichsten berichtet, erwähnt ebensowenig etwas von einem Kreuzzuge, als von Professoren aus Cordova und Damascus; erst im XI. Jahrhundert findet sich in der Chronik des Benedict von St. Andreas die Erzählung von dem Kreuzzuge Karl des Grossen und von der „Karl's-Strasse". In den Monumenten aus der Zeit Karl des Grossen liegt gar kein Anhaltspunkt vor, um arabische Einflüsse nachzuweisen. Viollet-le-Duc, der in diesen Dingen ausschliesslich französischen Geschichtschreibern folgt, scheint Karl den Grossen mehr als einen Franzosen, als einen Deutschen zu betrachten. Er geht bei seinem im architektonischen Theile sicher unübertroffenen Werke von dem französisch-nationalen Gesichtspunkte aus, mit dem man, wie mit jedem bloss nationalen Standpunkt in der Geschichte der Baukunst des Occidentes nicht ausreicht. Er betrachtet mit Vitet und anderen Franzosen die Gothik als die Reaction des national-französischen Geistes, gegen den älteren gallo-römischen, und kommt nur in einige Verlegenheit dort, wo er die grosse Ausdehnung und den systematischen Geist des romanischen Styles anerkennen muss, wie er in Speier, Mainz und Worms, in den älteren kölnischen und sächsischen Bauten auftritt. Allerdings hatte die Baukunst Frankreichs eine Epoche, wo sie gallo-römisch im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen ist, und der in Gallien begreiflicher Weise Traditionen der römischen Bautechnik gefolgt ist. Aber schon mit der Gründung der grossen Klöster von Cluny und anderen grossen Mittelpunkten von Kunstleben ist eine Reaction gegen das rein gallo-römische eingetreten, die man nicht bloss als eine theokratische, sondern auch als eine kirchliche und nationale anerkennen muss. Man kann diese meist von Klöstern ausgehende Regeneration der Kunst nicht bloss als eine Summe byzantinischer, arabischer und römischer Einflüsse betrachten, man muss das neue Element in derselben, die Berechtigung eines künstlerisch-systematischen Ganzen, das zu dem Ausdrucke „Styl" berechtigt, anerkennen, und diese Regeneration im geschichtlichen Zusammenhange mit dem deutschen Reiche und mit England betrachten. Wir werden auf diese Fragen, in so weit sie durch Viollet-le-Duc neu angeregt sind, ausführlicher in jenen Artikeln zurückkommen, welche die Gothik behandeln, und die Ansichten dieses hervorragenden Schriftstellers eingehender den Lesern dieser Blätter mittheilen. Was den Einfluss vom Oriente her mit dem arabischen Styl betrifft, so citiren wir das Resumé der Ansichten Vitet's (im Journal des Savants 1853, p. 277), auf das sich Viollet-le-Duc bezieht, vollständig: „Pour tout résumer en terminant, nous ne croyons pas qu'en France il y ait jamais eu, à proprement parler, une architecture byzantine, c'est-à-dire, une famille de monuments entièrement conçus batis et décorés à l'orientale; mais nous croyons, que l'Orient a exercé sur nos artistes et sur notre architecture décorative une influence d'abord presque insensible jusqu'au X. siècle, puis active et perissante, quoique partielle et incomplète, dans les deux siècles suivants, influence, qui ne s'éffacе et ne disparaît que devant le grand mouvement tout national du XIII. siècle, devant cette réaction de l'esprit européen et septentrional manifestée si clairement dans l'art français du temps du St. Louis". — Die Baufurmen, die Viollet-le-Duc aus der Karolingischen Zeit bringt, z. B. Capitäle von Saint-Menoux, der Krypta von St. Etienne d'Auxerre (II, p. 483, 381), sind ohne alle byzantinische oder orientalische Elemente, und nichts als schwache Versuche spät-römische Capitäl-Formen wiederzugeben.

baute, wie wenig Ansätze christlicher Cultur waren diesseits der Alpen in diesen weiten Gebieten der heutigen Monarchie vorhanden an welche sich ein fruchtbarer architektonischer Gedanke hätte anknüpfen können? Einer der ältesten Mittelpunkte des Christenthums und der Architektur war in Österreich ohne Zweifel Salzburg. In späterer Zeit sind es die Klöster geworden, jedoch weder in so früher noch so umfassender Weise, wie es in Cluny, Fulda, Corbey, Reichenau, St. Gallen u. a. m. der Fall war[1]).

Schliesslich muss bemerkt werden, dass der Ausdruck „romanisch" bei Bauformen eine andere Bedeutung hat, als derselbe Ausdruck bei Spraehformen. Der Baustyl wird nicht romanisch genannt, weil sich romanische Völker vorzugsweise dabei betheiligt haben. Im Gegentheil, es waren dieselben germanischen oder mit germanischen Elementen stark vermischten romanischen Völker, bei welchen am meisten und am besten im romanischen Style gebaut wurde und bei denen später der gothische Styl florirte. Das eigentliche Land der treibenden Ideen in der Architektur des früheren Mittelalters war das Stammland Karl des Grossen, das Land zwischen dem Rheine und der Seine. Italien ist später Herrin und Vorkämpferin der gesammten Kunstbewegung geworden. Es blieb in den Jahrhunderten der Herrschaft des romanischen und des frühgothischen Styles vorzugsweise in der Architektur, der Basilica und antiken Traditionen treu. Der Ausdruck „romanisch" ist wie der Ausdruck „gothisch" eine wissenschaftliche Fiction, der man sich gerne fügt, ohne dabei in Gefahr zu kommen, die Gothen und die romanischen Völker für die eigentlichen Erfinder dieses Styles zu halten. Man mag den Ausdruck für „rationalistisch" erklären, aber mir scheint, dass sich jene, die ihn desswegen verwerfen, mit dem von ihnen empfohlenen Ausdruck „gallo-romanisch" ausserhalb Frankreichs keine und selbst innerhalb Frankreich wenig Freunde erwerben werden. Der Ausdruck „romanisch" deutet sehr gut auf den antik-römischen Styl, der im romanischen besonders in der Ornamentik und in den ältesten Zeiten auch in der Technik vorhanden war, wie der Ausdruck „gothisch" auf das germanische Element deutet, das sich in demselben kundgibt. Die römische Architektur hat an der Wiege des romanischen gestanden, und bei ihm Pathenstelle vertreten.

Übersicht der kirchlichen Baudenkmalle in Kärnten.

Von Gottlieb Freiherrn v. Ankershofen.

Die nachfolgenden Übersichten, mit denen ich dem Kunstforscher das zu leisten wünsche, was dem Geschichtsforscher durch vorläufige Urkunden-Verzeichnisse geleistet wird, können auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, da ich nur solche Bauwerke aufnehmen konnte, die ich aus eigener Anschauung kenne, oder worüber mir Mittheilungen vorliegen, denen ich vertrauen zu können glaube. Nach Massgabe des Erfolges der fortgesetzten Forschungen werden Ergänzungen folgen.

I. Romanischer Styl.

1. Die Abteikirche des Benedictiner-Stiftes St. Paul im Lavantthale bildet eine dreischiffige Pfeiler-Basilica mit Kreuzschiff, einer Krypta unter dem hohen Chore und drei Absiden. Sie ist von West nach Ost orientirt, und besitzt zwei die Vorhalle und das Hauptportal in der Westfronte flankirende, viereckige Thürme. Das Kloster von Engelbert II., Grafen von Sponheim-Lavantthal, im Jahre 1083 gestiftet, nahm die erste Mönchscolonie aus Girsau auf, ein Umstand, der auf die Bauweise von Einfluss gewesen sein mag. Die erste Kirchenweihe fand durch Erzbischof Thiemo von Salzburg am 4. December 1093 Statt. Die Vollendung des Baues dürfte in die letzten Decennien des XII. Jahrhunderts zu setzen sein. Dahin deuten die mit Würfel-Capitälen abwechselnden Kelch- und Blätter-Capitäle und das Eckblatt auf den Basen der Halbsäulen, welche den Arcaden-Pfeilern an den beiden Seitenflächen angesetzt sind, um einen, dem breitleibigen Arcaden-Bogen untergespannten schmälern Bogen zu tragen. Das Hauptportal hat den gedrückten Spitzbogen, das Seitenportal den Rundbogen. Die Kloster-Annalen erwähnen zum Jahre 1367 eines am Palmsonntage (11. April) stattgehabten verheerenden Brandes, der schimmigen Herstellung eines gewölbten Chores und einer Kirchenweihe; zum Jahre 1414 wird aber angeführt, dass die Kirche mit einem schönen Gewölbe versehen worden sei. Das Langhaus, mit Ausnahme des letzten östlichen Quadrates, hat das Netzgewölbe, das genannte letzte Quadrat; das Kreuzschiff und der hohe Chor haben das Kreuzgewölbe ohne Rippen, die Absiden das Kuppelgewölbe.

2. Der Gurker Dom ist gleichfalls eine dreischiffige Pfeiler-Basilica mit einem hohen Chore, einem Querschiffe ohne Ausladung in Kreuzarme und drei Absiden. Die Nebenschiffe setzen sich neben dem hohen Chore fort und münden in das Querschiff. Die Orientirung ist von Westen nach Osten. Das Hauptportal, in der Westfront von zwei viereckigen Thürmen flankirt, hat den Spitzbogen und ist in eine Fallmauer, durch welche die östliche Öffnung einer nun

[1]) Ich erwähne diess ausdrücklich, um bei der Zeitbestimmung eines romanischen Monumentes in Ermanglung urkundlicher Nachrichten bloss nach den Bauformen zur Vorsicht zu mahnen. Viele Bauformen treten bei uns später auf als am Rheine, in Schwaben, in Frankreich; an vielen Orten hat bei uns der romanische Styl länger gedauert, als in den genannten Ländern, wo die Gothik schon in voller Blüthe war, während bei uns im romanischen Style gebaut wurde. Auch dort, wo urkundliche Nachrichten über einen Bau vorhanden sind, muss der Charakter des Baustyles selbstständig und in Verbindung mit ähnlichen Bauten bestimmt werden. Stimmen Urkunden und Bauformen zusammen, um so besser, — wo nicht, muss jede für sich behandelt werden.

nicht mehr vorhandenen äusseren Vorhalle geschlossen wurde, eingesetzt, und somit ein späterer Umbau. Das Seitenportal in der südlichen Umfangmauer und das zweite reichverzierte Hauptportal zwischen der ersten und zweiten inneren Vorhalle haben den Rundbogen. Die erste innere Vorhalle und der ober den beiden inneren Vorhallen erbaute alte Nonnenchor bieten einen seltenen, von denen, welche die Kostenverwaltung beim Domcapitel leiten, leider nicht beachteten Reichthum an sinnvollen, typologischen und symbolischen Wand- und Deckengemälden romanischen Styles. — Hemma, im Jahre 1015 bereits Witwe des älteren Grafen Wilhelm von Friesach, seit dem Jahre 1036 kinderlos, ist die Erbauerin einer Kirche S. Maria Gurk und 1042 Stifterin des Nonnenklosters in Gurk. Die erste Kirchenweihe geschah durch Erzbischof Balduin von Salzburg am 15. Aug. 1042. Die Gründerin Hemma starb 1045. In das J. 1071 fällt die Errichtung des Bisthumes Gurk durch Erzbischof Gebhard von Salzburg. Am 6. März 1072 wurde die Errichtungsurkunde ausgefertigt. Im J. 1074 fand die Übertragung der Leiche der Stifterin Hemma aus dem gemeinen Friedhofe in die Krypta Statt. Die Vollendung des gegenwärtigen Dombaues fällt in das letzte Decennium des XII. Jahrhunderts, die Weihe eines Kreuzaltars in das Jahr 1216, die Überwölbung des Langhauses, nach den im Domstiftsarchive befindlichen Bauverträgen in die Jahre 1589 bis 1591.

3. Die sogenannte alte Pfarrkirche zur h. Maria Magdalena in Gurk östlich an dem Armen-Spitalgebäude, war die letzte Wohnung der Gurker Nonnen. Eine einschiffige Landkirche mit dreiseitig abgeschlossenem Chore. Das Schiff hat eine flache Decke gehabt, der Chor hat das gedrückt spitzbogige Kreuzgewölbe, die Kirche im Äusseren das Ansehen einer Scheune, und wird gegenwärtig auch als solche verwendet. In einer von dem Papste Alexander III. dem Propste Roman II. und dem Capitel ertheilten Schutz- und Confirmations-Bulle vom 5. März 1169 wird sie als St. Maria Magdalena-Capelle erwähnt.

4. In der durch D. H. A. Müller entworfenen Karte der mittelalterlichen Kirchenarchitektur Deutschlands wird die Kirche des vormaligen Nonnenstiftes Sanct Georgen am Längsee (östlich von St. Veit und südlich vom Krepfelde) als ein romanischer Bau bezeichnet. Da seit meiner letzten Anwesenheit in St. Georgen bereits 4 Jahre verflossen sind, ich dazumal den Baudenkmalen meine Aufmerksamkeit noch nicht widmete, so kann ich nach eigener Anschauung kein Urtheil über den Baustyl der Abteikirche von St. Georgen abgeben. Die nachfolgenden bisher bekannten Behelfe für die Baugeschichte deuten jedenfalls auf einen in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts erfolgten Neubau hin. — Wichburg, die Witwe des Grafen Ottwin von Lurn und Pusterthal, stiftete um das Jahr 1000 das Nonnenkloster in St. Georgen am Längsee und ihr Bruder Hartwig, Erzbischof von Salzburg, nahm die erste Kirchenweihe vor. Jahr und Tag sind in der bei dem kärntnerischen Geschichtsvereine befindlichen Originalnotiz nicht angegeben. Mit einer an die Gläubigen der Salzburger, Aquilejer und Gurker Diöcese gerichteten Bulle ddo. Viterbij 1) Kl. Juny Pontificatur tuanno Tercio (31. Mai 1257) verleiht Papst Alexander III. Allen, welche zum Neubaue des wegen hohen Alters verfallenen Münsters von St. Georgen (de novo reparari monasterium ipsurum) (Abbatissae et conventus monasterii Sancti Georgij iuxta Krapfuelt O. R. B.) (nimia vetustate consumptum) Beiträge leisten würden, einen vierzigtägigen Ablass.

5. Die Stiftskirche der vormaligen Prämonstratenser Propstei B. M. V. in Griventhal östlich von Völkermarkt, zwischen Heunburg und dem Markte Griffen (die Generalstabskarte von I. O. und Illyrien hat den ursprünglichen Namen Oberndorf) ist eine dreischiffige Pfeilerbasilica ohne Krypta. Die Seitenschiffe setzen sich zu beiden Seiten des halben Chores als Capellen fort und schliessen geradlinig ab. Der Chor hat geradlinigen Abschluss. Grosse aber angenehme Einfachheit im Inneren und Äusseren charakterisiren den Bau. Statt des gewöhnlichen Glockenthurmes wurde ein Dachreiter über dem Chordache für das Chorglöckchen angebracht. Eine Erinnerung an die Periode des Überganges oder des frühgothischen Styles ist nicht vorhanden. Haupt- und Seitenportal sind viereckig ohne Einschrägung. Die Westfront hat den Renaissance-Giebel. — Das Kloster wurde durch den Bischof Eckbert von Bamberg im Jahre 1236 gestiftet. Die erste Mönchs-Colonie soll aus dem fränkischen Prämonstratenser-Kloster Vessera oder Vescera (Ussermann Ep. Wirgeb. p. 486) gekommen sein. Den Kloster- und Kirchenbau soll der fünfte Propst Konrad II. im Jahre 1251 vollendet(?), die Kirchenweihe Bischof Gerbort von Lavant im Jahre 1271 vorgenommen haben.

6. Die Stiftskirche des vormaligen Augustiner-Chorherrenstiftes Eberndorf im Jaunthale, südlich von Völkermarkt, bildet eine dreischiffige Pfeilerbasilica, mit dreischiffiger Krypta unter dem Querschiffe und einem Chore. Letzterer dreiseitig abgeschlossen, ist wahrscheinlich ein Umbau im gothischen Style vom Jahre 1506. Das nördliche Nebenschiff wurde nun in rundbogige Capellen-Nischen, das südliche in die Ungrad'sche Capelle umwandelt. Der viereckige Glockenthurm mit rundbogigen Schallfenstern steht neben der südlichen Langseite. Sie wurde durch den Patriarchen Udalrich I. von Aquileja mit den Gütern eines Grafen Chaeelinur, welchen der Patriarch „apud S. Marie ecclesiam Jun in proprio suo allodio Dobrendorf sepelire fuit", dotirt. Die dortige major ecclesia, welche der Patriarch daselbst erbauen liess, war durch den Bischof Riwin von Concordia geweiht. Die Urkunde über die Stiftung, den Kirchenbau und die Weihe erscheint vom Jahre 1106 ausgefertigt.

7. In die romanische Stylperiode gehört (nach den historischen Daten) die Stiftskirche der vormaligen Cistercienser-Abtei Viktring bei Klagenfurt, welche ebenfalls eine dreischiffige Pfeilerbasilica ohne Krypta und mit einem

Querschiffe bildet, dessen ursprüngliche Kreuzarme nun durch angebaute Capellen ersetzt sind. Ein von Westen nach Osten langgestreckter Bau, welchem aber in neuester Zeit wegen Baufälligkeit im Westen 30 Klafter mit dem alten Hauptportale der alten Vorhalle, dem Brüder- und Musikchor über demselben abgenommen wurden. Der gedrückte Spitzbogen zeigt sich über den Durchgängen der Seitenschiffe und in den Scheidebögen zwischen dem Langhause und dem Querschiffe. Ausserdem herrscht der Rundbogen in den Arcaden und Fenstern. Die Aussenwand, welche die gegenwärtige Überwölbung des Hauptschiffes überragt, zeigt die kleinen, rundbogigen Fenster und lässt auf eine frühere flache Decke des nun in der Tonne gewölbten Hauptschiffes schliessen. Der nur eine Stufe über das Querschiff erhöhte Chor ist dreiseitig abgeschlossen und wahrscheinlich ein späterer Umbau im gothischen Style. Die Glasmalerei in den drei Chorfenstern, welche zum Theile noch Glasmosaik und unter anderen auch das Wappenschild der Erolzheimer hat, die schon in dem XIV. Jahrhundert urkundlich vorkommen, gestattet, auf einen Chorbau im XIV. Jahrhundert zu schliessen. Der Thurm ist dem nördlichen Nebenschiffe angebaut, muthmasslich ein späterer Bau statt des früheren Dachreiters mit dem Chorglöckchen. — Das Kloster wurde durch Bernhard Grafen von Sponheim-Lavantthal und die Gattin desselben Kunegund 1242 gestiftet, und zuerst durch Cisterciensер aus Villars, im April 1142 colonisirt. Hierunter auch conversi barbati diversis artibus periti. Erzbischof Eberhard II. von Salzburg — consecravit victoriense monasterium — zwischen 1200 und 1202.

II. Gothischer Styl.

1. Zu Maria Saal, nördlich von Klagenfurt, sind bemerkenswerth:

a) Der sogenannte Heidentempel an der Südseite des Friedhofes, ein runder, aus zwei Geschossen bestehender Centralbau (ältester Bau) mit einem unteren und oberen achteckigen Säulenumgange im gedrückten Spitzbogen überwölbt und mit spitzen Arcadenbögen (ein späterer Zubau). Der geschweifte Spitzbogen (Eselsrücken) über dem östlichen Portale und das Keutschacher Wappen (Rübe) auf Consolen in der östlich angebauten Halle deuten auf das XV. Jahrhundert als die Zeit der letzten Zu- oder Umbauten. Ursprüngliche Widmung als Taufkirche (Centralbau), spätere Umstaltung in eine h. Grab- oder Tempelcapelle, worauf auch das Steinrelief an der äusseren Seite der Brüstung des oberen Umganges (Kreuztragung und Veronica mit dem Schweisstuche) deuten dürfte.

b) Der Dom, welcher der gothische Umbau einer älteren romanischen Basilica ist und einen erhöhten Chor ohne sichtbaren Krypta-Eingang besitzt. Am dreiseitig abgeschlossenen Chore und am Hauptportale der Westfront zeigt sich der reine gothische Styl. Dagegen Merkmale des romanischen Styles an der südlichen äusseren Langseite und an den rundbogigen einfachen und gekuppelten Fenstern der das Hauptportal flankirenden Thürme aus verschiedener Bauzeit.

Eine Marienkirche wurde durch den Chorbischof Modest (c. 750) geweiht. Die ecclesia sancte Marie ad Carantanam (civitatem Karantanerpfalz, Karnburg) 861. — Synode in der ecclesia sancte Marie ad Carantanem 927. — Domus dei, que est consecrata in honore beate et sancte dei genitricis Marie. Ubi Goteberdus choriepiscopus praeesse dinoscitur 945. — Zehentverhandlung des Erzbischofs Gebhard von Salzburg ad Mariam in loco, qui dicitur in Zol. c. 1060.

Bisheriger gänzlicher Mangel an Quellen zur Baugeschichte erschwert die Zeitbestimmung des Baues. Der letzte charakteristische Umbau dürfte muthmasslich dem Ende des XIV. oder Anfange des XV. Jahrhunderts angehören.

c) Eine Friedhofslaterne im spät-gothischen (Zier-) Style.

2. Die Pfarrkirche St. Ruprecht bei Völkermarkt ist jedoch nur in Bezug auf die kleine, der südlichen Aussenwand im gothischen Style angebaute Capelle, welche gegenwärtig den Functionen der Charwoche gewidmet ist, hieher gehörig. Die Pfarrkirche und der Glockenthurm haben den Styl einer romanischen Landkirche.

Errichtung eines Collegiat-Capitels bei St. Ruprecht durch den salzburgischen Erzbischof Eberhard fällt in das Jahr 1231.

3. Collegiat- und Stadtpfarrkirche Maria Magdalena in Völkermarkt. Ursprünglicher, frühgothischer Bau mit Erinnerungen an den romanischen Baustyl (rundbogiges Hauptportal, zwei massenhafte, viereckige Thürme zu den beiden Seiten des Hauptportals in der Westfront, geradliniger Zwischenbau).

So viel ist bekannt, dass die Erwerbung des Baugrundes am 10. October 1240, die Übersetzung des Collegial-Capitels von St. Ruprecht in die heutige Stadt Völkermarkt in den J. 1248—1263 stattfand. Die letzte Restauration wurde nach dem Brande vom J. 1830 unternommen.

4. Pfarrkirche im Griffenthal (Oberndorf). Umbau einer romanischen Landkirche, Hallenkirche mit rundbogigem Hauptportale. Die ecclesia Oberndorf bestand bereits vor der Stiftung der Marienpropstei im Griffenthal, und wurde dieser einverleibt 1236.

5. Der Dom zu St. Andreä im Lavantthale. Er trägt im Grundrisse die Merkmale einer früheren romanischen Kreuzbasilica. Die spätere Überwölbung ist kennbar, und daher auf eine frühere flache Decke zu schliessen. Der Dom wurde jedoch durch spätere Um- und Zubauten bis zur Styllosigkeit umformt.

Die Kirche S. Andreae ad labantam bereits vor 890 nach Salzburg gehörig. Vermehrte Dotation unter dem Pfarrer Wernher 1145. Stiftung eines Collegiat-Capitels durch den salzburg. Erzbischof Eberhard II. 1212. Errichtung des Bisthums durch denselben 1218. Zweckwidrige

und unschöne Baumstaltungen unter dem F. B. Georg Stobäus von Palmburg 1584—1618[1]).

6. Stadtpfarrkirche in Wolfsberg. Gothischer Umbau einer älteren romanischen, dreischiffigen Pfeilerbasilica. Über dem rundbogigen Hauptportale die Jahreszahl 1478 (1478).

7. Die äussere Pfarrkirche von St. Leonhard im Oberlavantthale. Ein instructiver Bau, der als Muster eines in weit abstehenden Perioden fortgesetzten Umbaues einer ursprünglich romanischen Kirche gelten kann. Sie ist dreischiffig mit Arcaden-Abtheilung. Im nördlichen Lichtgaden des die Nebenschiffe überragenden Hauptschiffes sind rundbogige Fenster, in der Umfangswand des nördlichen Nebenschiffes langgestreckte Fenster im früh-gothischen Style. Das Hauptportal in der Westfaçade ist spitzbogig, unansehnlich, auffallend klein, schmal, uneingezogen. Im südlichen Lichtgaden des Hauptschiffes sind kleine Rundfenster, Kreuzfenster und Rosetten mit Glasmalerei. In der Wand des südlichen Nebenschiffes breite und langgestreckte Fenster, theilweise mit fünf Lichtöffnungen, mit reichen Füllungen und im Masswerke die Fischblase. Die Kirche besitzt ausgezeichnete Glasmalereien; das Seitenportal reichgezierte Spitzgiebel. Dem ersten Ecke des dreiseitigen Chorflusses ist ein Strebepfeiler vorgesetzt mit reich verziertem Thürmchen und an der äusseren Fläche ein zierlicher Tragstein als Untersatz für eine Marienstatue mit zierlichem Baldachin. Glasmalereien sind in einer Fülle, wie in keiner andern kärntnerischen Kirche vorhanden, wenn auch manche durch sogenannte Kunstfreunde ausgebeutet wurden.

Erzbischof Adalbert von Salzburg vertauscht am 27. Juni 921 an Grafen Alberich eine Saline bei Admont und den dritten Theil der dort gelegenen salzburgischen Güter gegen eine für Salzburg näher gelegene Hube bei Gamanaron mit einem Schmelzofen und dem Rechte zum Erzgraben (Anhang zur Juvavia S. 132, Nr. 13). Papst Innocenz III. bestätiget dem Bischofe Eckbert von Bamberg in Kärnten ecclesiam S. Leonardi in Gamanare (Archiv f. Geschichte, 1828, S. 720). Stiftung und Erbauung des Leonhard-Altares 1320. Hanns Schmitzberger, Steinmetz in St. Leonhard, verfertigte 1645 das Friedhofthor (Seitenportal), die zwei zu demselben führenden Treppen, und die Treppe zum neuen Hochaltare und das Pflaster. Umfassendere Restaurationen unter den Vicedomen Rudolf von Stadion (1631—1642) und Valentin Voyt von Reineck (1642—1651).[2])

8. Liebfrauenkirche in Hohenfeistritz. Eine Votiv- und Wallfahrtskirche, welche muthmasslich als ein ursprünglicher Bau im gothischen Style des XV. Jahrhunderts anzusehen ist.

9. Maria Weitschah ob Hüttenberg. Eine Votiv- und Wallfahrtskirche. Der Erbauer war Leonhard, Erzbischof von Salzburg, 1495—1519.

10. In Friesach sind anzutreffen:

a) eine Dominicanerkirche, in dem charakteristischen Styl dieses Ordens erbaut. Abtretung des Baugrundes für Kirche und Kloster 1251;

b) eine Deutsche-Ritter-Ordens-Kirche. Deutsche Ordensritter in Friesach bereits 1230;

c) hieher gehört auch die Kirche Höllein, ein Filiale der Stadtpfarre. Die grössere Glocke mit der Jahreszahl 1468;

d) die Kirche auf dem Petersberge. Umbau einer durch Gräfin Hemma, der Stifterin von Gurk († 1045) aufgebauten romanischen Kirche;

e) die Seminarkirche mit romanischem Kreuzgewölbe und Säulen mit Würfel-Capitäler. Wurde den Dominicanern zwischen 1217 und 1246 eingeräumt. Nachdem die Dominicaner in das gegenwärtige Kloster übersiedelten, wurde die jetzige Seminarkirche an die von Greuth bei Neumarkt in Obersteier nach Friesach übersiedelten Cistercienser-Nonnen am 1. Mai 1238 für 150 Mark Silber überlassen.

Die letzte Äbtissin Katharina Payer † 1606. Auflassung des Klosters 1608;

f) Collegiat- und Stadtpfarrkirche. Rein gothischer Styl im Chore. Der ursprüngliche Baustyl der Kirche wurde dagegen durch die nach den wiederholten verheerenden Bränden erfolgten Restaurationen unkennbar gemacht. Der südliche, nicht restaurirte Thurm hat den romanischen Styl. Eine Friesacher Kirche wird bereits im Jahre 925 urkundlich erwähnt.

11. Collegiat- und Stadtpfarrkirche St. Nicolai zu Strassburg im Gurkthale. Nur noch im Äusseren zum Theile der gothische Styl erhalten. An der Westfront und im Inneren häufige Spuren des Waltens der Renaissance-Willkür.

Eine Capelle S. Nicolai bestand bereits 1169. Die Errichtung des Collegiat-Capitels wurde angeblich durch Bischof Georg von Gurk 1331 ins Werk gesetzt. Fundations- und Confirmations-Urkunde des F. B. Ernst von Gurk, datirt Strassburg am Erchtag nach St. Michaelstag 30. September 1432. Aufbau der gegenwärtigen Collegiat- und Stadtpfarrkirche durch den F. B. Johann Schallermann c. 1460.

12. Lieding bei Strassburg. Eine dreischiffige Krypta mit gedrücktem Spitzbogengewölbe ohne Rippen. Der über derselben erbaute, dreiseitig abgeschlossene Chor im reinen gothischen Style des XIV. Jahrhunderts ist ein augenfällig späterer Umbau. Die Werkstücke sind demselben Steinbruche entnommen, wie die zum Gurker Dombaue. Das Langhaus ist einschiffig, äusserlich sind die kleinen rundbogigen Fenster bemerkbar. Das kleine Portal rundbogig mit roher Sculptur (eine menschliche Halbfigur zwischen dem symbolischen Drachen und Löwen im Bogenfelde), ausgezeichnete

[1]) D. Tangel's: „Reihe der Bischöfe von Lavant". S. 243.

[2]) Aus den Notaten des fleissigen Notizensammlers Simon Jexa († als Pfarrer zu St. Margareth bei Wolfsberg am 25. December 1827).

Glasmalerei in den Chorfenstern von Touristen und Kunstdiletanten wenig beachtet und desshalb gut erhalten. Die Witwe Imma, eine Besitzvorfahrerin der Gurker Hemma, erlangt am 11. Juni 975 von König Otto II. das Markt-, Münz- und Zollrecht für den Ort Lubtenga, wo sie den Bau eines Münsters begann (in loco, qui dicitur Lubtenga in pago gurethal et in comitatu Raloldi comitis, ubi jam praedicta Vidua monasterium construere incepit).[1]) Die Kirche St. Martin in Lubedingen kommt unter den Kirchen, für welche Erzbischof Balduin von Salzburg der Gräfin Hemma am 6. Jänner 1043 Pfarrrechte abtrat, vor. Als Gränzpfarre des Gurkerbisthumes erscheint sie 1131.

13. Die Abteikirche von Ossiach. Stiftung des Benedictinerklosters durch die Eltern des Patriarchen Poppo von Aquileja am Ende des X. oder im Anfange des XI. Jahrhunderts. Unter Abt Leonhard periit tutum Coenobium miserrimo et calamitosissimo incendio: ipsa die St. Leonardi a. D. 1484[2]). 1500 Dominica. quinta mensis Septembris quae fuit dominica ante nativitatem B. Mariae Virginis Ecclesia (huius) monasterii B. M. V. in Ozziaco praeteritis annis penitus exusta (Exceptis istis altaribus videlicet summum altare B. M. V. altare St. crucis, St. Martini, St. Galli. St. Joannis Evangelistae, S. Nicolai, cripta cum suis altaribus, quae hac combustione intacta permanserunt) et nunc denuo e fundamento erecta conseerata est a Reverendo in Christo patre dd. Erhardo dei et apostolice sedis gratia Epc. Laventino[3]).

14. Stadtpfarrkirche St. Jakob in Villach. Eine Hallenkirche, die durch zwei Säulenreihen dreitheilig geworden ist. Aus Terrain-Rücksichten von Nordwest nach Südost orientirt. Der, der nordwestlichen Hauptfaçade vorgesetzte, und mit dieser durch eine kleine Vorhalle verbundene Glockenthurm hat in dem untersten Geschosse, welches jedem Erdleben widerstand, den romanischen Rundbogenfries und Ecklisenen. Die Grundform lässt auf eine ursprüngliche dreischiffige, breite romanische Basilica schliessen mit einer Haupt- und zwei Nebenabsiden. Die urkundliche Erwähnung eines Schlosses und einer Kirche in Villach[4]) geschieht im Jahre 979. — Papst Innocenz III. bestätiget am 24. December 1203 dem Bischofe Ekbert von Bamberg ecclesiam S. Jacobi de Villaco in Kärnten[5]). Die Pfarrer von St. Jakob in Villach wiederholt Archidiacone der Diöcese von Aquileja. Nach einer Localsage erfolgte am zweiten Sonntage nach Ostern des Jahres 1286 (28. April) die Einweihung durch einen Patriarchen (Raimund von Aquileja?). Durch ein Erdbeben wurde am 25. Jänner 1348 der Einsturz der Kirche herbeigeführt[1]). Katharina Pfalzgräfin in Kärnten, Gräfin von Görz und Tirol ist die Erbauerin der Capelle, betitelt: Todesangst Christi und Joseph, 1462. Am 31. Jänner 1417 starb Gg. Leyninger von Hardekh. Stifter der Allerheiligen Capelle; im Jahre 1484 Baltisar von Beisbriach zu Stobelsdorf, welcher auf seinem Grabsteine der Stifter der Pfarrkirche genannt wird. Er dürfte jedoch nur der vorzüglichste Beförderer des Wiederaufbaues gewesen sein. Über dem unansehnlichen Hauptportale ist die Aufschrift: „anno 1551 Jar hat Christ. Hasenberger lassen machen das Thor“ [2]). Der Einsturz des Chores (Presbyteriums) erfolgte im Jahre 1784. Die neue Überwölbung desselben im Jahre 1785[3]). Der gegenwärtige Bau dürfte daher in seinen Haupttheilen dem XV. Jahrhundert angehören. Die nordwestliche Front mit dem Rundfenster über dem Portale und dem Rundbogenfenster über jenem dürfte noch ein Rest des ursprünglichen romanischen Baues sein. Die letzten Restaurationen fanden 1845 bis 1847 Statt.

15. Minoritenkirche in Villach (nun Militär-Magazin). Einführung des Minoritenordens in Villach durch den Bamberger Bischof Heinrich 1242—1257.

16. Pfarrkirche St. Stephan bei Finkenstein 1472. In disem Jar ist St. Stephans Khirch in Rastal gepaut worden durch Meister Jerg Steinmzer in Clagenfurt[4]).

17. Marktkirche St. Hermagor im Gitschthale 1394 dem Benedictinerstifte Arnoldstein einverleibt. Die Sage bezeichnet denselben Balthasar von Weisbrach, welcher der Stifter der St. Jakobskirche in Villach genannt wird, als den Erbauer der gegenwärtigen Kirche.

18. Filialkirche St. Helena am Berg ober Grafendorf. Angeblich durch die Pfarrgemeinde Grafendorf im Jahre 1474 erbaut.

19. Pfarrkirche St. Maria in Kötschach. Einweihung 1452. Grosse Glocke mit der Jahrzahl 1453. Nördlicher Anbau vom Jahre 1518.

20. Filialkirche St. Andreas in Laab. Angeblicher Bau vom Jahre 1516 durch Bartlmä Vierthaler.

21. Pfarrkirche St. Jakob im Lesachthale. Angeblicher Bau vom Jahre 1523.

22. Pfarrkirche St. Lorenz im Lesachthale. Am massiven Glockenthurm die Jahrzahl 1474.

23. Servitenkirche in der Luggau im Lesachthale. Im gothisirenden Style. Gründung 1515. Einweihung

---

[1]) Siehe mein Handbuch z. Gesch. d. Herzog. von Kärnten II, Nr. 14 der Regestenabth. S. 16.

[2]) Ann. Miless. mon. Ossiac. p. 85.

[3]) Des Abtes Zacharias Gröblacher annales Ozziacenses im 7. Bande des Jahrg. 1851 des Archives f. Kunde österr. Geschichtsquellen.

[4]) Resch. Annal. Sabin. III, p. 635.

[5]) Hormayr's Archiv f. G. 1828. S. 720.

[1]) A. d. 1348 in die conversionis beati Pauli. hora vesperarum, universalis motus terrae terribilites emersit et in uno loco vehementior ac crudelior extitit, sicut in Villaco civitate evidencius fuit ostensum. Nam cum in ecclesia causa devotionis homines ibidem convenissent, eadem hora uno impetu mota est terra, structuris que corruentibus simul interierunt. (Annal. Novimont. in Perz. M. G. h. IX, p. 674.)

[2]) Ich entnehme diese Notizen dem mit anerkennenswerthem Fleisse geführten Tagebuche des vormaligen Apothekers in Villach und gegenwärtigen Bürgermeisters von Klagenfurt Herrn Ferdinand Hauser.

[3]) Mittheilung des fleissigen Correspondenten für das Decanat Villach Hrn. Johann Raupl, Dechant und Stadtpfarrer in Villach.

[4]) Gröblacher a. o. v. J. 1472.

am 20. August 1536 durch den Weihbischof von Aquileja, Daniel von Rubeis.

24. St. Leonhardskirche bei Sachsenburg im Oberdrauthale. An einem Tragsteine des Musikchores die Jahrzahl 1X\8 (1478) und das Steinmetzzeichen Y.

25. St. Martin zu Obervellach im Müllthale einschiffig. Wandpfeiler als Stützen des Netzgewölbes. Muthmasslich verschiedene Bauzeiten bis herab in das XVI. Jahrhundert. Die Kirche St. Martin apud Veluz c. 1062.

26. Heiligen-Blut im Möllthale. Ursprünglich gothischer Bau. Werkmeister Hanns Huber zu Sigmundskron bei Botzen 1483. Hoher gothischer Hauptaltar. An der Rückwand: „andere Jahr andere War spricht Wolfgang Haller, der hat das Werk vollendet MCCCCCXX· Jahr.“

27. Vormalige Stiftskirche in Milstadt. Stiftung des Benedictinerklosters St. Salvator am Ende des XI. oder im Anfange des XII. Jahrhunderts. Am 27. März 1122 übernimmt Papst Calixt II. die ihm von dem Pfalzgrafen Engelbert, dessen Ahnen das Kloster gestiftet, übertragene Schutzherrlichkeit über das Salvatorkloster in Milstadt. Einführung des St. Georgen Ritterordens 1469. Die Ortssage bezeichnet den ersten Hochmeister Johann Sibenhirter als den Erbauer der gegenwärtigen Stiftskirche (?). Denkwürdige christliche Symbolik in den Sculpturen am Seitenportale, welches aus der Kirche in den Kreuzgang führt.

28. Maria-Wörth am Wörthersee bei Klagenfurt. *a)* Pfarrkirche: eine sechssäulige Krypta. Der Chor über derselben im früh-gothischen Style. Das Hauptportal in der südlichen Langseite rundbogig in Abstufungen eingezogen mit in die Ecken eingesetzten Säulchen. Eine Kirche der heil. Märtyrer Primus und Felician, welche in loco, qui vulgo Wert vocatur, conservata micat im Jahr 891. Angebliche Stiftung eines Collegiatcapitels durch Bischof Abraham von Freising c. 973—979. Im XII. und XIII. Jahrhundert erscheinen wiederholt Pröpste von Werd in Urkunden. Dotirung der Decanatspfründe durch den Magister und Propst von Wert, Heinrich, 1279. Muthmasslich war damals die Blüthezeit des Capitels, und daher geschah wahrscheinlich auch damals der Aufbau des jetzigen Chores als neuer Capelle über der Crypta der h. Märtyrer Primus und Felician. Das Reliefbild mit dem Steinmetzzeichen Y und der Jahrzahl 1540 in einer Nische der inneren Kirchenwand dürfte sich wohl nur auf eine kleinere specielle Leistung beziehen.

b) Die kleine und unansehnliche Marienecapelle westlich von der Pfarrkirche mit spitzbogigen Fenstern wurde durch obigen Magister und Propst Heinrich, somit um 1279 erbaut. (Der zweigeschossige Rundbau östlich von der Pfarrkirche mit dem Beinhause im untern Geschosse und der Grabcapelle im obern wird wohl zu voreilig für den ältesten Bau gehalten und ist ein bei den kärntnerischen Landkirchen beinahe regelmässig vorkommender Karner oder Karcher, welcher in einem zu alten Zeiten gleichmässigen Typus aufgebaut erscheint.)

29. Helenenkirche auf dem Helenenberge. Filiale der Pfarre Ottmanach. Eine Capelle montis Sancte Elene filie Ecclesie in Otmaniach vor 1254 durch die Vorältern des Orlolfus de Osterwiz gestiftet. Der gegenwärtige Bau ohne Zweifel ein Umbau der ältern Kirche.

30. Von denselben Vorältern wurde vor 1254 die capella in Strewnberg filia ecclesie in Prewarn (Projern unter Karlsberg) erbaut. Sie verräth noch den primitiven Bau und nach diesem dürfte daher der primitive Bau der Helenencapelle beurtheilt werden.

Decennal-Aufzeichnung der archäologischen Funde in Siebenbürgen vom Jahre 1845 bis 1855.

(Ein Beitrag zu den „Beiträgen einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie des J. G. Seidl.“)

Von M. J. Ackner, Correspondenten der k. k. Central-Commission zu Hamersdorf in Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

1852.

Ein im verflossenen Monate April in Thornburg (Alt-Torda) bei dem Strassenbau gefundener Schatz, gegenwärtig in dem k. k. Cameral-Zahlamte zu Hermannstadt unter den Depositen in Verwahrung, besteht aus einer Unzahl meist kleiner und weniger grösserer alter Silbermünzen, drei Pfund 19¾ Loth im Gewichte. Ein zwei Mass haltender irdener Topf war damit bis zum obern Rande voll gefüllt. So viel eine flüchtige Durchsicht dieses Geldes, während einer kleinen Stunde bemerken liess, gehören dieselben dem XIII. und XVI. und dem Anfange des XVII. Jahrhunderts, und zwar am meisten der habsburgisch-österreichischen Dynastie, so wie mehreren ihr zugehörigen oder angrenzenden Provinzen, wie Böhmen, Polen, Ungarn, Slavonien, Serbien, Siebenbürgen u. s. w. an. Mehrere sind auch aus den Gauen des deutschen Reichs. Gross ist die Anzahl der kleinsten Geldsorte von ungarischen Königen: Andreas, Carl I., Robert, Ludwig I., Maria, Tochter des Letzteren, Albert u. m. a. Von den grössern Geldstücken bemerken wir nur ein Exemplar, einen Zweigulden-Thaler von dem siebenbürgischen Fürsten Sigismund Bathori aus dem Jahre 1595 und vier Thaler gleicher Grösse von dem König und Kaiser Ferdinandus III. (ohne Jahrzahl). Mit diesen Münzen fand man zugleich das silberne Gehäus einer alten Londoner Sackuhr

und vier wallnussgrosse Hafteln von wenig ausgezeichneter Filigranarbeit mit rothen unechten Steinen.

Wiewohl nun der Inhalt dieses Fundes nicht zu den antiken Gegenständen des classischen Alterthums gezählt werden kann, und am wenigsten zu den fabelhaften „Schätzen des König Darius", wie der Correspondent des „Magyar hirlap" bemerkt hat, so dürften diese Münzen denn doch hinsichtlich einer numismatischen Sammlung für Ungarn und Siebenbürgen nicht ohne Belang sein, und bei genauerer Durchsuchung einer so grossen Menge kleinen Silbergeldes manche interessante Ergänzungsstücke für dieselben sich darbieten.

Eine genauere Angabe und Beurtheilung der Münzen konnte hier jetzt nicht ermittelt werden; dazu war die Zeit zu beschränkt und der Exemplare zu viele, und was hiebei ganz besonders hinderlich, war der dunkelgrüne Rost, welcher sie dergestalt umhüllte, dass man auf den meisten kaum einen Buchstaben wahrnehmen und deutlich zu erkennen vermochte. Zum Theil waren die Geldstücke dutzendweise zusammengebacken und gleichsam aufeinander gekittet. Um die Aufschriften und Embleme der Münzen zu sehen und dechiffriren zu können, müsste vorerst das Silber mittelst einer Säure vom Rost und Grünspan befreit und gereinigt werden.

Den 26. Mai dieses Jahres überbrachte mir Sava Theodosia, eine Frau von Walachisch-Neudorf am Altflusse, 87 Stück Silbermünzen, meist 1 und 3 Groschenstücke, mit dem Wunsche, ihr dieselben käuflich abzunehmen. Obgleich nun dies Geld nicht aus dem classischen Alterthume stammt, aber doch mehrere Autonom-Münzen von Hermannstadt und vorzüglich von unserm siebenbürgischen Kronstadt und darunter grösstentheils Prägen siebenbürgischer Fürsten sich befanden, so glaubte ich doch dieselben, nachdem ich die Überbringerin entsprechend entschädigt, meiner numismatischen Collection einverleiben zu sollen. Angeblich wurde dies Geld zufällig im Altflussufer nächst Walachisch-Neudorf (Noa) entdeckt. Dasselbe besteht in den nachfolgenden Stücken:

1. STEPHAN D. G. REX PO. M. D. L. Das mit der polnischen Krone gekrönte Haupt Steph. Bathori's. — GROS. ARG. TRIP. M. D. L. 1582. Das Bathorische Wappen mit 3 Drachenzähnen, daneben Reiter u. s. w.

2—4. Ähnliche, bloss mit der fortlaufenden Jahrzahl: 1583, 1584 und 1585.

5—15. SIG. III. D. G. REX PO. M. D. L. Sigmund's gekröntes Haupt. — GROS. REG. POL. 1608—1610. Adler und Löwe.

16—18. STEPH. D. G. HVN. TRAN. P. ET. SIC. CO. Bärtiger Kopf des Stephan Boeskai. — GROS. ARG. TRIP. REGNI. HVNGAR. 1605. Drei Schilder: im ersten das ungarische, im dritten das siebenbürg. Wappen, im mittlern ein Löwe. Zwei andere ähnliche, bloss 1606 und 1607.

19—23. GABRIEL. D. G. PRIN. TR. E. S. C. Brustbild im Harnisch des Gabriel Bathori. — GROS. ARG. TRIP. REGN. TRANSYLVANIAE III. Das Bathorische Wappenschild, darunter: CIBI. 1609. (1610, 1611, 1612.)

24—29. GAB. BATHO. D. G. PRIN. TRAN. 1610. Der Fürstenhut. — GROSSVS REGNI TRANT. Adler.

30.—40. Ähnlich, bloss 1611.

41.—56. Gleiche Präge, bloss 1612.

57.—67. Ähnlich, bloss 1613.

68.—87. DEVS PROTECTOR NOSTER. Einköpfiger Adler mit ausgebreiteten Flügeln. — GROSS. CIVITA BRASSO 1613. Die Krone über einer Baumwurzel.

Mehrere der vorstehenden Münzen Kronstadt's und besonders auch Gabriel Bathori's vom Jahre 1613 sind aus äusserst schlechtem Silber; einige derselben bloss mit Silber plattirt und einige übersilbert, deren Matrix aus Kupfer oder Eisenblech besteht.

Zu Anfang Juni dieses Jahres feierte der Verein für siebenbürgische Landeskunde seine General-Versammlung in Bros, Villa S. Ambrosii in den Urkunden genannt, welches in dem westlichen Theile des Landes zum classischen Boden gehört und wo die Alterthümer und Niederlassungen der Römer schon häufiger als in östlichen und nördlichen Theilen Siebenbürgens vorkommen. Die Liebhaber des Alterthums freuten sich im Voraus, zumal sie auch auf der Fahrt bis dahin und wieder zurück Gelegenheit fanden, die unter dem sogenannten „Walde" am Fusse der südlichen Gränzgebirge befindlichen 15 alten deutschen Burgen und Burgtrümmer zu beobachten.

Die mir bereits wohlbekannte und gut geordnete numismatische Sammlung des Senators Loreni zu Bros hatte unlängst aus dem Bereiche dieser Gegend einen Zuwachs von vier seltenen und vorzüglich gut erhaltenen Münzen erhalten; die erste eine Consular-, die anderen Kaisermünzen, besitzen folgende Aufschrift:

1. PETILLIVS CAPITOLINVS. Ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Blitz- oder Donnerstrahl stehend. — Jupiter-Tempel des Capitols mit sechs Säulen, oben am Gipfel mit Statuen geziert, auf den Seiten des Tempels steht links ein S und rechts ein F. — Übrigens gehört die Familie Petillia zu einem alten Geschlechte, von dem Einer am genannten Tempel einmal einen religiösen Dienst bekleidet haben mochte.

2. IMP. CAES. AVGV. COMM. CONS. welche Bezeichnung auf einer Tafel geschrieben steht; ausserhalb derselben: S. C. RVFVS IIIVIR.

I. O. M. S. P. Q. R. V.otum S.useptum PRo S.alute IMP. CAE QVOD. PER. EV.m R.es P.ublica IN. AMP.liore ATQ.ue TRAN.quilliore Statu Est. Die Schrift umgibt ein Kranz von Eichenlaub.

Der Sinn der Inschrift ist nach Suetonius Cap. 23 bekannt: August weihet nach der durch die Germanen erlittenen Niederlage des Varus dem capitolischen Jupiter

ausgezeichnete Spiele, um das Reich wieder in günstigere Umstände zu versetzen. Die Prägezeit fällt in das Jahr 16 nach Christi Geburt.

3. CAES. AVGVS. Der Imperator auf dem Triumphwagen mit einem Viergespann im schnellen Lauf.

S. P. Q. R. PAREN. AVGV. CONS. SVO. Ein Scepter mit dem Adler; Obertheil von einer Toga im Lorbeerkranz.

4. IMP. CAES. CLOD. PVPPIENVS. Bärtiger Kopf des Puppienus mit der Strahlenkrone.

AMOR MVTVVS. AVGG. Zwei rechte Hände in einander geschlungen.

Die Münzen von den beiden Kaisern, Balbienus und Puppienus gehören in das Jahr 238 nach Chr. Geburt und sind selten, denn nur wenige konnten geprägt werden, da deren Regierung kaum bis ins dritte Monat reichte.

Nach der reichen Lorenischen Münzensammlung finden wir hier noch ähnliche, jedoch nicht wissenschaftlich geordnet, so wie einige andere antike Sachen, namentlich bei Dr. Lessai sehenswerth. Dessen Collection besteht, ausser etlichen seltenen Medaillen des neueren Zeitalters, meist in einer Anzahl römischer Familien- und Consular-Münzen, vorzüglich byzantinischer Kaiser in Gold und dann auch mehrerer antiker goldener Ringe, mit tief und hoch geschnittenen Steinen. Darunter zeichnen sich aus: 1) ein Triumphzug mit neun Figuren, in Heliotrop vortrefflich gearbeitet; 2) ein römischer Legionär mit der Lanze und sonstiger Feld- und Kriegsrüstung dargestellt; 3) eine gehelmte weibliche Figur, mit der Rechten auf ein Schiffsruder gestützt, im linken Arm ein Füllhorn haltend; 4) eine weibliche Gestalt (Hygiea), in der Rechten eine Schale, zu welcher sich eine Schlange erhebt, in der Linken einen Lorbeerkranz tragend. Der Besitzer erlaubte Siegellack-Abdrücke von den antiken Gemmen zu nehmen, welches uns nur von den Intaglio's, nicht aber von den Cameen oder erhaben geschnittenen Steinen gelang. Dr. Lessai besitzt, ausser dem Angeführten, noch einige bei Romos, eine Stunde östlich von Bros, vor fünf Jahren gefundene alte bronzene Gegenstände, von welchen das Meiste und Wichtigste nach Pest in in das ungarische National-Museum geliefert worden ist. Die rückständigen Sachen bestehen aus mehreren grösseren und kleineren Armringen und dann aus einer 20 bis 24″ langen Kette, deren Bestandtheile nicht runde oder ovale Glieder, sondern mannigfache Verzierungen in beweglicher Zusammensetzung sind. Da von letzteren nicht Alles beisammen ist, so fällt es auch schwer zu bestimmen, was es eigentlich vorstellen mag. Vielleicht ein Bruchstück von dem Schmuck eines Legions-Adlers oder eines andern militärischen Zeichens oder bloss der Theil eines Pferdegeschirres.

Über die deutschen Burgen unter dem „Walde" mit Ausnahme der Kirchencastelle, wollen wir hier vom Westen gegen Osten angefangen, nachfolgende Andeutungen geben [1]):

1. Unstreitig beginnen die Bürgerburgen bei Bros und nebst dem zu seiner Zeit stark befestigten Kirchencastelle war auch die westliche Kuppe über den nahen Broser Weinbergen, wie schon der ungarische Name Varhely, Schlossberg, andeutet, mit einer Burgfeste gekrönt. Vergl. „Denkwürdigkeiten von dem alten Varos und dem neuen Bros."

2. Zwei Stunden südlich von hier, bei Sebesel unter dem Gebirge, liegen Trümmer einer zweiten Burgfeste und zwar mit einem noch erhaltenen gothischen Portale. Dieser gegenüber trägt eine Berghöhe, Kukuis genannt, noch Grundmauern eines runden Thurmes.

3. Westlich von Deutsch-Pien (Villa Vulcani in alten Urkunden) gegen Csora wird an den sich erhebenden Bergabhängen eine Burg angegeben, aber unbestimmt, ob noch sichtbare Trümmer oder bloss die Benennung eines Burgplatzes geblieben sind.

4. Besser hat sich die von der Stadt Mühlbach, 2½ Stunden in dem südlichen Gebirge bei Szászcsor (Kleinsachsen) gelegene Burg erhalten. Über einem Felsenkegel auf der linken Seite des vorbeirauschenden und Goldsand führenden Mühlbach- oder Schebesch-Flusses, dem genannten Dorfe gegenüber, ragen überraschend die graulich-schwarzen Überreste der Ringmauer, eines runden, ziemlich hohen Thurmes und mehrere zerfallene Mauerwerke empor.

5. Mitten zwischen Mühlbach und Reussmarkt, von jedem 1¾ Meilen entfernt, jedoch von der Landstrasse gegen das Gebirge ansteigend, bei Reichau, finden wir auf manchen Landkarten Siebenbürgens das Zeichen einer Burgruine angegeben; weiter ist bis jetzt noch davon nichts bekannt.

6. Bekannter ist das feste Kirchenschloss bei Relling und

7. die starke Burg bei Urwegen.

8. Eines der stärksten deutschen Schlösser, mit zweifacher hoher Ringmauer, jenes von Grosspold, wurde unlängst abgetragen und zerstört; doch ist noch daselbst ein isolirter, trotziger und felsenfester Thurm stehen geblieben, zum Andenken an die verhängnissvolle Vergangenheit.

Diess sind die deutschen Burgen „unter dem Walde". Die südlich und südöstlich gelegenen gehören zum Hermannstädter Bereich, und zwar

9. die Trümmer der alten Burg von Szelistie sind mehr von diesem Gebirgsorte hinauf in der Schlucht bei Tiliska zu suchen und zu sehen.

10. Nach urkundlichen Angaben finden wir bei dem zwei Meilen von Hermannstadt westlich entfernten Dorfe Orlat gleichfalls eine Burgfeste, so wie eine dort gewesene sächsische Ansiedlung, unter dem Namen Windsberg (Mons Cibinii). Der nächste Berg, ein abgerissener Theil des nahen Urgebirges nächst dem Orte, auf dem linken Ufer des vorbeifliessenden Cibinflusses, wo jetzt die Kalkbrüche des

[1]) Die Lage der Burgen wird hier bloss einfach und kurz angegeben, mit dem Vorbehalte, in der Folge auch das Geschichtliche und die etwa sich daran knüpfenden Sagen, dann Grundrisse und landschaftliche Ansichten derselben zu liefern.

schönsten weissen Urkalkes eröffnet sind, wird als Burgort bezeichnet. Überreste davon sahen wir keine mehr.

11. Die Burgtrümmer zwischen Poplake und Resinar haben wir bereits oben im Jahre 1848, wo wir dieselben besuchten und beschrieben, angegeben.

12. Die von Hermannstadt zwei Stunden südlich entfernte, auf einem steilen Gneisskegel hoch aufgethürmte Michaelsberger Burg schaut kühn in die Thäler herab, und wird von Hermannstadts Bewohnern gern und häufig besucht, indem sie durch einen der Freude und den Volksfesten gewidmeten Eichenwald hinführend, eine der reizendsten Partien mit ihrer ganzen Umgebung darbietet.

13. Bei dem von Hermannstadt 2½ Stunden gleichfalls südlich gelegenen schönen, ja in Hinsicht seiner herrlichen Lage vielleicht schönsten und anmuthigsten Gebirgsort und Markte Heltau, finden wir drei Stellen, zum Theil mit noch ziemlich kenntlichen Schlossruinen bezeichnet, deren erste auf dem bekannten sogenannten Götzenberg liegt, über dessen Gipfel, nach Marienburg's Geographie zu Tröster's Zeiten die Burgtrümmer sich noch befunden haben sollen. Der zweite Platz wird auf einem bewaldeten Ausläufer des Götzenberges gezeigt, der erst sattelförmig sich vertieft, dann zur kegelförmigen Spitze sich erhebt und bald in steiler Abdachung im Thal des sogenannten Heltauer Hinterbaches verschwindet. Diese Kuppe wird die Riesenburg (Hünenburg) genannt. Vom Fusse derselben führt ein verfallener und verwachsener Fahrweg in schneckenartiger Windung hinauf. Die Ringmauern der Burg sind bloss noch an den wallförmigen Erhöhungen des Bodens sichtbar; alte Leute in Heltau erinnern sich, noch Mauerüberreste gesehen zu haben. Von der dritten Burgstelle endlich, auf der mit Weinreben bepflanzten Bergspitze, welche in der Hügelreihe zwischen Heltau und dem Orte Westen sichtbar emporragt und von den Anwohnern mit dem verwandten Namen „Höngbrig" bezeichnet wird, ist bis noch nichts bekannt, ausser der Sage von den drei brüderlichen Riesen, welche die zwei letztgenannten Hünenburgen mit dem Schluss auf der sogenannten Landeskrone bei Talmesch in einen mythischen Zusammenhang bringt. Vergl. Transilvania, Beiblatt zum Boten Nr. 70, 1844.

14. Die hohe malerische Schlossruine mit ihrem stolzen Namen der „Landeskrone" bei Talmesch, die wir rücksichtlich ihrer Erforschung, Ausmessung und Beschauung wiederholt bestiegen haben, lieferte uns den Beweis, dass ihre Ersteigung, wenngleich eine mühsame, durch die weite Fernsicht in das Cibin- und Altthal sowie durch den nahen Anblick der riesigen Hochalpen, höchst genussreich und stets eine lohnende ist.

Noch haben wir zwei hohe Bergschlösser, welche mehr entfernt von der Reichsgränze gleichsam als Reserven die Umgebung Hermannstadts überwachten, u. z.:

15. das Bergschloss von Burgberg und

16. endlich das Bergschloss bei Stolzeburg zu erwähnen.

1853.

Im Interesse der Kunst und Wissenschaft war es die höchste Zeit, für die Erhaltung der Alterthümer unseres Vaterlandes ämtlich Sorge zu tragen. Daher erregte schon die am 31. December 1850 zum Zweck der Erforschung und Erhaltung historischer Baudenkmale allerhöchst genehmigte Errichtung einer Central-Commission in Wien, so wie die Bestellung von Conservatoren in den einzelnen Kronländern, eine ungemein freudige Theilnahme bei den Freunden der Alterthumskunde. Noch mehr wurde im Jahre 1853 diese freudige Theilnahme im Grossfürstenthume Siebenbürgen gesteigert durch das energische Vorgehen Sr. Durchlaucht des Herrn k. k. Militär- und Civil-Gouverneurs FZM. Karl Fürst zu Schwarzenberg und die eindringlichen Aufforderungen an alle weltlichen und geistlichen Behörden und wissenschaftlichen Vereine zur diessfälligen thätigen Mitwirkung, „damit die werthvollen antiken Denkmäler des Vaterlandes erhalten und die Gelehrten des In- und Auslandes durch ihre Bekanntmachung in den Stand gesetzt würden, sie zu erläutern: zugleich aber auch in dieser Weise der Vorwurf kaltsinniger Gleichgiltigkeit gegen die ehrwürdigen Überreste der Vorzeit, welcher den Bewohnern dieses Landes oft und nicht immer mit Unrecht gemacht worden ist, zum Schweigen gebracht und in allen Schichten die Aufmerksamkeit auf dieselben hingeleitet, und mit ihrem Verständniss auch der Sinn für ihre Schonung und Erhaltung geweckt und gepflegt werde."

Zugleich wünschten Se. Durchlaucht, „dass dem k. k. Cabinet in Wien die Gelegenheit verschafft werde, diejenigen archäologischen Stücke, die ein allgemeines geschichtliches oder kunsthistorisches Interesse haben, zu erwerben, und durch die Aufnahme in das Central-Museum des österreichischen Kaiserstaates, ihrer Bedeutsamkeit gemäss, zum allgemeinen zugänglichen Gemeingute der Wissenschaft zu machen". Diese dankenswerthen Vorkehrungen, durch schriftliche, zum Theil auch persönliche und mündliche Aufforderungen, blieben nicht ohne Erfolg. Aus allen Kreisen und Bezirken gingen darauf bezügliche Lieferungen und Berichte ein. Durch hohe Genehmigung Sr. Durchlaucht des Gouverneurs von Siebenbürgen wurde mir von den meisten dieser antiquarischen, zwar nicht immer ganz schulgerecht gegebenen Berichte und Einlieferungen, Einsicht zu nehmen gestattet. Wir bezeichnen diese archäologischen Funde nach der Reihe, wie sie zur Kenntniss der Landesstelle gelangten und wie sie im Vorbeigehen flüchtig betrachtet werden konnten, in Nachfolgendem:

Von Alparet, Wal. Olprétu, des Deeser Kreises und Semesnyer Bezirkes, wurden vom Landmann Rusz Vaszilica aus Alparet, beim Pflügen eines dem Grossan Silimann gehörigen Ackers, silberne Schmucksachen im Gewichte von 1 Pfund 15 Loth eingeliefert. Sie bestanden aus zwei silbernen Ketten, einem spiralförmig gewundenen Silberdrathe und mehreren von demselben abgehauenen Frag-

menten u. s. w. Aus der Geschichte wissen wir zwar, dass im Jahre 1436 während des siebenbürgischen Bauernaufstandes unter König Sigismund von Ungarn bei Alparet eine Schlacht vorgefallen ist; allein ob diese Sachen von dort oder aus einer andern Zeit herstammen, lässt sich nicht entscheiden. Auf keinen Fall aber kann man dieselben auf altrömischen Ursprung zurückführen: sie verrathen zu geringen Geschmack und zu wenig Kunstsinn.

In Valászut zwischen Klausenburg und der Armenerstadt, Szamosujvár, am kleinen Szamosfluss, fanden in diesem Sommer, nach einem heftigen Regengusse, Kinder aus Fejérd, einige antike Sachen aus Bronze, welche von dem k. k. Münz- und Antiken-Cabinete um den Preis von 20 fl. C. M. erworben wurden. Diese Fundstücke sind: 1) eine bronzene Patera 6″ im Durchmesser, in ganzer Länge sammt dem Stiele 5¾″ (12¾″) messend. Die Scheibe ruht auf dem Rücken und dem Geweih eines liegenden Hirsches von ganz guter Arbeit; der gekrümmte Stiel, 2″ 6‴ lang, endet in einem netten Widderkopf.“ Dieser Stiel, der uns einer Lyra mit drei Saiten ähnlich schien, war in Hermannstadt bei der Einlieferung unversehrt und muss nur während des Transports nach Wien verbogen worden sein. Auch hielten wir hier die Sache für einen metallenen Spiegel oder Spiegelhalter, doch werden wir uns nun wohl zur „Patera“ halten müssen; 2) ein Beschläge von Bronze, 1″ hoch, auf der einen Seite geschlossen. Die Randleisten, zwischen denen ein Zickzack als Verzierung geht, laufen aus in Entenköpfe, von denen 2 erhalten, 2 weggebrochen sind; 3) das bronzene Beschläge eines einem Csakany ähnlichen Bau-Instrumentes, mit einer Scheibe, deren Mittelpunkt sich zum Stachel zugespitzt; 4) mehrere bronzene Streitbeile und sogenannte Kelte; 5) ein Armring von Bronze, mit gegen einander laufenden vertieften Streifen verziert, u. s. w.

Im Anfang August dieses Jahres fand zu Tibod, im Udvarhélyer Kreis, Franz Török in seinem Hofe 826 silberne römische Consular- und Kaiser-Münzen. Sie lagen 7 Fuss tief unter der Erde in 2 Gefässen von ungebranntem Thone und waren durch die häufigen Regengüsse, die im Juli stattgefunden hatten, herausgewaschen. Auf Befehl Sr. Durchlaucht des Herrn Gouverneurs wurden dieselben an die k. k. Central-Commission in Wien geschickt, und von dieser an das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet zur näheren Prüfung abgegeben. In J. G. Seidl's Chronik der archäolog. Funde etc. S. 136 und 137 sind sie genau bezeichnet; doch fand ich bei wiederholter Durchsicht dieser Münzen, nachdem dieselben von Wien zurückgekommen, einen S. Vitellius, der bei der Beschreibung ausgeblieben ist.

Am 12. September entdeckte Georg Kiss, aus Batza im Kreise Dees, bei dem Zusammenscharren des untersten Theiles eines Düngerhaufens einen Ducaten in Gold und 16 Thaler sowie mehrere kleine verwitterte Silbermünzen, von welchen, obgleich ohne archäologischen Werth, doch einige Stücke für die Hofsammlung angekauft wurden.

Den 3. December d. J. grub der Landmann Krestan Kretjun, aus Szaszarma im Kreise Bistritz, einen Brunnen auf seinem Grundstück, wobei er eine Anzahl alter Silbermünzen fand, von welchen einige serbische, slavonische und ungarische von dem k. k. Münz- und Antiken-Cabinete für 25 Gulden angekauft wurden.

In einem Berichte des Bistritzer Kreises und Lechnitzer Bezirkes an die Statthalterei, worin die Sachen ungenau und nur sehr allgemein angegeben sind, finden sich folgende bei Wermesch ausgegrabene Gegenstände: 1) ein antiker bronzener Stierkopf; 2) ein römischer Adler aus Bronze; 3) ein zweischneidiges 2′ langes, 2½″ breites Schwert, dessen Griff und Klinge gleichsam wie dunkelgrün lackirt erscheinen; 4) die Hälfte einer römischen Sturmhaube von Bronze; 5) zwei bronzene Statuetten 6″ hoch, römische Hauspenaten vorstellend, derzeit in Verwahrung des Paul Gross, Predigers zu Bistritz. Die vier vorangenannten Antiken besitzt der Graf Paul Bethlen. — Gleichzeitig wurden aus der Sammlung des Grafen Franz Bethlen mehrere aus dieser Gegend herstammende Fundstücke mitgetheilt: 1) ein Türkis mit eingravirter Inschrift: Ego sum Flagellum Jovis contra perversos Christianos — soll in einem goldenen Ring gefasst gewesen sein; 2) ein daciseher Fahnenkopf von Bronze; 3) mehrere Waffen und Pferdegebisse von Bronze; 4) desgleichen grössere und kleinere Statuetten und eine bedeutende Anzahl römischer Münzen. Auch wird in diesen Berichten über vielleicht sehr interessante und wichtige Bareliefs und Grabsteine mit Legenden im Garten des Grafen Adam Vass zu Zagendorf (Szász Csöge) am Sajofluss, nur oberflächlich und flüchtig hinweggeeilt.

Höchst erwünscht kam die Entdeckung eines beträchtlichen Schatzes zu Bogeschdorf (Hermannstädter Kreises und Medvischer Bezirk) bei dem beabsichtigten Bau eines neuen Volksschulgebäudes für die dortige evangelische Jugend; zumal die Schul- und Kirchencassen der evangelischen Glaubensgenossen gewöhnlich arm und in bedrängter Lage und bei dergleichen Bauunternehmungen nur zu oft in Geldverlegenheit gerathen. Die Insassen Johann Schenker und Peter Schebesch fanden nämlich, als sie beschäftigt waren, behufs der Erbauung dieser Schule eine baufällige Ringmauer wegzubrechen, die der evangelischen Kirche zum Schutze gegen feindliche Anfälle gedient, in einer zugemauerten Schiessscharte derselben ungefähr 8′ hoch über der Erde in zusammengenähten Linnenlappen einen 7 Pfund 14 Loth schweren Schatz, bestehend aus 2577 Silbermünzen, im Schätzungswerthe von 113 fl. 20½ kr. C. M. Die wackeren Finder, höchlich erfreut, durch Zufall einen so namhaften Beitrag zu dem projectirten Schulbaue gefunden zu haben, machten keinen Hehl aus ihrem Funde, der nun den gesetzmässigen Weg nahm und auch dem Münz- und Antiken-Cabinete zur Einsichtnahme zuging. Die Münzen dieses Fundes reichen vom letzten Viertel des XVI. bis zu Ende des XVII. Jahrhunderts. Es sind ungarische, sieben-

bürgische und polnische, vom Mathias II. (1608—1619), Leopld I. (1656—1705), Gabriel Bethlen (1613—1629), Sigismund III. (1587—1632) und Johann Casimir (1648 bis 1668). Vergl. Seidl's Chron., S. 138, 1854.

Den Beschluss der mir bekannt gewordenen Funde dieses Jahres machen zwei römische Inschriften, welche ich von einem Professor des evangelischen Gymnasiums in Schässburg, angeblich von Szent Mihály im Udvarhélyer Kreis und Bezirk, erhielt, ohne nähere Angaben. Ich gebe dieselben hier, wie ich sie bekommen habe.

1)
I. O. M.
TVETTIVS
— EVERVS
PRAEF. CoHI
. . . . . .
VS
L M.

2)
I. O. M.
C. IVL. IVLIA
. VVS PRAEF.
CoHIIII IIISP
EO DOM RoM.
V. S L. M.

1854.

Mittelst Zuschrift der k. k. siebenbürg. Statthalterei vom 10. April l. J., wurde ich für den Zweck der entsprechenden Benützung bei der Sr. Durchlaucht dem Herrn Militär- und Civil-Gouverneur gewidmeten archäologischen Karte von Siebenbürgen, auf die bei Klausenburg im Bacser Unterbezirke befindliche sogenannte Trajanstrasse, mit dem Beifügen aufmerksam gemacht, dass sich dieselbe am Nádósfluss durch diesen ganzen Unterbezirk über Báes, M. Nádós, M. Sárd, Ö. Köblös gegen M. N. Sombor ziehe, eine starke Klafter breit, mit grossen viereckigen Steinen gepflastert, jedoch an den meisten Stellen in der Ebene schon mehrere Fuss hoch mit Erde bedeckt sei. Gleichzeitig wird von dort angegeben, dass beim Steinwerfen in der Ebene zwischen Középlak und Zutor ein starkes, sich weit ausdehnendes Mauer-Fundament entdeckt worden sei, welches die Spuren der dort gelegen „sein sollenden Stadt Zuthor enthalten dürfte."

Aus einer Mittheilung der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale entnehmen wir, dass einige ihr eingesendete Gefässe, welche zufolge Zuschrift des evangelischen Pfarrers A. C. in Bistritz beim Ausheben der Gruben zum Setzen veredelter Obstbäume gefunden worden sind, wenn gleich ohne innern Werth, doch dadurch ein Interesse gewinnen, dass sie die gleiche Zeichnung an sich tragen, welche man von dem Strande der Ostsee bis in das südliche Europa hinab an den alterthümlichen, den Celten zugeschriebenen Gefässen vorfindet, und daher von dem k. k. Münz- und Antiken-Cabinete zur Aufbewahrung übernommen worden sind. Gleichzeitig, während dem Ausgraben der irdenen Gefässe, fand man auch eine goldene Kette, wie es heisst von plumper Arbeit, aus neun Ringen, von dem mittlern grössern angefangen, nach beiden Seiten an Grösse abnehmenden Ringen bestehend. Die Goldkette war indessen, bevor noch der Conservator in Bistritz von dem Funde Kenntniss erhielt, vom Finder an das k. k. Münzamt in Karlsburg abgeschickt und für 15 Ducaten in Gold und Einem Gulden C. M. eingelöst und eingeschmolzen worden. Auch diese Notiz wurde mir durch die hohe Statthalterei mitgetheilt zur entsprechenden Benützung bei meiner archäologischen Karte Siebenbürgens und dem dazu für die k. k. Central-Commission bestimmten Commentar, und ich wurde zugleich veranlasst, ein Paar alte Urnen aus der Umgegend von Hamersdorf nächst Hermannstadt und aus der Nekropolis zwischen Kastenholz und Girelsau für das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet zu senden.

Merkwürdiger war der in den Bergwerken von Verespatak bei Abrudbánya (auch Altenburg und Gross-Schlatten genannt) entdeckte, aber leider durch unverzeihliche Unvorsichtigkeit verunglückte Fund römischer Cerattafeln. Zu den 22 im Gange stehenden Goldbergwerken ist im Laufe dieses Jahres die Erschliessung eines neuen Goldlagers versucht worden, wo man beim Eintreiben des Stollens in den Berg wider Vermuthen auf einen alten Stollen stiess, der ein Römerstollen gewesen, und bei einem feindlichen Einfalle der Barbaren absichtlich in Eile verlassen zu sein scheint, da er mit Holzstämmen verbarricadirt und so geschickt verschüttet war, dass sein Eingang niemals erkannt worden ist. Nach Wegschaffung des mit Schwefelblüthe überzogenen Holzes fand man auf dem Boden zerstreut einige Dutzend Tabulas cereas und einen aus dem Felsen gehauenen Feuerherd, worauf noch Asche und Kohlen lagen. Von diesen Tafeln sind dem Pester ungarischen National-Museum 9 Stücke eingesendet worden, aber in einem Zustande, dass es nicht wahrscheinlich ist, man werde aus der römischen Cursivschrift einen Sinn entziffern. Denn es waren diese Tafeln den ungeschickten Händen eines gemeinen Menschen anvertraut worden, um sie abzuscheuern und vom Staub zu reinigen, der dann ganze Zeilen ausgelöscht und obendrein die Unvorsichtigkeit begangen, die nass gewordenen Tafeln auf dem Ofen zu trocknen, wodurch das Wachs sich abgeblättert hat. Die noch übrigen 12, den Massmann'schen ähnlichen Cerattafeln, welche der Statthalterei eingesendet wurden, haben wir im kläglichsten Zustande, bevor dieselben noch an die k. k. Central-Commission nach Wien abgeliefert worden, mit Bedauern betrachtet. Ohne Zweifel mochten jene römischen Bergleute oder Goldgrubenbesitzer durch Hinterlassung dieser Tafeln ihr Eigenthumsrecht an dieses Goldbergwerk erhärten und ausser Zweifel setzen, falls es ihnen selbst oder ihren Nachkommen geglückt wäre, in das Land zurückzukehren, was aber nicht geschah.

In den westlichen Erzgebirgen dieses Kronlandes, vorzüglich in den Bergrevieren von Zalathna, Offenbánya, Abrudbánya und Verespatak bleibt die Aussicht auf noch manche Entdeckungen dieser Art fortwährend offen. Spuren eines lange verlassenen untergegangenen altdacischen Bergbaues, welcher kunstgerecht geführt ward, uralte Gruben, Schachte, Pingen und Stollen, grosse Halden, Erzschlacken und

montanistische Werkzeuge liegen als beredte Zeugen einer geregelten Thätigkeit vor Augen, oft da, wo kein Bergbau getrieben und man sich auch nicht erinnert, dass je einer dort betrieben worden wäre. Siebenbürgen, das reichste Goldland in Europa, ist noch lange nicht von diesem edlen Metalle erschöpft, obschon daselbst, soweit die Geschichte zurückreicht, immer auf Gold gebaut worden ist. Auch alle Flüsse, Bäche, Rinnsale und selbst diejenigen Wasser, welche durch Regen entstehen, führen Gold. Die jährliche Ausbeute wird im Durchschnitt zu 2500 Mark angenommen, wovon die Hälfte durch Goldwäschereien gewonnen und wo nebenher 5000 Mark Silber beim Ausscheiden erhalten werden.

Nächst diesen Bergwerken, auf der Strecke zwischen Karlsburg und Gross-Enyed, spendete das Ackerfeld aus seinen aufgewühlten Furchen durch einen guten Freund für meine archäologische Sammlung einen kleinen 2″ messenden bärtigen Augur von Bronze, mit einem Lorbeer bekränzt, halb unbekleidet, bloss mit der kurzen Chlamys um den Schultern, und mit verstümmelten Händen und Füssen. Ausser dem Bezeichneten ergaben sich in diesem Jahre noch folgende Funde: 1) mehrere Streitkeile und Streitäxte von Serpentin, Presnit und schwarzem Kieselschiefer, im Bette der Bäche von Csörgid und Reussmarkt, vom Wasser herausgewaschen und dem Bachufer entrissen, besonders zeichnet sich dabei eine beschädigte Streitaxt durch angebrachte Verzierungen, welches sonst seltener der Fall ist, aus; die Masse ist Presnit. Diese schätzbaren Funde verdanke ich der Güte meiner Freunde, den Herren Wilhelm Löw und Carl Simonis, Beamten der k. k. Landesstelle in Hermannstadt; 2) ein bauchiger Topf von grauer stark gebrannter Erde, 4½″ hoch und 4″ durchschnittlich weit, angefüllt bis zum Rande mit römischen Silbermünzen und zu Gergeschdorf ausgegraben. Ihre Anzahl ist nicht bekannt geworden, doch sollen sie sämmtlich vom Kaiser Constantius (Fl. Jul. Val.) mit unbedeutender Abänderung der Präge herrühren. Von diesem Funde bekam ich bloss ein Exemplar und die Scherben des alten Topfes; 3) eine Anzahl ähnlicher auf der östlichen Gränze Siebenbürgens gefundener Münzen desselben Kaisers Constantius kaufte ein Officier des 37. k. k. Inf.-Rgts., während des Marsches über den Tölgyes-Pass beim Übergang in die Moldau, einem dort ansässigen Walachen ab, und ertheilte mir davon Nachricht; 4) eine Berichtigung: der alte Thurm ¾ Stunden von dem jetzigen sogenannten rothen Thurm abwärts am Altstrome, dessen Hälfte oder vielleicht nur ein Drittheil noch hoch emporragt, das Übrige, von den Altfluthen unterwaschen, zusammengestürzt ist, trägt nach meiner Ansicht den Typus des römischen Altherthums an sich. Das Mauerwerk besteht aus Bruchsteinen, das Bindemittel oder der Mörtel ist mit kleinen Ziegelstückchen vermischt. Doch hat der Thurm im Laufe der Jahrhunderte durch neue Baue manche Zusätze und Veränderungen erlitten. Die kreisförmige Rundung des Thurmes betrug beiläufig 21 Klafter, der Durchschnitt 7 Klafter. Vom Thurm am Fusse des Berges, wo die Strasse von Hermannstadt nach der Walachei hinläuft, zieht sich eine starke noch ziemlich hohe Mauer gegen 50 und mehr Klafter an der steilen Gebirgslehne hinauf. Die grauen Überreste sind jetzt dadurch, dass ein neues Gebäude vor denselben aufgeführt wurde, theilweise bedeckt und in Schatten gestellt. Dass der alte Bau des Römerthurmes von den Altflusswellen nicht ganz verschlungen worden, wie man mich fälschlich berichtet und ich im Commentar über meine archäologische Karte Siebenbürgens angegeben, habe ich in diesem Jahre mich vom Gegentheile autoptisch zu überzeugen Gelegenheit gefunden. 5) Noch einige zum Schlusse dieses Jahres entdeckte Alterthümer aus den hiesigen, habe ich aus den durch meine nahe Anwohnerschaft monopolisirten Fundgruben von Hamersdorf, bestehend in drei Gross-Erzmünzen des Hadrian, Antoninus Pius und Philippus sen., durch den zweiten evangelischen Schullehrer erhalten; durch denselben kam mir auch ein kleines Töpfchen 3″ hoch und 2¼ durchschnittlich weit, aus dem Hauptthalgrunde des Ortes, und vom evangelischen Leichenfriedhofe ein viereckiges Schüsselchen zu, dessen eine Seite 3½″ und dessen Tiefe 1¼″ misst. Beide letztere sind von grober Arbeit und dem Feuer stark ausgesetzt gewesen.

(Schluss folgt.)

St. Kümmernuss.

Von Joseph Bergmann.

Schon im Märzhefte (S. 37) der „Mittheilungen“ wird in des Conservators Tinkhauser trefflicher Beschreibung des alten Kreuzganges des bischöflichen Münsters zu Brixen der heiligen Kümmernuss, von einer betenden Volksmenge umgeben, erwähnt, ohne dass der gelehrte Herr Verfasser irgend eine nähere Aufklärung über dieselbe beigefügt hätte. Als nun später der Hr. k. k. Conservator Kögl die Abbildung des SANCTVS KVMERNVS aus Vorarlberg der k. k. Central-Commission zusandte, erhob sich die Frage was es mit diesem auffallenden Namen für eine Bewandtniss habe. Die hierüber angestellten Nachforschungen wollen wir hier zur Veröffentlichung bringen:

In den „Acta Sanctorum Julii, Tom. V. Antverpiae MDCCXXVII. in Fol., pag. 50—70 wird über die heilige

Wilgefortis in ausführlicher Breite Verschiedenes beigebracht. Die Legende findet man in belgischer, deutscher, französischer und lateinischer Sprache abgefasst. In möglicher Kürze geben wir Folgendes: Nach Einigen ist die heil. Jungfrau Wilgefortis die Tochter eines noch heidnischen Königs von Portugal, der mit dem Könige von Sicilien Krieg führte und von ihm besiegt wurde. Als Preis verlangte der Sieger des Besiegten Tochter Wilgefortis, die auch Liberata [1]), Eutropia oder Regenfledis genannt wird, zur Ehe. Sie wies diese Verbindung mit der Antwort zurück, dass sie keinem andern als dem Gekreuzigten (Crucifixo) sich vermählen wolle. Beide, Vater und Brautwerber, hierüber betroffen, liessen sie einkerkern, um sie von ihrem Vorsatze abzubringen. Sie bat Gott, sie körperlich so zu entstellen, dass sie keiner mehr zur Ehe begehre. Die Jungfrau ward nun bärtig und der Vater wähnte, diess sei durch Zauberkünste geschehen. Sie antwortete: „fern wäre alle Zauberei, ihr Bräutigam am Kreuze habe zur Bewahrung der Jungfräulichkeit ihr einen Bart wachsen lassen". Der erzürnte Vater drohte ihr, wenn sie nicht ihrem gekreuzigten Bräutigam entsagte und seine Götter anbetete, mit der Kreuzigung, sie verblieb aber standhaft und ward ans Kreuz geschlagen. Da man ihren wahren Namen nicht wusste, wurde sie (wie es daselbst heisst) von den Mönchen wegen ihrer jungfräulichen Standhaftigkeit Virgo fortis und im Französischen Vierge forte genannt. — Der Name Wilgefortis ist so wenig portugiesisch, als je ein König von Portugal mit einem König von Sicilien Krieg geführt hat, sondern des Wortes erste Hälfte verräth germanischen Ursprung. Man vergleiche Wille, Willigis und das lateinische fortis, das wäre etwa die Willensstarke?!

Nach einer andern Erzählung soll diese Wilgefortis oder St. Kummernuss die Tochter eines Königs in Schottland und von solcher Schönheit gewesen sein, dass jeder, der sie nur ansah, sich in sie verliebte. Der Vater wollte sie mit einem Fürsten vermählen, die fromme Jungfrau aber bat aus Liebe zur Keuschheit um einen Bart, der ihr alsbald ellenlang wuchs. Der erzürnte Vater liess sie ans Kreuz heften, an dem sie schmerzvoll ihren Geist aufgab. Ein armer Schuster pflegte vor ihrem Bildniss mit einer Geige Musik zu machen, welche der h. Kümmernuss so wohl gefiel, dass sie ihren goldenen Pantoffel vom Fusse fallen liess. Allein da er den Pantoffel verkaufen wollte, ward er als Kirchendieb angehalten und zum Tode verurtheilt. Der Unglückliche verlangte als letzte Gnade, dass man ihn nur noch vor dem Bildniss der Heiligen vorbeiführen möchte. Nach erhaltener Erlaubniss nimmt er sein Instrument und spielt das nämliche Stück noch besser als das erste Mal, die heilige Jungfrau lässt nun auch den zweiten Pantoffel fallen. Der Schuster ward darauf wie recht und billig, in Gnaden entlassen.

[1]) Liberata oder richtiger Liberatrix, quod a moerore et sollicitudine liberat. Ihr Fest ist bei den Bollandisten auf den 20. Juli gesetzt.

Abbildungen. — In dem vorgenannten Werke Acta Sanctorum, p. 59, ist die heilige Wilgefortis, daselbst auch Ontcommera [1]) genannt, so abgebildet, wie man sie in einigen Kirchen Belgiens sieht, nämlich wie Christus bärtig, gekrönt und mit langem Gewande über einem niedern Altare, vor dem ein Mann kniet und die Geige spielt, ihr linker Fuss ist ohne Schuh (oder Pantoffel), der auf dem Altare neben einem Kelche liegt, wogegen am rechten Fusse die Beschuhung noch zu sehen ist. Dasselbe ist, wie der Verfasser des lateinischen Aufsatzes sagt, dem sogenannten S. Vultus in Lucca entnommen [2]). Seite 60 ist St. Wilgefortis als eine ans Kreuz geheftete Jungfrau mit einem Krönlein auf dem Haupte, überkreuzten und blutenden Füssen (somit ohne Schuhe) und ohne Bart dargestellt, über ihrer rechten Hand schwebt die Taube als Sinnbild der Jungfräulichkeit; unten erblickt man aber nicht den musicirenden Mann, und liest „S. Wilgefortis alias Ontcommera." So abgebildet sah die h. Kümmernuss der erwähnte Verfasser im Jahre 1722 im Beguinen-Spital zu Mecheln, wo sie die Jungfrau der Kranken und Bekümmerten genannt wurde. Diese Ontcommera ward in den Landkirchen von Brabant, in Löwen, Waerle u. s. w. verehrt.

Die k. k. Schatzkammer in Wien verwahrt ein Messgewand, welches zum Orden des goldenen Vliesses gehört und aus dem Jahrhundert der Stiftung dieses Ordens (1430), somit aus den Niederlanden herstammt. Auf demselben sieht man nach des Herrn k. k. Conservators Albert Camesina gefälliger Mittheilung gestickt die h. Jungfrau Kummernuss, die Krone (als königliche Prinzessin) auf dem Haupte, stehend und das heilige Kreuz haltend.

Nach Prag wurde ihre Verehrung durch einen belgischen Kaufmann im Jahre 1684 eingeführt. Auf S. 63 der vorerwähnten Acta Sanctorum ist sie nach der im dortigen Kapuzinerkloster befindlichen Abbildung in prachtvollem, reich mit Perlenschnüren besetztem Gewande und ausgestreckten Armen am Kreuze dargestellt. Ihr Antlitz gleicht dem Volto Santo in Lucca; unten zur linken Seite kniet ein ihr auf der Violine vorspielender Mann, vor dem der eine Schuh liegt, indess der andere deren Fuss kleidet.

[1]) Ontcommera, so latinisirt die Sukumber, ohne Kummernuss, woraus man Kümmernuss oder Kümmerniss abgekürzt haben will.

[2]) Dieses Volto Santo oder hölzerne Crucifix, welches vom heil. Nikodemus verfertiget sein soll, ist das vornehmste Heiligthum in der Domkirche zu Lucca. Dessen Leib ist (im Jahre 1730) mit einem damastenen oder sammtenen goldgestickten Rocke bekleidet und trägt statt der Dornen- eine kostbare goldene mit Edelsteinen besetzte Krone auf dem Haupte. Vergl. Keyssler's neueste Reisen etc. Hannover 1751. Theil I. 343. — Die alten Münzen von Lucca, Ducaten und Groschen, haben die Umschrift „S. VVLTVS" scil. Christi. Auf der Vorderseite gewahrt man das bärtige Antlitz des Erlösers mit langem Haare und einer Zackenkrone; auf der Kehrseite häufig den h. Martin, den die Luccheser zu ihrem Schutzheiligen erwählt haben. Auf einem vierfachen Groschen des k. k. Münz-Cabinets in Wien sehen wir auf der Vorderseite den bärtigen, gekrönten Heiland in ganzer Figur und langem Gewande ans Kreuz geheftet.

Auch in Tirol ist die Sage von der St. Kummernuss verbreitet. Sie war nach derselben eines Königs Tochter voll Schönheit und Liebreiz, die aber jede Bewerbung um ihre Hand abwies und eines Tages zu Gott flehte, dass er alle Gefahr der Sünde von ihr entfernt halten möge, auch auf die Gefahr hin, ihre Schönheit zu verlieren. Sie wurde sogleich unbändig wie ein Wild des Berges und konnte durch kein Mittel bezähmt werden. Der jähzornige Vater, voll Grimm über das unglückliche Ereigniss, jagte die Jungfrau hilflos in die Wälder hinaus, wo sie verlassen wie eine Wahnsinnige und von Gott Geschlagene umirrte. Sie wurde haarig am ganzen Leibe und bekam um das Kinn einen dichten Bart, mehr als spannenlang. In diesem Zustande gräulicher Zerrüttung fingen sie die Jäger ihres Vaters auf und führten sie heim. Dort wurde sie in einen tiefen Thurm geworfen, wo sie in langem Elende verkümmerte. Ein seliger Tod löste ihre Qual und die Gewissheit des Himmels verklärte ihre letzten Züge. Das tirolische Volk hält an dieser Erinnerung fest: an mehreren Orten findet man sie abgebildet, wie z. B. in einer Capelle zu Kastelrutt mit einem langen Barte. Der gemeine Mann nennt noch die Oswaldscapelle am gescheibten Thurm zu Bozen zur „h. Kummernuss“[1]).

Der k. k. Conservator für Vorarlberg Herr Kögl überschickte ddo. Bregenz am 28. März die Abbildung von St. Kumernus zu Rankweil, die auf dessen Veranlassung aus dem Gebeinhause in die St. Michaelscapelle übertragen wurde. Das Bildniss aus Holz geschnitzt, 4′ lang und rücksichtlich der Kreuzesarme 3′ 4″ breit, wie der hier gegebene Holzschnitt zeigt, ist unverkennbar die Gestalt des von Schmerzen

[1]) Die Stadt Bozen und ihre Umgebungen. V. B. Weber. Bozen 1849. S. 268.

und Kummer gebeugten Erlösers, bärtig, mit langen herabhängenden Haaren, nur trägt das Haupt keine Dornen-, sondern eine mit Zierraten geschmückte und mit Steinen besetzte Krone: um die Mitte des Leibes hängt das Schamtuch. Oben auf dem Querholz liest man „SANCTVS — KVMERNVS“, welche Aufschrift wie das Kreuz wohl aus neuerer Zeit sein dürfte. Auffallend ist das deutsche Nennwort weiblichen Geschlechtes mit dem lateinischen Beiworte Sanctus im männlichen Geschlechte, entstanden entweder aus Unkenntniss der Sprache oder aus dem Gedanken an den Heiland. Diese Auffassung entnehmen wir dem Calendarium chronologicum des gelehrten österreichischen Jesuiten Anton Pilgram. Wien 1781, wo es S. 174 heisst: KUMERNISS. sic, nescio qua de causa, vocatur S. Wilgefortis mihi incognita, cujus imagines in multis templis conspiciuntur cruci affixae, coram qua musicus genuflexus fidibus ludit. Besonders bemerkenswerth ist der Schluss: „Non sunt vero nisi imagines crucifixi Salvatoris, quarum prototypon ex Palaestina allatum pia cultorum suorum simplicitas miro vestitu ornavit“. Ganz oben am Kreuze, wo gewöhnlich I. N. R. I. zu stehen pflegt, ist das vierfeldige Wappen der unseres Wissens nun erloschenen Familie von Grenzing[1]) zu Strassberg angebracht, die — wie Herr Conservator Kögl schreibt — dieses Kreuz vor etwa zwei Jahrhunderten auffrischen liess.

Der Herr Pfarrer Kühne zu Rankweil berichtet, dass am 14. September 1831 ein 75jähriges Weib Namens Kummernuss Zanner, aus dem Bregenzerwalde herstammend, daselbst beerdigt worden sei. Im Bregenzerwalde und im angrenzenden Walserthale soll man ehedem diesen Namen öfters gebraucht und gehört haben.

Die Legende der Jungfrau, welche zur Rettung ihrer Keuschheit vom Himmel einen Bart sich erbittet, reicht in die ersten christlichen Jahrhunderte hinauf. Nach der christlichen Kunstsymbolik und Ikonographie (vom Herrn v. Radovitz), Frankfurt am Main 1839, S. 12, werden dargestellt: S. Paula Barbata, als eine Jungfrau mit einem langen Barte. Um den Nachstellungen der Männer zu entgehen, hatte sie den Himmel darum angefleht; so auch Sta. Galla von Rom, in Ordenstracht mit einem Barte. Sie war die Tochter des römischen Consuls Symmachus und nach kurzer Ehe Witwe. Vergebens suchte man die junge Galla zur zweiten Ehe zu bereden. Ein Bart fing an ihr schönes Gesicht zu verunstalten. Sie ging in ein Kloster und starb im Jahre 504.

[1]) Daniel v. Grenzing, vordem Hauptmann in Ungarn, war erzherzoglicher Rath und Stadt-Ammmann zu Feldkirch und starb 1647; sein Bruder Johann Christoph war Jesuiten-Provinzial in Oberdeutschland und Böhmen, gestorben als Generalvisitator zu Wilna am 15. April 1639, dessen gleichnamiger Neffe (Daniel's Sohn) that als Stadtpfarrer (von 1652—1664) daselbst viel für das Innere seiner Pfarrkirche, war dann Canonicus und Domscolasticus in Chur, wo er 1666 starb, u. s. w. — Das Wappen der Familie von Grenzing ist abgebildet in Gabriel's Bucelini (eigentlich Buzlin aus Diessenhofen in Thurgau, der als Stift Weingarten'scher Prior zu St. Johann in Feldkirch hochbetagt im J. 1681 starb) Rhaetia sacra et profana etc. Ulmae 1666. pag. 435.

Die Unterbauten des Diocletianischen Kaiserpalastes in Spalato.

Unter allen Bauwerken, welche die österreichische Monarchie aus den Zeiten der Römer besitzt, ist keines, das in so hohem Grade die Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde, der Geschichtsforscher und der Gebildeten überhaupt verdient, als der Palast Diocletians in Spalato. Während die Kaiserpaläste am Palatin in Trümmer zerfallen, in ihren einzelnen Bestandtheilen kaum mehr erkannt werden, die Sitze der Karolinger, die Kaiserburgen der Hohenstaufen bis auf wenige Überreste verschwunden sind, steht der Palast Diocletians [1]) in grossartigen Überresten, — ein unvergängliches unvergleichbares Denkmal der Bauthätigkeit und der Kunstrichtung, welche die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts n. Chr. G. beherrschte. Die exceptionelle Stellung, welche dieses Monument unter den anderen Monumenten ähnlicher Art aus der Kaiserzeit einnimmt, sichert ihm auch eine ganz besondere Würdigung und Aufmerksamkeit jener Personen und Behörden, welche mit dem Schutze desselben betraut sind. Da diessmal, wenn ich nicht irre, das erste Mal von diesem Monumente oder vielmehr Monumenten-Complexe in diesen Blättern die Rede ist, so dürfte es am Platze sein, auf einige Punkte aufmerksam zu machen, welche die Erhaltung des Monumentes betreffen.

Der Diocletianische Kaiserpalast gehört nicht Spalato, nicht Dalmatien, er gehört der ganzen gebildeten Welt an. Alle Fragen, die bei der Restauration desselben in Betrachtung kommen, müssen von einem über das Localinteresse erhabenen Standpunkte aus geschehen. Würden bei der Restauration dieses Monumentes die gewöhnlichen Localinteressen den Ausschlag geben, so würde dieses Denkmal in einer Reihe von wenigen Jahrzehenden durch Anbauten und Veränderungen aller Art so umgestaltet werden, dass wohl verhältnissmässig nur wenige Spuren davon sichtbar sein würden. Der gegenwärtige Zustand des Palastes zeigt deutlich genug, wohin es führt, wenn eben diese Localinteressen ausschliesslich berücksichtiget werden. Die *Porta aurea*, eines der prachtvollsten Denkmale der Architektur der römischen Kaiserzeit, ist unter Schutt begraben. Die ganze Meeresseite des Palastes ist durch eine Reihe von kleinen unbedeutenden Häusern verdeckt, wodurch der Ruin dieses Theiles des Palastes eingeleitet wird; der Peristyl der Kirche selbst ist theils umbaut, theils durch seine Umgebung dem Beschauer entzogen; — kurz, wenn nicht bei der Restauration dieses Monumentes Gesichtspunkte höherer Art festgehalten werden, so wird dieses selbst in seinen schönsten Theilen gefährdet sein. Die Restauration dieses Kaiserpalastes würde auch im wohlverstandenen Interesse der Einwohner von Spalato selbst liegen. Es ist nicht zu zweifeln, dass bei dem zunehmenden Verkehre in Dalmatien und bei den grossen Veränderungen, welchen die nördlichen Länder der Balkan-Halbinsel entgegen gehen, die Bedeutung von Spalato wachsen und die Aufmerksamkeit der Reisenden gerade auf diese Stadt gerichtet sein wird. Was könnte Spalato dem Reisenden Grösseres und Anziehenderes bieten, als den Anblick des vollständig restaurirten Palastes, der, wie gesagt, in der Welt nicht seines Gleichen hat?

Die Bedeutung dieses Monumentes ist auch den verschiedenen Regierungen, unter deren Herrschaft Dalmatien gestanden ist, nicht entgangen. Die Verordnungen der Republik Venedigs *(le ducali)* aus den Jahren 1774, 1781 und 1782, welche sich in dem Statthalterei-Archive Dalmatiens befinden, bezeugen, dass dieses Gebäude als unbedingtes Eigenthum der Regierung aufgefasst wurde. Ein weiterer Beweis, dass dieses Eigenthum als Staatseigenthum angesehen wurde, liegt darin, dass im Jahre 1791 ein von einem Privaten usurpirtes Magazin von dem *Provveditore generale exrenuto Angelo Diedo* als Staatseigenthum reclamirt wurde. Diese Reclamation wurde von der österreichischen Regierung im Jahre 1804 bestätiget, und bei dieser Gelegenheit ist aufgetragen worden, mit grösster Genauigkeit zu erheben, ob und welche andere dem Staatsärar gehörige Güter in der früheren Zeit in Dalmatien gegen das Eigenthumsrecht des Staates in Hände von Privaten übergegangen sind, um das Eigenthumsrecht des Staates selbst revindiciren zu können.

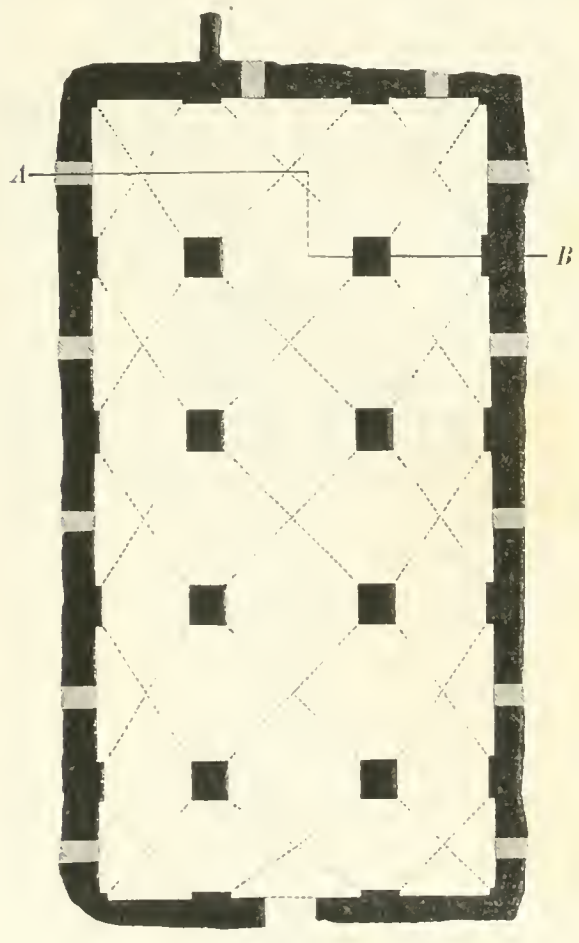
Während der Herrschaft der Franzosen in Dalmatien vom Pressburger Frieden bis 1813 wurden von Seite des französischen Gouverneurs Vorschläge im grossen Massstabe gemacht, um den Palast von Spalato von allen Seiten blosszulegen und das Gebäude selbst herzustellen. Insbesondere Marschall Marmont war es, der diese Angelegenheit anregte, und nur seiner Abberufung durch die Kriegsereignisse ist es zuzuschreiben, dass der grossartige Plan der Wiederherstellung nicht zur Ausführung kam. Als Dalmatien 1813 wieder an Österreich fiel, war die Aufmerksamkeit der Regierung in Folge der langen Kriegsjahre

[1]) Manchen Lesern dürfte es nicht unwillkommen sein, zu erfahren, dass Diocletian am 1. Mai 305 seine Würde und Macht feierlich zu Nicomedien niederlegte, sich auf sein Landgut bei Salona (Σαλῶνα), den heutigen Palast in Spalato, zurückzog und daselbst neun Jahre lebte. Der Geburtsort des Kaisers war Dioclea (Δοκλέα, Docleatae, nach Reichard jetzt Dognidolatz) in der Nähe Salona's, nach Zonaras Salona. — Eine kritische Geschichte Diocletian's ist noch nicht geschrieben, so wünschenswerth eine solche wäre. Das Beste bleibt noch immer Tillemont's histoire des Emp. T. IV. Par. 1724, und Gibbon's unübertroffenes Werk über die Geschichte des Unterganges des römischen Reichs. Auch die Alterthümer Salona's und insbesonders der Diocletianische Palast verlangen eine neue sorgfältige Untersuchung, wozu die trefflichsten Vorarbeiten durch die höchst gewissenhaften Aufnahmen des k.k. Conservators Herrn Andrich geboten werden.

vorerst mit Lösung anderer Fragen beschäftigt, als es jene sind, welche sich auf Alterthümer beziehen; aber schon unter der Regierung des Kaisers Franz wurde dieser Gegenstand in umfassender Weise in Angriff genommen und wurden Anordnungen getroffen, welche insbesonders die Restauration des heutigen Domes, des ehemaligen Jupitertempels, bezweckten.

Seit dem Zusammentreten der k. k. Central-Commission erhielt die Frage der Restauration des Diocletianischen Palastes eine erhöhte Bedeutung, da, wenn irgend ein Denkmal der römischen Kaiserzeit, dieses die Aufmerksamkeit derselben auf sich ziehen musste. In diesem Momente sind es die Unterbauten des Palastes, mit denen sich die genannte Commission beschäftigt. Es liegt über dieselben ein Bericht des k. k. Conservators Andrich mit Detailaufnahmen vor, aus denen wir das Interessanteste unseren Lesern mittheilen wollen.

Die vom k. k. Conservator Andrich untersuchten Unterbauten liegen an der Süd-(Meeres-)seite des Palastes, und scheinen eine grosse Ausdehnung gehabt zu haben. Auf ihnen steht Alt-Spalato, d. h. jener Theil von Spalato, der sich innerhalb des Palastes befindet. Holzschnitt 1 zeigt den



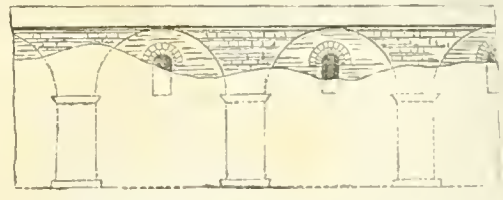
(Holzschnitt 1.)

Grundriss eines und zwar des grössten unterirdischen Raumes, der von dem genannten Conservator im Jahre 1851 untersucht wurde. Der Holzschnitt 2 bringt einen Durchschnitt nach der Linie *A B*, wodurch die bauliche Construction vollkommen klar wird. Dieser Unterbau hat eine lichte Breite von 8°, eine Länge von 16°, eine lichte Höhe von 3° 3′ 4″ und ist durch vier massive Pfeilerpaare gewissermassen in drei Schiffe getheilt. Eine Reihe von Communicationsthüren an der Schmal- und Längenseite setzen ihn mit anderen bis jetzt ununtersuchten Localitäten in Verbindung.

Die Pfeiler sind quadratisch (jede Seite 8′ 3″ 6‴), und tragen die massiven Kreuzgewölbe, welche im mittleren Raume über einer quadraten Grundlage, in den Seitenräumen über Parallelogrammen ausgeführt sind. Die Seitenmauern sind theils aus gehauenen Steinen, theils aus Bruchsteinen und Ziegeln *(opus incertum et lateritium)*. Die Thüre, welche in der Mauer verzeichnet ist, hat eine Höhe von 6′ 2″ und eine Breite von 2′ 8″; der Thürsturz ist entlastet, indem der aufliegende Stein über dem Sturze segmentartig ausgeschnitten ist. In der Mauer sind stellenweise Fenster angebracht, welche mehr eine Luft- als eine Lichtcirculation bezweckten. Sie haben eine entsprechende Grösse (6′ 8 Höhe, fast 3′ Breite), und sind mit einem doppelten Bogen aus Ziegeln gedeckt, welche sich auf durchgehende Ziegelbänder stützen.

Die Gewölbe sind theilweise aus Ziegeln, theilweise aus Tufstein ausgeführt, die Gewölbfüsse durchgehends aus Ziegeln, das Auflager der Gewölbe aus Hausteinen, deren einfach profilirter Abacus etwas vorspringt. Trotzdem dass seit dem Baue des Palastes mit seinen Unterbauten mehr als anderthalb Jahrtausende verflossen sind, befinden sich Gewölbe und Pfeiler in sehr gutem Zustande.

Die Unterbauten sind vollkommen sichergelegt gegen das Eindringen von Meereswasser und daher auch ganz trocken. Sie waren ursprünglich wahrscheinlich Depôts und Magazine aller Art für die Bedürfnisse des kaiserlichen Palastes. Diesem Gebrauche sind sie im Laufe der Jahrhunderte durch die Unwissenheit und den Unverstand der Menschen entfremdet und bis zur Höhe von 3° mit Schutt angefüllt worden, wie es die punktirte Linie im Holzschnitt 3



(Holzschnitt 3.)

zeigt, der einen Theil des unterirdischen Baues im Längenschnitte gibt. Schlecht gebaute Canäle aus den zahlreichen kleinen Häusern führen gegenwärtig durch diese Unterbauten: Feuchtigkeit und Unrath aller Art sammelt sich in den Schuttmassen, und so sind diese Räume, welche den

Fig B

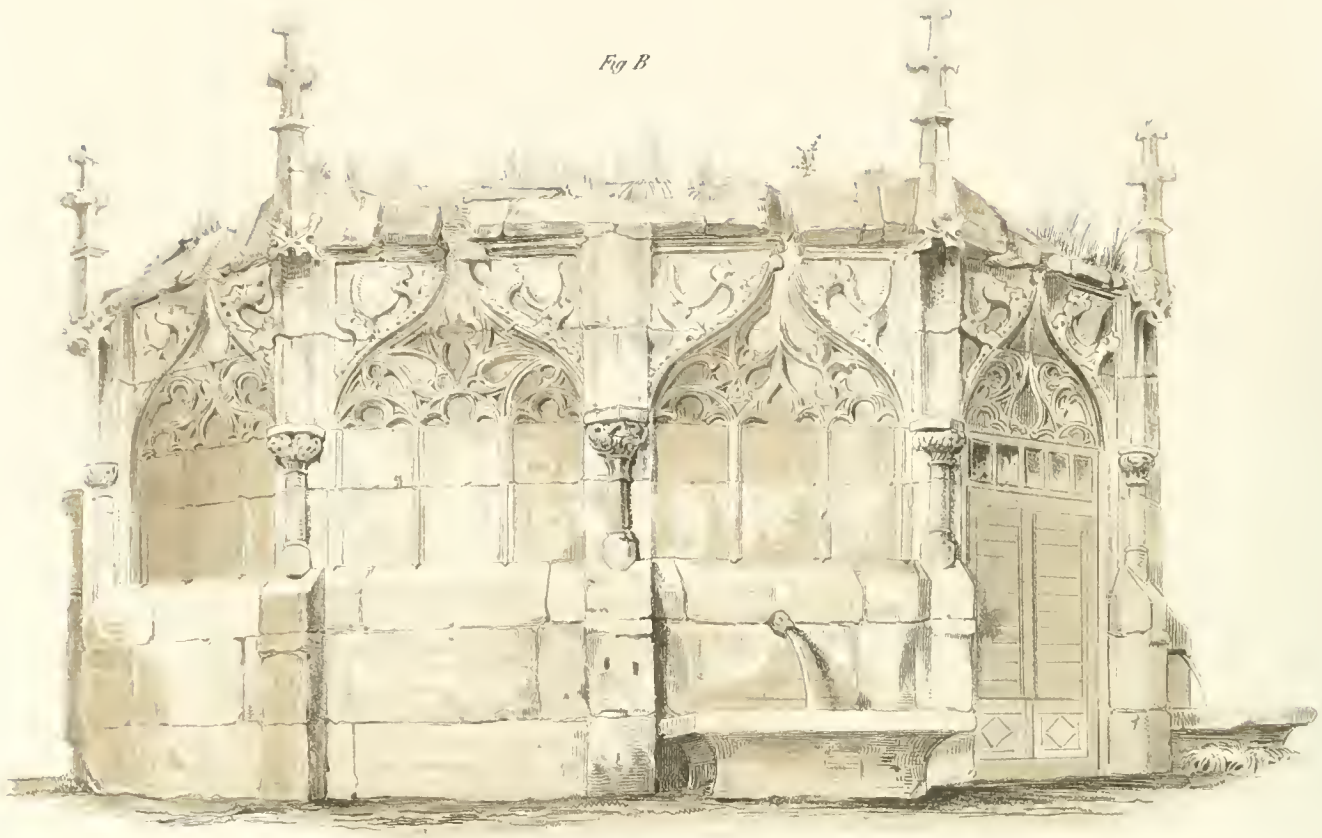
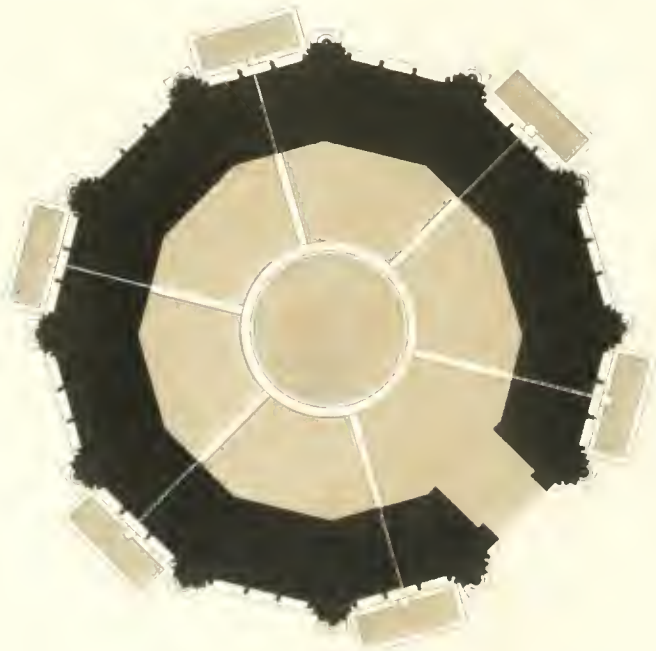
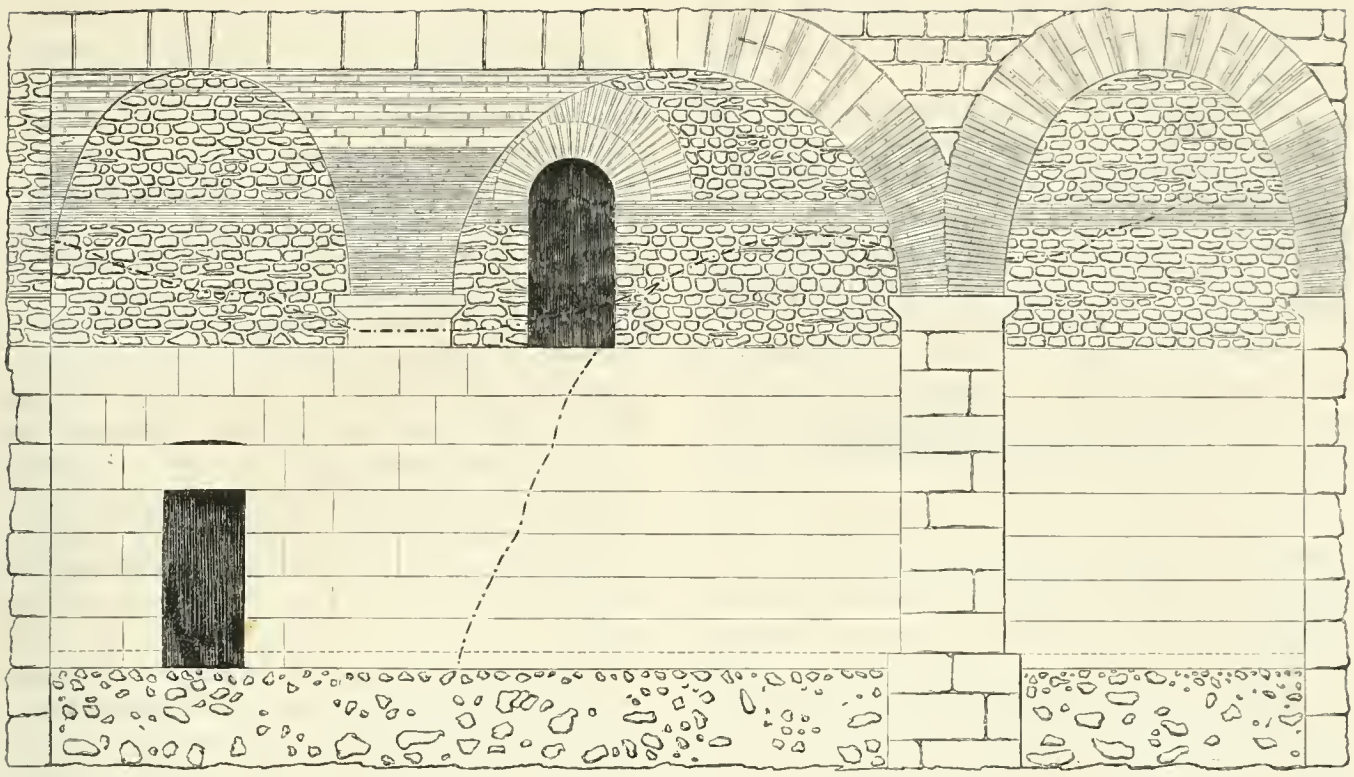


Fig A



WF 6 5 4 3 2 1 0 aWKV



(Holzschnitt 2.)

Einwohnern Nutzen bringen können, die Quelle von Schaden, die Stütze der Unreinlichkeit, die bekanntermassen in keinem Kronlande der Monarchie mehr als in Dalmatien zu Hause ist. Es würde nicht sehr grosse Auslagen machen, um diese Räume zu reinigen, sie in gute Magazine zu verwandeln, und zugleich die Einwohner der grössten und zukunftreichsten Stadt Dalmatiens auf eine zweckmässige gesundheitsfördernde Canalisation zu weisen. Spalato wird in wenigen Jahren von der Wiederherstellung eines andern antiken Gebäudes, der Wasserleitung, Nutzen ziehen. Gegenwärtig leidet es empfindlichen Mangel an Trinkwasser; die Einwohner behelfen sich mit *aqua grossa* (Cisternenwasser). Jedoch wird in diesem Augenblicke die alte Wasserleitung restaurirt, welche sich in einem solchen Zustande befindet, dass ein grosser Theil derselben wieder practicabel und ein herrliches Gebirgswasser in so reicher Fülle die Brunnen von Spalato wird füllen können, wie an wenigen Orten Italiens, und in jedem Falle an keinem Orte Dalmatiens. Der Nutzen daher, den Spalato an der Räumung und Wiederherstellung der Unterbauten des Palastes erhalten würde, ist sicher nicht geringer anzuschlagen als die Wiederherstellung der Wasserleitung. Es ist gar nicht zu zweifeln, dass die Bemühungen zur Herstellung der Unterbauten dieselbe allseitige Unterstützung im Lande selbst finden werden, welche man von dem allseitigen geweckten Interesse und einer gesteigerten geistigen Cultur zu erwarten berechtigt ist. Von diesen ist es auch zu erwarten, dass der Palast selbst in allen seinen Theilen, so wie die gegenwärtig fast obdachlosen Alterthümer des Spalatiner-Museums, geschützt und erhalten werden. Alle Bemühungen, welche vom Mittelpunkte der Monarchie aus oder von Behörden und vereinzelt stehenden Personen ausgehen, würden in ihren letzten Resultaten erfolglos bleiben, wenn die Einwohner selbst nur ihr egoistisches Interesse im Auge behalten und die allgemeinen Interessen gering anschlagen, die sich an Monumente des Alterthums knüpfen. R. v. E.

Der gothische Brunnen in Kuttenberg.

(Tafel VIII.)

Der reiche Formensinn in der deutschen Architektur des XIV. und XV. Jahrhunderts beschränkte sich nicht bloss auf Kirchenbauten, sondern ging auch auf weltliche Gebäude über. Neben den kirchlichen Anlagen wurde der gothische Styl auf bürgerliche und andere öffentliche Bauwerke angewendet. Seitdem nicht mehr Mönche allein mit künstlerischem Geiste das Bauhandwerk pflegten, sondern in den zur Blüthe gediehenen Städten auch Laien dem Studium der Architektur und Steinmetzkunst sich hingaben, dachte man nun, wie früher bei den Burgen, auch bei den

Rathhäusern und anderen öffentlichen Gebäuden, an eine künstlerische Ausschmückung, und belebte die Plätze mit Denkmalen verschiedener Gattung.

Von diesen Bauwerken der Gothik sind jedoch — wenigstens in Österreich — verhältnissmässig wenige auf uns gekommen. Die weltliche Architektur unterlag mehr als die kirchliche localen Einflüssen, sie war abhängig von dem Wachsthum und dem Verfalle der einzelnen Städte und es fehlten ihr zum Theile auch die Mittel, um sich in so reichem Masse zu entfalten wie auf kirchlichem Boden.

Unter den Städten in Österreich — mit Ausnahme jener der italienischen Kronländer — welche noch in unseren Tagen hervorragende Werke mittelalterlicher Baukunst aufzuweisen im Stande sind, nimmt die Bergstadt Kuttenberg in Böhmen einen der ersten Plätze ein, und für ihre geschichtliche Bedeutung unter den Luxemburgern und den nachfolgenden Königen, dann während der hussitischen Glaubenskämpfe, sowie für ihre frühere Wohlhabenheit zur Zeit ihres blühenden Bergbaues sprechen noch heute zahlreiche monumentale Werke.

Neben den interessanten kirchlichen Baudenkmalen dieser Stadt haben sich auch weltliche Bauwerke aus dem XV. Jahrhundert erhalten, welche die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde in Anspruch zu nehmen berechtigt sind. Wir verweisen nur auf den wälschen Hof und den Bischofsitz, die schon wiederholt Gegenstand der Beschreibung und Abbildung gewesen und wollen mit der beiliegenden Tafel VIII nun auch auf den alten Brunnen aufmerksam machen, der eine Spezialität unter den gothischen Baudenkmalen in Österreich ist und ein Zeugniss der vielseitigen Bauthätigkeit dieser Stadt abgibt.

Wie aus dem Grundrisse *A* zu ersehen ist, wurde der Brunnen aus dem Zwölfeck gebaut und besitzt gegenwärtig eine Höhe von 4° 5½'. Die Ansicht *B* zeigt die einzelnen Seiten abgetrennt durch pfeilerartige Mauervorlagen, welche in der Mitte eingeschrägt und durch Säulen unterbrochen sind, die arcadenförmig die Mitte des ganzen Baues umziehen. Oberhalb der Säulen treten die Pfeiler wieder in gleicher Stärke mit den unteren Theilen vor, und werden von Baldachinen und Fialen gekrönt. Jede einzelne Seite ist mit einem geschweiften Spitzbogen — dem sogenannten Eselsrücken — geschmückt und zwei in der Mitte jedes Bogens angebrachte Pfosten verzweigen sich im Bogenfelde zu verschiedenartigem Masswerk, worunter jedoch die Fischblase die vorherrschende Form bildet. Ausserhalb jedes Spitzbogens ist die Mauerfläche noch durch blätterartige Verzierungen belebt. Am Sockel einer jeden zweiten Seite des Zwölfecks war ein steinernes Becken angebracht, in welches sich das aus einer Röhre ausströmende Wasser ergoss. Im Innern des Brunnenhauses steht ein Wasserreservoir, von welchem früher sechs Röhren nach Aussen hin das Wasser ableiteten.

So eigenthümlich und interessant nun auch dieses Bauwerk ist, so scheint doch die Stadt gegenwärtig demselben wenig Aufmerksamkeit zuzuwenden, — und zwar wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie nicht weiss, dass sie an diesem Brunnen ein Monument besitzt, von welchem bis jetzt in Österreich kein zweites ähnliches Beispiel bekannt ist. Denn das Brunnenhaus scheint noch manch anderen Schmuck gehabt zu haben, den derselbe entbehrt, seitdem er dem Verfalle preisgegeben ist. So ist fast unzweifelhaft, dass derselbe an der Stelle des gegenwärtigen flachen Nothdaches, früher ein steinernes Dach, welches oben mit einer Statue geschmückt war, besass; ferner deuten die Baldachine an den Pfeilervorlagen an, dass unter denselben Figuren standen.

Ebenso fehlen von den sechs steinernen zur Ansammlung des Wassers bestimmten Becken vier sammt den nöthigen Wasserausläufen, und die Eingangsthüre in das Innere des Brunnenhauses ist ein Provisorium, welches nicht im Entferntesten mit dem Charakter des Bauwerkes übereinstimmt.

Was nun die Zeitbestimmung des Kuttenberger Brunnens anbelangt, so deutet zwar schon der geschweifte Spitzbogen und die häufig wiederkehrende Fischblase auf eine dem Verfalle der Gothik angehörende Bauperiode, es gibt aber auch die auf einer Seite des Bauwerkes angebrachte Jahrzahl 1497 hierüber die erforderliche Auskunft.

Nachdem nun der Zeitpunkt der Erbauung dieses Bauwerkes genau bestimmt werden kann, so drängt sich die weitere Frage auf, von welchem Meister der Baukunst dasselbe herrührt. Hierüber fehlen uns aber leider positive Anhaltspunkte. Wir wissen nur aus einem Bruchstücke der Kirchen- und Bauchronik von Sedletz und Kuttenberg[1]), dass die letztere Stadtgemeinde den Prager Architekten Mathäus Raysek, welcher sich in kürzester Zeit durch seine geschickte Leitung des Thurmbaues beim Königshofe in Prag einen sehr geachteten Namen erworben, nach Kuttenberg berief, um den Bau der grossen und berühmten Barbarakirche zu übernehmen. Raysek folgte auch dem Rufe und begann im Jahre 1483 den Bau. Wie lange Raysek in Kuttenberg verweilte und wann er gestorben, ist bis jetzt unbekannt, und die Spuren seines Wirkens lassen sich nur bis zum Jahre 1493 verfolgen. Möglich ist es nun allerdings, dass auch der Kuttenberger Brunnen von Raysek erbaut wurde, überhaupt wenn man berücksichtigt, dass Raysek als ein sehr sinnreicher und erfinderischer Kopf geschildert wird, der eigentlich das Steinmetz-Handwerk nicht erlernt hatte und ohne Rücksicht auf die vorhandenen Kunsttraditionen seiner Phantasie ungehinderten Spielraum liess. Denn auch der Kuttenberger Brunnen spricht für das Werk eines erfinderischen Kopfes, der mehr das Decorative als Constructive der Gothik vor Augen gehabt hat. K. W.

[1]) Vergl. „Illustrirte Chronik v. Böhmen“, 1854, II, 167.

Notizen.

42. (Die Dorfkirche zu Mariasdorf und Hannersdorf im Eisenburger Comitate Ungarns.) Der hochwürdige Abt und k. k. Conservator Dr. Ludwig Bitnitz in Steinamanger lieferte hierüber folgende Beschreibung:

Die Kirche zu Mariasdorf ist ein aus Sandstein aufgeführter, von West nach Ost gerichteter, einschiffiger gothischer Bau. Das Sanctuarium hat einen polygonen Abschluss und ist spitzbogig überwölbt. Zur Rechten des Hochaltars, auf der Nordseite der Kirche ist ein, in die Mauer eingelassenes, auf einer kleinen Säule ruhendes, in der Form eines geschmückten Spitzthürmchens emporragendes Sacramenthäuschen, dessen unteren viereckigen hohlen Theil ein Gitterthor schliesst, und das untere Gesims folgende eingegrabene Jahrzahl 1X83 trägt. Das Schiff ist breiter als das Sanctuarium, hat gleichfalls eine spitzbogige Überwölbung, getragen durch Bündel von je drei schlanken Wandsäulen. Am Westende des Schiffes ist der Sängerchor angebracht, spitzbogig unterwölbt, und in der Mitte des Schiffes auf zwei Säulen mit niedrigem viereckigen Fusse ruhend. Die Säulen haben keine Capitäle, aber einen Schaftring, und die Gewölbs-Rippen entspringen unmittelbar aus dem Schaft. Besonders hervorragend ist die Südseite der Kirche und ihre Hauptthüre. Die Südseite zieren einfache Strebepfeiler und zwei bis zum obersten Gesimse der Kirche reichende polygone Treppenthürme, einer nahe am Westende des Sanctuariums, der andere nahe von dem des Schiffes in die Mauer eingelassen, und fast zu drei Viertel vor derselben stehend. Die Fenster an der Südseite sind breit, durch zwei abgeschrägte Steinpfosten in drei Abtheilungen getrennt, mit einem Spitzbogen gewölbt, und mit durchbrochenen Füllungen verziert. An den Ecken des Sanctuarium-Abschlusses sind gleichfalls Strebepfeiler angebracht, und zwischen diesen sind drei schmälere und nur in zwei Theile getheilte, übrigens eben so, wie die an der Südseite mit Masswerk verzierte Fenster, von denen das Nördliche dermalen vermauert ist. Ein, aus einem abgeschrägten Wulst bestehendes Gesims zieht sich horizontal bei jeden der Fenster des Sanctuariums in rechten Winkel abbiegend und dessen unteren Theil einfassend, um das Gebäude und dessen Strebepfeiler herum. An der Nordseite der Kirche sind weder Fenster noch andere Verzierungen. — Die Hauptthüre, wie aus den Bruchstücken zu folgern ist, war ehedem mehr geschmückt. Die dermalige Verzierung fängt an beiden Seiten mit Säulen an, doch weder deren kelchartiges mit horizontalen Knoven geziertes Capitäl, noch der gleichsam einem abgestutzten Kegel und unterhalb diesem zwei Cylinder mit kleineren und grösseren Durchmesser bildender Fuss deuten auf eine Künstlerhand hin; nach diesen folgen Hohlkehlen und Wülste die sich über die Thüre hinaufziehen und in Spitzbögen zusammen laufen. Das Bogenfeld ziert ein aus Sandstein gemeisseltes Bildwerk, das zwei an einander gelehnte Schilde und einen zwischen diesen hinaufragenden Rosenstock vorstellt. Auf dem rechten Schild ist ein Einhorn, auf dem linken ein sich rechts aufrichtender Löwe. Das untere Gesims des Bogenfeldes trägt die in Abbildung hier folgende Überschrift.

Wie es die Bauart und die vorerwähnte Jahrzahl darthut, wurde die Kirche im XV. Jahrhundert gebaut.

Die zweite Kirche ist die katholische zu Hannersdorf (Sámfalva) im Eisenburger Comitat. Diese ist ein aus Bruchstein und hie und da vermischt aus Ziegeln errichtetes, ebenfalls gothisches Gebäude, aber weit einfacher als das vorerwähnte. Die Ostseite des Sanctuariums ist polygonisch, sowohl dieses als das Schiff ist mit Spitzbogengewölben abgedeckt. Zur Rechten des Hochaltars ist in der Mauer eine viereckige, mit einer Gitterthür verschlossene, sonst ungezierte Höhlung als einstmaliges Sacramenthäuschen. Der Hauptthüre einfache Verzierung besteht aus einigen, oben über die Thüre in einem Spitzbogen sich vereinigenden Hohlkehlen und Stäben. Die Südseite des Schiffes und die Ecken des Sanctuariumschlusses haben einfache Strebepfeiler. Fenster an der Südseite sind breit und in drei Theile getheilt, die drei an den Schluss des Sanctuariums sind schmäler und in zwei Theile getheilt, übrigens sind sie alle mit Spitzbögen gedeckt, und die Bogenfelder mit durchbrochenen Füllungen geschmückt. Hier ist besonders zu erwähnen die Thürgewandung der Sacristei, deren Pfosten aus einzelnen viereckigen, gut ausgebrannten Ziegeln bestehen, und beweisen, dass man im Mittelalter auch mehrere Fuss lange, sehr glatte und feste Ziegel zu brennen wusste.

43. (Glasmalereien zu Ebnit und Lothis in Vorarlberg.) In einem Berichte des k. k. Conservators J. Kögl war die Notiz enthalten, dass in der sehr hoch und fast einsam gelegenen Pfarrkirche zu Ebnit sich vier bemalte Glasscheiben mit Wappen befinden, wovon zwei dem Geschlechte von Ems, eines der Familie v. Freiberg zu Hohenfreiberg und Eisenberg und das vierte der Sibylla v. Riedheim angehören dürfte. Hieran knüpfte nun der k. k. Rath und Custos Herr J. Bergmann, Mitglied der Central-Commission, folgende Bemerkung:

„Wenn auch in früherer Zeit Ritter von Ems mit Fräulein von Freyberg, wie der tapfere Marcus Sittieus I. († 1533) mit Helena von Freyberg vermählt waren, so möchte ich glauben, dass das Wappen, das auf der Glasscheibe in der Pfarrkirche des hochgelegenen, winterlichen

Ebnit neben dem der Sybilla von Riedheim erscheint, der gleichzeitigen Martha von Freyberg, Christof's von Ems Gemahlin, angehöre".

Zu einer zweiten Notiz über eine ausgezeichnet schöne Glasscheibe mit dem Wappen des Hanns Litscher in der Pfarrkirche zu Röthis lieferte derselbe Geschichtsforscher der Redaction folgende interessante Nachweisung über das Alter des Ortes Röthis und das Geschlecht der Litscher.

„Die Villa Rautena oder Rautines, das heutige Röthis bei Rankweil im vordern Churwalhengau, erscheint zum ersten Mal in Vergabungs-Urkunden aus der Zeit des Kaisers Karl des Dicken für das Kloster St. Gallen in den Jahren 882 und 885. Die Litscher gehören zu den ältesten Geschlechtern Feldkirchs. Ulrich Litscher starb nach dem Necrologium Curiense daselbst am 20. Februar 1373 und seine Hausfrau Elisabeth am 28. September 1374. — Salomon Litscher erhält nach Angabe der Hofkanzlei-Acten den 15. November 1489 den Freiherrnstand mit der Vereinigung des Breisacher'schen Wappens. Es war nämlich Johann Ulrich Litscher, wahrscheinlich dessen Vater, mit Dorothea von Breisach vermählt. — Joseph Litscher war Fähnrich der Feldkircher Mannschaft, als diese unter dem Hauptmanne Othmar von Pappus im Frühling 1508 nach Trient zur Rettung Tirols gegen die Venetianer und Franzosen zog. — Im XVII. Jahrhundert finden wir Philipp Litscher von Ransenbach in Spanien, vielleicht in Kriegsdiensten, und seinen Sohn Johann Baptist mit einer Spanierin und seine Tochter Helena mit Johann Baptist Osorio verehelicht. Später hatte den schönen Sitz oben in dem Dorfe zu Röthis Anton Frey v. Schönstein, kais. Postmeister zu Lindau.

44. (Die alte Glocke in Niedervintl.) Der bekannte tirolische Geschichtsforscher Dr. Resch bemerkt in seinen Monumentis II, 28, dass sich in Niedervintl eine Glocke befinde, deren Inschrift Buchstaben aus dem XIII. Jahrhundert zeige. Diese Nachricht schien Tinkhauser wichtig genug, um ihr im Vertrauen auf die genaue Kenntniss alter Schriften, welche sich Dr. Resch, durch das Copiren vieler Tausende von Urkunden aus verschiedenen Archiven erworben, einen Platz in seiner Diöcesanbeschreibung einzuräumen. Auf Veranlassung des Herrn Prof. Messmer in Brixen erstieg indess der k. k. Conservator Tinkhauser im Jahre 1855 den Thurm von Niedervintl, um die fragliche Glocke zu untersuchen. Hiebei fand derselbe nun, dass diese Glocke schon einen neuern Bau mit ziemlich weiter Ausschweifung nach unten hat, dass sie etwa 3 Schuh im Durchmesser und eben so viel in der Höhe misst und die Inschrift aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts herrührt. Vorne sieht man das Bildniss der seligsten Jungfrau Maria mit dem Jesukindlein. Daran reiht sich folgende Inschrift:

ꟻ MARIA. HELFT
VNS. ALLEN. NOT.

Maria hilf uns aus aller not.

Ganz gleiche Buchstaben hat auch der Grabstein des Herrn Rudolf v. Katzenstein im Kreuzgang zu Brixen (gestorben 1352).

45. (Gewölbsstein aus der Kirche zu Chwalkowitz in Böhmen.) Wir geben hier die Abbildung einer von dem k. k. Ingenieur Čížek in Königgrätz eingesandten Zeichnung, welche als ein Gewölbschlussstein bezeichnet ist und mit Rücksicht auf die ausgesprochene Bestimmung seiner Form nach sehr eigenthümlich gestaltet ist. Derselbe machte bis zum Jahre 1694 den Gewölbeschluss an der St. Egidy-Kirche zu Chwalkowitz im Königgrätzer Kreise und wurde nach Erbauung der neuen Kirche als eine merkwürdige Seltenheit erhalten und in einen Pfeiler der Epistelseite am Äussern der Kirche ungefähr eine Klafter von der Erde abstehend eingemauert. Derselbe ist von gelblich-rother Farbe 2′ 8″ hoch, unten 9″ und in der Mitte 1′ 8″ breit:

An der äusseren flachen und sehr breiten Seite steht die rohe und senkrecht sehr vertiefte Schrift mit der Jahrzahl 1304 nebst einigen anderen Buchstaben am unteren Theile des Steines, die aber so undeutlich geworden sind, dass nur mehr der Anfangsbuchstabe ꟿ (M) zu lesen ist.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C.M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k.k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

N^o. 8. I. Jahrgang. August 1856.

Inhalt: Kirchliche Baudenkmale des Mittelalters zu Völkermarkt. — Übersicht der romanischen Baudenkmale in Böhmen. — Die gothische Kirche Maria am Gestade in Wien. — Decennal-Aufzeichnungen der archäologischen Funde in Siebenbürgen vom Jahre 1845 bis 1855. — Notizen. — Literarische Anzeigen. — Berichtigung.

Kirchliche Baudenkmale des Mittelalters in Völkermarkt.

Von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen.

Obschon es keinem Zweifel unterliegen dürfte, dass die römische Heerstrasse, welche von Celeja nach Juvavum und Ovilabis führte und die Orientsstrasse mit der Donaustrasse verband[1]), durch das Jaunthal und sofort über Völkermarkt und den Kreutzerhof nach dem Zollfelde, der Stelle Virunum's, führte[2]), so haben sich doch bisher in Völkermarkt keine römischen Denkmale finden lassen. Dieser Mangel dürfte wohl daraus zu erklären sein, dass sich die Mension oder Mutation zwischen Colatio und Virunum in Juenna befand, dessen Standort in der Umgegend der heutigen Dörfer Pod-Jura oder Jamstein, Globesnitz, St. Stephan, Ober- und Unter-Loipach, 1½ Stunde südlicher von Völkermarkt zu suchen ist und für letzteres sonach jedenfalls nur eine kleinere römische Niederlassung angenommen werden kann.

Das hie und da vorkommende Gentiforum ist eine willkürliche Übersetzung des deutschen Namens Völkermarkt und ebenso unstatthaft ist die Herleitung des Namens von einem urkundlich nie vorkommenden[3]) Geschlechte der Völkl, obschon dieselbe bereits dem Mittelalter anzugehören scheint[4]). Die bisher annehmbarste Herleitung dürfte die von dem slavischen „velko vez" (grosser Markt) sein[5]), und diesemnach hätte Völkermarkt seine erste Bedeutsamkeit schon in der slavischen Periode erhalten.

Urkundlich kömmt Völkermarkt zuerst in dem Traditionenbuche des Stiftes St. Paul vor. Demselben zufolge befand sich unter den freivererblichen Gütern des Grafen Engelbert, Stifters von St. Paul und Sohnes des Grafen Sviostvind, des ersten in Kärnthen sesshaften Sponheimers[1]), das praedium apud Volchenmarcht, bestehend aus dem Markte und einem Stadelhofe. Nach dem Tode des Grafen Engelbert (1095) fiel dieses praedium[2]) seinen beiden Söhnen, dem Bischofe Hartwig von Regensburg und dem Grafen Bernhard in der Art zu, dass der Stadelhof und die eine Hälfte des Marktes[3]) Hartwig, die andere Hälfte des Marktes aber Graf Bernhard erhielt. Als sich Graf Bernhard verehlichte, überliess ihm sein Bruder, Bischof Hartwig, den diesem zugefallenen Antheil am praedium apud Volchenmarcht, nämlich die Hälfte des Marktes und den Stadelhof unter der Bedingung, dass dieser abgetretene Antheil nach dem erbenlosen Hinscheiden des Grafen dem Kloster St. Paul zufallen, die Gräfin Wallide jedoch für ihre Lebensdauer im Genusse des Gutes bleiben soll. Graf Bernhard und dessen Gattin, Gräfin Kunigund, deren Sohn Bruno in das Kloster von St. Paul eintrat[4]), sicherten, wahrscheinlich zur Zeit dieses

[1]) Siehe das meinem Handb. d. Gesch. Kärnthens beigegebene Segment der Peutingerischen Strassenkarte.

[2]) Siehe die meinem Handbuche beigegebene Strassenkarte.

[3]) Unrest erwähnt in der Erzählung des Kampfes der steirischen Landleute wider Herzog Albrecht I. (1291 und 1292) eines Volkl's von Puchl, eines Dieners des Stubenbergers (Jacobi Unresti Chron. Carinth. bei Hahn in der Collectio Monum. I, S. 514).

[4]) Dye Volkl, die dy Stat Volklmarckt erhebt habn von erst; und nach in genanndt ist. (Unrest a. a. O. S. 530.)

[5]) Ambros Eichhorn's Beiträge zur älteren Geschichte und Topographie des H. Kärnthens II, S. 143.

[1]) Trudpert Neugart Historia monasterii S. Pauli (Klagenfurti typis Joannis Leon. 1848) I. Tab. geneolog.

[2]) Neugart o. a. O.

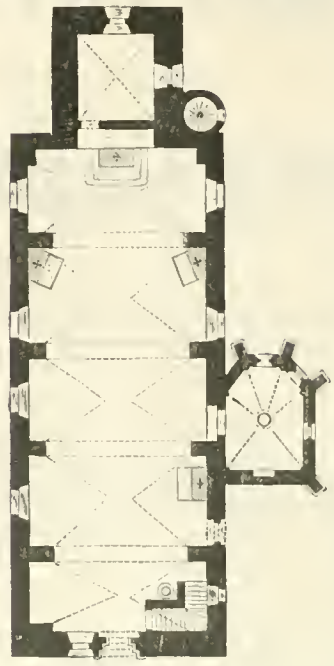
[3]) Praedium apud Völchenmarckt, videlicet medietas eiusdem fori et curtis stabularia.

[4]) Neugart a. a. O. I, S. 5. Er wurde der zweite Abt und erscheint als solcher urkundlich bereits im Jahre 1115. (Siehe meine Urkunden-Regesten zur Gesch. Kärnthens, Nr. CXCII, im Archive für die Kunde österreichischer Geschichtsquellen.)

Eintrittes, dem Kloster St. Paul für den Fall, dass sie erbenlos sterben sollten, die ihnen gehörige Hälfte von Völkermarkt (dimidiam partem Volchenmarcatus) dem Kloster St. Paul zu[1]). Als Graf Bernhard, ohne Hoffnung, einen weiteren Erben zu erhalten, im Jahre 1147 den Entschluss fasste, sich dem Kreuzzuge des König Konrad III. anzuschliessen, erlangte der St. Pauler Abt Wernherr von dem Grafen Bernhard und der Gräfin Kunegund die Zusicherung des ganzen Marktes in folgender Weise, dass das Kloster der Gräfin den Stadelhof nebst fünfzig Marken in das unbeschränkte Eigenthum überliess, das gräfliche Paar dagegen dem Kloster ausser der demselben durch den Bischof Hartwig vorbehaltenen Hälfte des Marktes auch noch die dem Grafen gehörige Hälfte nebst zwei kleinen Höfen und zwei Huben am 20. April 1147 in der Art zusicherte, dass die Gräfin für ihre Lebensdauer im Genusse des ganzen Marktes blieb[2]).

Eine Viertelstunde ausser der Stadt Völkermarkt, in geringer Entfernung von der Hauptstrasse, befindet sich die Pfarrkirche zum heil. Ruprecht. Sie war bis in die Hälfte des XIII. Jahrhunderts die Pfarrkirche für Völkermarkt, welches sich, mündlichen Überlieferungen zufolge, einst weit über die heutige Stadt, Vorstadt und St. Ruprecht hinaus nördlich bis an den sogenannten Strutziggkegel erstreckt haben soll[3]). Die Sage setzt den Bau der heiligen Ruprechtskirche in die Zeit der Christianisirung Kärntheus durch die Sendboten des salzburgischen Erzbischofes Virgil. Ich will nicht in Abrede stellen, dass in dem heutigen St. Ruprecht schon zu jener Zeit eine Kirche gebaut worden sei; allein die damaligen Kirchenbauten waren unter den Verhältnissen jener Zeit wohl nur Nothbauten, wahrscheinlich Holzbauten, und die meisten der dazumal erbauten Kirchen dürften in den Religionskriegen nach dem Tode des Herzogs Gettimar zerstört worden sein[4]). Auch die Kirchen, welche unter dem Chorbischofe Theodorich erstanden[5]), dürften nur dem nächsten Bedürfnisse genügt und spätere Um- und Neubauten erfahren haben. So viel glaube ich jedoch aussprechen zu dürfen, dass die St. Ruprechtskirche bei Völkermarkt, ungeachtet der mannigfachen Zubauten und zum Theile störenden Restaurationen nach der Zeit, den ursprünglichen Bau einer der früh-romanischen Stylperiode angehörigen Landkirche erkennen lasse.

Sie ist einschiffig (Fig. I) mit aus dem Schiffe schmäler hervortretendem, geradlinig abgeschlossenem Chore. Da über diesem, vielleicht in späterer Zeit, der Glockenthurm aufgebaut wurde, so ist der Choranfang äusserlich nicht sichtbar. Das Schiff hatte bis in den Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine flache, wahrscheinlich getäfelte Holzdecke. Durch die Überwölbung sind die alten, rundbogigen, kleinen, schmalen, schiessschartenartig eingezogenen Fenster über das Gewölbe zu stehen gekommen und daher nur mehr von aussen oder vom Dachboden aus sichtbar. Der Chor, über welchen, wie bemerkt wurde, der Thurm aufgebaut ist, hat das Kreuzgewölbe, das Schlussfenster den Kleeblattbogen. Dieses gehört ohne Zweifel ebenso, wie die in der südlichen Umfangsmauer des Chores befindliche, im geschweiften Spitzbogen (Eselsrücken) überwölbte Nische, zu den späteren Umbauten. In dem Chore stand ursprünglich ein kleiner Altar, welcher später durch einen unter dem Scheidebogen zwischen dem Chore und dem Schiffe vorgerückten neuen Altar ersetzt wurde, welcher den genannten Scheidebogen ausfüllt, und zu beiden Seiten Eingänge in den verlassenen Chor hat[1]).



(Fig. I.)

Das Hauptportal in der Westfront hat den Rundbogen, die Wandung ist in drei Stufen eingezogen, die Pfeilerecken haben keine Vorsätze und die Pfeiler einfach gegliederte Kämpfer. Der Thürsturz liegt wagerecht auf und bildet durch das Aufliegen auf den innersten Kämpfern den platten Kleeblattbogen. Im Bogenfelde befinden sich sculpirte Rosen und breitblätterige Blumen und über dem Portale ist ein Rundfenster angebracht. Das Seitenportal in der südlichen Umfangsmauer hat den geschweiften Spitzbogen. An die südliche Umfangsmauer ist im früh-gothischen Style eine kleine Capelle gebaut, welche früher als h. Grab-Capelle verwendet wurde und nun als Sacristei benützt werden soll. Der viereckige, massive, zur Kirche in keinem Ebenmasse stehende Thurm hat im ersten Geschosse den gewöhnlichen romanischen Rundbogenfries, im zweiten Geschosse aber arcadenartig gereihte, rundbogige Mauerblenden. Das Thurmdach fehlt, weil eine neue Bedachung in Angriff genommen wurde.

(Fig. II.)

Auf der Nordseite der Kirche befindet sich im Friedhofe ein kleiner Rundbau mit konischem Dache (Fig. II). Er hat den Rundbogen in

[1]) Traditionenbuch des Stiftes St. Paul, Nr. IX. Hormayr's Archiv für Gesch. u. s. w. 1820, S. 303, Nr. XCIV.

[2]) Traditionenbuch von St. Paul, Nr. VII. Hormayr's Archiv für Gesch. 1821, S. 344 und 370, Nr. 131. Eichhorn a. a. O. S. 179, Nr. 1.

[3]) Es werden noch gegenwärtig einige Grundstücke um St. Ruprecht nach vormaligen Gässen, wie zum Beispiele die „Bleigasse" genannt.

[4]) Siehe mein Handbuch II. S. 113.

[5]) Siehe mein Handbuch S. 349, u. a.

[1]) Die auf dem Grundrisse ersichtliche Scheidemauer wurde erst in der neuesten Zeit und zwar nach meiner Anwesenheit in St. Ruprecht aufgeführt. Dieser Zwischenbau mag dadurch veranlasst worden sein, weil man beabsichtete, den leeren Chor statt des früher an der Nordseite des Thurmes

Thüren und Fenstern und das romanische Kreuzgewölbe. Ihm ist nach Osten zu eine Michaelscapelle angebaut. Sie hat im Gewölbe den gedrückten Spitzbogen, die Fenster sind spitzbogig, und haben breite Laibungen ohne Verglasung. Unter dieser Capelle befindet sich als Unterbau ein Ossarium, dessen Thüre und Fenster aber gegenwärtig durch Schutt verdeckt sind. Eine Fortsetzung des Ossariums unter dem Rundbaue ist nicht anzunehmen. Die Ortsbewohner halten diesen Rundbau für den ältesten Kirchenbau, wogegen jedoch zu bemerken ist, dass sich ähnliche Rund- und Achteckbauten bei den meisten kärnthnerischen Landkirchen, in deren Friedhöfen, bald auf der Nord-, bald auf der Süd-, bald auf der Ostseite mit und ohne Ossarien, ein- und zweigeschossig in einem gleichmässigen Style aufgeführt finden lassen, und daher weder über ihre Bauzeit [1]), noch über ihre ursprüngliche Bestimmung ein allgemein gültiges Urtheil gestatten.

Die St. Ruprechtskirche war, wie ich bereits bemerkte, ursprünglich die Pfarrkirche für Völkermarkt und mehrere Pfarrer erscheinen urkundlich als Archidiacone von Salzburg [2]).

Die Einkünfte der Pfarrpfründe waren bedeutend und die Seelsorge forderte eine grössere Anzahl von Seelsorgern. Desshalb schuf Erzbischof Eberhard II. von Salzburg im Jahre 1231 bei St. Ruprecht ein Collegiatcapitel von zwölf Chorherren und einem Propste [3]).

Wenige Jahre nach dieser Stiftung, in dem Zeitraume zwischen den Jahren 1237—1239, überliess Abt Leonhard von St. Paul dem Herzoge Bernhard von Kärnthen einen Berg in Völkermarkt zum Aufbaue eines Schlosses [4]). Dieser Aufbau einer Herzogsburg musste dem Markte eine neue Bedeutsamkeit geben, es musste sich die Zahl der Anwohner vergrössern, der Gewerbfleiss gesteigert, und hiedurch die Wohlhabenheit der Bürger erhöht werden. So konnte es geschehen, dass durch die neuen Ansiedlungen in dem südlichen Markttheile, der heutigen Stadt, gleichsam ein neuer Markt erstand, dass dieser neue Markt bald durch überwiegende Wohlhabenheit der bedeutendere Ortstheil wurde und sich daraus der Wunsch ergab, die Marktpfarre mit dem dabei gestifteten Collegiatcapitel in diesem neuen Markttheile zu haben. So viel ist wenigstens geschichtlich nachweisbar, dass sich die Bürger von Völkermarkt an den Abt des Klosters St. Paul, welches ohngeachtet der Abtretung des Grundes zum Aufbaue des herzoglichen Schlosses den bedeutendsten Grundbesitz in Völkermarkt gehabt haben dürfte, wendeten und um die Abtretung des zum Aufbaue einer Kirche und der hiezu noch weiters nöthigen Bauobjecte erforderlichen Baugrundes baten. Abt Hartwig von St. Paul trat auch wirklich den Bürgern gegen die Bezahlung von 15 Mark Denar mit Einwilligung seines Capitels die erforderlichen Baugründe in seinem, wie er sagte, neuen Markte Völkermarkt (in nostro novo foro Volchinmarkt) ab, um darauf eine Kirche zu bauen, den Kirchhof herzustellen, und auch die für den bei der Kirche befindlichen Clerus bestimmten Wohngebäude aufzuführen. Diese Baugründe übergeben die Bürger dem Propste Ulrich, dem Decane Albrecht und dem ganzen Capitel von St. Ruprecht, und da die über diese Acte am 10. October 1240 errichtete Urkunde [1]) auch von dem Erzbischof Eberhard gesiegelt ist, so kann angenommen werden, dass dazumal der Erzbischof als Stifter und Diöcesanbischof auch in die beabsichtigte Übersiedelung des Capitels von St. Ruprecht nach Völkermarkt gewilligt habe.

Wann diese Übersiedelung wirklich statt hatte, ist jedoch nicht bekannt. Sie musste jedenfalls durch die Zustandebringung der nöthigen Kirchen- und Capitelgebäude bedingt sein. Über dem Hauptportale der gegenwärtigen Stadtpfarr- und Capitelkirche in Völkermarkt liest man zwar die Jahrzahl 1248; allein diese Jahrzahl wurde erst bei der letzten Restauration nach dem Brande vom Jahre 1830 über das Portal gesetzt und zwar, wie der Herr Capitel-Dechant versichert, aus keinem anderen Grunde, als weil man in Völkermarkt dafür hält, dass die genannte Kirche im Jahre 1248 erbaut worden sei. Es mag allerdings gleich nach der Überkommung der Baugründe zur Vorbereitung des Baues und sohin auch zur Bauführung geschritten worden sein; allein es ist nicht anzunehmen, dass ein so bedeutender Bau, wie der der Völkermarkter Pfarrkirche ist, in acht Jahren vollendet worden sein sollte. Wirklich erscheint auch das Capitel zu St. Ruprecht noch im Jahre 1248 urkundlich als bestehend [2]). Indessen dürfte der Kirchenbau und der

bestandenen und bei der letzten Restauration des Thurmes weggeräumten Zubaues als Sacristrei zu verwenden. Man soll jedoch von diesem Vorhaben abgegangen sein und nun die alte Seitencapelle regelmässig als Sacristei benützen.

[1]) Wenn es auch richtig ist, dass, besonders in slavischen Landschaften, die Rundform für kleine Landkirchen vielfach üblich war, so kann jedoch aus der Rundform allein noch kein Schluss auf ein hohes Alter des betreffenden Rundbaues gezogen werden, weil sich jene Vorliebe noch bis in das XVII. Jahrhundert erhalten hat. (A. H. Springer's Baukunst des christlichen Mittelalters. S. 96; Aprilheft der Mittheilungen 58.)

[2]) Eichhorn a. a. O. S. 152.

[3]) Eichhorn a. a. O. S. 181, Nr. II. Eichhorn glaubte, dass in St. Ruprecht schon früher ein Collegiatcapitel bestanden habe, aber in Abgang gekommen sei. Allein Erzbischof Eberhard erwähnt eines solchen früher bestandenen Collegiatcapitels nicht, was er doch ohne Zweifel gethan haben würde, wenn es sich nur um das Wiederaufleben eines früher schon bestandenen geistlichen Institutes und nicht um eine neue Stiftung gehandelt hätte. Wie es zu dieser gekommen, ist in der Urkunde deutlich genug ausgesprochen. Eberhard fand bei seiner Kirchenvisitation die seelsorglichen Geschäfte zu ausgedehnt für den Pfarrer als einzelne Person, und da die Einkünfte für den Unterhalt einer grösseren Anzahl von Seelsorgern hinreichten, schuf er das Collegiatcapitel in St. Ruprecht.

[4]) Der Gegenstand eines am 10. Februar 1239 zwischen Heinrich von Traberg und dem Kloster von St. Paul geschlossenen Vergleiches war unter Anderem auch die Beschwerde des Ersteren, dass Abt Bernhard dem Herzoge Bernhard einen Berg in Völkermarkt zum Aufbaue eines Schlosses gegeben habe, wodurch dem Traberger das Vogteirecht daselbst entzogen worden sei. (Eichhorn a. a. O. S. 153.)

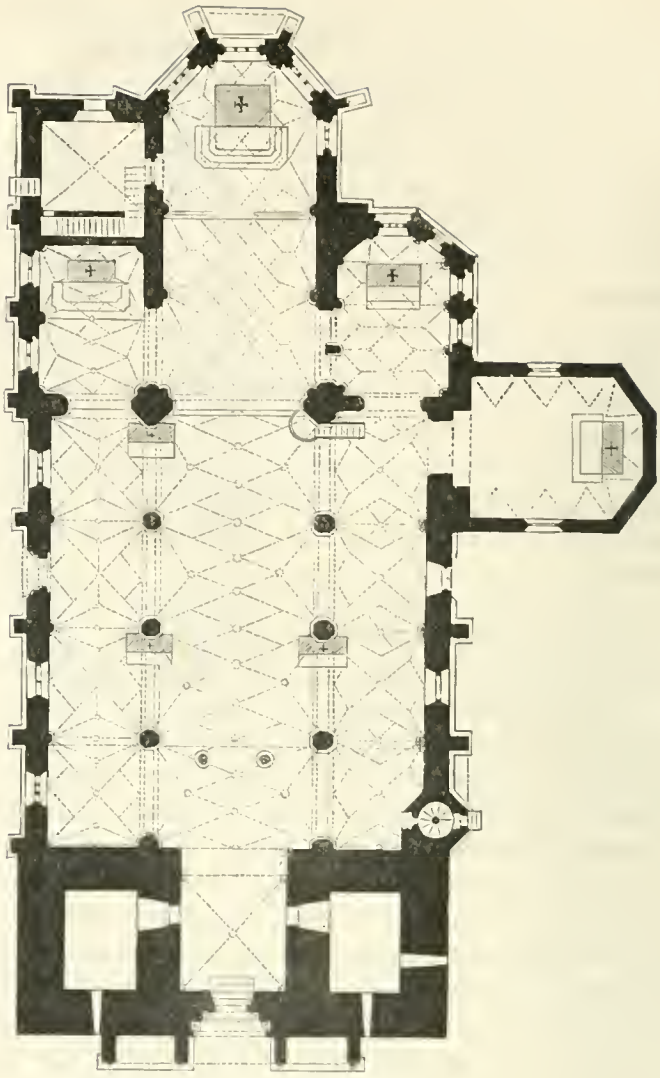
[1]) Eichhorn's Beil. II, S. 183.

[2]) Am 7. Nov. 1248 vergabte Heinrich von Giefenstein „eugam unam in Fryngestorf ecclesie sancti Ruberti in Volkenmarch — in praesentia illustris ducis Bernhardi, astantibus ibidem Alberto Decano, Alberto,

Bau der Capitelwohnungen noch vor dem Jahre 1263 so weit gediehen sein, dass die Übersiedelung möglich war, weil in diesem Jahre Propst Ulrich bereits als Ulricus de Volchenmarcht Praepositus et Archidiaconus die bei Völkermarkt erbaute Augustinerkirche weihte und nebst aller Stiftungsherrlichkeit und Gerichtsbarkeit den Augustinern übergab, ohne dass in der hierüber ausgefertigten Urkunde [1]) des Capitels oder der Chorherren von St. Ruprecht weiters eine Erwähnung geschieht und die Urkundenaussteller sich ausdrücklich Ulricus miseratione divina de Volkinmarkt Praepositus et Karintie Archidiaconus ac universi canonici eiusdem loci nennen.

Auf dem Vorplatze der als Stadtpfarr- und Capitelkirche in Folge der erwähnten Übersiedelung des Capitels von Sanct Ruprecht nach der heutigen Stadt Völkermarkt aufgeführten und der heiligen Maria Magdalena geweihten Kirche befindet sich noch gegenwärtig als Erinnerung an den vormaligen Friedhof die alte Friedhofslaterne mit der Jahrzahl 1477. Das Licht wurde in den achteckigen Stützpfeiler eingesetzt und in die über Eck gestellte, gothische Laterne, in deren Lichtöffnungen noch gegenwärtig Überreste farbiger Glasscheiben zu bemerken sind, aufgezogen. Die Flächen des Stützpfeilers haben Dreipässe als Ornamente.

Die im früh-gothischen Style [2]) aufgebaute Kirche hat drei Schiffe (Fig. III). Das Mittel- oder Hauptschiff ragt über die beiläufig halb so breiten Nebenschiffe empor. Dasselbe wird von den Nebenschiffen durch Pfeilerarcaden geschieden. Die spitzen Arcadenbögen stützen sich auf je drei achteckige Pfeiler. Die Rippen des flachgespannten Netzgewölbes des Hauptschiffes gehen von pilasterartigen Wandverstärkungen aus, die sich auf die im Zwickel der Arcadenbögen angebrachten Consolen stützen. Die Nebenschiffe haben das im Spitzbogen gespannte Sterngewölbe, die Rippen stützen sich auf der Seite des Hauptschiffes auf Consolen, welche an den Arcadenpfeilern angebracht sind, gegen die Umfangsmauer



(Fig. III.)

zu aber auf pilasterartige Wandverstärkungen. Das nördliche Nebenschiff setzt sich als Dreifaltigkeitscapelle, das südliche als Frauencapelle wie halbe Chorumgänge fort. Die in den Nebenschiffen angebrachten langen Fenster werden durch Steinpfosten in zwei Lichtöffnungen getheilt und die Umrahmung schliesst im spitzen Kleeblattbogen ab.

Aus dem Hauptschiffe tritt man über drei Stufen in den Chor. Dasselbe hat das Netzgewölbe und ist dreifach gebrochen abgeschlossen. Die Gewölberippen gehen von pilasterartigen Wandverstärkungen aus.

Die Vorhalle im Innern zwischen den beiden Thürmepfeilern ist auffallend klein. Da die über ihr befindliche Empore für den Musikchor einen zu engen Raum darbot, wurde eine zweite hölzerne, auf zwei hölzernen Rundpfeilern ruhende Empore angereiht. Durch diesen unschönen Zubau wurde der Eindruck, welchen der Einblick in das durch eine gefällige Ebenmässigkeit sich auszeichnende Innere der Kirche ausserdem machen würde, wesentlich beeinträchtigt.

Das Hauptportal in der Westfront ist von zwei viereckigen Thürmen flankirt und hat den Rundbogen. Die Wandung ist in drei Abstufungen eingezogen, in die Ecken

---

Lamberto, Hartwico, Viperto, Magistro Heinrico Canonicis eiusdem ecclesie. — Eichhorn a. a. O. S. 185 und 186.

[1]) Die Augustiner wurden in Völkermarkt durch Herzog Ulrich von Kärnthen im Jahre 1263 eingeführt (Ulricus Dei gratia Dux Karinthie Dominus Carniole — Fratres Heremitarum Ordinis S. Augustini — apud forum nostrum Volchenmarcht collocamus). Den zum Aufbaue der Kirche und der Wohngebäude, dann zur Anlage der Gärten nöthigen Grundbesitz löste ein Bürger von Völkermarkt Johann Schwach (Joannes dictus infirmus) von dem Stifte St. Paul ein und übergab selbe dem Herzoge. Die herzogliche Urkunde hat das Actum Volchenmarcht anno M.CC.LXIII. III. Kalendas Januarii. — Jene von dem Propste und Archidiacone Ulrich über die Kirchenweihe und die kirchliche Übergabe an den Augustinerorden hat aber das Datum anno M.CC.LXIII. (Eichhorn a. a. O. S. 187 und 188.) Durch Kaiser Joseph II. wurde das Kloster aufgehoben und die Güter desselben bildeten ein zum Religionsfonde gehöriges unter dem Namen Augustinergült in Völkermarkt bekanntes Gut. In neuerer Zeit wurde dieses an einen Privaten veräussert, welcher die Kirchengebäude nebst dem Thurme niederreissen liess. In Folge des künstlich bewirkten Umsturzes des massiven Thurmes wurde der Name Augustinergült aufgegeben und der Name Gut Thurmfeld zur Geltung gebracht.

[2]) Nur die Thürme und die gradlinige Verbindung derselben erinnern an den romanischen Styl.

sind Säulen, am Schlusse consolenartige Tragsteine eingesetzt. Auf den letzteren liegt wagerecht der Thürsturz. Die Gliederung des Thorbogens, welcher auf den Capitälen der Pfeiler und Säulen ruht, besteht aus abwechselnden Rundstäben und Hohlkehlen. Das Bogenfeld ist unausgefüllt. Die Thürme sind durch einen geradlinigen Zwischenbau verbunden. Von dem südlichen Thurme erübrigt nur mehr das unterste Geschoss. Die höheren sind bei dem am 4. December 1690 stattgehabten Erdbeben herabgestürzt und nicht ferner aufgeführt worden. Das ursprüngliche Äussere des Thurmrestes und das des nördlichen Thurmes wurde bei der letzten Restauration nach dem Brande vom Jahre 1830 durchweg durch einen mit dem Baustyle der Kirche nicht harmonirenden Verputz, wie z. B. durch des Anbringen des romanischen Bogenfrises in einer Weise verändert, dass in dem Falle einer längeren Ausdauer des Verputzes und wenn sich die Kennzeichen der Neuheit verlieren, spätere Forscher, wenn sie mit der Baugeschichte nicht bekannt sind, leicht, wenigstens für den ersten Anblick, irre geleitet werden können.

Die äusseren Strebepfeiler sind in drei Abschrägungen eingezogen und bis unter das Dach fortgesetzt. Der nördlichen Umfangsmauer sind sieben, der südlichen wegen der dem südlichen Nebenschiffe angebauten Capelle zwei Strebepfeiler vorgesetzt. Der Chor ist auch äusserlich dreiseitig abgeschlossen und den Ecken sind Strebepfeiler vorgestellt.

Das eine der beiden Spitzbogenfenster der dem südlichen Nebenschiffe, wahrscheinlich erst später, angebauten Capelle hat in seinem Masswerke die Fischblase.

Die Seitenportale der beiden Nebenschiffe haben den Spitzbogen. Die Gliederung der Wandung besteht aus Rundstab und Hohlkehle und setzt sich ohne Zwischenglied in den Thorbogen fort. Das Kirchendach gehört der neuesten Zeit an.

Über den Standort des herzoglichen Schlosses in Völkermarkt mangeln gegenwärtig noch genauere Angaben. Nach der Meinung einiger Ortskundigen soll selbes auf dem östlich gelegenen, von der Stadt durch den Mühlgraben geschiedenen, Berge gestanden haben. Andere weisen nach dem westlichen Lilienberge, Andere nach dem Strutzigkogel. Auf allen diesen Anhöhen finden sich Spuren alten Gemäuers, allein in so unbedeutendem Umfange, dass wohl nur auf Wachthürme und nicht auf eine Burg oder auf ein Schloss gefolgert werden kann. Das gegenwärtige, städtische Cassengebäude verräth im Innern ältere Bauten, und auch der aus der Stadtmauer vortretende, mit der Kaserne in Verbindung stehende Rundthurm [1]) gehört dem Mittelalter an. Da jedoch das Castrum Völkermarkt nach der urkundlichen Angabe auf einem Berge lag, so dürfte es bis auf weitere glaubwürdige Aufschlüsse überflüssig sein, sich in blossen Muthmassungen zu ergehen.

Übersicht der romanischen Baudenkmale in Böhmen.

Von Dr. Erasmus Wocel.

Im Verlaufe eines Zeitraumes von 14 Jahren, wo ich mit der Untersuchung und Erforschung der Alterthumsdenkmale Böhmens mich beschäftigte, gelangte ich zur Kenntniss einer bedeutenden Menge von Kirchenbauten, die insgesammt durch ihr Alter, zum Theil auch durch ihre Sculpturen und Kunstformen bedeutsam erscheinen, und allerdings geeignet sind, die Aufmerksamkeit und den Schutz der k. k. Central-Commission in Anspruch zu nehmen. Ich will es hier versuchen ein gedrängtes Verzeichniss der Kirchen des romanischen Styles in Böhmen zu entwerfen, indem ich mir eine ähnliche Übersicht der viel zahlreicheren Kirchenbauten des gothischen Styles in Böhmen für eine andere Zeit vorbehalte. Es sind mehr als hundert Kirchen, die hier angeführt werden, von denen mehrere bereits beschrieben und zum Theil auch abgebildet wurden. Die Andeutungen, wo solche Beschreibungen und Abbildungen zu finden sind, werden an den betreffenden Stellen angeführt. Viele Baudenkmale dieser Art habe ich persönlich untersucht: die meisten aber lernte ich bloss aus der Beschreibung der Herren Seelsorger wie auch der Studirenden kennen, deren Aufmerksamkeit ich auf diese ehrwürdigen Denkmale des Alterthums zu lenken nicht unterlasse, daher ich auch nicht die Verantwortung für die richtige Bezeichnung der sämmtlichen hier angeführten Bauwerke übernehmen kann, und diejenigen welche ich nicht persönlich kenne, mit einem Stern (*) hervorgehoben habe.

Allerdings sind gar viele der hier angeführten Kirchengebäude unscheinbar: ihre historische Bedeutung ist aber unverkennbar, und das um so mehr, da dieselben als die ältesten monumentalen Denkmale des christlichen Cultus in Böhmen auch in religiöser Beziehung höchst beachtenswerth erscheinen. Es sind zumeist arme Dorfkirchen, und eben ihre Armuth und die abgelegene Lage derselben war die Ursache ihrer Erhaltung: denn die grösseren und reicheren Kirchen- und Klosterbauten des XI., XII. und XIII. Jahrhunderts wurden theils durch den Sturm des Hussitenkrieges niedergeworfen, theils war eben der Reichthum derselben die Veranlassung zu ihrem völligen Umbau und zur Vertilgung ihres ursprünglichen Baustyles. Dessenungeachtet stellen sich viele der noch erhaltenen Bauten dieser Art, wie z. B. die Kirchen zu Záboř, St. Jakob, Podwinec, Tismitz, Potworow u. s. w., als Beweise eines bedeutsamen Kunststrebens dar; ihre Formen und Ornamente, wiewohl meistens nach dem Muster der deutschen, zumal sächsischen Kirchen

[1]) Wagner's Album für Kärnthen S. 97.

des romanischen Styles gebildet, weisen doch viele Eigenthümlichkeiten und merkwürdige Details, und nehmen desshalb das Interesse des vaterländischen Kunstforschers in hohem Grade in Anspruch.

Nicht unerwähnt darf endlich bleiben, dass sich noch eine viel bedeutendere Anzahl von Kirchenbauten des romanischen Styles in Böhmen birgt, und dass die hier angeführten nur den kleineren Teil derselben bilden. Als ich im J. 1844 meine Grundzüge der Alterthumskunde schrieb, kannte ich bloss zwölf Kirchen dieser Art in Böhmen, und seit dieser Zeit gelangte ich, meistens wohl durch Zufall, zur Kenntniss von fast hundert Baudenkmalen des romanischen Styles in meinem Heimathlande. Eine systematische Durchforschung Böhmens in dieser Richtung würde meiner Überzeugung nach zu höchst bedeutenden Ergebnissen führen. — Ich lege somit dieses wiewohl höchst unvollständige Verzeichniss vor, mit der Bitte, dass dasselbe als ein Beitrag zur monumentalen Statistik Österreichs entgegengenommen, und in Betracht der Umstände, unter welchen es entstand, mit Nachsicht beurtheilt werden möge.

Albrechtitz, Dorf, Budw. Kr. Kirche mit romanischem Thurme.

Alt-Bunzlau. Die weitläufige Crypta unter der Collegiatkirche des heil. Wenzels. Der ältere Theil der Crypta oder vielmehr der Unterkirche ist höchst wahrscheinlich die kleine vom heil. Wenzel um das Jahr 930 erbaute Kirche des h. Kosmas und Damian; der westliche neuere Theil derselben scheint aber die daran gebaute Crypta der vom Herzog Wratislaw I. im Jahre 1046 gegründeten St. Wenzelskirche zu sein.

*Boz (Klein-B.), Dorf, Pilsn. Kr. Pfarrk. mit roman. Resten.

*Brada, Dorf bei Jičin. Romanisches Kirchlein.

Budin, Stadt, Leitm. Kr. Kirche am Friedhof, mit romanischen Motiven. Darin alte Gemälde.

*Brozan, Leitm. Kr. Dorfkirche, Übergang vom romanischen zum gothischen Styl. Darin ein merkwürdiger uralter Taufstein.

*Bukowsko, Dorf bei Wesseli im Budw. Kr. Romanische Kirche mit einem Thurm mit Rundbogenfenstern und Säulchen, an dem sich die Jahrzahl MCXXXXV befand. Die Kirche soll aber im J. 1853 abgetragen worden sein.

*Charwatec, Dorf im Rakon. Kr. Romanische Kirche, die im Jahre 1000 gegründet sein soll (?).

Časlau. Im Thurm der gothischen Decanatkirche einige Reste des ursprünglichen romanischen Styles dieses Kirchenbaues. Die Sacristei der Kirche ist durchaus romanisch, und scheint das älteste Gotteshaus der Stadt gewesen zu sein.

*Čečelitz, Dorf bei Melnik. Der Kirchenthurm romanisch.

Čelakowitz, Stadt im Prager Kr. An der Aussenseite und am Thurme der Decanatkirche gewahrt man deutliche Kennzeichen des ursprünglichen romanischen Baues, welcher in späterer Zeit bedeutende Umänderungen erlitten hatte.

Čestín, Dorf im Taborer Kr. (Domäne Sternberg). Kirche mit romanischem Portal.

Chotieschau (Chotýšany), Dorf bei Wlašim, Tab. Kr. In neuerer Zeit renovirte Pfarrkirche, die aber in der halbrunden Apsis den ursprünglichen romanischen Typus bewahrt. (Památky arch. I. 266.)

*Dolan, Dorf im ehemaligen Rakonitzer Kreise (Domäne Křitz). Uralte Kirche, halbrunder Chorschluss. Die von Schaller (Sch. Topograph., Rakon. Kreis, S. 143) erwähnten Sculpturen sind vernichtet.

Doxan, Leitm. Kr. Die merkwürdige Crypta mit romanischen Säulen der im Jahre 1144 gegründeten Stiftskirche.

Eger. Der untere romanische Theil der bekannten Doppelcapelle.

Georgsberg bei Raudnitz. Die romanische Rundcapelle des h. Georg am Gipfel des Berges.

*Hoch-Aujezd, Dorf bei Opotschno im Königgr. Kreise. Kirche mit romanischen Elementen.

*Hněwkowice, Dorf, Časlauer Kreis. Der Kirchenthurm romanisch.

Holubitz, Dorf bei Tursko im Prager Kr. Kirche im Rundbogenstyl. Beschrieben in Wocel's archäolog. Reise vom Jahre 1851. Abgebildet in Schmitt's Baualterthümern in Böhmen.

Hostiwar, Dorf bei Prag. Das Presbyterium halbrund.

*Howořowitz, Dorf, Prager Kr. Uralte Kirche mit romanischen Elementen.

*Hrusitz (Hrusice). Dorf im Prager Kr. (Domäne Kammerburg). Im Jahre 1853 schlug ein Blitzstrahl in die Mauer der Kirche, und entblösste das alte, bis dahin vermauerte Portal, welches von romanischen Säulen und reich gezierten Rundbogen gebildet wird und die grösste Ähnlichkeit mit dem schönen Portal von Záboř weiset. Im Tympanum des Portals gewahrt man zwei Basreliefgestalten im geistlichen Gewande, von denen die eine ein grosses Kreuz, die andere einen Stab und ein Buch hält; weiter oben befanden sich Charaktere, welche man für das A und Ω halten könnte, höher noch sind drei Kreuze in einem Wappenschilde sichtbar. Da Hrusitz vor Zeiten dem Kloster Sazawa gehörte, so könnte man vermuthen, dass jene Gestalten im Bogenfelde die heiligen Cyril und Method darstellen. — In meinen Händen befindet sich eine Zeichnung des Portals; zur genaueren Erforschung dieses sehr interessanten Denkmals müsste man Untersuchungen an Ort und Stelle vornehmen.

*Kamenitz, Dorf bei Jesenitz im Prag. Kr. Die Kirche soll romanische Reste enthalten.

Kočí, Dorf bei Chrudím. Die Kirche dieses Dorfes ist zwar kein Denkmal des romanischen Styles, wird aber hier desswegen angeführt, weil sie zu den interessantesten und

ältesten Holzbauten Böhmens gehört. Die Kirche und insbesondere der mit einem bis zum Boden herabreichenden Dache versehene Thurm entspricht der Zeichnung in Otte's Kunstarchäologie S. 7. Über dem gothischen Eingange der Kirche ist die Jahrzahl 1397 sichtbar. Auf dieses merkwürdige Baudenkmal wäre die Aufmerksamkeit um so mehr zu richten, da es von der Neuerungssucht bedroht zu sein scheint.

Kopanina, Dorf bei Prag. Romanische, halbzerstörte Kirche. (Seit kurzer Zeit umgebaut; ob einige Reste der alten Anlage, deren Lithographie ich zugleich einsende, geblieben sind, ist mir nicht bekannt.)

Kondrac, Dorf bei Wlassim, Tabor. Kr. Kirche mit zwei romanischen Thürmchen. Beschrieben und abgebildet in den Památky archäol. I, S. 476 und in Schmitt's Baualterthümern in Böhmen.

*Kostelec am Kreuz, Dorf, Prag. Kr. Kirche im Rundbogenstyl.

Kowary, Dorf, Prager Kreis. Pfarrkirche im romanischen Styl, die an der Stelle der alten Herzogburg Budeč erbaut ist.

*Krčín, Dorf, Königgr. Kr. Kirche, die im XII. Jahrh. gegründet wurde (?).

*Lanschau (Lanžow), Jitschiner Kr. Romanische Kirche.

Libčan, Dorf, Königgr. Kr. Kirche mit romanischen Resten. Beschreibung in Wocel's kunstarchäologischer Bereisung Böhmens im Jahre 1851.

Libiš, Dorf, Kaurimer (jetzt Prager) Kreis. Kirche des Übergangsstyls, mit merkwürdigen Fresken und einem Flugehalter. Beschrieben und abgebildet in den Památky archäol. I, S. 115.

Liebshausen, Dorf, Leitm. Kr. Die Pfarrkirche, ein sehr bedeutender romanischer Bau. Beschrieben in meiner kunstarchäologischen Reise.

*Liteň, Marktflecken, Prager Kreis. Die Pfarrkirche mit romanischen Resten.

*Malotitz, Dorf, ehemals Kaurimer (jetzt Časlauer) Kreis. Kirche mit romanischen Resten.

*Markl bei Neu-Bistritz im Budweiser Kreise. Verödete Capelle im romanischen Styl.

Měchnějov, Dorf, Taborer Kreis (Domäne Sternberg). Romanische Kirche mit einem Thurme. Das im ursprünglichen Style wohlerhaltene Gebäude wurde in neuerer Zeit mit einem Kalkanwurfe bedeckt und weiss angestrichen. Beschrieben in Zap's Památky archäol. I, 223.

Mohelnice, Dorf an der Iser, Bunzlauer Kreis. Romanische Kirche und Thurm. Beschrieben in meiner kunstarchäologischen Reise 1851.

Mühlhausen (Milevsko), Tab. Kr. Romanische dreischiffige Basilica des ehemaligen Prämonstratenser Klosters, eines der ansehnlichsten Denkmale des romanischen Styles in Böhmen.

*Neechwalice, Dorf, Prager Kreis. Romanische Kirche.

Nudwojowice, Dorf bei Turnau, Bunzlauer Kreis. Kirche des Übergangsstyls; in derselben ein alter Flügelaltar.

*Obienitz, Dorf auf der Domäne Chlumetz im Tab. Kr. Kirche des Übergangsstyls.

*Olbramowitz, Dorf auf der Domäne Wotitz im Tab. Kr. Kirchenthurm romanisch.

*Ořech (Wořech), Dorf, Prager Kr. Die Kirche soll Reste des Rundbogenstyls enthalten.

*Petrowitz, Dorf bei Schüttenhofen im Piseker Kr. Alte Kirche, der Thurm romanisch.

Pertoltitz, Dorf im Časlauer Kreise. Der Kirchenthurm romanisch.

Planian, Markt im Časlauer Kreise. Die Pfarrkirche mit romanischen Überresten.

*Plzenec, Dorf im Pilsner Kreise. Roman. Rundcapelle. (Gegenwärtig ein Pulvermagazin der Bergleute.)

Podwinec, Dorf bei Jung-Bunzlau. Kleine aber überaus reich gezierte, wohlerhaltene romanische Kirche. Abgebildet in Schmitt's Baualterthümer in Böhmen. Beschrieben in meiner kunstarchäologischen Reise.

Pořič, Dorf an der Sazawa im Taborer Kreise. Besitzt zwei Denkmale des Rundbogenstyls, und zwar die Pfarrkirche mit einer Krypte und die im ursprünglichen romanischen Styl wohlerhaltene Kirche zu St. Peter und Paul. Beide Kirchen sind abgebildet in Schmitt's Baualterthümer aus Böhmen.

Prag. Die St. Georgskirche am Hradschin. Rundcapelle am Wyšehrad, Rundcapelle in der Postgasse. Rundcapelle am Friedhofe bei der St. Stephanskirche. Das Presbyterium der alten St. Johannskirche auf der Altstadt (Rückseite des Hauses Nr. 203). Der Chorschluss der sonst durchaus erneuerten Kirche der Vorstadt Smichow. Das Innere der St. Peter und Paulskirche am Wyšehrad enthält bekanntlich interessante Reste des romanischen Styles.

Prosik, Dorf bei Prag. Kirche mit romanischen Überresten. Beschrieben von Zap im Actenband der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften vom Jahre 1851—1852, Seite 38. Abgebildet in Schmitt's Baualterthümer.

Psar (Psáry), Dorf bei Wlašim, Taborer Kreis. Kleine Kirche mit halbrundem Chorschluss (Památky arch. I, 264).

*Rajsko, Dorf im Piseker Kreise. Kirche mit romanischen Resten.

*Řečitz, Dorf, Časlauer Kreis. Romanische Kirche.

*Repy, Dorf, Prager Kreis. Romanisches Kirchlein.

*Rohanitz, Dorf im Königgrätzer Kreise. Kirche mit Resten des Rundbogenstyls.

Rudig, Dorf, Saatzer Kreis. Merkwürdiger romanischer Bau. Beschrieben in meiner kunstarchäologischen Reise.

*Schweissing, Dorf, Pilsn. Kr. Pfarrkirche mit romanischen Resten.

*Sedletz, Dorf bei Sedlèan im Taborer Kreise. Kirche im Rundbogenstyl.

*Schlau, Dorf bei Kaden, Saatzer Kreis. Romanische Kirche, enthält alte Gemälde.

*Skalitz, Dorf bei Ondřejow im Prager Kreise. Das Presbyterium der Kirche romanisch. Thiergestalten (symbolische?) in der Aussenseite der Kirchenmauer.

*Skořitz, Dorf auf der Domäne Miroschau im Pilsner Kreise. Romanische Kirche.

Škwrňow, Dorf auf der Domäne Zásmuk im Časlauer Kreise. Romanische wohlerhaltene Kirche mit einem Thurme.

*Slabetz, Dorf im Prager Kreise. Uralte, jedoch in neuerer Zeit renovirte Kirche. Zu Schaller's Zeit soll sich auf einem Steine der Aussenmauer die Jahrzahl MCIX befunden haben. Der Stein ist aber nicht mehr vorhanden.

*Sluha, Dorf im Prager Kreise. Kirche im Rundbogenstyl.

Sobèšin, Dorf zur Domäne Sternberg gehörig, aber im Časlauer Kreise liegend. Die Apsis der Kirche halbrund, der Thurm romanisch. Beschrieben in Zap's Památky archäol. I. 6. Heft. S. 264.

Soutitz, Dorf im Časlauer Kreise. Die Kirche in neuerer Zeit umgebaut, der Thurm aber noch wohlerhalten, romanisch.

*Srbeč, Dorf im Prager Kreise. Alte Kirche mit romanischen Überresten.

*Srbice, Dorf auf der Domäne Chudenitz im Pilsner Kreise. Uralte St. Veits-Kirche. (Soll im XII. Jahrhundert erbaut worden sein.)

Stodulky, Dorf im Prager Kreise. Kirche des Übergangsstyls. Abgebildet in Schmitt's Baualterthümer in Böhmen.

*Stochow, Dorf im Prager Kreise. Kirche mit romanischen Überresten.

St. Jakob. Dorf im Časlauer Kreise. Sehr interessante, wohlerhaltene romanische Kirche mit lebensgrossen Basreliefiguren an der Aussenseite. Durch die im Jahre 1846 in der Kirche selbst aufgefundene Urkunde wird das Jahr der Einweihung des Altars (1161) bestimmt. Meine historische und kunstarchäologische Beschreibung der Kirche nebst dem Facsimile der erwähnten Urkunde ist im Časopis česk. Museum 1847 enthalten. Abbildungen dieser Kirche befinden sich in den archäologischen Blättern und in Schmitt's Baualterthümern.

Teju ober Rowensko, Dorf, Bunzl. Kr. Romanische Kirche.

*Tendražitz, Dorf im Piseker Kreise. Der Kirchenthurm romanisch.

Tepl im Pilsner Kreise. Die dreischiffige, mit einem Querschiffe versehene Collegiat- und Pfarrkirche zu Maria Verkündigung, welche am Schlusse des XII. Jahrhunderts erbaut wurde, stellt sich als ein interessantes Denkmal des Übergangsstyles dar. Die Aussenseite der Kirche, mit den beiden an die Façade sich anschliessenden Thürmen ist grösstentheils in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten; die Absiden der Seitenschiffe sind halbrund, das Mittelschiff hat einen polygonen Chorschluss. Dieser ansehnliche Tempel (die Länge desselben beträgt 204 Fuss) ist wohl das grösste bis auf unsere Tage erhaltene Baudenkmal des XII. Jahrhunderts in Böhmen.

Tetin, Dorf im Prager Kreise. Die St. Katharina-Capelle, welche im Jahre 911 von der heiligen Ludmila gegründet sein soll.

Töschen, Dorf bei Dauba, Bunzl. Kr. Roman. Kirchlein.

*Tožitz, Dorf bei Beneschau im Taborer Kreise. Kirche mit romanischen Überresten.

Třebeschitz (Třebešice), Dorf im Taborer Kreise. Romanische Kirche mit halbrundem Chorschlusse (Památky arch. I. 265).

Turnau, Stadt, Bunzlauer Kreise. Romanischer Thurm an dem Franciscanerkloster.

Tismitz, Dorf bei Böhmischbrod im Prager Kreise. Die Kirche dreischiffig, mit drei Apsiden und zwei Thürmen; wiewohl stark renovirt, gehört sie doch zu den bedeutendsten Denkmalen des romanischen Styls in Böhmen. Die Abbildung derselben findet man in Schmitt's Baualterthümer in Böhmen.

*Viertel, Dorf auf der Domäne Kaut im Pilsner Kreise. Etwa ¼ Stunde von diesem Dorfe entfernt ist die St. Wenzelscapelle, welche höchst wahrscheinlich zum Andenken des vom Herzog Břetislaw im Jahre 1040 erfochtenen Sieges erbaut wurde.

*Waclawitz, Dorf im Königgrätzer Kreise. Die Kirche ist nach dem Zeugnisse der Urkunden im XII. Jahrhundert erbaut worden.

*Waltirsche, Dorf im Leitmeritzer Kreise. Kirche mit romanischen Überresten.

Weisskirchen (Wlinèwes), Dorf im Bunzlauer Kreise. Kirche mit romanischen Resten. Die Abbildung derselben in Schmitt's Baualterthümern.

*Wititz, Dorf bei Böhmischbrod im Prager Kreise. Uralte Kirche; die gemalte Holzdecke derselben wurde im Jahre 1833 zerstört.

*Wiskeř, Dorf im Bunzlauer Kreise. Uralte Kirche, soll romanische Reste enthalten.

Wotryby (Otryby), Domäne Sternberg (jedoch im Časlauer Kreise). Das Presbyterium der Kirche romanisch. Beschrieben in Památky archäol. I, 263.

Wrbno, Dorf bei Melnik. Das Presbyterium der Kirche romanisch.

Žabonosi, Dorf bei Plaňan im Časlauer Kreise. Kirche mit romanischen Resten. Beschrieben in Památky archäolog. I. Th. 277.

Záboř, Dorf im Časlauer Kreise (Eisenbahn-Station zwischen Kolin und Přelautsch). Eine der interessantesten romanischen Kirchen in Böhmen, mit einem schönen Portale. Eigenthümlich ist die Construction des Thurmes, welcher auf den vier, das Mittelgewölbe der Kirche stützenden

A Grundriss des Chores B Längendurchschnitt des Chores C Querdurchschnitt des Chores mit dem alten Dachstuhle. D Fenstertravée an der Südseite des Chores

Säulen ruht. Im „Časopis česk. Museum“ vom J. 1846 findet man die von mir verfasste ausführliche Beschreibung dieser Kirche und die von Herrn Bergmann entworfenen Zeichnungen des Portals, des Grundrisses und des Durchschnittes derselben. Die Abbildung des Portals befindet sich in Schmitt's Baualterthümern.

Zdechowitz, Dorf bei Přelauč. Kirche mit romanischen Resten.

Želkowitz (Schelkowitz), Dorf im Leitmeritzer Kreise. Wohlerhaltene romanische Rundcapelle. Beschrieben in meiner archäologischen Bereisung vom Jahre 1851. Abgebildet in Schmitt's Baualterthümern.

Die gothische Kirche Maria am Gestade in Wien.

(Mit zwei Tafeln.)

Von Karl Weiss.

Die gothische Kirche Maria am Gestade in Wien gehört zu jenen Denkmalen mittelalterlicher Baukunst in Wien, welche schon wiederholt Gegenstand kunstgeschichtlicher Studien waren. Sie ist kein Bau, der durch Reinheit des Styles, durch constructive Mannigfaltigkeit und eine entsprechende Vertheilung der Raumverhältnisse Beachtung verdient. Sie repräsentirt im Langhause eine Periode der Gothik, in welcher bereits die Traditionen der Blüthezeit dieses Baustyles verklungen waren, sie hat ferner schon vielfache Verunstaltungen und störende Neuerungen erhalten. Aber sie bleibt immerhin nicht ohne Interesse in einzelnen Theilen, wie in dem Aufbaue des Thurmes, der Gestaltung der beiden Portale des Schiffes, dem Musikchore und einzelnen Gliedern des Baues.

Um nur eines Werkes zu erwähnen, das über die Kirche Maria am Gestade mit ziemlicher Ausführlichkeit in architektonischer Beziehung handelt, verweisen wir auf des Fürsten von Liechnowsky unvollendet gebliebenen Denkmale der Baukunst in Österreich [1]), worin mit derselben die Reihenfolge der Bauwerke eröffnet wurde, welche dieser verdienstvolle Geschichtsforscher und Kunstfreund bildlich darzustellen und zu beschreiben beabsichtigte. Es ist aber eine bekannte Thatsache, dass weder das Werk des Fürsten Liechnowsky noch die Arbeiten anderer Schriftsteller den Gegenstand möglichst erschöpfend darstellten, sondern dass namentlich über die Zeit der Erbauung der Kirche grelle Irrthümer und Widersprüche aufgenommen wurden. In eine architektonische Beschreibung dieses Bauwerkes wurde dagegen von den uns bekannten Schriftstellern beinahe gar nicht eingegangen oder sie dürfte kaum den Anforderungen entsprechen, welche in unseren Tagen an die Beschreibung eines Bauwerkes gestellt werden.

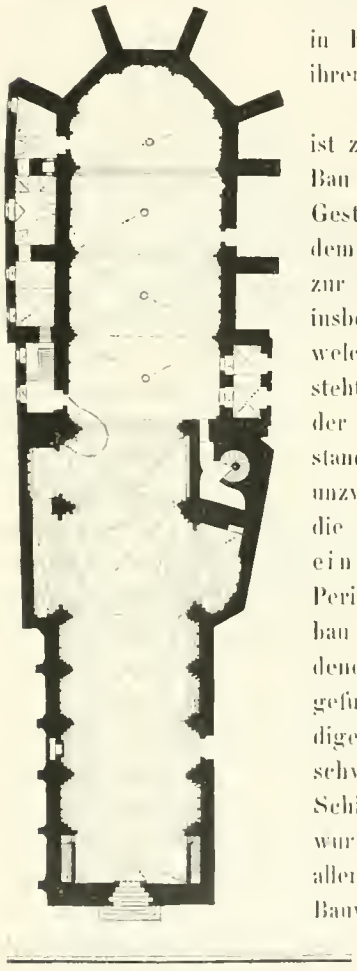
Denn zu der Zeit als die der Kunstgeschichte eine grössere Beachtung widmenden Gelehrten in Österreich, wie Hormayr, Liehnowsky, Primisser, Tschischka u. s. w., Excursionen in die heimathlichen Klöster unternahmen, stand man in Deutschland selbst erst an der Schwelle der Wissenschaft, welche heute zu so ausserordentlicher Bedeutung gelangt ist, und die nun in die Kunstformen des Mittelalters einen Einblick gewährt, von welcher man in früherer Zeit, wo noch die Ansehauungen Winkelmann's den massgebendsten Einfluss ausübten, keine Ahnung besass. Wir machen diese Bemerkung vorzugsweise aus dem Grunde, weil wir noch öfter auf mittelalterliche Bauwerke des Kaiserstaates, worüber schon Untersuchungen angestellt wurden, zurückkommen werden. Denn dieselben können — zum Theil ohne Schuld der Verfasser — ebenso wenig mehr genügen, als die Schilderungen, welche noch zu Anfang dieses Jahrhunderts im Allgemeinen über die geistige Verwilderung des Mittelalters verbreitet waren. Über die verschiedenen Bauformen der letzteren Periode und deren stufenweise Entwickelung zu einander hatte man zu Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland nur schwache unbestimmte Anhaltspunkte und noch in unseren Tagen bestehen hierüber so unklare und zum Theil auch so falsche Vorstellungen, dass sich zum Theil nur daraus der pietätlose Vandalismus und die verfehlten Ansehauungen über die eigentliche Aufgabe der Alterthumskunde erklären lassen.

Was nun die Berichtigung der historischen Irrthümer und Widersprüche über die Zeit der Erbauung der Kirche Maria am Gestade anbelangt, so steht eine solche von dem bewährten und insbesonders in der Localgeschichte Wiens gründlich unterrichteten Geschichtsforscher Herrn Joseph Feil in einem der nächsten Hefte dieser Monatsschrift zu erwarten, daher wir auch nicht weiter darauf eingehen, sondern davon nur insoferne Notiz nehmen, um vom kunstgeschichtlichen und speciell archäologischen Standpunkte aus dieselben zu widerlegen.

Es galt bisher nämlich als unzweifelhaft, dass die Kirche Maria am Gestade verschiedene Bauperioden besass und dass zuerst das Langhaus, dann später der gegenwärtige Chor angebaut wurde. So sagt Liehnowsky ausdrücklich, dass das Langhaus der alte vom Jahre 1154 und der Chor der nach dem Jahre 1400 ausgeführte Theil sei. Eine Broschüre, betitelt „Geschichte der Kirche Maria Stiegen in Wien“, welche bei Gelegenheit der Übergabe der Kirche an den Orden des h. Liguori im Jahre 1821 im Drucke erschienen

[1]) Denkmale der Baukunst und Bildnerei des Mittelalters in dem österreichischen Kaiserstaate. Gezeichnet von und unter Jos. Fischer, Prof. an der kais. Akademie der bildenden Künste, gestochen von verschiedenen Künstlern. Deutsch und französisch beschrieben und auf eigene Kosten herausgegeben durch Fürst Eduard Liehnowsky. Wien 1817. Gedruckt bei Ant. Strauss.

und aus Archival-Documenten des Stiftes Schotten, der Stadt Wien und der ehemaligen Passau'schen Consistorialkanzlei gezogen wurden, sucht nachzuweisen, dass schon gegen die Mitte des XIV. Jahrhunderts eine Capelle daselbst bestand, welche um das Jahr 1388 vergrössert und erweitert wurde. Dieselben Angaben finden wir auch in Hormayr's Geschichte von Wien und in dessen Archive wiederholt. Tschischka endlich behauptet, auf neue Forschungen gestützt, dass die ganze Unterkirche bis zu den Stuffen, die das Schiff von dem Chore trennen, schon vor dem Jahre 1357 bestanden und am 2. Juni 1394 Meister Michel Weinwurm, herzoglicher Baumeister, den ersten Grundstein zum gegenwärtigen Chore gelegt habe.



(Fig. I.)

Betrachten wir vorerst die in Frage stehende Kirche in ihrem jetzigen Bestande.

Aus dem Grundrisse (Fig. I) ist zu ersehen, dass der ganze Bau eine sehr unregelmässige Gestalt besitzt. Abgesehen von dem Missverhältnisse der Länge zur Breite des Schiffes, stört insbesonders der Winkel, in welchem das Letztere zum Chore steht, und die Unregelmässigkeit der Anlagen beider Haupttheilstandtheile, aus der allerdings unzweifelhaft hervorgeht, dass die ganze Kirche nicht nach einem Plane und in einer Periode entstanden ist. Ein Anbau an dem einen schon bestandenen Theile hat jedenfalls stattgefunden. Für den Sachverständigen dürfte aber kaum die Wahl schwankend sein, ob zuerst das Schiff oder der Chor aufgebaut wurde. In Übereinstimmung mit allen Beispielen von gothischen Bauwerken kann das Schiff nicht vor dem XV. Jahrhundert, mithin nur in einer Periode entstanden sein, in der man schon Werke der von ihren organischen Grundsätzen abgewichenen Gothik kennen gelernt und verschiedene Willkürlichkeiten und Ausartungen als ein Product der Verflachung der Formen und der Disharmonie der Theile eingerissen waren.

Der Grundriss zeigt ferner, dass das Schiff der Kirche mit fünf Sterngewölben überspannt ist, die dem Aufrisse desselben entsprechend zu beiden Seiten auf sieben Wandpfeiler mit fünf Travéen — drei grösseren und zwei kleineren — gestützt sind. An der Nordseite des Schiffes und zwar gegen den Chor zu befinden sich bei zwei Travéen capellenartige Ausbaue. Ebenso ist denselben gegenüber an der Nordseite bei dem grösseren Travée ein derartiger Ausbau, welcher aber — wahrscheinlich durch Terrainverhältnisse herbeigeführt — im schiefen Winkel verschnitten ist und das Unregelmässige des ganzen Baues noch mehr erhöht.

Die Gewölbe sind im gedrückten Spitzbogen gespannt, die Gurten des Netzwerkes hängen flach gegliedert, ziemlich tief herab, und die Diagonal- und Quergurten entspringen frei und ohne Vermittelung von Gurtträgern aus den eckigen Wandpfeilern, ohne jedoch bis an den Sockel der Pfeiler herabgeführt zu sein; sondern sie sind — ein charakteristisches Merkmal der Spätgothik — an der unteren Hälfte der Pfeiler abgekröpft, während die an den Eckgewölben auslaufenden Gurten sich schon in der oberen Hälfte des Schiffes auf ornamental behandelten Thierköpfen absetzen.

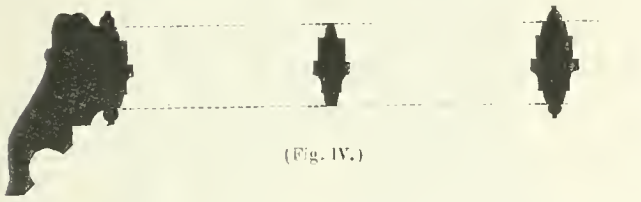
Die grösseren Travéen sind aus Doppelfenstern und zwei Schildbogen mit einer zwischen denselben eingeschlossenen kleinen Tonne gebildet. Durch die im gedrückten Spitzbogen construirten Doppelfenster war der Aufbau eines Mittelpfeilers in den grösseren Travéen nothwendig, so dass eigentlich, wie schon erwähnt, jede Langseite des Schiffes aus sieben Pfeilern besteht. Nur dort wo die Capellenanbaue bestehen, ist natürlich der Mittelpfeiler entfallen. Wir geben hier die Profilirung des Mittel- und Hauptpfeilers sammt dem Fensterprofile von einem der ersterwähnten Travéen (Fig. II), woraus zugleich ersehen werden kann, dass dieselben ziemlich reich gestaltet und mit grösseren und kleineren Wulsten, zwischen denen wieder tiefe Einkehlungen mit breiten Kehlleisten gegliedert sind, abwechseln. An den Hauptpfeilern jedes Travée sind in der Höhe, wo die Gewölbegurten absetzen, zu beiden Seiten der letzterwähnten Glieder capitälartige Consolen, auf denen Figuren unter den mit Fialen gekrönten Baldachinen angebracht sind

(Fig. II.)

(Fig. III.)

(Fig. III). Derselbe Schmuck befindet sich an dem Mittelpfeiler jedes Travée. Auch an diesen sind derlei capitälartige Consolen mit Figuren und Baldachinen. Jedoch besitzen diese noch die Eigenthümlichkeit, dass oben, an der Stelle, wo sonst gewöhnlich die Gurtträger angebracht sind, ein fratzenhafter Thierkopf in ornamentaler Behandlung sich wie ein Band um die zwei Rippen legt, welche, aus dem Netzwerk des Gewölbes entspringend, bis zur Mitte dieses Pfeilers sich fortsetzen. Die Pfeiler ruhen auf eckigen cannelirten Sockeln, und sind mit ersteren durch Rundstäbe und Hohlkehlen in Verbindung gesetzt.

Auch die Profile der Fenstereinrahmung (Fig. IV)[1]) sind tief und breit, und wechseln ohne ein besonders hervortretendes Merkmal zwischen den gewöhnlichen Gliedern.



(Fig. IV.)

Der Raum der Glasfenster ist gegenwärtig grösstentheils vermauert. Nur die an den Abschluss des Langhauses auf der Westseite anstossenden zwei kleinen Travéen besitzen noch die ursprünglichen Fensteröffnungen, woraus zu ersehen ist, dass die Fenster durch zwei gegliederte Pfosten in drei Theile geschieden, das Masswerk der Bogen im Drei- und Vierpass construirt und dessen Füllungen mit Glasgemälden ausgestattet waren. Zur Beleuchtung des Schiffes wurde übrigens an der Nordseite noch eine zweite Fensteröffnung belassen, die jedoch nur bis zu den Schenkeln des eigentlichen Bogens reicht und jedes ornamentalen Schmuckes entbehrt.

Aus der Zeit, wo noch sämmtliche Fenster das Kirchenschiff erhellten, dürften auch die doppelten, über einander gestellten arcadenförmigen Gallerien stammen, welche die untere Fläche einzelner Travéen beleben, im Spitzbogen gegliedert sind, deren Stäbe bis auf den Boden herabreichen und nur an einzelnen Stellen von steinernen Sitzbänken verdeckt sind, die zwischen den Pfeilern angebracht sind.

Der Musikchor (Fig. V) ruht auf einem Tonnengewölbe mit eingewölbten Schildern. Die Anlaufspuncte der drei Schildbogen (gegen das Schiff zu) sind aufgehängt, so dass dieselben drei Bogen vorstellen. Die Flächen oberhalb der

(Fig. V.)

Letzteren, so wie die Brüstung des Chores sind mit Masswerk geschmückt.

Unterhalb des Musikchores und zwar zu beiden Seiten der Eingangsthüre sind zwei schmale, die ganze Mauerdicke ohne irgend eine Profilirung durchbrechende Fenster angebracht. Zu beiden Seiten führen kleine, im Spitzbogen gebaute Thüren auf den Musikchor.

Die Stirnwand des Langhauses hat in der Mitte oberhalb des Chores ein hohes breites Fenster, das noch seine ursprüngliche Gestalt besitzt, daher auch durch zwei gegliederte Pfosten in drei Theile geschieden ist und dessen Masswerk aus einem Drei- und Vierpass gegliedert ist. Die Füllung der Letzteren besteht gleichfalls aus Glasgemälden.

Die schon erwähnten Anbaue gegen das Presbyterium zu gehören gleichfalls der Periode an, in der das Schiff erbaut wurde. Sie besitzen das Netzgewölbe mit tief herabhängenden und schmal gegliederten Gurten, welche an den Pfeilern auf ornamental behandelten Thierköpfen aufsitzen. Der grössere Capellenanbau an der Nordseite des Schiffes hat an der Hauptwand und an den beiden Seitenwänden kleine schmale Fensteröffnungen mit stabartigen Einrahmungen, von denen das Fenster der Ersteren gegenwärtig mit färbigen Gläsern ausgefüllt ist. Ein zweiter schmaler Anbau an der Nordseite steht mit der Kirche nicht im Zusammenhange und ist daher auch auf dem Grundrisse Fig. I nicht ersichtlich. Auf der Südseite und zwar in dem Winkel, welcher durch den Anbau des Schiffes an das breitere Presbyterium entstanden ist, befindet sich die Anlage des Thurmes.

Ein ziemlich schlanker, jedoch nicht bis an das Gewölbe hinauf reichender Bogen führt in das Innere des etwas erhöhten Chores, von welchem wir behauptet haben, dass er unzweifelhaft der ältere Theil der Kirche ist. Der Chor[1]), dreiseitig aus dem Achteck geschlossen,

[1]) Für die Holzschnitte Fig. IV, VI und VII gilt der hier folgende Massstab:

[1]) Vergleiche die beiliegende Tafel IX.

zerfällt, ohne Einrechnung der Apsis des Chorabschlusses, in drei gleichgrosse Travées mit einfachen, im Charakter der frühgothischen Periode gebauten Kreuzgewölben und Schlusssteinen, worauf die Symbole der vier Evangelisten in Stein gehauen sind. Die Gewölbgurten, breiter und flacher als jene in dem Gewölbe des Langhauses, sind birnenförmig profilirt (Fig. VI) und entspringen unmittelbar aus den auf

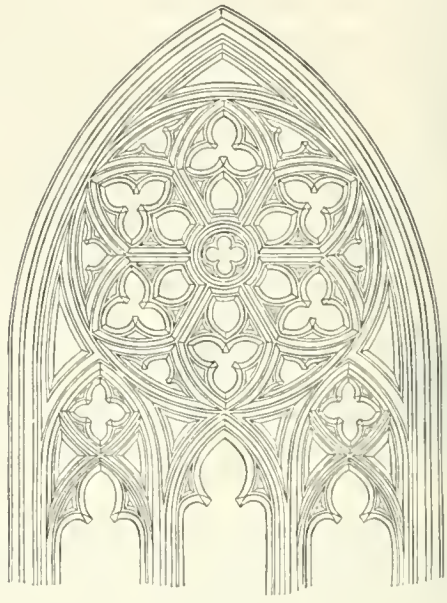
(Fig. VI.)

eckigen Sockeln ruhenden Wandpfeilern. Die Pfeiler treten ziemlich stark hervor und besitzen die im Holzschnitte (Fig. VII) ersichtliche Profilirung. In der Mitte der

(Fig. VII.)

Pfeiler sind die Rippen abgesetzt und in der dadurch entstandenen Einsenkung freistehende Säulen mit römischen Capitälen errichtet, auf denen Figuren unter Baldachinen und Spitzsäulen stehen, die hart unter dem Abschnitte der Rippen angebaut sind. Aus der Art und Weise jedoch, wie die Säulen und Figuren — abweichend von jener im Langhause — an den Pfeilern eingeschoben und die Gurten abgesetzt wurden, unterliegt es keinem Zweifel, dass die Gewölbgurten als Dienste sich an den Pfeilern bis auf dem Sockel der letzteren fortsetzen, die Gurten mithin in der Mitte der Pfeiler und zwar wahrscheinlich zur Zeit der Erbauung des Langhauses abgeschlagen und in die dadurch entstandene Einschrägung die Säulen sammt den Figuren und Baldachinen eingestellt wurden.

Zu den interessantesten Details der ganzen Kirche dürften die breiten und im schlanken Spitzbogen gebauten Chorfenster gehören. Eine kräftige, aus Rundstäben und Kehlen reich gegliederte Einrahmung bildet den gemeinsamen Bogen. Drei profilirte Pfosten theilen die innere Fläche der Fenster und erscheinen zugleich als die Schenkel zweier grösserer Spitzbogen, die wieder in zwei kleinere, in Nasen auslaufende Bogen abgetheilt sind. Das Masswerk derselben ist grösstentheils edel und verständig aus dem Vierpass construirt und in den Zwischenräumen mit Glasmalereien geschmückt. Die Fenster des Chores sind durchgehends geöffnet; die Pfosten sitzen auf breiten in schräger Abdachung hervorspringenden Mauerleisten auf. Wir geben hier eines der Fenster auf der Südseite des Thores, welches sich am meisten durch den edlen Charakter des Masswerkes auszeichnet (Fig. VIII). Unter denselben befinden sich zur



(Fig. VIII.)

Ausfüllung der leeren Wandfläche Triphorien mit geschweiften, auf dünnen Säulen gestützten Spitzbögen. Diese Triphorien können daher nicht dem ursprünglichen Baue angehören, sondern sind ebenfalls Neuerungen einer späteren Zeit, wie die Säulen mit den Figuren und Baldachinen an den Wandpfeilern des Chores.

An den Chor schliessen sich ferner zu beiden Seiten Zubauten, und zwar auf der Nordseite die neue Sacristei mit den Nebengemächern, dann gegen das Schiff zu die alte Sacristei mit dem Aufgange zu der an der Bogenöffnung des Chores errichteten steinernen Kanzel, an der Südseite ein Oratorium sammt Aufgang, dann ein Portal. Von diesen Zubauten gehört nur das letztere der ersten Bauperiode, die übrigen so wie auch die Kanzel einer späteren Zeit an.

(Schluss folgt.)

Decennal-Aufzeichnung der archäologischen Funde in Siebenbürgen vom Jahre 1845 bis 1855.

(Ein Beitrag zu den „Beiträgen einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie des J. G. Seidl.“)

Von M. J. Ackner, Correspondenten der k. k. Central-Commission zu Hamersdorf in Siebenbürgen.

(Schluss.)

1855.

Am 26. Februar l. J. kam ein romänischer Landmann zu Broos in ein dortiges öffentliches Local, zeigte eine altrömische Silbermünze vor und verlangte 10 Kreuzer C. M. dafür. Als er sah, dass man ihm das geforderte Geld augenblicklich auszahlte, theilte er mit, dass er über hundert solcher Münzen, jedoch nicht bei sich habe. Man forderte ihn auf, diese zu bringen, und er versprach auch diess zu thun. Indess erschien er nicht, und man brachte in Erfahrung, dass er diess alte Geld für 18 fl. C. M. an einen Juden verkauft habe. Die Kunde allarmirte natürlich Alle, denen alte Münzen nicht Bruchsilber, sondern historische Gegenstände und oft Denkmale von der grössten Wichtigkeit sind, und veranlasste das k. k. Kreisamt zu Nachforschungen. Durch die Localpolizei wurden auch aus der dritten Hand die Münzen ermittelt, und dem k. k. Kreisvorsteher, Statthaltereirath von Thienemann, zugestellt.

Aufgefordert durch letztern, gelang es dem als Numismatiker rühmlichst bekannten Brooser Magistratsrath, Joseph Loreni, diese Münzen, deren Gewicht etwas über 30 Loth beträgt, mit Ausnahme von 11 Stücken, zu bestimmen.

Da es nicht ohne Interesse sein dürfte zu erfahren, was für Münzen der walachische Bauer angeblich bei dem Vulkaner Gebirgspasse gefunden und nach Broos auf den Jahrmarkt gebracht habe, so folgt hier auch deren Specificirung nach Senator Loreni's Angabe. Es sind nämlich fürs erste 24 Gattungen Consular-Münzen aus der Zeit der römischen Republik (100 Jahre vor Ch. Geb.) als wichtig für Sammlungen. Diese Münzen beziehen sich auf nachfolgende römische Familien: 1) Aemelia 2 Stücke; 2) Antonia 13 Stücke; 3) Caecilia 1 Stück; 4) Calidia 1 St.; 5) Calpurnia 1 St.; 6) Cassia 1 St.; 7) Claudia 1 St.; 8) Cornelia 2 St. (davon eine mit Libertas); 9) Cossutia 1 St.; 10) Crepusia 1 St.; 11) Durmia 1 St.; 12) Fonteia 1 St.; 13) Furia 3 St. [1]); 14) Hosidia 2 Stück; 15) Julia 1 Stück; 16) Junia 3 Stück; 17) Licinia 1 St.; 18) Manlia 1 St.; 19) Martia 1 Stück; 20) Plaetoria 3 Stück in zwei verschiedenen Prägen; 21) Poblicia 1 St.; 22) Tituria 1 St.; 23) Vibia 2 Stück; 24) Volteia 1 Stück.

Was zweitens die Münzen der Cäsaren betrifft, so sind von denselben 9 Gattungen, nämlich: 1) vom Octavianus Augustus 2 Stücke; 2) vom Tiberius Nero und dessen Bruder Germanicus 1 Stück, welches als sehr schätzenswerth bezeichnet wird; 3) Galba 2 St.; 4) Otho 1 St.; 5) Vitellius 3 St. aus zwei verschiedenen Prägen; 6) Fl. Vespasianus 29 St. verschiedener Typen, darunter 13 mit der sitzenden Roma und 1 St. mit Judaea capta; 7) Titus Vespasianus, 8 verschiedene Prägen; 8) Julia, Tochter des Titus, 1 St., welches sehr gut conservirt und namentlich den Kopfputz und das Haarnetz der schönen Römerin deutlich erkennen lässt; 9) Domitianus 5 St., verschiedene Typen.

„Diess Verzeichniss, bemerkt der Beschreiber, beweist, dass man in Siebenbürgen mitunter sehr interessante römische Münzen (und ebenso auch altgriechische) findet; die Schmelztiegel der vaterländischen Gold- und Silberarbeiter würden aber, wenn sie könnten, Mittheilungen über eine bedeutende Menge solcher Münzen machen, welche sie nur seit dem Jahre 1800 verschlungen haben. Und es wäre, diesem modernen Vandalismus gegenüber, zu wünschen, wenn die politischen Behörden ermächtigt würden alle dergleichen Funde, die aber unbedingt eingeliefert werden müssten, ungesäumt bar bezahlen zu können“.

Am 22. März 1855 fand im Nordwesten Siebenbürgens Kenderessi Andras aus Akos zwischen Akos und Dobra, im Kreise Szilagy Somlyo, am Ufer des Krásznaflusses eine Goldspange 5½ Loth schwer, deren genauere Beschreibung uns nicht bekannt geworden ist. Sie wurde von dem k. k. Münz- und Antiken-Cabinete für ein dem Finder ausbezahltes Honorar von 200 Gulden C. M. erworben. Da ich dieses kostbare Fundstück zu sehen keine Gelegenheit fand, so wandte ich mich, um vielleicht etwas mehr darüber zu erfahren, an die k. k. Statthalterei, allein auch im dortigen Berichte fand ich diesen Fund nur im Allgemeinen angedeutet. —

Der k. k. Conservator und Pfarrer in Fogaras, Herr Mökesch, hat diesen Sommer Forschungen und Ausgrabungen bei Galt und Héviz angestellt, über deren Erfolg er vielleicht selbst an die k. k. Central-Commission Bericht abstatten dürfte. Aus einigen seiner Mittheilungen erfahre ich, dass er von dem zwischen Galt und Héviz gelegenen bekannten römischen Castrum in ostnördlicher Richtung 180 Schritte entfernt, viele auf einen daselbst gewesenen Begräbnissplatz deutende Bruchstücke von Urnen und Grabgefässen gefunden; 622 Schritte weiter in derselben Richtung einen 1½′ tiefen, unter der Erde mit schönen, breiten Backsteinen gepflasterten und mit rohen Bruchsteinen eingefassten Gang entdeckt, welchen er 120 Schritte verfolgte und der angeblich in weiterer Ausdehnung noch tausende von Klaftern betragen möge. Die weitere Ausgrabung wurde jedoch

[1]) Mit verschiedenen Typen: Jani caput bifrons et barbatera; Caput Cervis spicis coronatum.

durch die Bestellung des Ackerfeldes, womit die Eigenthümer an diesem Platze der archäologischen Forschung beschäftigt waren, für diessmal verhindert. Die schwarzen und stark gebrannten Mauerziegel haben die regelmässige Quadratform, deren eine Seite 14 bis 15″ und deren Dicke 3″ misst. Sie erscheinen meistens gestempelt mit ZAGA oder SAGA, der erste Buchstabe ist in keinem Abdrucke ganz deutlich. Auch wurden nebst vielen Bruchstücken von Gefässen ungewöhnlich grosse Dachziegel von 20″ Länge und 14″ Breite ausgegraben, welche entweder denselben Stempel oder mit der Hand und den Fingern in die weiche Thonmasse eingedruckte Kreise, Kreuz- und Parallellinien, als Verzierung, wahrnehmen lassen. Der Gang oder Fusssteig nimmt seine mit Backsteinen gepflasterte Richtung, nach etwa 350 Schritt entfernten nassen, versumpften Plätzen, wo, nach Ansicht des Conservators, der hier mit Fleiss angelegte Gang zu den Thermen geführt haben soll. Reiche Quellen triebaren Wassers sprudeln auf der entgegengesetzten Seite näher am Altfluss etwa 270 Schritt nordwestlich vom Castrum. Im Orte Héviz selbst fand der Conservator auf dem Hofraume des Grafen Berzenzei den bereits schon vom Ritter Neigebaur in seinem „Dacien“ erwähnten 3½′ hohen 2½′ breiten und 6″ dicken Sandstein, welcher höchst wahrscheinlich von der bei Galt über den Altfluss führenden und gebauet gewesenen Brücke herrührt, dessen Inschrift, nach dreimaligem Waschen mit einer Bürste, ziemlich deutlich hervortrat, deutlicher und vollständiger als Neigebaur dieselbe gegeben, und, wie hier unten folgt, sich jetzt darbietet:

HIC ELDIVS
AG PONTEM
EREX SVMPTIBCL
GAL . .N MP .
. . . . . .
. . . . . .

Einen ziemlich schön geformten grossen Altar von Sandstein, 4′ 2″ hoch, 2′ 3″ breit und 2′ 3″ dick, mit dem kleinen Reste seiner in sechs Zeilen bestandenen, aber jetzt beinahe erloschenen Inschrift, habe ich bei meiner eiligen Durchreise von Kronstadt nach Schässburg im Edelhofe des Grafen Kalnaki zu Héviz abgezeichnet. Der Altar steht neben einem Radbrunnen unter freiem Himmel und hat die hier folgenden noch kennbar erhaltenen Worte:

EXAF . . . .
VSL . . . .

Aus dem nämlichen Functionsbezirke übersendete mir der genannte k. k. Conservator eine Anzahl daselbst und in der Umgegend zerstreut gefundener und von Privaten gesammelter antiker Münzen zur Besichtigung und Untersuchung, ob darunter nicht etwa eine seltene zur Aufhebung für das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet geeignete sei? Sie bestehen in 44 Exemplaren römischer Kaiser-, 3 Consular-Münzen und aus dem Bruchstück einer griechischen Münze. Darunter ist keine seltene. Die wenigsten stammen aus der frühern blühenden Kaiserzeit, die meisten aus der spätern Periode, dem Verfalle des römischen Reiches und byzantinischen Herrschern angehörig.

Auffallend ist es, dass in allen Theilen Siebenbürgens nicht nur lange vor der Eroberung Daciens durch Trajan bereits 4—7 Jahrhundert vor Chr. G. geprägte Autonommünzen von den griechischen Städten des illyrischen Küstenreiches und von den Inseln des jonischen Meeres vorkommen, sondern auch lange nach der Preisgebung Daciens durch den Kaiser Aurelian, selbst aus der spätesten byzantinischen Kaiserzeit und des oströmischen Reiches Münzen von schlechtem Gehalt und Kunstwerth ungemein häufig gefunden werden. Daraus lässt sich mit ziemlicher Sicherheit schliessen, dass der Verkehr Daciens mit den illyrischen Hafenstädten Dyrrhachium und Apollonia, und von da abwärts mit den Inseln Korkyra, Thasus u. m. a. sehr frühe schon, und dann aber auch viel später mit Byzanz, an den Küsten des Pontus euxinus und an den Isterufern herauf, stattfand, wozu unstreitig die reichen edlen Erze im Herzen des alten Goldlandes reizten und Anlass gaben. Einen Beweis besonders für den spätern orientalischen Verkehr liefern zum Theil auch die Münzen, deren Beschreibung im Nachfolgenden gegeben wird:

Vorderseite.	Rückseite.	Anmerkung.
1. Kopf Mithradates des Grossen?	ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΜΙΘΡΑΔΑΤΟΥ, Adler mit dem Kranz im Schnabel.	Silbernes Bruchstück. Mithradates König in Pontus 123—163 vor Chr. Geb.
2. Doppelkopf des unbärtigen Janus; zwischen F und °.	C. FONT. ROMA. Dreiruder mit rudernder Mannschaft.	Silberne Consularmünze aus der römischen Republik.
3. Kopf der gehelmten Pallas, rückwärts °.	Q. CVRT. ROMA. Die Siegesgöttin im Viergespann.	Silberne Consularmünze aus der römischen Republik.
4. VRBS ROMA gehelmter Kopf der Roma.	Wölfin den Romulus und Remus säugend. Oben zwei Sterne, Castor und Pollux vorstellend, unten: ESTS.	Bronze. Aus der Zeit Constantin d. Grossen.
5. TI. CLAVDIVS CAESAR AVG. P. M. TR. P. IMP. PP. Kopf des Tiberius.	LIBERTAS AVGVSTA. Eine stehende Figur mit ausgestreckten Händen, in der Mitte: S. C.	Bronze von I. Grösse. 10 Jahre nach Christi Geburt.

Vorderseite.	Rückseite.	Anmerkung.
6. IMP. CAES. VESPAS. AVG. TR. P. COS. III. Kopf Vespasians belorbeert.	FORTVNAE REDVCI. S. C. Fortuna stehend, in der Rechten das Steuer, in der Linken das Füllhorn.	Br. 2. Grösse. 70 Jahre nach Chr. G.
7. IMP. TITVS VESP. AVG. P. M. TR. P. COS. . . Kopf mit der Strahlenkrone.	AEQVITAS AVGVST. Die Gerechtigkeit stehend, in der Rechten die Wage, in der Linken die Lanzen.	Br. 2. Grösse. Vom Jahre 79 nach Chr. G.
8. IMP. CAES. NERVA. TRAIAN. AVG. GERM. P. M. Trajans Kopf.	. . . . . abgeschliffen.	Br. 2. Grösse. Vom Jahre 98 nach Chr. G.
9. IMP. NERVA TRAIANVS AVG. GER. DACICVS. Trajans belorbeerter Kopf.	SPQR. OPTIMO PRINCIPI. Trajan zu Ross mit der rechten Hand die Lanze auf den unterliegenden Dacier werfend.	Br. 2. 104—110 nach Chr. G.
10. IMP. TRAIANO AVG. GER. DAC. P. M. TRP. COS. VI. P. P. Kopf des Trajan mit Lorbeern bekränzt.	ARAB. ADQVIS. S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI. Weibliche Figur, in der Hand einen Zweig, in der linken ein Rohr, unten der Vogel Strauss.	Br. 1. Grösse. 112—113 nach Chr. G.
11. HADRIANVS AVG. COS. III. Kopf des Kaisers mit dem Lorbeer.	FELICITAS AVGVSTI. Felicitas sitzend, in der Rechten eine Schale haltend.	Br. 1. Grösse. 119—138 vom Jahre Chr.
12. HADRIANVS AGVSTVS. Haupt des Kaisers mit dem Lorbeerkranze.	SALVS AVGVSTI COS. III. S. C. stehende weibl. Figur labet aus der Schale eine vom Altar sich aufrichtende Schlange.	Br. 2. Grösse. 119—138 vom Jahre Chr.
13. Ähnlich.		
14. AVRELIVS CAESAR AVG. P. II. F. COS. II. Mare. Aurels Kopf.	CONCORDIA. S. C. Concordia, in der rechten Hand die Schale, in der linken das Füllhorn.	Br. 2. Grösse. 144 nach Chr.
15. LVCILLAE. AVG. M. ANTONINI F. Kopf der Lucilla.	VENVS S. C. Die Göttin, eine Victoria in der rechten Hand, in der linken eine Lanze.	Br. 1. Grösse. 169 nach Chr.
16. LVCILLA AVGVSTA. Kopf der Lucilla.	PIETAS. Pietas stehend vor dem flammenden Altar, die Rechte ausgestreekt, die Linke mit dem Rauchfasse.	Br. 2. Grösse. 169 nach Chr.
17. IVLIA AVGVSTA. Kopf der Julia Domna, Gattin des Sept. Severus.	IVNO. Die Göttin stehend, in der rechten Hand eine Schale, in der linken . . .	Br. 3. Grösse. 211 nach Chr.
18. MAXIMINVS PIVS AVG. GERM. Belorbeerter Kopf des Kaisers.	SALVS AVGVSTI. S. C. Salus sitzend, mit der rechten Hand aus der Schale eine vom Altar sich aufrichtende Schlange labend.	Br. 1. Grösse. 237 nach Chr.
19. IMP. GORDIANVS PIVS FEL. AVG. Belorbeerter Kopf Gordians III.	VICTORIA AETER S. C. Victoria stehend, in der Rechten einen Schild, in der Linken einen Palmenzweig. Auf der Erde sitzt ein Gefangener.	Br. 1. Grösse. 244 nach Chr.
20. IMP. M. I. PHILIPPVS AVG. Kopf des älteren Philippus belorbeert.	PROVINCIA DACIA AN. I. Dacia stehend zwischen dem Adler und Löwen, in der rechten Hand ein gekrümmtes Schwert, in der linken die Fahne, worauf: D. F.	Br. 1. Grösse. 249 nach Chr.
21. IMP. PHILIPPVS AVG. Belorbeerter Kopf des jüngeren Philippus.	PAX AETERNA S. C. Sitzende Figur, in der rechten Hand einen Palmzweig, in der linken die Lanze.	Br. 1. Grösse. 249 nach Chr.
22. GALLIENVS AVG. Haupt des Gallienus mit der Strahlenkrone.	APOLLINI CONSER. Ein Centaur.	Br. 3. Grösse. 259 nach Chr.
23. PROBVS P. F. AVG. Kopf mit der Strahlenkrone.	MARTI PACIF. Mars schreitend, in der rechten Hand einen Zweig, in der linken Lanze und Schild, unten P. Q. R.	Br. 3. Grösse. 281 nach Chr.
24. IMP. CC. VAL. DIOCLETIANVS P. P. AVG. Haupt Diocletians mit dem Lorbeerkranze.	GENIO POPVLI ROMANI. Genius stehend, in der rechten Hand die Schale, in der linken das Füllhorn, worunter: H T R.	
25. MAXIMINVS NOB. CAES. Das Haupt Maximins mit dem Lorbeer.	SACRA MONET. AVGG. CAESS. NOSTR. Weibl. Figur stehend, in der rechten Hand die Wage, in der linken das Füllhorn, unten: A. P.	Br. 2. Grösse. 305 nach Chr.

Vorderseite.	Rückseite.	Anmerkung.
26. IMP. C. M. A. MAXIMINVS P. F. AVG. Haupt mit dem Lorbeerkranze.	GENIO POPVLI ROMANI. Genius stehend, in der rechten Hand die Schale, in der linken das Füllhorn.	Br. 2. Grösse. 305 nach Chr.
27. CONSTANTINVS NOB CAES. (Vulgo Chlorus). Haupt des Chlorus mit dem Lorbeerkranze.	SAC. MON. VRB AVGG. CAESS. N. N. Moneta stehend, in der Rechten die Wage, in der Linken das Füllhorn B. T.	Br. 3. Grösse. 305 nach Chr.
28. IMP. CONSTANTINVS AVG. Constantinus Haupt mit dem Lorbeerkranze.	SOLI INVICTO COMITI. Sol stehend, die Rechte erhebend, in der Linken eine Kugel haltend. Im Felde R. S. unten: P. L. C.	Br. 3. Grösse. 315 nach Chr.
29. CONSTANTINVS AVG. Haupt belorb.	PROVIDENTIAE AVG. Prätorium D. N.	Br. 3. Grösse. 320 nach Chr.
30. Ähnlich.	CONSTANTINI MAX. AVG. VOT. XX im Lorbeerkranz.	Br. 3. Grösse. 320 nach Chr.
31. CONSTANTINVS IVN. N. C. Haupt mit dem Lorbeerkranze.	GLORIA EXERCITVS. Zwei militärische Figuren stehend mit der Lanze, inmitten eine Fahne, unten: S. M. S. P.	Br. 3. Grösse. 320—337 nach Chr.
32. FLIVL CONSTANTINVS. NOB. CAES. Kopf mit der Strahlenkrone.	Lorbeerkranz, in welchem VOT. XX.	Br. 3. Grösse. 337—361 nach Chr.
33. D. N. CONSTANTIVS P. F. AVG. Kopf mit Diadem und Perlen, zurück: A.	CONCORDIA MILITVM. Ein Krieger im Waffenrock stehend, in der rechten und linken Hand Fahnen haltend mit dem Zeichen des Kreuzes, im Mittelfeld III. unten: ASIS.	Br. 3. Grösse. 361 nach Chr.
34. Ähnlich.	FEL. TEMP REPARATIO. Ein Legionär durchbohrt mit der Lanze einen feindlichen Reiter. unten: S. M. N. A.	Br. 3. Grösse. 361 nach Chr.
35. D. N. FLCL. IVLIANVS. P. F. AVG. mit gehelmtem Haupte.	VOT. MVLT. XX im Lorbeerkranze, unten: SIRM.	Br. 3. Grösse. 363 nach Chr.
36. D. N. IOVIANVS. P. F. AVG. Des Kaisers Haupt mit Diadem aus Perlen.	VOT. MVLT. X. unten: ASISC.	Br. 3. Grösse. 364 nach Chr.
37. D. N. VALENTINIANVS. P. F. AVG. Valentinians des älteren Haupt mit dem Diadem von Perlen.	GLORIA ROMANORUM. Legionär im Waffenrock, in der linken Hand die Fahne, mit dem Monogramm Christ, schleppt einen auf die Knie gestürzten Gefangenen an den Haaren mit sich. Mittelfeld: S. D. unten: BSISC.	Br. 3. Grösse.
38. Ähnlich.	SECVRITAS REIPVBLICAE. Siegesgöttin schreitend mit ausgestreckter rechten Hand, in der linken einen Palmzweig; im im Felde * P. H. unten: ASIST.	Br. 3. Grösse. 364 — 365 nach Chr.
39. Ähnlich, fast dieselbe Präge.		
40. D. N. VALENTINIANVS IVN. P. F. AVG. Kopf mit Diadem von Perlen.	SECVRITAS REIPVBLICAE. Die Victoria vorwärts schreitend.	Br. 3. Grösse. 375—392 nach Chr.
41. D. N. GRATIANVS P. F. AVG. Kopf mit Diadem von Perlen.	GLORIA ROMANORVM. Der Imperator im Waffenrock, in der linken Hand eine Standarte, worauf das Monogramm Christi, mit der rechten Hand einen Gefangenen an den Haaren nach sich ziehend: im Mittelfelde: R. P. unten: ΔSISCA.	Br. 3. Grösse. 292 nach Chr.
42. D. N. THEODOSIVS P. F. AVG. Kopf mit dem Diadem von Perlen.	VOT. X. MVLT. XX im Lorbeerkranz.	Br. 3. Grösse. 379—395 nach Chr.
43. Ähnlich.	VICTORIA AVGG. Die Siegesgöttin schreitend.	Br. 3 Grösse.
44. D. N. ARCADIVS P. F. AVG. Kopf mit Diadem von Perlen.	VIRTVS EXERCITVS. Der Imperator, in der rechten Hand die Lanze, in der linken das Schild haltend, wird von der Siegesgöttin gekrönt.	
45. D. N. MAVRIC. N. P. AVG. Brustbild des Kaisers, in der Rechten die bekreuzte Weltkugel, in der linken Hand das Scepter mit dem Adler.	ANNO K. XVI. Oben: ✝ unten: P.	Br. 2. Grösse. 582—602 nach Chr.

Drei von den mir überschickten Münzen konnten nicht regelrecht beschrieben werden. Die erste war ein verschliffenes 5 Soldistück von Andreas, dem venet. Dogen, und die zwei andern zeigen bloss das Bild Marc Aurel's mit unleserlicher Aufschrift. Übrigens sind mehrere von den oben beschriebenen alten Münzen dergestalt abgenützt und verwischt, dass dieselben bloss von einem geübten Auge und durch Vergleich mit besser erhaltenen von demselben Stempel entziffert und gelesen werden konnten.

Nach dem am 25. August erfolgten Schlusse der diesjährigen General-Versammlung des Vereines für siebenbürgische Landeskunde zu Kronstadt, kehrten wir auf weniger befahrenen Umwegen wieder nach Hause zurück, bei welcher Gelegenheit wir auch Malmkrog berührten, einen Ort, den man wegen des schönen Apaffischen Denkmals von jeher gerne besuchte. Ich kannte dasselbe bereits seit früheren Tagen, hörte aber, dass es im verhängnissvollen Rebellentumult (1848 und 1849) sehr gelitten. Um mich davon zu überzeugen, fuhren wir hin, kamen spät an und mussten in Malmkrog übernachten. Am Morgen gingen wir in die evangelische Kirche, bis wir den Schlüssel von der Capelle des Apaffischen Grabmals aus der gräflich Bethlen'schen Familie erhielten. Ausgezeichnet fanden wir in der evangelischen Kirche die mit reich vergoldeter Umfassung zierlich geschmückten Gemälde der Flügelthüren des Altars. In derselben Manier angefertigte Altarblätter in Öl sieht man häufig in unsern protestant. Kirchen Siebenbürgens, nicht nach ihrem Werthe besorgt und geachtet: sie stammen wahrscheinlich aus dem XV. und Anfang des XVI. Jahrhundert, wenigstens die meisten, von inländischen deutschen Künstlern, und zeigen von hoher Kunstfertigkeit und einem geläutertem Geschmacke. Diese Altargemälde unserer Kirchen verdienten wohl eine genauere Erforschung und Beschreibung, bevor sie noch ganz verdorben, beseitigt und neueren, denselben an Kunstwerth weit nachstehenden, Platz machen müssen. Die Fresomalereien aus der Passionsgeschichte des Heilandes an den Chorwänden dieser Kirche stehen dem Altarkunstwerke an Werth weit nach.

Von der erhaben liegenden evangelischen Kirche stiegen wir auf die entgegengesetzte Anhöhe bis zur Capelle, mit dem schönen, von seiner Gemahlin, gebornen Petky, ihrem 1634 verstorbenen Gatten, Georg Apaffi, dem Vater des Fürsten Michael Apaffi I. errichteten Monumente, unstreitig dem kostbarsten im ganzen Lande, einen grossen Sarkophag von grauem Marmor vorstellend, auf welchem Georg Apaffi in Lebensgrösse und voller Rüstung liegend, ruhet; ihn umgeben kunstvolle Arabesken und sinnbildliche Figuren mit seinem Familienwappen, halb erhaben, ausgehauen. An den vier Seiten des Sarkophages sieht man eine Menge angebrachter Inschriften. Eine der Seiten stellt G. Apaffi's drei Knaben, der eine todt, und die zwei andern um ihn kniend dar. Diese sind mit dem Vater hier begraben worden. Jede Ecke des Denkmals hat eine ausgehauene, symbolische Statuette. Auch G. Apaffi's Gemahlin, welche dieses Monument errichten liess, liegt hier begraben.

Der Anfertiger dieses plastischen Kunstwerkes, Elias Nikolai, war ein Hermannstädter Bildhauer (Andere halten ihn für einen Schässburger), welcher, ein Autodidakt, ohne vorausgegangene Erlernung der Regeln der Kunst, sich zu solcher Meisterschaft emporgeschwungen, und ein Werk darstellte, welches der damaligen Zeit nach, in jeder Hinsicht schön und vortrefflich genannt werden kann. Derselbe Bildhauer Elias Nikolai soll auch etliche Grabsteine der Superintendenten zu Birthälm, z. B. Georg Theilesius, Christian Barth und Lucas Hermann, angefertigt haben.

Aber, wie schändlich hat der wahnwitzig-tolle Rebellensturm auch hier gehaust und seine Zerstörungssucht ausgeübt! Eine beklagenswürdige Misshandlung und Verstümmlung hat dieses schöne, einzige Denkmal unseres Vaterlandes von dem neuen Vandalismus erlitten. Mit eisernen Werkzeugen und Lanzenspitzen wurden an der Hauptfigur Nase, Bart, die Hand mit dem Schwertgriff zertrümmert, allen Statuetten und Figuren am Sarkophage die Köpfe und Hände u. s. w. beschädigt oder weggeschlagen. Mit Indignation und gerechtem Schmerze verliessen wir das Apaffi'sche Grab-Denkmal in Malmkrog.

In einem Gymnasial-Programm (Annales Gymnasii Gr. Cathol. maioris Blasiensis pro anno Scholast. MDCCCLV etc.), welches der Canonicus und Gymnasii Director, Tim. Cipariu, herausgegeben, enthält gleich die Rückseite des Titelblattes die Abschrift von römischen Cerattafeln aus einer alten Römer-Goldgrube nächst Abrudbánya herstammend, welche der griechisch-unirte Herr Bischof, vom A. Diacon. Simeon Balint erhalten, an das dortige Gymnasium übergab. Sie bestehen aus zwei lichtenen noch sehr gut conservirten Blättern. Das Büchlein enthält einen Kaufvertrag in doppelter Abschrift, dessen zweite Abschrift wegen des fehlenden Blattes nicht ganz ist. Die Form der Buchstaben ist die römische Cursivschrift und gleicht jener auf den Wachstafeln, welche daselbst gefunden und J. F. Massmann in seinem Libellus aurarius herausgegeben hat, jedoch viel eleganter und mehr complicirt.

Eine genaue Beschreibung mit den auf diesen Tafeln verborgenen Sinn verspricht Herr Cipariu vielleicht ein andersmal geben zu können und zu wollen. Der Text von zwei Blättern wurde in nachfolgender Weise angegeben:

DASIVS BREVCVS EMIT MANCIPIOQVE ACCEPIT
PVERVM APALAVSTVM SIVE IS QVO ALIO NOMINE
EST NE. GRECVM APOCATVM PRO VNCIS DVABVS
XϴC DE BELLICO ALEXANDRI FR. M. VIBIO LONGO
EVM PVERVM ANNVM TRADITVM M. MVRTIANO ADQVE
SOLVTVM ERRONEM FVGITIVM CADVCVM NON ESSE
PRESTARI ET SIQVIS EVM PVERVM QDR
PARTEMVE QVaM QVIS EX EO EVICERIT Q. M.
EMPTOREM S. S. EVMVE AD Q.EA RES PERTINEBIT
VTI FRVI HABERE POSSIDEREQ LICERϵT
TVNC QVANTVM ID ERIT QVOD ITA EX EO EVIC
TUM FVERIT

TP PRO FR DASIVS BREVCVS DFP
BELLICVS ALEXANDRI ID FIDE SVA ESSE
IVSSIT VIBIVS LONGVS
PROQVE EO PVERO Q. S. S. EST PRETIVM
EIVS XΘC ACCEPISSE ET HABERE SE DIXIT
BELLICVS ALEXANDRI AB DASIO BREVCO
ACT KARIABLEG XIIS XVII KAL IVNIAS
RVFINO ET QVADRATO COS

Monitum ad Tabulas ceratas.

Linea 4 et 16. literae XΘC tantum ob defectum typorum ita redditae sunt, in originali enim duae priores videntur esse XD. linea transversali conjunctae, atque denarios DC denotare.

Linea vero penultima loco S in origine est litera ad formam G proxime accedens, atque GEMINA significare videtur.

Nach meiner brieflichen Aufforderung, um einige nähere Auskunft und Angaben über diese Wachstafeln und das Auffinden derselben, erklärte der Besitzer, dass er über den bezüglichen Fund erst selbst noch einen umständlichen Bericht von dem Spender erwarte, welchen er sodann sowohl der k. k. Central-Commission in Wien als auch mir mitzutheilen gedenke, und er beschränke sich daher einstweilen nur zu melden, dass er so glücklich gewesen, auch das letzte vermisste Schreibtäfelchen der fraglichen Cerattafeln zu erhalten, wodurch er in den Stand gesetzt sei, den letzten Theil des Inhaltes besser zu verstehen, indem mehrere Wörter, die im ersten Texte nur mit einzelnen Buchstaben bezeichnet, hier vollständig geschrieben worden wären; auch sei er so glücklich gewesen, noch mehrere Bruchstücke von Wachstafeln zu erhalten, die aber leider sämmtlich fast erloschen; drei Stücke davon machten ein vollständiges Exemplar, die übrigen aber bildeten nur Überreste von vier andern Exemplaren, deren eines wahrscheinlich nur aus einem Täfelchen bestanden und mit grossen schönen Uncial-Buchstaben beschrieben gewesen. Da hievon nur die eine Hälfte vorhanden sei, so könnte man nur noch folgende Worte lesen:

ΞRANI Ē P
ƆVINDVA

Die anderen Tafeln aber wären alle mit der bekannten römischen Cursivschrift bezeichnet.

Da nun Herr Tim. Ciparin, wie derselbe sich in einem freundschaftlichen Schreiben an mich ausdrückt, mit der Zeit alle diese Tafeln mit einem Commentar herauszugeben gedenkt, so muss man wohl diese Herausgabe geduldig abwarten.

Auf mein früher vorausgegangenes freundschaftliches Ansuchen, erhielt ich durch die Güte des Bistritzer Stadtpfarrers und k. k. Conservators, Herrn Traugott Müller, über die dortigen altdeutschen Burgen, mit dem Versprechen in der Folge auch das damit verbundene Geschichtliche und Sagenhafte derselben nachtragen zu wollen, folgende Nachrichten: dass 1) bei Bistritz, 2) bei Ungersdorf, 3) bei Szeretfalva (Reussen) das Schloss Balvanos, 4) bei Ida, 5) bei Passbusch und 6) bei Burghallen, mit entschiedener Gewissheit, alte Burgen gestanden haben, deren einmal stattgefundenes Dasein die noch sichtbaren Ruinen beweisen. Zweifelhaft aber bleibt es, ob Mettersdorf und Waltersdorf auf ihren sogenannten „Burgbergen auch wirklich Burgen oder bloss Wachtthürme gehabt haben?“

Mit dieser Gelegenheit wurden noch angezeigt zwei Fundstücke von minderer Wichtigkeit. Eine bei Földvár im Frühjahre etwa 3′ tief in der Erde auf einem Hügel in Verbindung mit einem runden steinernen Streitkolben entdeckte kupferne Streitaxt wurde dem evangelischen Gymnasium in Bistritz vom Conservator offerirt.

Den steinernen Streitkolben betrachtet der superstitiöse walachische Finder als vermeintlichen Talisman und will denselben um keinen Preis verabfolgen lassen. Ich habe den Herrn k. k. Conservator um flüchtige Abzeichnungen der zwei letzgenannten Fundstücke ersucht.

Notizen.

46. (Die evangelische Kirche zu Hermannstadt in Siebenbürgen.)[1]) Als zu Anfang des XV. Jahrhunderts die in Hermannstadt bestandenen vier Capellen nicht mehr zureichten, dem religiösen Bedürfnisse der Bevölkerung zu genügen, fasste man den Plan, die ihrer günstigen Lage nach am meisten geeignete und urkundlich schon vor dem Jahre 1337 bestandene Mariencapelle in eine grössere Kirche umzugestalten. Nach einem raschen Entschlusse wurde im Jahre 1431 der Grund zur jetzigen Pfarrkirche gelegt und in den Neubau die Capelle der heiligen Jungfrau Maria dergestalt eingeschlossen, dass dieselbe durch Abtragung der westlichen Mauer das Presbyterium der erweiterten Kirche wurde. An der nördlichen Seite der Capelle wurde die neue Sacristei angebaut, da die alte auf der südlichen Seite den veränderten religiösen Bedürfnissen nicht genügte. Vollendet wurde indess der ganze Bau der Kirche erst nach einer Reihe von 40 Jahren, so dass erst im Jahre 1471 die Einweihung der Kirche und zwar unter demselben Namen, den die Capelle geführt hatte, vorgenommen werden konnte. Um den in seinem Unterbau schwachen Thurm zu stützen, wurde durch die Munificenz eines Bischofs zu Ende des

[1]) Mit Benützung der Broschüre: „Die Hauptkirche der evangelischen Glaubensgenossen, Augsburgischer Confession, in Hermannstadt. Eine Festgabe zur feierlichen Wiedereröffnung des baulich hergestellten Gotteshauses am ersten Pfingstfeste 1853 nach zweijähriger Unterbrechung des Gottesdienstes. Verfasst von J. L. Neugeboren, Montagprediger an der Hauptkirche.“ Hermannstadt 1853.

XV. Jahrhunderts an der Westseite des Domes noch ein Zubau — die sogenannte neue Kirche — gemacht, so dass der Dom erst seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts die äussere Form besitzt, in welcher man ihn noch gegenwärtig erblickt.

Der Styl der Kirche ist der gothische und die Ausführung des Baues kann zierlich genannt werden. Die Länge des ganzen Gebäudes beträgt 234 W. Fuss, wovon 58 Fuss auf das Presbyterium, 25 Fuss auf das Kreuz, 75 Fuss auf das Mittelschiff, 36 Fuss auf den Unterbau des Thurmes und der Rest von 40 Fuss auf die neue Kirche kommen. In der Breite dagegen misst die Kirche 78 W. F., wovon 36 auf das Mittelschiff und 21 auf jedes der Nebenschiffe kommen, wobei noch zu erwähnen ist, dass der nördliche Flügel des Kreuzes um 16 Fuss noch hinausreicht. Der Bau erhebt sich etwa bis zu 55 oder 56 Fuss über den Boden des Friedhofes, worauf derselbe geführt wurde, und er wird, die Pfeiler an dem Presbyterium und an der Sacristei mit eingerechnet, von 21 höheren und 12 niederen Strebepfeilern zusammengehalten, von welchen die ersteren in Folge ihrer bedeutenden Höhe ein sehr schlankes Ansehen haben. Ein imposantes Dach auf der Südseite mit sieben Giebeln vollendet das Ganze. Die südliche Seite des Domes ist der vorwiegend interessantere Theil desselben. Hier erheben sich über den Mauern zwischen den schlanken Strebepfeilern des Schiffes als Sinnbild einer der sieben vereinigten sächsischen Städte oder, wie Andere wollen, als Sinnbild der sieben vereinigten sächsischen Stühle, an deren Spitze Hermannstadt stand, sieben Giebelmauern, welche mit steinernen Kreuzblumen geziert waren. An dieser Seite ist die oben erwähnte sehr schöne, aus Quadern erbaute Halle über dem Eingange, deren Mauerwerk die Höhe der Hauptmauer hat und mit zwei grossen, tief herabreichenden Fenstern versehen war, die aber später um ein Drittel vermauert wurden, um an der Südseite der Halle eine Sonnenuhr anbringen zu können; hier befindet sich das zierliche, an der Kirchenwand und einem Strebepfeiler angelehnte Thürmchen mit der Wendeltreppe, das oben um 10 F. höher als die Hauptmauer getrieben ist; hier ist auch noch als Reliefbild der betende Heiland im Garten Gethsemane; hier befindet sich endlich noch auf dem östlichen Strebepfeiler des Schiffes die Figur eines sitzenden Hundes. Noch muss des schönen Laubwerkes über dem östlichen Spitzbogen der Halle, der schönen Krone über den Eingang und der verzierten und gekrönten Nischen in dem sehr geschmackvoll ausgeführten Portale erwähnt werden.

Die Nordseite der Kirche bietet eine andere, bei Weitem minder ansprechende Ansicht dar. Die nördliche Mauer des Schiffes erhielt kaum die halbe Höhe, da über dem nördlichen Seitenschiffe keine Gallerie angebracht worden war. Auch die Halle der nördlichen Pforte, wenn gleich ebenfalls von Quadern erbaut, erhielt weder die Höhe noch die Vollendung der südlichen Halle, obgleich das steinerne Portal nicht minder geschmackvoll ausgeführt ist als dort. An der Westseite der Kirche ist ein Portal in dem edelsten Baustyle, welches an Höhe jene beiden auf der Süd- und auf der Nordseite übertrifft, und dessen sehr in Detail ausgeführte Verzierungen leider stark gelitten haben. Von besonderer Schönheit sind an beiden Fenstern die Obertheile der Hauptfenster.

Was nun das Innere des Domes betrifft, so überrascht dasselbe durch die Grösse und Kühnheit des Baues. Die Kirche ist kreuzförmig angelegt und in drei Schiffe getheilt. Das Mittelschiff wird durch zwei Reihen von Pfeilern von den beiden Seitenschiffen getrennt. Die Zahl der Pfeiler in jeder Reihe ist sechs, die an der südlichen Seite in ihrem oberen Theile freistehen und von denen die spitzen Hauptbögen bis zu einer Erhebung von 48 oder 49 Fuss über dem Fussboden der Kirche hinaufreichen. Die Seitenschiffe bilden Arcaden von etwa 20 Fuss Höhe und über dem südlichen Seitenschiffe erhebt sich eine geräumige Gallerie, die sich bis über die Halle ausdehnt und vormals ununterbrochen bis an das westliche Ende der neuen Kirche reichte, gegenwärtig aber an dem Thurme durch eine Mauer in eine östliche und eine westliche Hälfte getheilt wird. An der nördlichen Seite unterliess man es, die Gallerie aufzuführen, wahrscheinlich weil der Ausbau zu kostspielig gewesen sein würde.

In Bezug auf die Ausschmückung der Kirche ist zu erwähnen, dass ausser dem Hauptaltare im östlichen Theile des Presbyteriums nicht weniger als 24 Votivaltäre vorhanden waren. Die nördliche Wand der Presbyterismus über dem Eingange zur Sacristei wurde durch ein grosses Wandgemälde, das die Kreuzigung des Heilandes darstellt, geziert. Johannes Rozenaw beendigte dasselbe im Jahre 1445, also noch vor der Vollendung des angefangenen Neubaues. Ebenso stammt das schöne eherne Taufbecken aus dem Jahre 1438. Auch Wandgemälde befanden sich an den beiden Wänden rechts und links vom Presbyterium, wie die an einigen Stellen abgelöste Tünche den Beweis geliefert hat.

Eine bedeutende Umwandlung erfuhr jedoch das Innere des Domes, als die Bevölkerung Hermannstadts zum protestantischen Glauben übertrat. Nun wurde der Dom zu einer evangelischen Kirche umgestaltet, aus diesem Anlasse die Nebenaltäre entfernt und nur der Hauptaltar mit dem Bildnisse des gekreuzigten Heilandes bis zum Jahre 1720 beibehalten. Überdiess wurden im Laufe der Jahrhunderte und zwar gegen Ende des XVI. Jahrhunderts neue Chorstühle von Eichenholz verfertigt und geschmackvoll, wenn gleich nicht im Einklange mit dem Baustyle der Kirche, verziert. Im Jahre 1672 weihte man eine neue Orgel ein, 1684 wurden neue Kirchenthüren verfertigt, 1679 eine kleinere Orgel der Kirche zum Geschenke gemacht und 1720 der früher bestandene Hauptaltar mit einem grossen, in vier Felder abgetheilten neuen vertauscht.

Dem jetzt lebenden Geschlechte der Hermannstädter evangelischen Gemeinde blieb es vorbehalten, eine Hauptreparatur des im Laufe der Jahrhunderte schadhaft gewordenen

Domes vorzunehmen. Zu diesem Behufe trat schon im Jahre 1847 ein Verein zur inneren Verschönerung des Gotteshauses zusammen. Nach jahrelanger Unterbrechung wurden endlich im Jahre 1852 im Wege der Sammlung 6609 fl. zu diesem Zwecke aufgebracht. Der Frauenverein stellte Ende des Jahres 1852 die Summe von 3560 fl. zur Verfügung, während schon früher einige patriotische Gemeindeglieder die Summe von 1806 fl. 57 kr. offerirt hatten. Im Jahre 1853 wurde mit den Reparaturen im Innern der Kirche begonnen, jedoch Ende des Jahres 1854 erlitten dieselben wieder eine Unterbrechung, nachdem die disponiblen Gelder erschöpft waren. Im Jahre 1855 war man genöthigt eine neue Sammlung einzuleiten, um die seit zwei Jahren geschlossene Kirche endlich eröffnen zu können.

47. (Alte Holzschnitzwerke in der Pfarrkirche zu Hohenems). Hierüber liegt der k. k. Central-Commission folgender Bericht des k. k. Conservators Kögl in Bregenz (Vorarlberg) vor: „Das einst im Süden Deutschlands so berühmte Rittergeschlecht von Ems auf Hohenems besass unterhalb seiner sehr hoch gelegenen Felsenburg Alt-Ems [1]) einen grösseren Sitz oder Schloss zur Beschirmung des Strassenzuges, der Vorhof genannt.

Nachdem der feste Mann Ulrich von Ems dem Kaiser Ludwig dem Bayer alle Rechte auf den Vorhof zu Ems im Jahre 1330 aufgegeben, und als ein Lehen des Reiches zurückempfangen hatte, erlaubte der Kaiser, den Vorhof erweitern und ihn mit Mauern und Gräben umgeben zu dürfen, auch räumte der Kaiser ihm und dem Flecken zu Ems alle jene Rechte und Freiheiten ein, wie sie die Reichsstadt Lindau bereits geniesse.

Unfern dieses Vorhofes stand eine alte Capelle da, und in dieser (und nicht in der Burgcapelle auf Alt-Ems) hatte das Edelgeschlecht seine erbliche Begräbnissstätte.

Nachdem der Marktflecken Hohenems oder Ems um das Jahr 1498 von der Mutterkirche in Lustenau ausgepfarrt worden, und eine eigene Paroehie erhalten hatte, so baute Graf Jakob Hannibal von Hohenems, ein Sohn Wolf Dietrichens und Clara von Medicis, als ein würdiger Neffe der kunstliebenden Medicäer, an die Stelle der alten Capelle im Jahre 1558 eine Pfarrkirche hin, die theils er selbst noch, vorzüglich aber dessen mit Hortensia Borromea erzeugter Sohn Kaspar prachtvoll ausschmückte. Kaspar und seine erste Gemahlin Eleonora Freiin von Welsberg verehrten dem Gotteshause im Jahre 1595 zwei kostbare, noch vorhandene Kelche mit Zugehör. Zur Aufbewahrung des Cardinal-Hutes seines Onkels — des heiligen Carolus Boromäus — liess Kaspar ein kostbares Kästchen verfertigen. Im Jahre 1604 stiftete Kaspar zur Pfarre in Hohenems eine Aushilfe „und Frühmess“ und eine Katecheten-Pfründe mit Vorbehalt des Patronatsrechtes. Im Mannsstamme erloschen seine Nachkommen im Jahre 1759. Das heutige sehr schöne Gotteshaus in Hohenems wurde im Jahre 1796 vollendet und im Jahre 1806 vom Weihbischofe in Konstanz, Ernst Maria Ferdinand Grafen von Bissingen-Nippenburg, zu Ehren obigen Familien-Heiligen consecrirt. Aus der alten Pfarrkirche übertrug man sehr kunstreich gearbeite Werke in den neuen Tempel, die auf dem noch immer provisorischen Hochaltare von oben herab also zu schauen sind:

Christus, am Kreuze; die Verkündigung Mariens; die Geburt Jesu; die Krönung Mariens; die Anbetung und Opferung der Weisen.

Alle diese plastischen Darstellungen sind meisterhaft aus Holz geformt, aber im kleinen Massstabe, daher sie nur in der Nähe einen Kunstgenuss gewähren. Leider nahm seither der Wurmfrass allenthalben so sehr überhand, dass sie vor einigen Jahren schon mit Kreidefarbe übertüncht werden mussten. Bei der vorletzten Darstellung bemerkt man rechts und links die hölzernen übermeisselten Bildnisse des Stifters und der Frau Stifterin mit ihren Wappen in gar kleinem Massstabe. Würde man das sehr complicirte Wappen der Gemahlin kennen, so wäre man dem Zeitpunkte der Verfertigung dieser Bilder nahe. Auf dem Hochaltar erblickt man auch das in Öl gemalte Bildniss des Kirchenpatrons, das die Stelle eines Altarblattes zu vertreten scheint. Es soll dieses nach einem Familien-Portraite, das die Grafen einst im Palaste verwahrten, angefertigt worden sein.

Aus der alten Pfarrkirche wurde in das neue Gotteshaus ferner übertragen, und zwar auf den vordersten Steinaltar rechts:

Die allerheiligste Dreieinigkeit, und auf dem links die Grablegung Christi. Beide Haupt-Reliefs (hocherhabene Arbeiten) sind verhältnissmässig gross und ihrem Bestimmungsorte ganz angemessen. Sie sind aus weissem Mergelschiefer gearbeitet und voller Kunst. Auf der letztgenannten Darstellung bemerkt man am Sarkophage Christi die Jahrzahl 1610 und zu unterst das Monogramm das zu entziffern ich nicht im Stande bin. Die Anfertigung beider Stücke fällt demnach in die Regierungszeit des obgenannten Grafen Kaspar.

Betrachtet man auch die ins neue Gotteshaus übersetzten Familiendenkmale, so dringt sich die Vermuthung auf, Graf Kaspar dürfte hier eigene Bildhauer, wahrscheinlich aus dem Vaterlande seiner Mutter, jahrelang beschäftigt haben.“

48. (Über ein merkwürdiges Crucifix in Brixen), welches im byzantinischen Style gearbeitet ist, legte der k. k. Conservator in Brixen, Herr Regens G. Tinkhauser, unterm 28. April folgenden Bericht der k. k. Central-Commission vor: „Dieses Crucifix befand sich im Besitze einer seit Jahrhunderten in Brixen ansässigen und einst reich begüterten Familie, und ist nicht sowohl wegen des Alters

[1]) Es ist wohl zu merken, dass alt hier nicht unser deutsches alt, sondern das romanische alto (hoch daher Hohenems) ist, daher die nun auch erloschene römische Linie der Duchi di Alteмps oder Altems den Namen trägt. B....m

als wegen der Zartheit und Feinheit der Arbeit von höchstem Interesse. Ich suchte es in meine Hände zu bringen, um es Seiner kais. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzoge Karl Ludwig zu präsentiren, von welchem ich angewiesen bin derlei Gegenstände zu sammeln und an die Kammer einzusenden. Das Crucifix misst ohne die Handhabe, welche eingesetzt und weggenommen werden kann, $3\frac{1}{2}$ Zoll in der Höhe und $2\frac{1}{4}$ Zoll in der Breite, d. i. in den Armen. Die Vorder- und Rückseite ist vollständig mit sehr zartem Schnitzwerk belegt, und der Kern des Stammes und der Arme ausgehöhlt, so dass durch die feinsten Öffnungen das Licht auf beiden Seiten durchschimmert. Das Material besteht aus Cornel-Kirschbaumholz (cornus mascula). Der Styl repräsentirt den ausgeprägtesten Byzantinismus mit all' seinen ausgetrockneten Figuren und Skeleten. Die Hauptvorstellung ist auf jeder Seite von vier anderen umgeben, welche damit in Verbindung stehen und wovon zwei in den Armen und die anderen zu oberst und zu unterst im Stamme angebracht sind. Die Vorderseite zeigt die Taufe Christi. Engel schweben zur Seite des Heilands, oben öffnet sich der Himmel beim Scheine des Regenbogens; es ist als ob die Stimme des himmlichen Vaters herabtönen würde über den eingebornen Sohn, der nun seine Sendung als Friedensfürst beginnen soll. In den Armen ist David, der König und Prophet, rechts und ein anderer Phrophet links angebracht. Die Bilder oben und unten im Stamme zeigen in jedem Felde einen betenden Mönch. Oberhalb des Hauptbildes findet sich auf einem Bande die kaum lesbare Inschrift: IBAHTIΣIΣ (ἡ Βαπτισις). Auf der Kehrseite zeigt das Hauptfeld Christum den Gekreuzigten, mit Maria und Johannes und einer Menge des schaulustigen Volkes. Von den Nebenfeldern trägt das zur Rechten das Bildniss des Kaisers Constantin, das zur Linken das Bildniss der Kaiserin Helena: oben und unten im Stamme sind wieder betende Mönche angebracht. Über dem Hauptbilde steht auf einem Bande die Inschrift: HSPωΣIΣTS (ἡ σαυρωσις τ8 [χριϛ8]). Den Hintergrund bildet auf allen Feldern der beiden Seiten eine Reihe von rundbogigen Fenstern und Arcaden, welche in drei Stockwerken auf einander liegen und in regelmässiger Gliederung mit Kuppeln schliessen. Weil der Kern von innen ausgehöhlt ist, so schimmert, wie schon erwähnt, durch die engen Fenster und Arcaden das Licht durch. Die Arbeit ist sehr fein und mit grosser Sorgfalt durchgeführt. In allen Theilen ist der Charakter byzantinischen Styles so vollkommen ausgeprägt, dass man beim ersten Anblick ein mehr als tausend Jahr altes Exemplar byzantinischer Kunst vermuthen möchte. Das Crucifix dürfte aber kaum vor zwei hundert Jahren angefertigt sein, da das Holz noch zu frisch und in der Farbe zu gut erhalten ist, als dass es ein höheres Alter beanspruchen könnte. Bekanntlich hat aber die byzantinische Kunst in der griechischen Kirche sich bis jetzt immer mit bigotter Ängstlichkeit gleich erhalten. Ich vermuthe daher, dass dasselbe aus slavischen Gegenden herstammt, wofür auch die Inschrift spricht, welche rings um das Kreuz mit einzelnen und verschlungenen Buchstaben läuft, die dem sogenannten Cyrillischen Alphabete angehören und von mir nicht entziffert werden konnten."

49. (Die neuesten alterthümlichen Funde zu Laibach.) Sollte rücksichtlich der Lage des alten Aemona noch irgend ein Zweifel obwalten, so sind die unlängst auf dem „deutschen Grunde" zu Laibach, an der Westseite der alterthümlichen Stadtmauerreste gemachten Funde ein Beweis mehr zur Behebung des Zweifels. Herr Debeuz, dessen Haus Nr. 57 nächst der Triester Linie unmittelbar an die „alte Mauer von Aemona" angebaut ist, hat im März d. J. auf seinem, rückwärts des Hauses gelegenen Terrain mehrere Erdarbeiten wegen Herstellung eines Gartens vornehmen lassen, wobei auch ein Theil der alten Mauer und Thurmreste aufgedeckt und tiefer ausgegraben wurde. Hierbei hat man in der obern Schichte zu nächst viele Reste von Kohlen angetroffen, was einen Beweis von gewaltsamer Zerstörung der alten Stadt, sei es im J. 452 durch Attila, oder später durch andere rohe Horden, zu liefern geeignet ist. Die weiter aufgewühlten Mauerreste deuteten auf eine doppelte Zeitperiode des Baues: denn während das aus runden Steinen mit viel Mörtel aufgeführte Gemäuer der einstigen Thürme sich ganz zu Stein verhärtet zeigte, bestanden die Zwischenmauern grösstentheils aus Bruchsteinen, unter denen selbst ein abgebrochener Inschriftstein aufgefunden wurde. Dieser Umstand dürfte zur Bestätigung der Nachricht dienen, dass die von Attila zerstörten Stadtmauern von Aemona durch den griechischen Exarchen Narses im Jahre 556 wieder aufgebaut worden sind [1]). Bei tieferer Aufräumung des Schuttes kam an der Aussenseite der Ringmauer eine Lage über einander stehender behauener Steine zum Vorschein, welche ganz das Ansehen des obersten Mauerkranzes oder Mauergesimses hatten, und Spuren von einstiger Verbindung mittelst eiserner Klammer an sich trugen; sie scheinen in solcher Verbindung vom obern Rande der Mauer herabgestürzt und sich in Folge dessen senkrecht aufgestellt zu haben. Weiterhin wurde an der Ringmauer ein altes gemauertes und gewölbtes Grab aufgedeckt, welches eine Klafter im Gevierte hatte, und ein Menschen- und ein Pferdegerippe nebst Thränenfläschchen und Todtenurnen und einer Goldkette enthielt. Da nach älterer römischer Sitte die Leichen verbrannt wurden, und sonst bei den Römern Lieblingsthiere nicht beigegeben zu werden pflegten, so dürfte das besagte Gerippe irgend einem, bei Aemona gefallenen Barbarenführer gehört haben, dessen Leiche sammt der seines Streitrosses in einem ältern römischen Grabe beigesetzt worden.

Der wichtigste Fund ist jedoch ausser verschiedenen römischen Münzen, worunter eine vom Kaiser Trajanus, nebst dem schon angeführten, noch ein zweiter Römerstein.

[1]) Siehe hierüber mein „Archiv für die Landesgeschichte von Krain" Heft I. S. 99, und II. 171 u. s. f. — dann Linhart I. 308.

welcher zugleich den Namen Aemona enthält. Er wurde in der Nähe der ersteren, jedoch entfernt vom vorbenannten Grabe und an der Aussenseite der Mauer angelehnt gefunden, ist am obern Ende mit einem Gesimse gekrönt, am untern jedoch abgebrochen, und misst in dieser Gestalt bei 2′ in der Länge und 1′ in der Breite. Der erstere, mitten in der Mauer gefundene Inschriftstein ist hingegen am obern Ende abgebrochen, und übrigens mit dem ersteren gleicher Form, nur weniger lang. Die Schrift beider Steine ist nicht gleichartig, scheint sich jedoch gegenseitig zu ergänzen; sie lautet bei dem zweiten:

DIANAE
AVG. SACR.
INMEMOR
TVELLIONES
IIIIII VIRET
AVG. EMON
IIIIII VIRAQ
. . ⌢ PAREN

bei dem ersten dagegen:

IIIIII VIR AQVIL
AVG. PARENT
EVTICHVSET
PERIGENES
LIB.

Die Erklärung dieser Inschriften bietet übrigens keine Schwierigkeiten dar, nur die vierte Zeile in der zuerst angegebenen Inschrift lässt sich schwerer lesen, enthält jedoch allem Ansehen nach den eigenen Namen des Mannes, zu dessen Andenken der Stein gesetzt worden, wornach man auf T. VELLI. ONES (imi Onesidori oder Onesiphori) denken könnte. Demnach lautet die erstere Inschrift: „Dianae Augustae sacrum, in memoriam Titi Vellii Onesimi (Onesiphori, Onesidori). Seviri et Augustalis Emonae, Seviri Aquilejae, Augustali Parentiae"; und mit Beigabe der anderen: „Eutichus et Perigenes Liberti". Der Ausdruck Sevir (IIIIII vir) bedeutete einen Stadtbeamten, einen von den sechs Ausschussmännern des Stadtrathes, denen die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten anvertraut war; der Name Augustalis (so viel als Augustorum Caesarum Flamen) bezeichnete einen Priester der vergötterten römischen Kaiser. Solche Würden bekleidete der vorbenannte T. Vellius Onesimus nicht nur zu Aemona sondern auch zu Aquileja und Parentia (Parenzo); zu seinem Andenken ist das eine Denkmal als Votivstein irgend einer Gottheit von seinen Freigelassenen Eutichus und Perigenes gesetzt worden. — Der verdienstvolle heimathliche Geschichtsforscher Pfarrer Hitzinger hat die obigen Steine in der bezeichneten Weise zu erklären versucht. Eine andere Lesart der vierten Zeile würde natürlich auch den ganzen Sinn wesentlich modificiren, wesshalb ich diese Inschriften an den gelehrten Epigraphisten, Pfarrer Richard Knabl in Gratz zur Erklärung übersendet habe.

Dr. H. Klun.

50. (Ein Stein mit türkischer Aufschrift in Alt-Ofen.) Das in Pesth erscheinende „Csaladkönyve" (Familienbuch) brachte von Joh. Repicky folgende nicht uninteressante Mittheilung: In Alt-Ofen befindet sich im Spitale der Schiffswerfte ein rother Marmorstein, nahe beim Thor rechts eingemauert, welchen Herr Franz Kubinyi junior in meiner Gegenwart sammt der Aufschrift abzeichnete. Die Aufschrift lautet in türkischer Sprache von Wort zu Wort also:

1. Takhtgjahi Üngürúsz bimesel ü kal'ai hemta
   Etti ber neski dürer müstahkem gjáhi nasíf.
2. Hasreti paschai Kaszim szahíbi nam ü m'adilet
   Ol vesíri muhte'sim ol daveri thab'i münif.
3. Kal'ai Budíne revnak verdi jápti kullei
   Óla elthafi khudaje masher ol sáti scheríf.
4. 'Avni hakkle söjledüm Szüdki bunun-tarikhini
   Vak'aa 'Itahrír ti sene 1078.
   Kullei kafè müschabihdir bu binjadi lathíf.

Die deutsche Übersetzung davon lautet:

1. Die unvergleichliche Residenz und nicht geringere Festung Ungarn's
   Gestaltete zierdevoll jenen festen Platz, gleich einem Perlenkranze.
2. Seine Hoheit, Kassim Pascha, Herr des Ruhms und der Gerechtigkeit,
   Jener würdevolle Vezir, jener mit erhabenen Eigenschaften begabte Statthalter.
3. Er hat der Festung Ofen Glanz verliehen, er liess diesen runden Thurm aufbauen,
   Möge dieser edle Charakter zum Gegenstand der Gnade Gottes werden!
4. Mit Gottes Hilfe sagte ich Szüdki dieses Chronogramm her.
   Geschrieben im Jahre 1078 (1667).
   Dem Gipfel des Kaukasus gleicht dieses anmuthsvolle Gebäude.

Von diesen Doppelversen folgen 1 bis 3 auf dem Steine nach einander, wo sie dann von den übrigen durch die dazwischen angebrachte Verzierung getrennt werden. Die Buchstaben sind nicht eingravirt, sondern erhaben. Die im letzten Verse enthaltene Jahrzahl bezeichnet nach der Zahlenbedeutung der arabischen Consonanten das mohamedanische Jahr 1077 (nach unserer Zeitrechnung 1666). Der runde Thurm wurde also in diesem Jahre erbaut, der Stein jedoch erst im darauffolgenden fertig, was aus der seitwärts angebrachten Bemerkung ersichtlich ist. Wahrscheinlich war dieser Stein im untern Theile des Thurmes eingemauert, woher er dann nach mehreren Widerwärtigkeiten auf seinen jetzigen Ort gelangt ist.

51. (Der Plafond des Rittersaales im k. k. Schlosse Goldegg zu Salzburg.) Die k. k. Central-Commission gelangte durch den k. k. Conservator Süss zu Salzburg in die Kenntniss, dass der historisch und heraldisch

interessante Plafond des l. f. Schlosses Goldegg durch die Schadhaftigkeit des Saaltractes Gefahr laufe zu Grunde zu gehen. Da nun aus den Verhandlungen hervorging, dass keine Aussicht auf eine neue Eindachung des Saaltractes vorhanden sei, so stellte die Central-Commission an das hohe k. k. Finanzministerium den Antrag, den Plafond an das Salzburger Landesmuseum unentgeltlich abzutreten. Mit Erlass vom 5. Juli, Z. 22190, hat nun das h. k. k. Finanzministerium der Central-Commission eröffnet, dass Se. k. k. apost. Majestät mit a. h. Entschliessung vom 18. Juni 1856 genehmigt haben, den genannten Plafond des l. f. Schlosses Goldegg unentgeltlich dem Landesmuseum zu Salzburg zu überlassen.

52. (Die Inschrift auf dem Denkmale der Ehrenbergerklause bei Reutle in Tirol.) In dem Märzhefte der „Mittheilungen“ Notiz 21, wurde des Wappens und der Inschrift in der berühmten Ehrenbergerklause erwähnt, woraus hervorgeht, dass Erzherzog Maximilian III., Hoch- und Deutschmeister und Gouverneur von Tirol im Jahre 1609 den erwähnten Engpass befestigen liess. Nachträglich wurden wir in die Lage gesetzt, obige denkwürdige Inschrift ihrem vollen Inhalte nach zu veröffentlichen. Dieselbe lautet:

SER . . . S . . . . MAX . MILIANVS
ARCHIDV . . . AVSTRIAE . . ET:
DVX . BVRGVNDIAE. ETc COM^{s}
TIROLIS. ET. SVPREM. ORDINIS
THEVTONICI MAGISTER. ETc
HANC ARCEM ET PROPVGNA
ACVL^{VM} AD PATRIAE. REIPVBL.
COMMOD^{VM} RESTAVRARI AC
EMVNIRI CVRAVIT AN. S MDCIX.

Literarische Anzeigen.

Dr. C. Schnaase: Geschichte der bildenden Künste. Fünfter Band, erste Abth., 1. Hälfte, mit 57 in den Text gedruckten Holzschnitten. Düsseldorf. Verlagshandlung von J. Buddeus. 1856. (S. 312, 8.)

Es bedarf wohl keiner speciellen Rechtfertigung, warum wir in diesem Organe ein Werk anzeigen, das nicht speciell die Geschichte der Architektur, sondern die der gesammten bildenden Kunst vor Augen hat. Der Zusammenhang, in welchem die einzelnen Künste unter einander stehen, ist zu allgemein anerkannt, als dass wir zur Rechtfertigung etwas anderes anzuführen hätten, als eben diese allgemeine Anerkennung und die Thatsache, dass es vorzugsweise die Conservatoren zur Erhaltung der Baudenkmale sind, die diesen Zusammenhang nachspüren, die verschiedensten Richtungen und Zweige der bildenden Künste kennen zu lernen. Der vorliegende Band hat aber für diese Blätter eine ganz besondere Bedeutung, da er die Entwickelung der gothischen Architektur enthält, und in höchst geistvoller Weise die gothische Architektur in Frankreich, Belgien und England erörtert. Die Stellung, welche Frankreich in der Entwickelung der gothischen Architektur einnimmt, tritt hier in so ferne zum ersten Male in seiner vollen Bedeutung auf, als diessmal in einem deutschen Werke am umfassendsten die gothischen Monumente Frankreichs erörtert werden.

Solche Erörterungen, wie die, welche Dr. C. Schnaase in seinem Werke liefert, sind am meisten geeignet, das Verständniss für die Formen der gothischen Kunst von jenen Hemmnissen zu befreien, welche in missverstandener oder übertriebener Vaterlandsliebe und poetischer Schwärmerei begründet sind. In neueren Zeiten, nachdem man sich von dem nationalen Hyperenthusiasmus für die Gothik emancipirt hat, hat man mehrfach untersucht, woher die Anhänglichkeit der Deutschen für die romanische Kunst komme, und warum sich verhältnissmässig so spät der gothische Styl im deutschen Reiche eingebürgert hat. Schnaase erörtert diese Frage am Schlusse des vorliegenden Bandes mit Geist, und erklärt diesen im XIII. Jahrhundert in Deutschland vorhandenen Zug nach romanischen Formen theils aus dem Mangel eines politischen Centralpunktes, wie ihn unter Ludwig dem Heiligen Frankreich gehabt hat, theils aus dem herrschenden Individualismus und der Richtung auf das Einzelne, dann aus dem Mangel gemeinsam organisirter Bestrebungen, welche zu einem durchgreifenden neuen System im deutschen Reiche hätten führen können, wie sie es in Frankreich hervorgerufen haben, und endlich aus der „grossen und entschiedenen Anhänglichkeit für die romanische Form, von der man sich ungern trennte, und da, wo man Verbesserungen Raum gab, soviel wie möglich von ihr zu retten suchte.“ — Der gothische Styl ist Schnaase nicht ein Erzeugniss rein germanischer, sondern der aus Romanen und Germanen gemischten Nationen. Er wiederstrebte dem auf einfachere Verhältnisse und Formen gerichteten Sinne der Deutschen. Die Entstehung der Gothik in Frankreich fällt mit einer Vernachlässigung der classischen Literatur zusammen, während in Deutschland diese nicht so gänzlich vernachlässigt, und die Verbindung mit Italien, die den Sinn für die ruhigeren Formen des romanischen Styles begünstigte, immer aufrecht erhalten wurden. — Mit Spannung sehen wir der zweiten Hälfte dieses Bandes entgegen, die uns die Entwickelung der deutschen Gothik bringen wird.

Für den österreichischen Kaiserstaat speciell hat in diesem Bande der Bericht über die Thätigkeit und das Skizzenbuch des Architekten Vilars de Honnecourt noch eine besondere Bedeutung. Dieser Architekt lebte in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Sein Skizzenbuch ist in der Bibliothek von Paris als Manuscript entdeckt worden. Bisher hatten wir von demselben bloss Kenntniss aus der Révue archéologique (Jahrg. 1849) und der Förster'schen Bauzeitung. Der Pariser Architekt Herr Lassus ist mit der Herausgabe des Facsimiles beschäftigt. Schnaase berichtet einiges aus eigener Anschauung. Bei einer Studie vor dem Triforium von Rheims führt er an, dass, als er sie gemacht habe, er nach Ungarn entsendet wurde (jestoie mandes en la tierre de hongrie quant io le portais par co lamai io miex); an einer anderen Stelle erwähnt er des Aufenthaltes in Ungarn, der lange Zeit (maint jor) gedauert habe. Diese Sendung nach Ungarn wird mit der heil. Elisabeth, Schwester des

Königs Bela von Ungarn, in Verbindung gebracht, welche den Dombau in Cambrai, an dem Vilars gearbeitet hat, reichlich unterstützt hat. Seitdem man auf die Ruine von Számbek im Ofner Gebirge aufmerksam geworden, hat man in dieser Kirche französischen Einfluss erkannt und sich dieses Architekten und seiner Reise nach Ungarn erinnert. Ich werde diesen Bau bei einer anderen Gelegenheit erörtern und begnüge mich diessmal nur mit der einfachen Hindeutung. — Wir empfehlen unseren Lesern auf das Lebhafteste das ganze achte Buch Schnaase's, welches die Zeit der Entstehung und Ausbildung des gothischen Styles behandelt. R. v. E.

Dr. Hermann Meynert: Das Herz König Rudolph's I. und die Habsburger Gruft des ehemaligen Klosters zum heil. Kreuz in Tuln. Ein Beitrag zur Monumental-Geschichte des durchl. Hauses Habsburg. Wien 1856.

Die vorstehende Broschüre enthält eine Geschichte des bekannten Frauenklosters zu Tuln, das von König Rudolph I. nach der Schlacht am Marchfelde im Jahre 1280 gegründet und im Jahre 1281 eingeweiht wurde. In der speciellen Absicht des Herrn Verfassers lag es, den Nachweis zu liefern, dass in der Gruft der Kirche das Herz des König Rudolph's I. und die Leichname von 17 Mitgliedern des Kaiserhauses beigesetzt gewesen und deren Spuren theils durch den letzten Brand vom Jahre 1732, theils durch den modernen Vandalismus zu Anfang dieses Jahrhunderts verloren gegangen seien. Herr Dr. Hermann Meynert war zur Herausgabe dieser Broschüre vorzugsweise durch einige aufgefundene Documente in den Archiven des k. k. Ministeriums des Innern und des k. k. Finanzministeriums über den Zustand des Frauenklosters zu Tuln nach dem Brande vom Jahre 1732 veranlasst worden, und stützte seine Beweisführung auf einige Kloster-berichte, die sich zu Tuln vorgefunden, ferner auf die mündliche Tradition noch lebender Personen. Er beschränkte sich überhaupt auf jene Localquellen, welche nach dem letzten Brande noch übrig geblieben sind. Was bereits ältere Schriftsteller, wie Hergott in seiner Taphographia in Bezug auf die zu Tuln befindlichen Grabstätten von Mitgliedern des habsburgischen Herrscherhauses und insbesonders rücksichtlich des angeblich dort beigesetzten Herzens König Rudolph's I. behauptet hatten, blieb von Herrn Dr. Meynert gänzlich unbeachtet.

Unter diesen Umständen musste obige Broschüre einiges Aufsehen nicht nur in literarischen, sondern auch in jenen Kreisen erwecken, die unmittelbar bei der Conservirung eines bisher unbekannten „habsburg'schen Ahnensaales" betheiligt waren. Wenn der Beweis hergestellt worden wäre, dass im Frauenkloster zu Tuln wirklich so kostbare Reliquien zu Grunde gegangen sind, ohne dass bis jetzt der leiseste Versuch zu deren Wiederauffindung gemacht wurde, so wäre allerdings ein Grund zur Klage gegen jene Organe vorhanden gewesen, die directe berufen sind, über die Erhaltung der Ersteren zu wachen und dieselben vor Unbilden jeder Art zu schützen.

Eine Widerlegung der von Herrn Dr. Meynert gemachten Angaben liess jedoch nicht lange auf sich warten. Herr Ed. v. Hess veröffentlichte in den „Österreichischen Blättern f. Liter. u. Kunst" [1]) eine Anzeige der vorstehenden Broschüre, worin nicht nur gegen die citirten Quellen des Verfassers, sondern auch gegen seine unwissenschaftlichen und oberflächlichen Behauptungen gründliche Einsprache erhoben und mit schlagenden Argumenten der Werth der ganzen Arbeit auf ihr gehöriges Mass zurückgeführt wurde. Wir machen darauf aufmerksam, und bemerken nur, über die beiden Hauptmomente der historischen Beweisführung, dass nach der Kritik des Herrn v. Hess weder die Sage späterer Zeiten über die Beisetzung von König Rudolph's I. Herz einen stichhältigen Grund besitzt, noch auch die Annahme — nach dem heutigen Stande des urkundlichen Materiales — richtig ist, dass ausser dem Grabe der Nonne Euphemia, eine der Grabstätten von Mitgliedern des habsburgischen Kaiserhauses zu Tuln jemals bestanden habe [1]). Was nun die Bezeichnung dieser Broschüre als „Beitrag zur Monumentalgeschichte des durchl. habsburgischen Kaiserhauses" anbelangt, so haben wir erwartet, in derselben doch einige nähere Andeutungen über den Bauzustand und den architektonischen Charakter des Klosters und der Kirche anzutreffen. Denn in einer Monumentalgeschichte sollte doch am wenigsten eine Darstellung des Monumentes selbst fehlen und zwar im vorliegenden Falle um so weniger, als sowohl das Kloster wie die Kirche von kunstgeschichtlichem Interesse ist. Der Herr Verfasser beschränkt sich jedoch nur auf die dürftigsten Notizen und hat es nicht einmal der Mühe werth gehalten, den Grundriss der Kirche zu veröffentlichen, den schon Hergott in seiner Taphographia abgebildet hat. Er hat sich ebenso wenig darum gekümmert, ob nicht über die verschiedenen Bauperioden, welche die königliche Stiftung des XIII. Jahrhunderts in Folge der wiederholten Brände ohne Zweifel durchgemacht hat, einige Andeutungen vorhanden sind. K. W.

---

[1]) Beilage zur Wiener Zeitung Nr. 25 u. 26.

[1]) In Bezug auf die angebliche Beisetzung von König Rudolph's Herz in Tuln können wir zur Entkräftung dieser Behauptung noch folgenden Beleg liefern. Herr Dr. Meynert stützt seine Angabe, wie schon erwähnt, zum Theile auf die mündliche Tradition und hat in der Wiener Zeitung nachträglich noch einige Umstände angeführt, welche seine Behauptung begründen sollen. Wie kommt es nun, dass weder Weiskern in seiner Topographie (Wien 1770) noch Marian in seiner Geschichte der öster. Clerisei (Wien 1787, VIII.) dieser theueren Reliquie mit keiner Sylbe erwähnen? Marian bemerkt noch an der Stelle, wo er die Geschichte des Frauenklosters zu Tuln behandelt, in einer Note, dass seine Quelle ein „vom Orte selbst eingeschickter umständlicher Bericht der Mutter Priorin M. Michaela Riedlin sei". Er erwähnt sodann auch der sechszehn königlichen Kinder aus dem Hause Habsburg, welche in der Gruft begraben liegen, dagegen der goldenen Kapsel mit König Rudolph's Herz wird keiner Sylbe gedacht.

(Berichtigung.) In dem Aufsatze des Julihefte s „Übersicht der kirchlichen Baudenkmale in Kärnthen" sind folgende Druckfehler zu berichtigen:

S. 121	erste	Spalte	Zeile	40	statt Engelbert II. lies:	Engelbert I.
„ 121	zweite	„	„	24	„ Girsau	„ Hirsau.
„ 122	erste	„	„	19	„ 1074	„ 1174.
„ 122	„	„	„	40	„ Lingsee	„ Langsee.
„ 123	erste	„	„	25	„ 1242	„ 1142.
„ 123	zweite	„	„	letzte	„ 1218	„ 1228.
„ 125	erste	„	„	7	„ Ratolbi	„ Ratoldi.
„ 125	zweite	„	„	36	„ Laab	„ Laas.
„ 126	„	„	„	26	„ Orlolfus	„ Orlolfus.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C.M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k.k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

N°. 9. I. Jahrgang. September 1856.

Inhalt: Der Richardsbogen in Triest. — Die Sehässburger Bergkirche. — Alterthümer in Steiermark. — Die gothische Kirche Maria am Gestade. — Die kirchlichen Gebäude zu Hartberg in Steiermark. — Über die Baudenkmale des Krakauer Verwaltungsgebietes. — Notizen. — Literarische Anzeigen.

Der Richardsbogen in Triest.

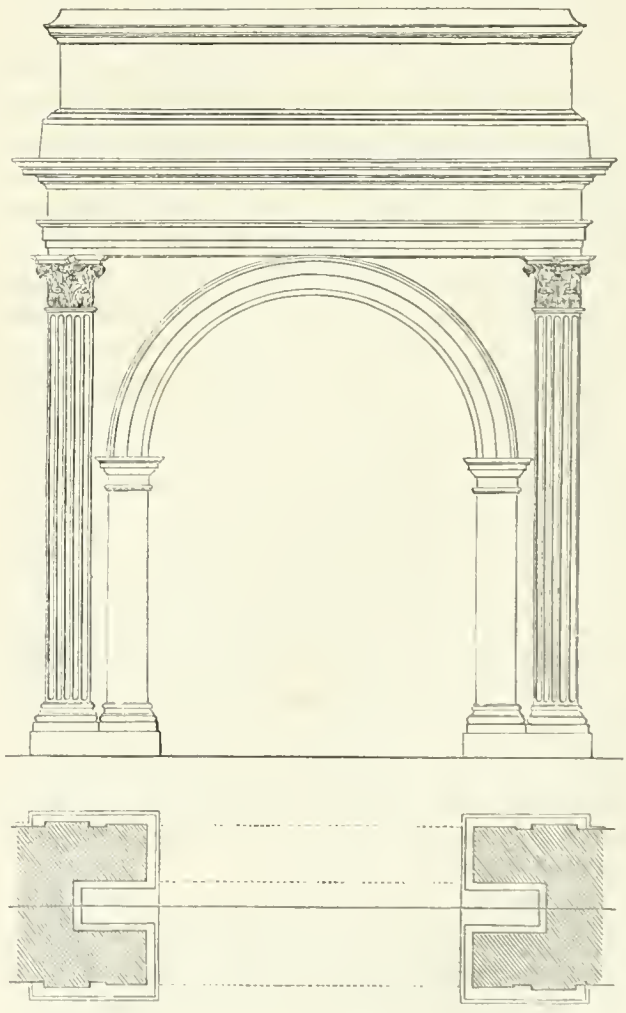
Von Dr. Peter Kandler, k. k. Conservator für das Küstenland.

Der Richardsbogen in Triest wurde bisher von den Uneingeweihten für ein unbedeutendes Erzeugniss des Mittelalters gehalten. Er ist auch in ähnlicher Weise wiederholt, und zwar von den Beschreibern Istriens, Prospero, Petronio und Manzioli, wie auch von Irenes della Croce gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts besprochen worden, und lieferte in der neuesten Zeit Zeichnern und Dichtern Stoff.

In der nebenstehenden Abbildung gebe ich den Bogen in seiner ganzen Gestalt (Fig. 1) mit Inbegriff auch des jetzt vergrabenen Theiles, welcher aufgedeckt, untersucht und seinem ursprünglichen Zustande nach aufgenommen wurde.

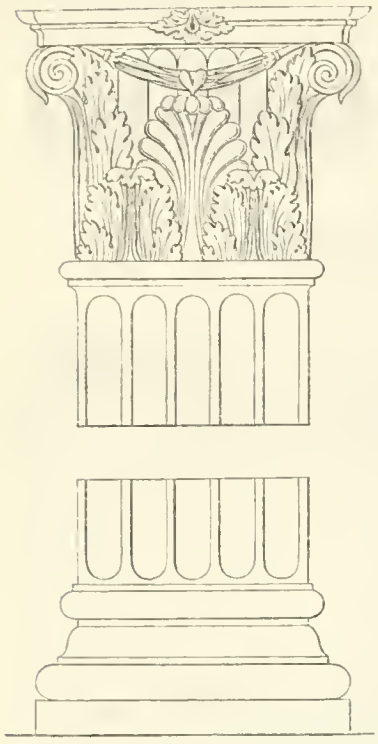
Er hiess und heisst noch heut zu Tage „Arco di Riccardo“, wie die Einen behaupten, zu Ehren des „Rè Carlo“, nämlich Karl des Grossen, aufgeführt bei Gelegenheit seines Triumph-Einzuges in Triest — ein Ereigniss, das, beiläufig gesagt, niemals stattfand; Andere bringen denselben in Verbindung mit Richard Löwenherz, König von England, seiner Rückkehr aus Palästina und seiner Gefangenschaft; allein dieser ist nie in Triest gewesen; wieder Andere wollten die Benennung von dem „Ricario“ ableiten, welcher zur Zeit der Patriarchen-Herrschaft von Aquileja oberster Criminal- und Civilrichter war; ja man ging so weit, ihn für einen Bogen jener Wasserleitung zu halten, welche in der Nähe und weiter unten vorüberzog.

Allein der Bogen spricht von selbst und offenbart sich als ein Römerwerk aus den Zeiten des Verfalles der Kunst, wofür insbesonders die willkürliche Bildung des Capitäls an der hier deutlicher dargestellten Säule (Fig. 2, s. nächste S.) sprechen dürfte, und nach meiner Ansicht stammt er aus der



(Fig. 1.)

unmittelbaren Zeitfolge nach Septimius Severus; er ist weder mit Legenden, noch mit Merkmalen oder Zierathen geschmückt, welche geeignet wären, ihm ein anderes Gepräge zu verleihen als das einer einfachen Pforte; er ist eben so wenig ein Ehren-, als ein Trauer- oder Siegesdenkmal. Er ist nicht einmal der Bestandtheil eines städtischen Gebäudes, etwa als Eingang; denn beide Façaden sind gleich bearbeitet und nicht zur Grundlage was immer für eines Ueberbaues oder einer Krönung bestimmt, denn in der Höhe steht er abgeschlossen und vollendet da. Auch stand er nicht isolirt, wie es bei Ehrenbogen der Fall ist; denn man bemerkt in den Seitenwänden das frühere Bestehen einer in gleicher Dicke mit dem Bogen fortlaufenden Mauer. Auch für irgend einen Platz oder ein Forum kann man ihn nicht halten, wegen des hierzu ungünstig beschaffenen, steil abschüssigen Terrains.



(Fig. 2.)

Ich halte ihn für das Denkmal eines alten Stadtthores, und zwar aus nachstehenden Gründen. Triest war keine Stadt römischen, sondern ältern Ursprungs, erobert und zur Colonie gebildet. Die allezeit ehrwürdigen Überlieferungen besagen, dass sie mauerumzogen war, und ich glaube es. Nicht die ganze Stadt pflegte man bei Gründung einer Colonie in letztere einzubeziehen, sondern die neue Colonie, die adelige und herrschende Stadt wurde mit Mauern und Thoren versehen, nicht sowohl zum Schutze als vielmehr zur Abgränzung der Colonie. Diese Gepflogenheit von innern Mauern und Thoren erhielt sich auch durch's Mittelalter fort, und selbst später. Beispielshalber erwähne ich nur Ancona und Pirano, anderer nicht zu gedenken, in welchen Unterabtheilungen mittelst Mauern und Thoren vorkamen. Triest war ohne Weiteres eine alte Colonie, viel älter als die Cäsarischen und als die so häufigen Julio-Augusteischen, welche die Bewunderer des republicanischen Roms nicht für Colonien gelten lassen wollten.

In den auf Cäsar's Tödtung folgenden Bürgerkriegen hielten Venetien und Istrien, deren Regierung dem D. Brutus anvertraut war, zur Republik. Pola und gewiss auch Triest fielen der soldatischen Wuth zur Beute; Augustus liess dann im Jahre 32 n. Chr. beide wieder aufleben und erweitern, denn neue Colonien konnten da, wo alte vorbestanden, nicht eingeführt werden; wohl aber konnte eine Erweiterung der letztern stattfinden, und ich glaube, dass zur Zeit, wo August Triest mit Mauern umgab (32 n. Chr.), er auch dessen Flächenraum über die ursprünglichen 75.000 Passus (römisch) hinaus erweiterte. Das alte Thor blieb unangetastet, wegen der Ehrfurcht, die man ihm zollte, jedoch nicht mehr mit Thorflügeln, sondern als einfache Pforte, und durch Alter hinfällig geworden, wurde es dann in jener Form wieder hergestellt, die noch heut zu Tage sichtbar ist. Die Beibehaltung der alten Thore, auch wenn sie durch Erweiterung der Stadt und Anlegung neuer Thore zwecklos geworden, kommt häufig vor; auch dauert oft die Benennung „Thor" fort.

Ich zweifle nicht, dass Triest einen, wenn auch bescheidenen Palast besass, in welchem der Kaiser seinen Aufenthalt aufschlagen konnte; alle Colonien hatten einen solchen, ich weiss, dass man die Paläste in den Colonien über eines der Stadtthore aufführte und an die Stadtmauer lehnte; allein der Palast stand nicht bei dem Richardsbogen, weil diese Gegend weder die edlere ist, noch die beste Aussicht geniesst. Die Gestaltung des Bogens schliesst, wie gesagt, das Vorhandensein eines Palastes vollkommen aus.

Diese öffentlichen Paläste wurden das ganze Mittelalter hindurch beibehalten; auch in dieser Provinz des Küstenlandes bezeugte das Vorhandensein von einem Palaste des Markgraf-Patriarchen den hohen municipalen Rang der betreffenden Stadt; Capodistria, Pirano, Parenzo, selbst Montefalcone hatten einen solchen Palast; in Triest befand sich derselbe auf den Stadtmauern am Platze, seewärts; er wurde aber in den bürgerlichen Unruhen von 1468 beschädigt, so dass Friedrich III. im Jahre 1470 nicht wie sonst in demselben seine Wohnung beziehen konnte, bis er später von Maximilian I. wieder hergestellt, endlich im Jahre 1690 durch eine Feuersbrunst verzehrt wurde.

Ich kenne nicht die Geschichte der Topographie Wiens um ein Urtheil zu wagen, doch weise ich auf eine Thatsache hin. Der kaiserliche Palast zu Wien ist offenbar über einem Stadteingang gelegen und wahrscheinlich an die Mauern gelehnt gewesen, welche jetzt an diesem Punkte verstellt sind. Ich bezweifle nicht, dass auch der kaiserliche Palast von KARNVNTVM über einem Thore auferbaut und an die Stadtmauern gelehnt war; und ich behaupte noch dazu: an der Landseite gegen SABARIA, nicht gegen die Donau, aus leicht begreiflichen Gründen.

Und von Carnuntum muss ich hervorheben, dass der daselbst noch heut zu Tage stehende Bogen mit dem Triester „Arco di Riccardo" nichts gemein hat. Der Bogen von Carnuntum ist ohne Weiteres ein COMPITVM, ein QVADRVVIVM an dem Kreuzwege, welchen die von Carnuntum nach Sabaria gehende Strasse mit derjenigen bildet, welche längs der Donau fortläuft, ohne in die Stadt zu führen. In vielen Gegenden herrschte und herrscht noch heutigen Tages im

gemeinen Volke eine abergläubige Scheu vor Kreuzwegen, die sich nur durch religiöse Mittel beruhigen lässt, indem man an solchen unheimlichen Stellen Heiligenbilder und Capellen errichtet und im Vorübergehen betend ein Kreuz schlägt.

In den Rhein- und Donauprovinzen war der Cultus der DII. TRIVII und QVADRVVII sehr häufig. Das COMPITVM von Carnuntum war ursprünglich gewiss heidnisch und erst später dem christlichen Cultus geweiht. Als die Stadt nach ihrer Zerstörung wieder aufgebaut wurde, stellte man auch den Bogen wieder her, mit Benutzung des erstbesten Materials, das bei der Hand war, seien es nun Altäre, architektonische Fragmente oder sonst etwas. Das Compitum von Carnuntum befand sich immer ausserhalb der Stadt.

Einen andern Bogen gibt es in unserer Nachbarschaft, und zwar den von Fiume, den ich auch für ein ausser Gebrauch gesetztes Thor halte. Der Maassstab und die Verhältnisse der Öffnung weisen auf die schönen Zeiten der Kaiserherrschaft; zwar erlaubt der Zustand des Bogens kein sicheres Urtheil, doch gehört er nicht in die erste Kaiserzeit, wie man vermuthet. Man erzählt auch, dass eine Legende darauf gewesen sei, und zeigt den Apograph davon; ich kann jedoch diese Muthmassungen nicht für wahr, ja nicht einmal für wahrscheinlich annehmen.

Zur Zeit der römischen Republik war Fiume ein Castellum, und zwar das äusserste an dem Walle, welcher zwischen dem Nanos und Quarnero gezogen war; dieses Castell war nicht selbstständig, sondern von einem benachbarten abhängig. Es nahm eine Oberfläche von 7500 Passus römisch ein; es war viereckig, mit Mauern umgeben und von einer Abtheilung Soldaten besetzt, welchen die Bewachung dieses Gränzpunktes oblag. In zweiter Linie stand wieder ein Castell, und sowohl dieses als jenes, nämlich das CASTRVM oder CASTELLVM und die CASTRA wurden nach dem SINVS PHLANATICVS benannt. Die Lage von Fiume war vortheilhaft, es beherrschte die einzige Küstenstrasse des heutigen croatischen Littorals, es lag am Meere und bot einen günstigen Hafen für den Canal der Fiumera; es gab und gibt noch Elemente genug, aus jenem Castell etwas besseres zu machen.

Durch Vorrückung der Reichsgränze bis an die Donau verlor der Japidenwall alle Wichtigkeit; es entwickelten sich andere und günstige Verhältnisse. Höchst dürftig sind die Überreste der Römerzeit im heutigen Fiume, so dass das Vorhandensein eines Bogens befremdet; allein jene Dürftigkeit erklärt sich aus den Zeiten, in welchen Fiume ein äusserstes Castell war, Zeiten, aus denen Legenden selbst in grossen Centralpunkten selten vorkommen, und in der spätern Zeit wo sich die militärischen Legenden vervielfältigten, hatte Fiume keine militärische Wichtigkeit mehr, und war niemals Colonie oder etwas dergleichen.

Aber die Erinnerung und Verehrung jenes Castells dauerte fort, welches zur Kaiserzeit über die ursprüngliche Umfangmauer hinaus erweitert worden war, und es erhielt sich ein gewisser Cultus für jenes Thor, welches, nunmehr zwischen Gebäuden eingekeilt, später hergestellt wurde, nicht durch Soldaten, sondern durch Bürger. Denn wäre Fiume unter Trajan oder dessen ersten Nachfolger ein Gränz-Castell geblieben, so hätte man ohne Zweifel durch Soldatenhände Werke von solcher Dauerhaftigkeit aufgeführt, welche bis in unser Zeitalter hineinragen würden; Beweis dessen der englische Wall, in welchem ein Castell von geringerer Oberfläche als jenes von Fiume, eine mehrere Meilen lange gemauerte Wasserleitung besass. Überhaupt strotzen alle jene englischen Castelle von alten Denkmälern.

Die Schässburger Bergkirche in Siebenbürgen.

Von Friedrich Müller, k. k. Conservator in Schässburg [1]).

Die Phasen des geistigen Lebens von Deutschland haben ziemlich rasche Nachwirkung erzeugt in der fernen Colonie von Siebenbürgen. Der Übergang des romanischen Baustyles in den gothischen erfolgte hier im XIV. Jahrhunderte. Die Baudenkmale des XV. zeigen letzteren ohne Ausnahme, vollständig soweit er das Innere betrifft, verstümmelt in seinen Erscheinungen am Äussern. Hier fehlten fast durchgängig Strebebögen und Fenstergiebel; auch Thurm- und Strebepfeiler ermangeln der künstlerischen Durchbildung und der Chor ist selten mehr als dreiseitig geschlossen.

Aus der Reihe sächsischer Kirchen verdient die Schässburger Bergkirche eine vorzügliche Erwähnung.

Sie war die Pfarrkirche des Ortes vor der Reformation. Die Ordensgeistlichkeit besass drei Kirchen: die Klosterkirche der Dominicaner, der h. Jungfrau gewidmet (die heutige Pfarrkirche), und zwei Nonnenkirchen der Dominicanerinnen und Franciscanerinnen. Diese ist 1723 den Katholiken eingeräumt worden [1]), jene in unbestimmter Zeit in Privatbesitz übergangen. Neben der Pfarrkirche bestanden bereits in früherer Zeit die Spitalskirche des h. Anton [2]) und die Siechhofskirche zum h. Geist. Die älteste Kirche der Stadt überhaupt aber mag die Capelle gewesen sein, welche nordwestlich von dem Pfarrhofe, auch damals, also auf den höchsten Punkt der Stadt, gestanden hat. Rings um

[1]) Im Einverständnisse mit dem Herrn Verfasser nach einem grösseren Aufsatze im „Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde". Neue Folge, 1. Bd., 3. Heft. (Kronstadt 1853.)

[1]) Originalurk. im Arch. der Schässb. evang. Pfarrkirche Nr. 33 818, mitgetheilt vom Prof. Karl Fabritius in der Sitzung des Schässb. Zwangsvereins für sieben Landesk. vom 7. Mai 1851.

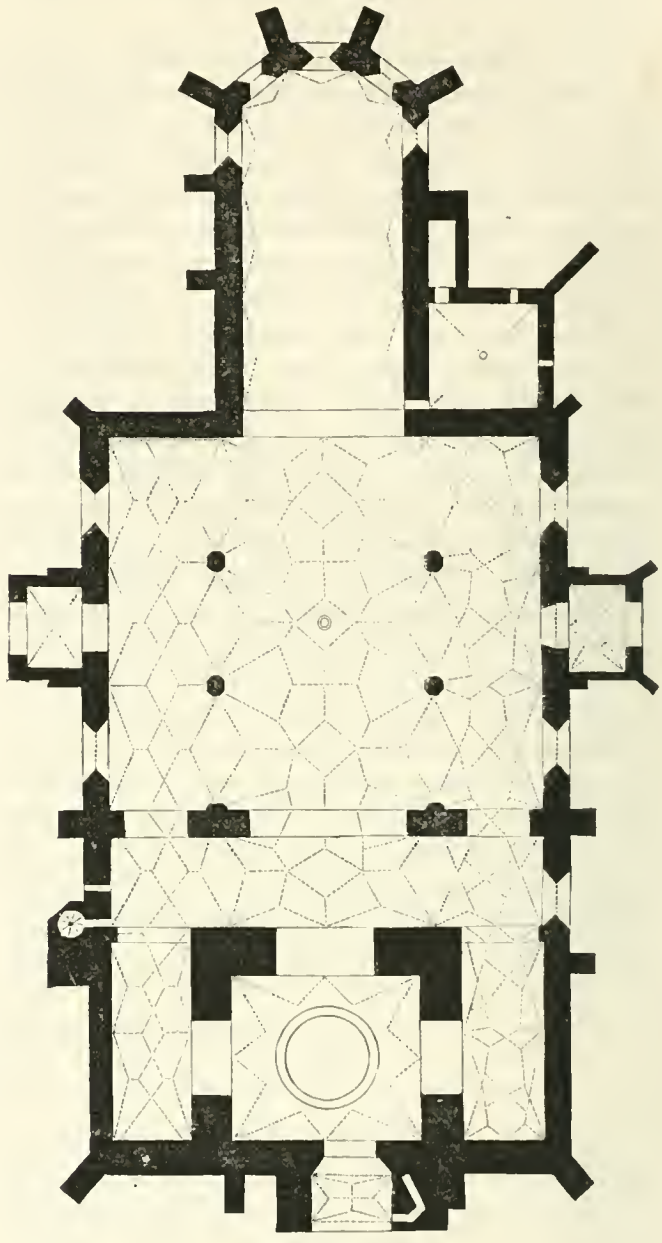
[2]) Auf einem Deckzieget derselben wurde die Jahrzahl 1464 gelesen. Die Sacristei der jetzigen Spitalskirche ist von hohem Alter.

sie baute man den Pfarrhof und später den Predigerhof und die Schule. Heute sieht man nur die Stützmauern noch; doch ist die Bezeichnung des Platzes „auf der Capelle“ geblieben und man erzählt noch allgemein, dass man bei Nachgrabungen daselbst auf Grundmauern der Kirche gestossen ist.

Nach zweihundert Jahren mochte das in Eile aufgeführte Gebäude schadhaft geworden sein und die vermehrte Bevölkerung und der erhöhte Wohlstand auf ein umfangreicheres Gotteshaus Anspruch machen. Auch waren Hermannstadt, Klausenburg, Kronstadt bereits vorangegangen mit grösseren Kirchenbauten; allenthalben räumten die alten Capellen den Platz; manche, wie die der h. Jungfrau in Hermannstadt, wurden in die neue Kirche eingebaut. Der Ehrgeiz ward rege und verbrüderte sich, ein allezeit mächtiger Hebel in Verbindung mit dem religiösen Bedürfnisse.

Zum Bauplatz wählte man nicht den Standort der alten Capelle — dieser wäre zu beschränkt gewesen für ein grösseres Werk — sondern die höchste Spitze des Berges, auf dessen unterster Terrasse die Oberstadt von Schässburg liegt. Jene Spitze erhebt sich 256′ über das Bachthal und streicht wie der ganze malerisch aufsteigende Berg in der Richtung von Osten nach Westen. Damals war sie noch von Wald bedeckt, und kaum durch mehr als eine niedrige Mauer mit zwei Thürmen in das Befestigungssystem der Stadt eingeschlossen. An einem Eichenbalken an dem Kirchendachstuhl soll der Spruch gelesen worden sein: „Hier bin ich gewachsen, hier hat man mich angebaut,“ und die Sage erzählt geradezu, das ganze Dach sei aus Holz gearbeitet, welches an der Stelle der jetzigen Kirche gefällt worden ist.

Der Plan des neuen Gotteshauses wurde mit Umsicht und Sorgfalt entworfen. Der sprechendste Beweis hiefür liegt in dem hier beigefügten Grundriss (Fig. 1). Die Länge des ganzen Gebäudes hat im Lichten 156′. Davon kommen auf das Schiff 101′ 6″, auf den Chor 54′ 6″. Dieser nimmt also ein Drittheil der ganzen Länge ein. Das Schiff gliedert sich in drei Theile: in den Unterbau des Thurmes (29′ lang, 34′ breit), den Unterbau der Orgel (16′ 6″) und das eigentliche Schiff (56′). Durch zwei Reihen von Pfeilern wird es in ein Mittelschiff und zwei Seitenschiffe abgetheilt. Diese letzteren setzen sich, den Thurm gleichsam umfassend und an dem Ganzen festhaltend, zu beiden Seiten dieses fort und hören zugleich mit ihm auf. Die ganze Breite des Schiffes beträgt 60′, wovon 30′ auf das Mittelschiff und je 15′ auf die Seitenschiffe fallen. Jenes ist demnach gerade so breit als diese zusammengenommen. Der Chor ist dreiseitig geschlossen; seine Breite beträgt 23′ 8″, gerade die Hälfte des Raumes, der zwischen dem Choranfang und dem Altar liegt, und wenigstens für das Auge des Beschauers den Chorschluss bildet. Die Pfeiler, deren je drei, vom Kern aus gemessen 16′ von einander abstehend, die Seitenschiffe von dem Hauptschiffe trennen, sind achteckig und haben bei einem Durchmesser von 3′ 8″ bis dahin, wo die Gewölbegurten ansitzen, eine Höhe von 30′, sind also genau so hoch als das Mittelschiff breit ist. Die ganze Höhe des Gewölbes beträgt im Mittelschiff und im Chor 44′ 6″, so viel



(Fig. 1.)

als die Breite des Mittelschiffes und eines Seitenschiffes zusammengenommen, in den Seitenschiffen 40′ 7″. Diese sind also nur um weniges niederer als das Mittelschiff; für das Auge verschwindet der Unterschied fast ganz. Der Chor ist ohne Pfeiler, an seine Südseite schliesst sich die Sacristei.

Die Art und Regelmässigkeit dieser Verhältnisse verleiht dem ganzen Innern ein ernst majestätisches Gepräge, und wenn die Stärke der Pfeiler auch etwas schwer erscheinen mag, so wird doch der Eindruck der Schwerfälligkeit vermindert durch die verhältnissmässige Höhe der Seitenschiffe.

In der ganzen Anlage offenbart unsere Kirche den gothischen Baustyl, wie er sich in Deutschland, besonders in den baltischen Gegenden und den Marken und in Holland ausgesprochen hat, überhaupt überall, wo die Phantasie durch den Ernst des Schaffens gemässiget wurde. Dieser Ernst, diese Regelmässigkeit waren der naturgemässeste Ausdruck der derben kernig-ehrenhaften Gesinnung der frühern sächsischen Markmänner im Osten des Karpathenlandes [1]).

Der Chor ward vielleicht auch darum eingezogen, um die Strebepfeiler, die hier in Folge der Bodenverhältnisse stärker sein mussten wie am Schiff, nicht in fast gleiche Linie mit dem letzten treten zu lassen, wodurch das Äussere jedenfalls viel schwerfälliger und einförmiger geworden wäre. Dass sie überhaupt vorhanden sind, ist schon Zeugniss des gothischen Styls. In drei Absätzen steigen sie, sieben an der Zahl, am Chor empor und endigen in Kreuzblumen [2]), von denen jedoch die meisten dem Sturm der Zeiten und der Hand ungeschickter Erneuerer gefallen sind.

Vier von den Strebepfeilern, die östlichsten, haben eine Basis von 7′ Tiefe und 5′ 3″ Breite, die übrigen sind unter 5′ tief und 3′ 3″ breit. Die massigere Construction der ersten wurde dadurch herbeigeführt, dass hier der Boden sich senkte und einen festeren Unterbau verlangte. Dadurch und durch die Anlage einer Gruft unter dem Chor kam es auch, dass selbst die Umfassungsmauern am Chor stärker werden mussten als am Schiff (dort 3′ 6″, hier 3′ 3″). Dieses wird gestützt von vierzehn Strebepfeilern mit einer Basis von 4′ 4″ bis 5′ 3″ Tiefe und 3′ 8″ bis 3′ 11″ Breite. Sie sind auch, wenn nicht ohne Gliederung, so doch ohne allen Schmuck. In einem derselben, welcher eben desshalb auch viel breiter ist, führt eine sehr schöne, zur Hälfte doppelte steinerne Wendeltreppe über 45 Stufen auf das Dach.

Die Gruft, welche dem Princip germanischer Architectur nicht entspricht, ist in den sächsischen Kirchen Siebenbürgens allgemein eingeführt und bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gebraucht worden. Vornehme besonders wurden in ihnen beigesetzt. In unserer Kirche führte eine Treppe vor dem Taufstein, anhebend in einen schmalen Gang, zu dessen beiden Seiten die Öffnungen sich befanden, in welche die Särge geschoben wurden. Täfelchen bezeichneten die Namen der also Begrabenen. War eine solche Öffnung voll, so ward sie vermauert; waren es alle, so öffnete man die erste und schaffte die Todten daraus in das „Beinhaus“, ein Gewölbe am Ende jenes Ganges, welches durch zwei schmale Öffnungen dem Licht den Zugang gestattet. Die Verwandten zogen es indessen in solchen Fällen gewöhnlich vor, ihre Todten auf dem Gottesacker zu begraben. An der Schässburger Bergkirche stört die Gruft im Innern gar nicht, da der Chor kaum um eine Stufe über das Schiff gehoben werden durfte.

Das ursprüngliche Gewölbe mag im Spitzbogen aufgeführt gewesen sein. Dem entspricht besonders die Architectur der Fenster. Diese sind, einige an der Thurmfaçade und an der Sacristei angebrachte kreisrunde oder geradlinige ausgenommen, durchaus im Spitzbogen geschlossen. Fünf finden sich am Chor, sechs Hauptfenster am Schiff. Jene sind ausserordentlich schmal: ihre Weite beträgt, das östlichste ausgenommen, nur $^1/_{13}$ der Höhe (2′ 26″); doch wird diese Erscheinung gemildert durch eine zwei Fuss breite Schräge der Umfassung, die im Innern nach unten zu bereits in einer Höhe von 8′ 6″ über den Boden beginnt und fast gleiche Höhe mit dem Gewölbe erreicht. Von den Fenstern am Schiff haben fünf gleiche Verhältnisse: ihre Weite verhält sich zur Höhe wie 1 : 4·2 (4′ 6″ : 19′ 4″); das sechste über dem nördlichen Eingange befindliche ist 7′ weit und 13′ hoch und macht einen wahrhaft imposanten Eindruck. Zur Erleuchtung der unter der Orgel befindlichen Räume sind zu merklichem Schaden des Äussern zwei kleinere Fenster angebracht, deren eines demnach unter ein Hauptfenster, welches nur die oberen Räume erleuchtet, zu stehen kommt. An der Façade sind zu beiden Seiten des Thurmes je ein und zwei runde oder spitzgewölbte kleine Fenster ohne Schönheit und Symmetrie angebracht. Was das architectonische Detail anbelangt, so lag, wie schon bei der Erörterung des Grundrisses erwähnt worden, im Plane nicht zierlicher Schmuck. Dieser beschränkt sich fast nur auf Fenster, Portale und Strebepfeiler am Chor. An den letzteren sind Statuen angebracht mit einfachen Consolen, und von sorgfältig gearbeiteten Baldachinen überdeckt.

Vier sind noch vorhanden: eine kniende und zwei aufrechtstehende männliche Figuren, ohne alle Attribute, wahrscheinlich Apostel und Maria mit dem Jesukinde. Die Fensterverzierungen sind zum Theil von hoher Schönheit. Das Mittelfenster im Chor und das breite über dem Nordeingange sind sich darin ähnlich, die übrigen entsprechen sich nach den Seiten. Alle sind durch Stäbe oder Säulen in 2—4 Felder abgetheilt und in ihren oberen Räumen von Rosetten und anderem Schmuck erfüllt, worauf der Künstler besondere Aufmerksamkeit verwandt zu haben scheint.

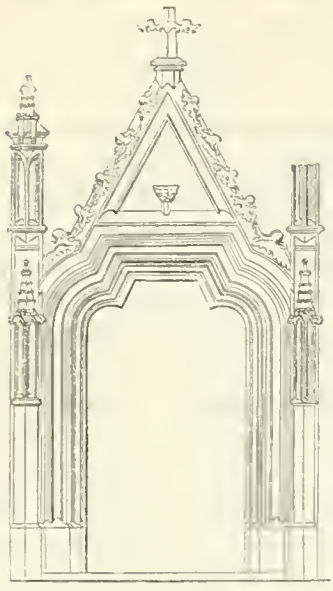
Die Portale zeigen noch eine reiche Gliederung: Das Hauptportal nach Westen zu (Fig. 2, s. nächste S.), 12′ hoch und 7′ weit, zeigt die bei Kirchen germanischen Styls gewöhnliche Form, den Spitzbogen, schräg nach aussen zu sich erweiternd und vielfach eingekehlt. Ohne monumentalen Schmuck steigen die zahlreichen Halbsäulchen empor, wie aus der vorstehenden Profilirung zu ersehen ist (Fig. 3, s. nächste S.). Nach ähnlichem Gesetz sind die beiden anderen

---

[1]) Kugler's Handb. der Kunstgeschichte, 586—590.

[2]) Solche sind auch die von Mökesch a. a. O. S. 17 für Kronen und Symbole der vereinigten sieben sächsischen Städte erklärten Zierathen auf den Fenstergiebeln der Hermannstädter evang. Pfarrkirche.

gebaut, gegen Süden und Norden, doch weder von denselben Grössenverhältnissen noch im Spitzbogen geschlossen. Das nördliche misst 12′ 4″ Höhe bei 5′ 7″ Weite, das südliche 9′ Höhe bei 4′ 8″ Weite. Jenes zeigt die edelsten Verhältnisse und zeichnet sich durch eine gewisse Schlankheit und Freiheit vortheilhaft aus. Ein einfaches Basament läuft um die ganze Kirche herum, ebenso wie nicht minder ein einfaches Gesims in einer Höhe von 10′ 4″ unter dem Dach hin. Vor den Portalen sind Hallen angebracht, von denen übrigens nur die südliche älter und durch einen ausgezeichnet schönen Rundbogen am Eingange geschmückt ist.



(Fig. 2.)

Nicht minder einfach gehalten ist das Innere. Die Pfeiler sind ohne Capitäle, die Gewölberippen setzen unmittelbar an sie an und breiten sich palmenartig nach allen Seiten hin aus. Die Bogen unter dem Orgelbau sind nach dem Gesetze der Cannellirung angelegt, und nur der in der Mitte, an dessen Stelle früher ziemlich ungeschickt zwei Bögen standen, von ganz neuer Construction und aus weniger solidem Materiale (Backsteine) gearbeitet. Der grossartigste Schmuck der ganzen Kirche ist der sogenannte Triumphbogen, der sich da erhebt, wo Chor und Schiff an einander stossen. Bei gleicher Breite mit dem Chor erreicht er beinahe die Höhe des Mittelschiffes. Von viereckiger Basis aus steigen birnenförmige Halbsäulen zu beiden Seiten kühn hinauf, werden in einer Höhe, die dem Ansatz der Gewölberippen im Schiff ziemlich gleich ist, von einem zierlichen Blattcapitäl unterbrochen und schliessen sich dann zum Spitzbogen. Das Gewölbe ist nur im Chor älter, doch auch hier nicht ohne wesentliche Erneuerung. Es war ein äusserst künstlich combinirtes Gurtgewölbe, dessen Rippen von schlanken Halbpfeilern ausgingen, welche in einer Höhe von 8′ 6″—10′ über dem Boden auf einem einfachen Gesims ruhen. Die Kanzel endlich wurde an dem Mittelpfeiler der nördlichen Reihe angebracht, ganz aus Stein gearbeitet und in einfach schöner Weise, ähnlich den Fensterverzierungen, ausgeschmückt.

(Fig. 3.)

An dem Thurm ist eine künstlerische Hand am wenigsten zu erkennen. Schwer erhebt er sich 34′ breit über dem Westende der Kirche und steigt, kaum durch einige Gesimse in Stockwerke gegliedert, in gleicher Breite bis zu 76′ 6″ Höhe an. Dort beginnt schon ein Vordach, das in einer Höhe von 96′ 6″—104′ die kleineren Glocken (die grösste hängt 70′ hoch) umschliesst und 26′ höher, also im Ganzen 130′, in einen mächtigen Knopf [1]) endet. Das ist äusserst niedrig, wenn man bedenkt, dass das Kirchendach über dem Chor 28′, über dem Schiff 53′ 6″ sich erhebt, also kaum um 32′ unter der Spitze des Thurmes bleibt. Auch ist dieser wie ohne Gliederung so ohne Schmuck. Nur die im Spitzbogen gewölbten Schallfenster zeigen einiges jetzt verfallenes Stabwerk. Vielleicht mochte man nicht an dieser, feindlichem Geschoss und Anfall am meisten ausgesetzten Seite sich mehr Mühe machen, als gerade unumgänglich nöthig war; vielleicht war man auch müde geworden des langen Baues, als man an dem Thurm, dem letzten Theil des Werkes anlangte, und eilte zu Ende zu kommen. Bei nur 30′ breiter Basis erhebt sich der Bistritzer Thurm (vollendet 1519) zu einer Höhe von 252′ 27″.

Das Material des Baues besteht überwiegend aus gebrochenen Sandsteinen; nur an den Pfeilern, den Fenstern, den Ecken und dem Basament sind auch behauene Sandsteine verarbeitet von einer Gattung, die am wahrscheinlichsten auf Persany oder Klausenburg als Bruchort hinweist. Wie viel tausend Fuhren wird das erfordert haben? Wahrscheinlich benützte man auch Steine von den Umfassungsmauern der alten Pfarrcapelle, die dem Bauplatze am nächsten lagen.

In Folge aller dieser Hindernisse rückte das Werk so langsam vor, dass erst 1480 an die Errichtung der Kanzel, 1483 an die Wölbung der Fenster im Schiff geschritten werden, und erst 1488 der Opifex Jacobus Kendlinger de Sanct Wolfgang das Werk für vollendet erklären konnte. Selbst diese Vollendung übrigens betrifft mehr nur die Maurerarbeit und vielleicht das Dach, als die innere Einrichtung; denn die nördlichen Thürflügel sind erst 1495, die Stühle im Chor erst 1523, die südlichen Thürflügel erst 1525 ausgefertiget worden. Diese Angaben werden sämmtlich durch Inschriften an den einzelnen Bautheilen bestätiget.

Das neue Gotteshaus war die frühere Pfarrkirche, die „Capelle“, dem h. Nikolaus gewidmet, einem Märtyrer, der in Siebenbürgen besondere Verehrung genossen zu haben scheint. Sein Fest fällt nach Missalien aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts auf den 5. December. Nicht nur sind nach ihm eine Menge grösserer und kleinerer Orte genannt (Szent Miklos, Kolos, Clausenburg, Closdorf, Kallesdorf), sondern noch eine grössere Anzahl von Kirchen und Capellen war ihm geweiht (im Burzenland allein vier) und Geistliche nannten sich gern nach seinem Namen. In den Verzeichnissen der Burzenländer Pfarrer, welche

[1]) Bis zu 104′ wurde im Innern gemessen. Eine Winkelmessung ergab als Resultat 130·08′. Es ist interessant, dass auch an diesem Thurme wie an dem Mühlbacher sich Gesimse und sorgfältig ausgearbeitete Schallfenster finden, welche gegenwärtig unter das Kirchendach fallen. Wie dort, deuten sie auch hier darauf hin, dass das Dach einst niedriger angelegt war, und der Thurm viel freier stand.

Trausch im Magazine III. veröffentlicht hat, erscheinen im XV. Jahrhunderte zwölf Pfarrer dieses Namens. Wo eine neue Kirche an die Stelle einer früheren trat, behielt man wohl auch gern die Widmung bei. Dass aber die frühere Schässburger Pfarrkirche diesem Heiligen gewidmet gewesen, lässt sich aus der Inschrift der Glocke schliessen, welche 1419 für sie gegossen wurde; sie lautet: S. Nicolai ora pro nobis. Glocken und Kirchen aber hatten gern denselben Schutzpatron.

Die Wandmalereien erfüllten, dem auch in Deutschland herrschenden Gebrauche gemäss, ausser den Gewölben besonders die Brüstungsmauern über den Chorsitzen [1]). Wann sie entstanden, ist nicht zu bestimmen, jedenfalls vor 1544. Selbst ihre Stoffe sind nur ungenau bekannt. Als am 17. December 1776 die Ausbesserung der Bergkirche und besonders der Gewölbe in dem Consistorium zur Sprache kam, stellte diese Malerei sich als vorzüglichstes Hinderniss entgegen, da sie „als Antiquität betrachtet“ erhalten zu werden verdiente und doch im Falle der Renovirung nicht geschont werden könne. Das Consistorium beschloss endlich, da „die gemalten Gegenstände selbst beinahe von keiner Erheblichkeit sind, indem sie meistentheils jene Handwerker und Künstler, welche einst an der Kirche gearbeitet, nebst ihren Tauf- und Zunamen darstellen“, dass „bei Reparirung der Kirchengewölbe die Malerei durchaus cassirt und das ganze Kirchengebäude inwendig ausgeweisst, vorher aber dennoch zum etwaigen Andenken besagte Malerei copirt und die Inschriften in Abschrift genommen werden solle“ [2]).

Was dem Consistorium damals unerheblich schien, würde für uns jetzt von hoher Wichtigkeit sein, da sich die angeordneten Abschriften und Copien nicht nur nirgends finden, sondern auch gar nicht angenommen werden kann, dass dem Beschluss des Consistoriums in dieser Hinsicht überhaupt Folge geleistet worden sei.

Wann die Einweihung der neuen Kirche erfolgte, ist schwer zu bestimmen, jedenfalls vor 1511, also noch vor der vollständigen Einrichtung derselben, da in dem genannten Jahre bereits eine Priesterweihe durch den Suffragan des Weissenburger Bischofs darin vorgenommen wurde [3]).

Der schönste Schmuck der Kirche ist das Sacramentshäuschen rechts vom Altare, ein besonderes Gotteshaus für den Leib des Herrn nach der Ansicht der katholischen Kirche, hier so schlank und zierlich, dass auch heute noch der Blick gern aufwärts eilt mit den mehr und mehr verschwebenden Formen, die selbst in ihrer Spitze der irdischen Sehnsucht keine Vollendung, keinen Abschluss gewähren, sondern bedeutungsvoll weiter zeigen nach oben. Seine Grundform ist viereckig; auf einem Fusse, der in der Mitte kaum 7″ Durchmesser hat, ruht das eigentliche Häuschen, mit einer Seite an die Wand gelehnt, auf den drei anderen von eisernem, bleiernem und silbernem Gitter geschlossen, 6′ 9″ hoch. An den Ecken steigen Fialen empor, die Seitenflächen schliessen nach oben und unten in zierlichen Spitzbögen mit Krappen und Kreuzblumen. Unmittelbar über dem Häuschen setzen zierliche Säulchen das Viereck in ein Sechseck ablösend an, und führen den luftigen Bau in demselben Styl 5′ 2″ höher; hier beginnt der letzte Absatz, wieder Säulen 3′ 2″ hoch, die endlich in eine viereckige Pyramide ausgehen, deren Schluss in einer Höhe von 24′ durch eine offene Kreuzblume gebildet wird. Siebenbürgen besitzt kein Werk der Detailsculptur von ähnlich leichter Construction und vollendeter Ausführung. Der Name des Meisters ist nicht bekannt, er wurde nicht angebracht an dem Werke selbst, damit nicht menschlicher Stolz auch in solcher Nähe des Höchsten zu prunken scheine. Jedenfalls gehört das Ganze der letzten Bauperiode an und bildete im Kleinen einen Ersatz für den geschmacklosen Thurm [1]).

So hatte man fast hundert Jahre lang gebaut (1429—1525) und endlich erreicht das Ziel der Arbeit. Sieben Könige, dreizehn Bischöfe, acht und zwanzig Woiwoden und zehn Sachsengrafen [2]) hatte der Bau überdauert. Keiner der Gründer erlebte dessen Ende, keiner konnte begraben werden an dem Orte des Friedens, der sich unter dem Chor der neuen Kirche dem müden Pilger erschloss.

Die Kirche ward, als die ganze Stadt protestantisch wurde, dem katholischen Gottesdienste geschlossen und verlor zu gleicher Zeit ihren Charakter als Pfarrkirche. Die Dominicanerkirche, bequemer gelegen für die Bewohner der Stadt, die sich im Thale immer mehr ausbreitete, trat an ihre Stelle; das schöne Taufbecken wurde damals wohl in diese versetzt; bloss die Glocken blieben ihr, welche der Sage nach während der Dauer des Baues auf dem nahen Goldschmiedthurm gehangen wurden. Von da an wurde sie lange hindurch wenig benützt, nur von geringer Sorgfalt gewartet, dem Einfluss der auf den Höhen rauher wirkenden Stürme preisgegeben, die an der Schönheit ihres Äusseren nagten. Nur wenn man neue stille Bewohner hinabsenkte in ihre Gruft, öffneten sich ihre Hallen und schlossen sich wieder hinter den Trauernden. In ihrem Innern fügte sich bald Leichenstein an Leichenstein. In Leichensteinen allein offenbarte sich noch die Hand sächsischer Künstler. Einige davon sind noch vorhanden; sie sind jetzt im Innern der

[1]) Kugler a. a. O. 626.

[2]) Ältestes schässburg. Consistorialprotokoll 72.

[3]) „Anno virginei partus 1511 dei dominico, quo canitur diuinum officium Esto mihi Ego Johannes de patiskonia ex dyocesi Wratislauiensi suscepi m-ores (kann minores oder maiores heissen) ordines venerabilem dominum Johannem Episcopum N. pro tunc suffraganeum Albensem in Ecclesia parochiali beatissimi patris Nicolai in Segeswar patroni,“ schreibt der Geweihte auf das Deckblatt eines Missale, welches unter „Quart 296“ noch in der Schässburger Bibliothek aufbewahrt wird. Ein anderes Missale, wahrscheinlich einst im Besitze derselben Kirche und ebendort aufbewahrt, ist ein Venetianer Druck von 1504.

[1]) Kugler a. a. O. 534.

[2]) Nach Eder, erste Anleitung zur Kenntniss Siebenbürgens; A. v. Ung., Hermannstadt 1828.

westlichen Wand eingemauert, links vom Eingang. Der älteste ist von 1576, der jüngste von 1647.

Von der Vollendung der Kirche bis auf die neuesten Zeiten herab hat jedes Jahrhundert derselben seine Spuren aufgedrückt. Im Jahre 1597, als kaum die Kirche ein Jahrhundert gestanden, beraubte sie ein Sturm ihres Daches. 1704 verlor sie durch einen Überfall der Kurutzen in Folge eines Brandes Thurm und Glocken. 1760 baute man die Halle vor dem Portale ohne Kunstsinn und zum Nachtheil des schönen darüber befindlichen Fensters. 1777 wurde eine grössere Reparatur im Innern und Äussern der Kirche vorgenommen. Einige Jahre später ging man auch an die Herstellung eines würdigen Altars. In neuester Zeit hatte das Erdbeben vom Jahre 1838 eine bedeutende Restauration nothwendig gemacht.

Also steht die Schässburger Bergkirche heute da, eine Schöpfung des nach äusserer Offenbarung ringenden religiösen Geistes unserer Vorfahren.

Alterthümer in Steiermark.

(Aus Berichten des k. k. Conservators Jos. Scheiger in Gratz.)[1])

Die Spitalkirche von Aussee enthält einen nicht uninteressanten Flügelaltar und mehrere mittelalterliche Denkwürdigkeiten.

Auf dem Wege zwischen Bruck und Mariazell zeigen mehrere Wegsäulen schöne Holzsculpturen des XIV. und XV. Jahrhunderts, darunter nahe am bekannten Brandhofe die sehr kindliche Darstellung des heiligen Dionysius, der seinen Kopf im Arme, einen zweiten aber auf dem Halse trägt.

In Mariazell harrt die Schatzkammer, welche, abgesehen von dem pecuniären Werthe des hier Aufbewahrten, eine Menge wahrer Schätze der Kunst und des Alterthums an Kirchengewändern von sehr hohem Alter, Schnitzwerken und sogar Waffen besitzt, auf eine wissenschaftliche und künstlerische Beschreibung. Unter den Votivbildern sind mehrere der Reinigung und Ausbesserung ebenso würdige als bedürftige. Wegen zweier derselben, der Belagerung von Brünn durch die Schweden im Jahre 1646 und jener durch die Preussen im Jahre 1742, verwendete ich mich gleichzeitig an den Herrn Dechant von Mariazell und erzielte auch das gewünschte Resultat.

Die Klosterkirche und das ehemalige Kloster von Neuberg bewahren eine solche Menge von bisher noch nicht genügend gewürdigten Denkmalen des Mittelalters, dass eine diessfällige intensive Forschung sehr lohnend wäre. Noch weniger bekannt ist die kleinere Pfarrkirche, gegenwärtig nur zum Leichengottesdienst verwendet, welche als ein zwar einfaches, aber bis jetzt ziemlich unberührt erhaltenes Bauwerk (dem übrigens in neuester Zeit durch Verwahrlosung schnelles Zugrundegehen droht) einer Herstellung bedürftig und würdig wäre. Ich fand in einem Nebengebäude derselben ziemlich versteckt einen dem heiligen Oswald gewidmeten Flügelaltar von guter Arbeit des XV. Jahrhunderts, der mit sehr geringen Kosten zu reinigen und herzustellen wäre. Auch der Hauptaltar vom Jahre 1631, eine Madonnenstatue von Holz und guter Arbeit, einige hübsche gemalte Scheiben, Kirchenstühle von 1526, Inschriften u. s. w. tragen dazu bei, die Besichtigung und Untersuchung dieser Kirche interessant zu machen.

Die Ruinen der für die Geschichte Österreichs so merkwürdigen Burg Cilli gehen durch Vernachlässigung dem Untergange entgegen, doch sind Verhandlungen im Zuge.

In der Stadt Cilli besichtigte ich die Pfarrkirche mit ihrer herrlichen, einen sehr reichen Baustyl der schöneren Zeit zeigenden Seitencapelle mit 12 in Holz geschnitzten Aposteln, interessanten Grab- und andern Inschriften u. s. w. An der Kirche sind römische Denksteine, mit lobenswerther Sorgfalt und durch Gitter geschützt, angebracht.

Römische Alterthümer sind übrigens sehr häufig in der Stadt zerstreut und über sie wurden bisher manche mittelalterliche Reste gänzlich übersehen.

Interessant war es mir, an einem Hause das A. E. I. O. V. ganz in der Buchstabenform der fridericianischen Periode, aber mit der Jahrzahl 1530 zu finden.

Das Rathhaus bewahrt einige römische Bronze-Alterthümer und Münzen, eine sehr interessante alte Abbildung der Stadt und des alten Stadtrichterschwertes, welches gegen die Gewohnheit, zu solchen Repräsentationswaffen ausgezeichnet schöne Exemplare zu wählen, eine Scharfrichterklinge und einfachen Griff hat. Der römische Mosaikfussboden ist wieder zugeschüttet und auf diese Weise einstweilen gegen weitere Beschädigungen geschützt. Der hochwürdige Herr Abt von Cilli, welcher bezüglich der Erhaltung römischer und mittelalterlicher Denkmale eine wirklich seltene Sorgfalt zeigt, liess mich wiederholt versichern, dass er denselben in der ehemaligen Minoritenkirche vollkommen gesichert unterbringen werde.

An diese Notizen knüpfe ich jene über einen Ausflug nach den Ruinen des Klosters Saiz. Die sehr einsame und abgelegene Lage dieser einstmaligen, im XI. Jahrhundert gegründeten Karthause mag dazu beitragen, dass sie so

[1]) Diese Berichte sind das Resultat einiger Ausflüge, welche der Herr Conservator zu verschiedenen Zeiten unternommen und der k. k. Central-Commission vorgelegt hat. Wir halten die Bemerkung nicht für überflüssig, dass dieselben nur einzelne Theile von Steiermark umfassen, und, ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu machen, nur den Zweck haben, auf eine Reihe von Kunstdenkmalen aufmerksam zu machen, welche erst einer tiefer eingehenden Würdigung bedürfen. Die Red.

wenig gekannt ist, obwohl sie noch gegenwärtig eine kleine Stadt von Ruinen bildet, mit allen Perioden der Baukunst, allen Graden der Erhaltung. An ihren sehr starken und am besten erhaltenen Befestigungen bemerkte ich einen sehr interessanten Beleg zu der Vorsicht unserer Vorfahren in ihren Schutzwerken. Eine der Hauptfronten des Klosters ist gegen einen waldigen Berg gerichtet und von diesem nur durch einen schmalen Weg getrennt. In dieser Fronte befindet sich auf eine weite Strecke kein einziges gegen den Wald gerichtetes Schussloch, da solche Öffnungen der Gefahr ausgesetzt wären, den im Walde sich anschleichenden feindlichen Schützen als Ziel zu dienen. Wohl aber sind häufige ganz schief in die Mauer geschnittene Schusslöcher zur Bestreichung des Mauerfusses und Grabens vorhanden, und die Beschiessung des Waldes ist den in den entfernteren Thürmen und Vorsprüngen angebrachten Schusslöchern überlassen.

Die Ruine der Hauptkirche (XIV. Jahrhundert) ist eine der schönsten unserer Länder, die kleine achteckige Gruftkirche (XV. Jahrhundert) beinahe unverletzt erhalten, wird es jedoch, da das Dach besehädigt ist, nicht lang bleiben.

Einen zweiten Ausflug richtete ich nach Pettau in der Voraussetzung, dass in einer an Römerdenkmalen so reichen Stadt, dem alten unlöblichen Gebrauche gemäss, höchst wahrscheinlich die mittelalterlichen bisher weniger berücksichtiget worden sein dürften.

Auch erschien meine Voraussetzung an Ort und Stelle gerechtfertigt. Schon das Rathhaus bot an seinem Stadtrichterschwerte, mit den Namen der Bürgermeister seit 1606 bezeichnet, aber viel älter, seinem Gerichtsstab von 1555, u. s. w. mehreres Interessante.

Das Schloss Oberpettau enthält ausser einer Menge von römischen Steinen, auch mehreres Mittelalterliche, und vorzüglich schöne Gemälde, ist aber besonders durch seine Wehrhaftigkeit als Festung im neuern Sinne des Wortes anziehend, wie wir überhaupt in Steiermark viele alte, aber noch in der neuern Zeit nach den Grundsätzen der Bastionsbefestigung erweiterte Burgen finden.

Die Hauptpfarrkirche endlich ist in Bezug auf ihren Bau und auf ihren Reichthum an Grabdenkmalen u. s. w. eine der denkwürdigsten Kirchen des Landes. In ihrer Taufcapelle befindet sich ein ziemlich einfacher Flügelaltar des XV. Jahrhunderts mit 9 guten Gemälden, beschädigt, aber leicht herzustellen.

Im Presbyterium finden wir an einer Sacristeithüre, des XV. Jahrhunderts vorzügliche Schlosserarbeit.

Aber meine Erwartungen wurden hauptsächlich durch 40 Chorstühle von 1446 übertroffen. Da jeder derselben ein Vordertheil, eine Rücklehne, ein Seitentheil (das zweite zum nächsten Stuhle gerechnet) und ein Dach hat; da jeder dieser Theile aber ebenso schön gedachtes als fleissig und rein ausgeführtes, architektonisches, halberhobenes oder durchbrochenes Schnitzwerk von hartem Holze hat, so zeigt sich dem Beschauer auf 160 Tafeln, jede in der Grösse einiger Quadratschuhe, ein Album gothischer Ornamentik, wie wohl selten ein ähnliches vorkommen mag. Leider ist die ursprüngliche Holzfarbe durch eine dunkle Ölfarbe ersetzt, leider sind von den Ornamenten, besonders von den durchbrochenen, schon manche abgesprengt oder sonst beschädigt. Diese Beschädigungen werden in trauriger Progression zunehmen, in nächster Zeit den Verlust vieler Bruchstücke herbeiführen, und so von Jahr zu Jahr eine Herstellung erschweren und vertheuern.

Ich wandte mich daher an den Herrn Dechant und Hauptpfarrer mit dem Ersuchen, um Einschreiten wegen Erhaltung dieses Kunstwerkes, welches dem ähnlichen am Stephansdom in Wien an Grösse und wegen des Mangels an figuralischer Darstellung nachsteht, aber in Bezug auf architektonische Ornamente allen anderen bekannten in Österreich vorgeht.

Sehr wichtig war mir die Notiz, dass ein Töpfer in Pettau von diesen Verzierungen manche copirt, und zu Vorbildern von Verzierungen an Öfen u. s. w. benützt habe.

Von Pettau begab ich mich nach dem Schlosse Wurmberg, einem der grössten, wohlerhaltensten und höher gelegenen des Landes. Sein Inneres birgt einen reichen Schatz von Ölgemälden des XVI. und XVII. Jahrhunderts, namentlich schätzbare Darstellungen von Trachten und Familienbildnissen, einen sehr tiefen Brunnen, mit einem Ausgange unter der Erde, einige Bruchstücke von Stein-Basreliefs aus der Periode zwischen 1500 und 1600, einen Narren und eine Närrin und eine Gruppe von sich Balgenden darstellend mit etwas derb natürlichen Enzelnheiten, mehrere Wappentafeln u. s. w.

Sehr interessant sind fünf alte eiserne Geschütze, deren eines der frühesten Periode ihrer Erfindung nach angehört und daher eine der grössten Seltenheiten bildet, indem nur wenige Zeughäuser mehr Geschütze aus dem XIV. Jahrhunderte bewahren. Ein zweites ist gleichfalls von sehr hohem Alter, die übrigen gehören der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an.

Die vor dem Schlosse stehende Pfarrkirche hat sehenswerthe Grabdenkmale aus der Reformationszeit und Römersteine. Unter den Grabsteinen ist ein sehr schön gearbeiteter eines Ritters von Siergenstein, dessen Harnisch im bürgerlichen Zeughause in Wien aufbewahrt wird.

Höchst interessant ist die grosse, 1491 gebaute Pfarrkirche des Marktes Gröbming, wenn gleich ihr Bauwerk viele Spuren des Verfalles der späteren gothischen Baukunst zeigt, und eine Restauration, die mehr den Kostenpunkt als die Schönheit im Auge hatte, besonders an ihrer Aussenseite Manches verdorben hat. Einige gute Grabgemälde und wohlerhaltene Grabsteine (meist der Familie Mosheim) wären der Reinigung werth. Diess gilt besonders von einem Gemälde: die Anbetung der Hirten, mit dem Malerzeichen M. G., auf dem grossen architektonisch eingerahmten Grabdenkmale

Christoph Püllers zum Aigen und seiner vier Frauen aus dem XVI. Jahrhunderte.

Ein alter Betstuhl mit fünf Sitzen ist eine merkwürdige Arbeit des XV. Jahrhunderts, da der grösste Theil seiner Verzierung, statt erhaben, ganz flach, in einer Art mehrfärbigen Holzmosaik ausgeführt ist. Das ganze Werk ist einfach, aber gut erhalten.

Der Hauptschatz der Kirche ist der grosse, meines Wissens noch nicht abgebildete Flügelaltar. Abgesehen von seiner bedeutenden Grösse und von seiner schönen (wenn gleich der Bauzeit gemäss in einzelnen Theilen etwas überladenen) architektonischen Verzierung, unterscheidet ihn von vielen seines Gleichen der Umstand, dass die Mitteldarstellung aus Statuen besteht, die Seitentafeln aber Basreliefs statt der sonst üblichen Gemälde enthält.

Der Soekel des Altargebäudes ist durch ein neueres werthloses Bild verstellt, wie auch der Altartisch von neuerer, unbedeutender Arbeit ist. Die figuralischen Darstellungen beginnen unten mit zehn in zwei Reihen über einander gestellten Aposteln. In der dritten Reihe steht der segnende Salvator zwischen zwei Aposteln, ganz oben ist Christus am Kreuze zwischen den Schächern, dann Maria und Johannes.

Die Basreliefs auf den Flügeln enthalten die Geisselung, die Dornenkrönung, die Kreuzabnahme und die Auferstehung. Die Gewänder der Figuren und der Grund auf den Basreliefs ist Gold, und das Fleisch hat die Naturfarbe. Köpfe und Bekleidung sind besonders schön gedacht und ausgeführt. Einige Theile der Ornamentik sind besonders reich und zierlich. Der Erhaltungszustand des Ganzen ist ein guter zu nennen, nur die Rückseiten der Flügel sind mit neuen schlechten Gemälden bepinselt. Im Ganzen ist mehr Reinigung als Restauration erforderlich. In dieser Beziehung setzte ich mich gleichzeitig mit dem Herrn Pfarrer in das Einvernehmen.

Die Kirche in St. Georg nächst Rottenmann enthält ebenfalls einen Flügelaltar, dessen Besichtigung ich aber noch flüchtiger vornehmen musste, und daher nur bemerkte, dass er der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts angehöre und ziemlich beschädigt sei.

Dagegen traf ich in der Spitalkirche zu Rottenmann einen Betstuhl, den ich für eines der bedeutendsten Alterthümer des Landes halte. Er ist zweisitzig, von sehr schöner Anordnung und mit sehr gut ausgeführtem Schnitzwerke, an der Rückwand die Namen: Fridericus und Eleonora, den Reichsadler und das portugiesische Wappen, dann die weitere Aufschrift: Jesus, Maria, Anna, A. E. I. O. U., anno domini 1514, endlich den Buchstaben W, wahrscheinlich ein Meisterzeichen, tragend.

Das Ganze ist gut erhalten, bis auf den Obertheil, welcher gänzlich seines Schmuckes beraubt, eine kahle Fläche zeigt. Es ist dieses Werk sogar seit seinem Entstehen noch mit keiner Farbe angestrichen.

Wenn es schon befremdet, ein solches kaiserliches Denkmal in einer kleinen ärmlichen Kirche zu finden, so befremdet das Datum der Verfertigung (so lange nach dem Tode Kaiser Friedrich's) noch mehr.

Ich habe mich an den Stadtpfarrer von Rottenmann um die Auskunft verwendet, ob nicht fehlende Bruchstücke des Obertheiles in einer Rumpelkammer, auf dem Dachboden u. s. w. vorgefunden werden können, sowie um Mittheilung über die Entstehung dieses Werkes, und werde über den Erfolg seiner Zeit weiter berichten.

Die gothische Kirche Maria am Gestade in Wien.

(Mit zwei Tafeln.)

Von Karl Weiss.

(Schluss.)

Einen besonderen Schmuck besitzt die Kirche an den alten Glasgemälden, welche theils in den Fenstern des Chorabschlusses, theils in einigen Seitenfenstern des Presbyteriums, dann auch auf der Westseite des Schiffes angebracht sind. Wegen ihrer Wichtigkeit für die Kunstgeschichte und um die typologischen Darstellungen einer ausführlichen Besprechung würdigen zu können, gedenken wir auf dieselben in einem besondern Aufsatze speciell zurückzukommen, daher wir hier nur im Allgemeinen bemerken, dass die Hauptvorstellungen in den Fenstern des Chorabschlusses das Leben und Leiden Christi nebst anderen biblischen Darstellungen in je 21 abgetheilten Feldern umfassen [1]).

[1]) Einige der Glasgemälde wurden vor mehr als dreissig Jahren in den sogenannten Aufnahmssaal des Ritterschlosses zu Laxenburg versetzt. Hormayr's Archiv, J. 1820, p. 45.

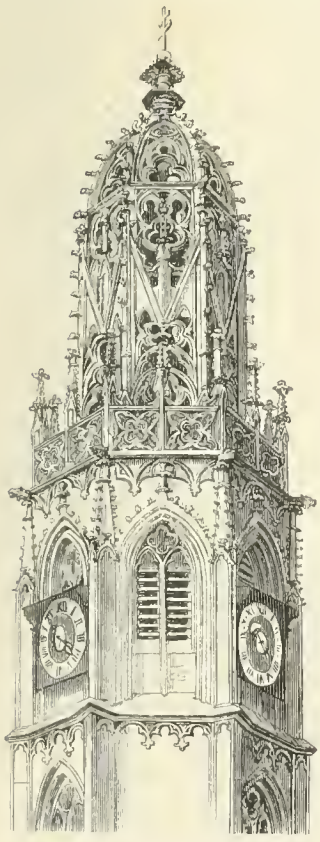
Einen ungleich günstigeren Eindruck als das Innere macht die Aussenseite der Kirche. Abgesehen davon, dass dieselbe — bis auf den Thurm — von den in der jüngsten Zeit vorgenommenen Restaurationen grossentheils verschont geblieben und desshalb auch der ursprüngliche Charakter der Farbentöne, wie sie durch den natürlichen Einfluss der Zeit erzeugt wurden, sich erhalten hat, treten insbesonders die ungünstigen Verhältnisse der Bauanlage durch die Capellenanbaue gedeckt, weniger störend hervor. Auch springen hier vor Allem die beiden eigenthümlichen Portale des Langhauses und der Thurm in die Augen.

Die Gestalt des am Westende der Kirche gelegenen Hauptportales ist aus der beiliegenden Tafel X zu entnehmen. Die Seitenflächen des tief eingehöhlten Einganges haben an der untern Hälfte hohe sockelartige, mit gothischem Masswerke verzierte Mauervorlagen, in der obern Hälfte

Maria am Gestade.
2.

Hauptportal.

Nischen und über denselben Baldachine, welche von Spitzsäulen gekrönt sind. In den Nischen befanden sich in früherer Zeit ohne Zweifel Figuren, so dass die Flächen ziemlich belebt gewesen sein müssen. Über das eigentliche Portal ist ein flaches und geripptes Kreuzgewölbe gespannt, das nach aussen hin die Form eines im geschweiften Spitzbogen aufgebauten Baldachines besitzt und mit Kreuzblumen und knorrigen Zierathen geschmückt erscheint. Die Eingangsthür ist im Kleeblattbogen geformt. Im Tympanon sind in Stein gehauen rechts eine uns unbekannte männliche Figur, links Christus mit dem Lamme. Ähnlich in der Form ist das Portal an der Südseite des Langhauses. Auch hier wird das tief eingeschrägte Portal von einem gewölbten Baldachine überspannt. Nur sind die Seitenwände von Rundstäben unterbrochen, welche oben in Spitzbogen auslaufen. Jede der beiden Seitenwände ist abermals von einem die ganze Breite einnehmenden gothischen Baldachine bekrönt. Ein Doppel-Portal, welches sich aber von den zwei genannten vollständig unterscheidet, ist an der Südseite des Chores unter einer kleinen später zugebauten Vorhalle gelegen. Jeder der zwei Eingänge läuft im Spitzbogen zusammen, die tief eingeschrägte Gewandung ist mit parallel laufenden Rundstäben und Hohlkehlen bedeckt, welche von Capitälen unterbrochen und auf polygone Sockel gestützt sind. In jedem der zwei Bogenfelder sind Steinsculpturen angebracht, deren eine die Krönung der h. Maria, die zweite gleichfalls die h. Maria vorstellt, wie sie als Schutzfrau in den Falten ihres Mantels die Seelen der Verstorbenen birgt.



(Fig. IX.)

Von ganz besonderem Interesse ist der Thurm (Fig. IX), welcher auf der Südseite im Winkel zwischen dem Schiffe und dem Chore angelegt wurde. Der Grundform nach hat derselbe sieben Seiten und fünf Etagen sammt dem Helme. Die Flächen der untersten zwei Etagen sind schmucklos und nur auf drei Seiten von schmalen gothischen Fenstern unterbrochen. Reicher geschmückt ist schon das dritte und vierte Stockwerk. Unter dem Gesimse läuft ein spitzbogiger Fries mit verticalem Stabwerk zu beiden Seiten der gothischen mit Masswerk geschmückten Fenster. Am reichsten gegliedert ist die oberste Etage. Die breiten im geschweiften Spitzbogen erbauten Fenster besitzen reich profilirte Leibungen. Zu beiden Seiten jedes Fensters treten zum Theil aus der Mauerfläche Spitzsäulen hervor und unter dem Gesimse des Stockwerkes ist gleichfalls eine friesartige Verzierung angebracht. Oberhalb dieses Stockwerkes läuft um den ganzen Thurm eine Gallerie mit stark hervortretenden Spitzsäulen, dessen durchbrochene Brüstung gothisches Masswerk im Drei- und Vierpass besitzt. Über diesen fünf Etagen ist nun die vielbewunderte Helmdecke des Thurmes aufgebaut, deren Bekrönung nicht, dem Charakter des Baustyles entsprechend, in eine spitze Pyramide ausläuft, sondern die Form einer aus Blättern und Zweigen verschlungenen Kuppel oder — wenn man will — auch eines geschlossenen Blumenkelches annimmt. Der ganze Helm ist aus durchbrochenen und phantastisch gegliederten Ornamenten zusammengesetzt und nur von sieben pfeilerartigen, mit Knorren geschmückten Stützen getragen. An der Bekrönung des Helmes ist eine Kreuzblume angebracht.

An der Aussenseite der Kirche ist noch besonders die Façade bemerkenswerth, deren Portal wir bereits besprochen haben. Sie zerfällt in drei Felder. Im unteren bildet das Portal mit dem Baldachin (Tafel X) das charakteristische Kennzeichen. An dasselbe schliessen sich zu beiden Seiten pfeilerartige Mauervorlagen mit schmalen spitzbogigen Fenstern. Das mittlere Feld ist durch das hohe und breite Stirnfenster unterbrochen, dessen Gewandung mit Rundstäben und Einkehlungen abwechselnd profilirt ist. Die Mauerflächen zu beiden Seiten des Fensters bedecken Lisenen, die oben durch Kleeblattbögen verbunden sind. Das oberste mit Kreuzblumen geschmückte Giebelfeld ist zu beiden Seiten durch massiv geformte Wimperge geschützt, welche an der Fronte durch eine Gallerie verbunden sind. Die Fläche des Giebels hat in der Mitte eine runde Fensteröffnung und zu beiden Seiten abermals Lisenen, welche nach oben aufsteigend durch Kleeblattbögen zusammengeschlossen sind. Auf den Flächen zwischen den Lisenen sind noch Consolen, worauf früher Figuren standen, und an dem untern Abschlusse des Giebels Wasserspeier zu bemerken.

Das Äussere der Seitenwände der Kirche besitzt gleichfalls mehrere auffallende Merkmale. Der Südseite des Schiffes fehlen die Ausladungen der das Gewölbe stützenden Strebepfeiler. Die Wandflächen, an der, wie schon bemerkt, auch jede Fensteröffnung mangelt, sind an der Stelle der Pfeiler nur durch lisenenartige Streifen unterbrochen, zwischen denen sich die Profile von Fenstereinrahmungen sammt Pfosten befinden. Zwei dieser Mauerstreifen besitzen oben unter dem Gesimse gothische Verzierungen mit dem Tudorbogen und einem Wimperge. An der Nordseite des Schiffes dagegen treten Strebepfeiler — wenn auch schwach und roh — hervor. Sie haben jedoch nur den Charakter einfacher Mauervorlagen, oben mit einer einfachen Abschrägung, und der übliche Giebel fehlt. Es ist wahrscheinlich, dass an der Südseite des Schiffes die

Strebepfeiler nur wegen der beengten Raumverhältnisse wegbleiben mussten. Das Dachgesims besteht einfach aus Wulsten und Einkehlungen, ebenso sind die hohen Mauersockel ohne besondere Ausstattung.

In einem besseren Geschmacke ist schon das Äussere des Chores in Ausführung gebracht. Abgesehen davon, dass die breiten, schön gegliederten Fenster durchgehends geöffnet sind, treten auch die Strebepfeiler kräftiger und breiter aus den Wänden hervor und die Giebel sammt der dreifachen Abschrägung weisen auf einen edleren Charakter des Styles hin. (Vergl. das Fenstertravée auf Tafel IX. Fig. D.) Unter dem Dachgesimse sind noch zu beiden Seiten des Spitzbogens eines jeden Fensters kleine runde Öffnungen mit dem Vierpass als Masswerk bemerkbar.

Nach den im Jahre 1820 vorgenommenen Messungen sollen Schiff und Chor zusammen eine Länge von 36° besitzen, das Schiff mit den Capellenanbauten eine Breite von 10°, der Chor eine Breite von 6°, ersteres eine Höhe von 10°, letzterer eine Höhe von 12°. Der Thurm der Kirche misst eine Höhe von 30°.

Vergleichen wir nun Schiff und Chor in ihrer architektonischen Anordnng, um die Behauptung zu rechtfertigen, dass das Schiff *später* als der Chor erbaut worden ist. Wir haben gesehen, dass der Chor einfache mit Schlusssteinen versehene Kreuzgewölbe, das Schiff dagegen Netzgewölbe besitzt; dass die Gewölberippen des ersteren an den Wandpfeilern ursprünglich bis auf den Sockel herabreichen, während sie bei dem letzteren schon von allem Anfange durch eingesetzte Figuren und Baldachine unterbrochen wurden, wir haben ferner gesehen, dass am Chore die Strebepfeiler kräftig hervortreten und mit Abschrägungen und Giebel versehen sind, während sie am Schiffe nur schwache und rohe Mauervorlagen bilden; dass das Seitenportal des Chores durch zwei schlanke Spitzbögen, die beiden Portale des Schiffes dagegen durch einen im geschweiften Spitzbogen gebauten Baldachin ausgezeichnet sind; wir haben endlich wahrgenommen, dass das Masswerk der Fenster im Schiffe sich durch seinen decorativen Charakter und seine Nüchternheit, jenes der Fenster im Chore dagegen durch grössere Mannigfaltigkeit und eine verständige Auflösung auszeichnen.

Die Kreuzgewölbe sammt den aus den Pfeilern unmittelbar in die ersteren übergehenden Rippen gehören aber der Blüthezeit der Gothik, die Netzgewölbe sammt den an der Mitte der Pfeiler abgeschrägten Rippen der Spätgothik an. Als ferner der gothische Baustyl noch strenge an den constructiven Normen festhielt, standen die Strebepfeiler — oben weniger, unten mehr hervortretend — gewöhnlich im Verhältnisse zur Stärke der Seitenmauern, und sie wurden durch eine entsprechende Gliederung ausgezeichnet; das Masswerk der Fenster war gleichfalls strenge nach constructiven Gesetzen gegliedert und die Form eines geschweiften Spitzbogens kam nicht zur Anwendung.

Wenn aber irgend ein Theil des Schiffes für seine der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts angehörige Erbaunng spricht, so ist es das Hauptportal mit dem Baldachine und das demselben entsprechende Seitenportal des Schiffes. Man hat dasselbe bisher wegen seiner Originalität und Neuheit in der Form bewundert; dagegen dürfte auch keine Einwendung zu erheben sein. Die Originalität allein sichert aber einem Bauwerke nicht den Anspruch auf Bedeutung, sie muss auch im Einklange mit der Reinheit des Styles und den Gesetzen der Schönheit stehen, wodurch der Charakter eines Baustyles bedingt ist. Die Originalität quand même in der kirchlichen Baukunst ist überhaupt ein Unding, sie kann insbesonders bei gothischen Bauten nur in Einzelheiten wie in der Ornamentik, der Profilirung oder dem Masswerk angestrebt werden, die Grundformen und Hauptlinien des Styles dagegen können nicht verändert werden. Man hat zwar auch im Mittelalter, ungeachtet die Bauhütten eine bestimmte Disciplin einzuhalten suchten, wiederholt auf Neuerungen hingearbeitet, wir besitzen noch heute zahlreiche Baudenkmale, denen nicht Eigenthümlichkeit abgesprochen werden kann, aber in allen Fällen, wo sie nicht im strengen Einklange mit dem Wesen des Styles stehen, welchen sie repräsentiren, kann man darauf mit Sicherheit zählen, dass solche Bauwerke einer Bauperiode angehören, worin der repräsentirte Styl seinem Verfalle entgegenzueilen anfing. Diese Behauptung findet nun auch specielle Anwendung bei den Haupt- und Seitenportalen der Kirche Maria am Gestade. In der Blüthezeit der Gothik findet man bei den mit besonderer Sorgfalt behandelten Portalen regelmässig als Grundform den Spitzbogen in schlanker, frei aufstrebender Gestaltung. Um eine Abwechslung in den Einzelheiten zu erzielen, beschränkte sich die Phantasie der Baumeister auf die Anordnung der einzelnen Glieder in der Vertiefung, auf die Mannigfaltigkeit der Sculpturen und insbesonders auf den Bilderschmuck in dem Giebelfelde. Dem Baumeister der beiden in Frage stehenden Portale genügte aber nicht mehr die Gliederung des eingeschrägten Spitzbogens, sondern er spannte über denselben ein flaches, gedrücktes Gewölbe, welches mit einer gewissen Schwerfälligkeit über dem ersteren hängt und auf dem Portale *lastet*. Bei dem Anblicke desselben kann man sich nicht des Gefühls erwehren, den die Überladenheit und die unorganische Beifügung einzelner Glieder an einem Bauwerke hervorrufen. Man bemerkt es, dass es dem Baumeister einzig und allein um einen decorativen Schmuck ohne einen constructiven, dem Geiste des Styles entsprechenden Sinn zu thun war. Wir stehen bei den Portalen des Langhauses der Kirche Maria am Gestade am Beginne des sogenannten „Zopfes“ in der Gothik.

Dieselbe Erscheinung wie bei den Portalen wiederholt sich bei dem Thurme, jenem Theile der Kirche, der am spätesten zugebaut wurde. Auch dieser entbehrt nicht der Eigenthümlichkeit, jedoch einer solchen, welcher mit dem Wesen des gothischen Styles unvereinbar ist. Die Helmdecke

mit ihrer reichen feindurchbrochenen Gliederung löst sich nicht in eine schlanke pyramidenartige Spitze, sondern in eine siebentheilige Kuppel auf, eine Form, welche hart an das XVI. Jahrhundert streift, und von einem Baumeister des XIV. oder in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts kaum versucht worden wäre.

Die Frage nach den Baumeistern der Kirche hat bisher vielfach die Kunstfreunde beschäftigt, ohne dass jedoch dieselbe gelöst werden konnte. Schon Primisser hat in Hormayr's Archiv (XII. Jahrg., S. 46) auf Hauser und Pilgram hingewiesen, von denen der Erstere zwischen 1359—1400, der Letztere zwischen 1407—1433 lebte. Beide sind bekanntlich die hervorragendsten Förderer des Stephansdomes. Es ist aber nach den neuesten Forschungen nicht wahrscheinlich, dass weder der eine noch der andere an dem eigentlichen Baue der Kirche beschäftigt war. Denn es ist so ziemlich gewiss, dass zwischen den Jahren 1357—1393 an der Kirche nichts gebaut wurde. Dagegen steht es urkundlich fest, dass am 2. Juni 1394 Meister Michael Weinwurm den Grundstein zu dem gegenwärtigen Chore gelegt und bis zum Jahre 1418 gelebt hat [1]). Da nun das Schiff der Kirche viel später und zwar jedenfalls über das J. 1433 hinaus erbaut worden sein dürfte, so entfällt wohl jeder Grund zu Primisser's Annahme, abgesehen davon, dass Pilgram, dem Vollender des Stephansdomes, Bauformen, wie sie an dem Schiffe der Kirche vorkommen, kaum zugeschrieben werden können. Die Frage nach dem Erbauer der Kirche Maria am Gestade muss daher theilweise noch immer als eine offene angesehen werden, da wir nicht einmal wissen, wie weit der Antheil des erzherzoglichen Baumeisters Michel Weinwurm an der Kirche reicht.

Bemerkenswerth ist im Innern der Kirche ein im gothischen Style ausgeführter Weihwasserkessel, in welchem die Jahreszahl 1490 eingehauen ist. Ferner ein altes eingemauertes Sacramentshäuschen mit der Aufschrift: Ecce panis Angelorum factus cibus Viatorum — vere. Besonders reich war noch im J. 1820 die Kirche an Grabsteinen, von denen der älteste das Datum: 11. Mai 1316 trug, und mithin einer Periode angehörte, welche vor den Bau der gegenwärtigen Kirche fällt. Die Inschriften der 55 vorhanden gewesenen Grabsteine sind in Böckh's Broschüre „Geschichte der Kirche Maria Stiegen in Wien" verzeichnet.

Als die Kirche Maria am Gestade im J. 1820 in die Obsorge der Congregation der Redemtoristen überging, wurde an derselben eine Restauration in grösserem Massstabe vorgenommen. Dieselbe war bedingt durch den beklagenswerthen Zustand, in welchen sich die Kirche seit ihrer Entweihung im J. 1809 befand. Abgesehen von der Baufälligkeit einzelner Theile der Kirche, hatte man das Innere derselben ihres ganzen Schmuckes beraubt — um sie als Magazin verwenden zu können. Beispielsweise erwähnen wir nur, dass ein Theil der vorhandenen Kirchengeräthe im öffentlichen Versteigerungswege verkauft wurde.

Bevor daher die Kirche auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers Franz I. der in Österreich hergestellten Congregation der Redemtoristen übergeben wurde, stellte sich die Nothwendigkeit einer umfassenden Restauration dar. Nachdem jedoch die Abhaltung des Gottesdienstes vorzugsweise für die in Wien anwesenden Böhmen bestimmt war, so sollte ursprünglich die niederösterreichische Landesregierung, als Patron der Kirche, nur die Restauration des Thurmes auf sich nehmen, die innere Herrichtung und Ausschmückung der Kirche dagegen theils der Congregation selbst, theils der Provinz Böhmen überlassen werden. Der Kaiser bewilligte die Restauration des Thurmes mit der Summe von 56,978 fl. W. W.; für die Ausschmückung des Innern war die Summe von 55,453 fl. W. W. beantragt. Um indess die Eröffnung der Kirche nicht zu verzögern, bestritt zuletzt die niederösterr. Landesregierung auch einen grossen Theil der Restauration des Innern der Kirche. Die Arbeiten begannen im J. 1817 und wurden im J. 1820 vollendet. Später, als die Vermögensumstände der Congregation sich bedeutend besserten, nahm diese selbst bedeutende Verschönerungen, wie die Erbauung neuer Altäre und der Kanzel, an dem Baue vor, und es ist das rühmliche Bestreben derselben hervorzuheben, dass sie dabei immer eine stylgemässe Restauration im Auge behielt und nach und nach aus der Kirche Alles zu entfernen bestrebt war, was mit dem Charakter des Baues nicht im Einklange stand. So kam es, dass unter den gothischen Kirchen Wiens jene von Maria am Gestade die einzige ist, welche auch mit gothischen Altären geschmückt ist. Wir lassen natürlich hiebei die Frage bei Seite, ob die hiebei angewandte Gothik auch eine edle und reine ist und nicht zu viel unter der Hand des Diletantismus gelitten hat.

Interessant sind auch die Versuche, welche bei dieser Kirche gelegentlich der Renovirung angestellt wurden, um die alte Glasmalerei nachzuahmen. Es wurden nämlich zwei Fenster auf der Südseite des Chores nach Zeichnungen des Künstlers Schnorr v. Karolsfeld theils gemalt und gebrannt, theils aus gebrannter Glasmosaik angefertigt. Als Vorstellungen wurden hiezu gewählt die Bilder der böhmischen Schutz- und Landesheiligen: 1) des heil. Johann von Nepomuk; 2) des heil. König Wenzel; 3) des heil. Joseph, und 4) des heil. Liguori als Bischofs und Stifters der Congregation. In einer Scheibe ist auch der kaiserliche Adler, umgeben von dem ungarischen, böhmischen und österreichischen Wappen, in einer zweiten Scheibe das Emblem der Redemtoristen angebracht.

[1]) Berichte u. Mittheilungen des Alterthumsvereines zu Wien, I. 291.

Die kirchlichen Gebäude zu Hartberg in Steiermark.[1])

Von Heinrich Grave, technischem Beamten des k. k. Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten in Wien.

Die Stadt Hartberg, im Bezirke gleichen Namens an der Lafnitz gelegen, zählt gegenwärtig drei Gebäude, in welchen Gottesdienst gehalten wird; diese sind: die Pfarrkirche, die Klosterkirche der Kapuziner und der sogenannte Karner oder Karnerthurm[2]).

Der Karner, dem heil. Michael und Ulrich geweiht, hat seine gründliche Würdigung schon in Seite 59 und 60 dieser „Mittheilungen" gefunden, woselbst Dr. Heider auch die Abweichung des Portales von der Axe des Baues motivirt hat. Wir wollen sonach hier nur noch auf die sonstige Regelmässigkeit des Grundrisses dieser Rotunde hinweisen. Nur bei dem Portale und dem Ansatze der Apsis überschreiten die Entfernungen der anliegenden Pfeilermittel den bei den übrigen Pfeilerbündeln gleichen Abstand ihrer Mittel, was wohl der beste Beweis für die schon ursprünglich beabsichtigte Axenabweichung des Portales ist.

Zu bedauern ist nur, dass durch das Ausbrechen der diesem Baustyle geradezu widersprechenden Fenster, das Überweissen des inneren Mauerwerkes und den Anbau der pfarrlichen Eisgrube und des Schulhauses (1796) dieses monumentale Werk verstümmelt worden ist.

Die Pfarrkirche besteht aus einem gothischen Mittelbau und einem im toscanischen Style ausgeführten Zubau. Das Äussere der Kirche ist gleichfalls toscanisch, der obere Theil des Thurmes aber jonisch ausgestattet. Diese Kirche soll 1199 gebaut worden sein (die Glaubwürdigkeit dieser Sage beleuchten wir später); jedoch besteht von diesem Baue nichts mehr als höchstens das Fundament. Eine urkundliche Erwähnung der Stadtpfarrkirche finden wir erst 1310 in der ältesten bekannten Hartberger Stiftung: in besagtem Jahre am Jakobstage bestätigen nämlich Herzog Friedrich und der Magistrat von Hartberg, dass Leopold, herzoglicher Capellan und Pfarrer zu Göss, nebst noch Anderem ein ewiges Licht am Katharinenaltar der Stadtpfarrkirche gestiftet habe[3]).

Die Bauzeit des gothischen Mittelbaues, der aus demselben Muschelkalke[4]) wie der Karner hergestellt ist, glauben wir in das XV. Jahrhundert verlegen zu müssen.

Die verwüstenden Einfälle der Ungarn unter Albrecht I. von Habsburg mögen schon an den Bestand der 1199 erbauten Kirche gerüttelt haben. Im XIV. Jahrhunderte litt Hartberg so arg, dass man in diese Zeit die Umgebung der Stadt mit Mauern setzt[5]).

1330 (latein. Urkunde ddto. St. Johannistag) gab der Landesfürst der treuen Stadt Hartberg, um ihrer Dürftigkeit abzuhelfen, die Freiheit, in seinen Landen ungehindert und ohne Mauth mit ihren Waaren Handel zu treiben[1]). Die Kriegswehen und die häufigen Einfälle der Ungarn in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts machten jedoch die Bemühungen dieses Regenten, den gesunkenen Wohlstand zu heben, zu vergeblichen. Rudolph der Sinnreiche schrieb bedeutende Abgaben aus, die Unzufriedenheit des Volkes nahm zu; unter Leopold den Biederben (auch den Frommen), der sich oft ausser dem Lande aufhalten musste, griffen die Raubritter in den steiermärkischen Landen um sich, trat Hungersnoth ein, und hielt die Pest ihre reiche Ernte. 1382 zeigte sich diese Krankheit in der Gegend um Hartberg und raffte wahrscheinlich in der Stadt selbst viele Menschen hinweg. 1392 zogen die Steiermärker unter Wilhelm Grafen von Cilli, 1396 unter Herzog Wilhelm dem Ehrgeizigen selbst den von den Türken bedrängten Ungarn zu Hilfe.

Unter Ernst dem Eisernen gestalteten sich die Verhältnisse etwas besser, der erste Einfall der Türken erstreckte sich nicht bis in diese Gegend. Überhaupt nahm Hartberg in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts fortwährend an Wohlstand zu; und in diese Zeit setzen wir die Erbauung des mittleren gothischen Theiles der Stadtpfarrkirche. 1436 brannte die ganze Stadt ab[2]). Bei diesem Brande wurde jedenfalls auch die Kirche arg mitgenommen und man musste zu einem Neubaue schreiten; auch der Styl der Kirche selbst zeigt uns, dass selbe in die Verfallzeit gothischer Bauten gehöre. Auch die Stiftungen in der Stadtpfarrkirche weisen auf diese Bauzeit hin; wir finden nämlich solche Stiftungen in den Jahren 1313, 1358, 1360, 1368, 1406, 1412, 1417 und dann erst wieder 1446, 1450, 1452 u. s. f. verzeichnet[3]).

So wohlhabend, als wir Hartberg in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sehen, so schnell brachten die siebenziger Jahre den Wohlstand wieder herunter. In diesen Jahren, in welchen die Steiermark durch Heuschrecken, Hunger, Seuchen, Ungarn und Salzburger zu leiden hatte, verarmte obige Stadt so sehr, dass sie verödete; daher gab Kaiser Friedrich 1478 der Stadt das Privilegium (ddto. Gräz am Pauli Bekehrungstage), dass Jedermann, der die verödeten Häuser wieder aufbauen wolle, dazu berechtigt sein, und von Niemanden darum angefochten

---

[1]) Vergl. das Aprilheft der Mittheilungen S. 33, Anm. 1.

[2]) Muchar und nach ihm der ebenfalls schon verstorbene Joseph Herzog in seiner „Kurzgefassten Geographie des Herzogthums Steiermark," Gratz 1854, schrieben fälschlich „Karcher".

[3]) Dr. Macher's „Geschichte von Hartberg." Steiermärkische Zeitschrift. Neue Folge, VI Jahrg., 1. Heft, S. 36.

[4]) Dies ist ein weisser, weicher, den Einflüssen der Witterung trotzender Stein, und bricht sowohl in Hartberg selbst, wie in der ganzen Umgegend.

[5]) Dr. Macher a. a. O. S. 33.

[1]) Dr. Macher a. a. O. S. 33.

[2]) Desshalb verlieh Herzog Friedrich der Jüngere (ddto. Gratz, Mittwoch vor St. Margarethentag) den Hartbergern, ehe er nach Palästina abreiste, einen Jahrmarkt auf den Kollmannstag. Dr. Macher a. a. O. S. 38.

[3]) Dr. Macher a. a. O. S. 36, 37, 40, 62 und 63.

werden soll[1]). 1487 belagerten die Ungarn unter Wilhelm Peinkirchner diese Stadt längere Zeit, ohne sie jedoch einzunehmen. 1512 wurde der grösste Theil der Stadt abermals durch eine Feuersbrunst zerstört, daher Kaiser Maximilian (ddto. Erhartstag 1512) erlaubte, zur Fastenzeit einen Jahrmarkt zu halten, und durch 6 Jahre auf einen Theil der ihn gebührenden Abgaben verzichtete, unter der Bedingung, diesen Nachsichtsbeitrag auf die Erbauung der Häuser zu verwenden. 1516 (ddto. Mittwoch vor St. Veit) wurde dieser Nachlass auf weitere zwei Jahre ausgedehnt[2]). 1529 machten die Türken ihre ersten Einfälle in diese Gegend, gelangten aber erst 1532 bis vor Hartberg; nachdem sie am 7. September zu Reitenau gelagert, zogen sie gegen die Stadt Fardfondar (vermuthlich Hartberg), legten an die Thüre der Kirche, in welche sich die Einwohner flüchteten, Feuer und verbrannten sie sammt deren Familien. Am 9. September waren die Türken schon in der Nähe des Schlosses Mayrhofen an der Feistritz, und zogen dann über Gleisdorf nach Gratz. Im Rückzuge der Türken scheint Hartberg verschont geblieben zu sein. 1592 erlitt die Stadt eine abermalige Feuersbrunst, das Feuer brach im Pfarrhofe aus, und es brannten der pfarrliche Meierhof, 2 Stadtthürme, der Pulverthurm und 30 Privathäuser ab[3]).

Wenn wir, wofür die Wahrscheinlichkeit spricht, Fardfondar als die Stadt Hartberg betrachten dürfen, so hat die Kirche abermals Schaden genommen; an eine Restauration war in diesen trüben Zeiten nicht zu denken, ebenso wenig war ein Zubau thunlich, aber auch wegen der geringen Einwohnerzahl nicht nöthig.

Obwohl Hartberg im ersten Jahrzehend des XVII. Jahrhunderts in beständiger Gefahr wegen Einfällen der Ungarn schwebte, scheint sich diese unglückliche Stadt doch noch von den Schlägen vergangener Zeiten in etwas erholt zu haben. 1619 scheint Hand an die Kirche gelegt worden zu sein, da am 13. November d. J. eine neue von Christoph Tobler in Gratz gegossene Glocke auf den Stadtpfarrthurm gezogen wurde[4]).

Die nun folgenden traurigen Jahrzehende unterbrachen mehr oder weniger jede gemeinnützige Arbeit. 1621 schwebte Hartberg in Gefahr von den Ungarn überrumpelt zu werden; nun folgten sich Einquartierungen (1621 italienische, 1672 spanische, 1683 einheimische Truppen), ausserordentliche Steuern und Zwangsanleihen. Nachdem die Pest schon über 50 Jahre in der Umgegend gewüthet, brach sie 1679 in Hartberg selbst aus. Aus diesen Zeiten ist für uns bemerkenswerth, dass 1662 die grosse Glocke übergossen und um 48 Ctr. 60 Pf. schwerer gemacht wurde. (Wegen zu wenig zugesetzten Metall kam 1671 der Glockengiesser in Process[1]).

Von Feinden blieb die Stadt nunmehr verschont; 1683 rettete sie der Geschichtschreiber Valvasor vor den Türken und den ungarischen Rebellen; 1704 wagten sich letztere nur bis an die Gratzer Vorstadt von Hartberg.

Vischer hat uns das Bild der Pfarrkirche aus diesem Jahrhundert aufbewahrt[2]). In dieser Gestalt blieb sie vermuthlich bis zum Brande am 7. März 1715, wo sie jedenfalls bedeutend gelitten hat; es wurde nämlich nicht nur die Stadt bis auf 13 Häuser ein Raub der Flammen, sondern es brannten selbst Stadtthürme und der neben der Kirche stehende Uhrthurm ab. Der Brand war so gross, dass noch bis heutigen Tages ein Bittgang um Abwendung eines ähnlichen Unglückes abgehalten wird[3]).

In Folge dieses Brandes trug der damalige Schutzherr der Stadt, Joseph Karl Reichsgraf von Paar, Erbland-Postmeister, Ritter des goldenen Vlieses etc., den Bürgern auf (ddto. Wien den 10. April 1715), die neuen Gebäude mit Ziegeln zu decken und die feuergefährlichen Ökonomiegebäude ausserhalb der Stadt zu errichten; auch verprach er selbst zu kommen und den Schaden tragen zu helfen[4]). Unter diesen Verhältnissen bekam die Stadt ein ganz anderes Aussehen; und es war den Bürgern wohl darum zu thun, ihr Gotteshaus in den entsprechenden Stand zu stellen; und bald machte die anwachsende Bevölkerung auch eine Vergrösserung der Kirche nothwendig.

Nachdem 1751 der Calvarienberg erbaut war, wurde 1756 ein Zubau zur Kirche bewerkstelligt. Bei diesem Baue cassirte man den Kirchthurm und umstaltete den Uhr- oder Stadtthurm[5]) zu diesem Zwecke. Das Materiale dieses Thurmes sind Ziegeln, mit den oberwähnten Muschelkalkstein verkleidet.

Dieser Thurm bietet darum so viel Interesse dar, weil er für den schönsten des ganzen Landes gehalten wird[6]). (Der Thurm der Stadtpfarre zum heil.

---

[1]) Dr. Macher a. a. O. S. 39.

[2]) Dr. Macher a. a. O. S. 41 und 42.

[3]) Dr. Macher a. a. O. S. 48.

[4]) Dr. Macher a. a. O. S. 62 und 63.

[1]) Dr. Macher a. a. O. S. 62 und 63.

[2]) G. M. Vischer's „Topographia Ducatus Styriae." 1681.

[3]) Dr. Macher a. a. O. S. 69.

[4]) Dr. Macher a. a. O. S. 69.

[5]) Dieser Thurm soll früher freigestanden haben und bei einer Belagerung oder bei Annäherung des Feindes mit 1 Route, d. i. mit 10—15 Mann zur Beobachtung der feindlichen Schaaren besetzt worden sein. Ein unterirdischer Gang führte vormals in südöstlicher Richtung ins Freie.

[6]) Unter vielen Quellen führen wir an: Handbuch des geographischen Wissens von Cannabich, Littrow, Sommer, Wimmer und Zeune. Göss 1834, I. Band, S. 202. — J. Herzog's kurzgefasste Geographie des Herzogthums Steiermark. Graz 1854, S. 47. — A. J. Caesar in seinen „Annales, Ducatus Styriae," Graecii 1773, sagt Tom. I. fol. 853: „Ecclesia vetus parochialis insigniter refecta, ac turri elegantissima ornate est, ex haeraditate praecipue defuncti an. 1158. Decani et Parochi Hartbergensis." Hier liegt offenbar ein Druckfehler vor, da es auf derselben Seite weiter oben heisst: „Der Hartberger Kirchensprengel wurde jedenfalls schon im XII. Jahrhundert hergestellt, da 1187 ein Pfarrer Ulrich vorkömmt. — Es liegen uns zu wenig Daten vor, um diese Jahrzahl zu berichtigen (Dr. Macher, der Caesar auch benützte, übergeht diese Stelle ganz), jedenfalls aber dürfte sie wenigstens um 500 Jahre zu nieder sein.

Blut in der Herrngasse in Gratz ist nach dem Hartberger Thurme gebaut.)

Durch die Cassirung des alten Kirchthurmes und des daran anstossenden kleinen Vorbaues, und der Instandsetzung des Uhrthurmes verlor die Kirche ihren Haupteingang, weil die Bauart und Beschaffenheit des Thurmes die Herstellung eines entsprechenden Einganges nicht räthlich machte.

1838 wurde die Kirche renovirt, wobei jedoch der Baustyl keine Änderung erlitt [1]).

Ehemals umgab der Friedhof die Pfarrkirche, seit 1782 ist er jedoch ausser die Stadt verlegt.

Die jetzige Ansicht der Stadtpfarrkirche zeigt uns das Titelblatt der „Steiermärkischen Zeitschrift", neue Folge, VI. Jahrg., I. Heft. Gratz 1840.

Die Anregung zu einem Klosterbau geschah schon 1609. Der Magistrat Hartberg war nämlich Vogt über die Beneficien am Karner und am Wallfahrtsorte Maria am Lebern. 1575 ersuchte er den Erzbischof von Salzburg, den Herrn Stadtpfarrer Waidacher als Beneficianten daselbst zu confirmiren, was auch geschah, wogegen der Stadtpfarrer einen Revers ausstellte, den Willen der Stifter zu erfüllen. Sein vierter Nachfolger jedoch, Elias Henrici, Ferdinand's Hofcaplan, weigerte sich das Lehen vom Magistrate zu nehmen, und stellte nicht nur keinen Revers aus, sondern begegnete der magistratlichen Deputation auch äusserst grob. Richter und Rath übergaben daher am 1. October 1609 die Vogteiherrschaft dem damaligen Pfandinhaber von Hartberg, Freiherrn Rudolph von Paar gegen die Verpflichtung, „ein Kloster zu bauen aus eignem Säckel, was Ordens Ihro Gnaden gefällig" [2]), welche Verbindlichkeit er aber nicht erfüllte.

Wegen vielen rückständigen Steuern wurde Hartberg unter dem Eigenthümer Julius Freiherrn von Paar von den Landständen durch den Landmarschall Wolf Rudolph Grafen v. Saurau 1644 u. f. sequestrirt. 1654 erbaute dieser Graf das Kapuzinerkloster; er übergab am 22. August dem Magistrat 150 fl., von deren Interessen der Stadtpfarrer wegen des Treid-Zehends vom Acker vor dem Gratzer Thor, auf welchem das Kloster erbaut worden, entschädigt werden soll. Im Jahre 1785 wurde das Kloster aufgehoben, die Bürger baten um Belassung desselben, wurden jedoch abgewiesen. Später wurde es wieder zahlreich besetzt; 1840 war aber nur 1 Priester neben dem Quardian [3]).

Das Kloster tritt uns wie fast alle Kapuzinerklöster mit einer anspruchslosen Einfachheit entgegen. Die Einwölbung der Kirche besteht in einem Tonnengewölbe, welches durch mehrere kleine Schilder unterbrochen ist. Der Anlauf desselben ist nur mittelst einer kleinen wenig vorspringenden Platte von den Pfeilern getrennt.

Um das Gesammtbild der kirchlichen Gebäude zu vervollständigen, erwähnen wir noch eines in Hartberg befindlichen thurmartigen Capellchens, welches der Tradition nach einst ein Judentempel, den Protestanten zum Gotteshause gedient haben mag. Der plumpe Bau, nach Dr. Macher [1]) altgothisch (?), ähnlich dem der Kirchengebäude im IX. und X. Jahrhunderte [2]), lässt auf ein hohes Alter schliessen. Ob dieses Capellchen wirklich eine Synagoge der Juden (die erst 1496 gänzlich aus Steiermark vertrieben wurden) war, konnte Dr. Macher nicht ermitteln, da keine Denkmale oder Schriften eine Spur geben, dass in Hartberg jemals Juden gewohnt haben sollen.

Ein Blick auf die Kirchengeschichte von Hartberg belehrt uns, dass schon vor dem Karner und der Pfarrkirche ein, gottesdienstlichen Handlungen gewidmetes Gebäude bestanden haben muss.

798 wurde die Hartberger Gegend der geistlichen Gerichtsbarkeit des Erzbischofs Arno von Salzburg unterzogen, welcher vermuthlich auch hier die Zehenten einführte. 1157 kommt ein gewisser Echinger als Pfarrer vor [3]). 1170 ertheilte der Erzbischof von Salzburg als Besitzer des Zehentes um Hartberg, dem Probste Leopold zu Vorau den Drittelzehent in den Pfarren Hartberg, Waltersdorf und Feistritz. Auch werden Pfarrer (plebani) in diesen Orten erwähnt [4]). 1187 wird eines Udalricus, Pfarrers (plebani) von St. Martin in Hartberg Erwähnung gethan, welcher mit seinem Bruder Reinbert, Pfarrer zu St. Martin von Leibnitz, dem Stifte Admont die Pfarre Liestnich in St. Michaelen schenkt [5]). 1194 nahm bekanntlich der Hartberger Pfarrer den Bann von Leopold dem Tugendhaften; diess war wahrscheinlich der 1187 angeführte Pfarrer Ulrich, da 1201 wieder ein Ulrich als Pfarrer erscheint.

Es kommen sohin vor der Erbauung der obbemerkten Gotteshäuser schon Pfarrer vor; folglich muss auch eine Kirche bestanden haben. Wir glauben in dieser ersten Kirche einen heidnischen Tempel sehen zu sollen.

Dass Römer in dieser Gegend gehauset haben, beweisen die aufgefundenen Münzen [6]), plastische und andere Denkmale [7]), und ganze Gruppen von Grabhügeln (tumuli), die Dr. Macher im Jahre 1847 öffnen liess [8]); und zwar dürfte

---

[1]) Dr. Macher a. a. O. S. 73.

[2]) Dr. Macher a. a. O. S. 50.

[3]) Dr. Macher a. a. O. S. 64 und 66.

[1]) Geschichte der Stadt Hartberg. Steierm. Zeitschrift. Neue Folge, VI. Jahrgang, I. Heft, S. 49.

[2]) Da wir die hier berührte Capelle nicht selbst gesehen, so müssen wir uns begnügen, nur auf sie aufmerksam zu machen, um vielleicht einen unserer Leser zu veranlassen, dieselbe einer nähern Würdigung zu unterziehen. Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, dass die Angaben des Baustyls und der Bauzeit sich geradezu widersprechen.

[3]) Steiermärkische Zeitschrift. Neue Folge, VI. Jahrgang, I. Heft, S. 32.

[4]) Annales Ducatus Styriae de A. I. Caesar. Tome I, fol. 696.

[5]) Ibidem, fol. 729 et 855.

[6]) J. A. Caesar. Steiermärkische Geschichte, 3. Bd. — Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark, VI. Heft, S. 11.

[7]) Siehe Cazius, Grater, Kindermann. — Muchar's Geschichte von Steiermark, I. Bd., S. 350; III. Bd., S. 396. — Steiermärkische Zeitschrift. Neue Folge, I. Jahrg., 2. Heft, S. 123. — Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, II. Heft, S. 69 u. ff., S. 125 und 126.

[8]) Muchar's Geschichte von Steiermark, V, S. 356. — Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, II. Heft, S. 107 u. ff.

die Herrschaft der Römer in der Hartberger Gegend in den Jahren 34 bis 29 v. Chr. begonnen haben.

Die Völkerzüge im V. Jahrhundert zerstörten wieder alle gewonnene Kunst und Cultur. Das VII. Jahrhundert brachte die Avaren, deren Herrschaft der siegende und taufende Karl erst im Jahre 791 ein Ende machte. 7 Jahre später (798) finden wir schon, wie oben bemerkt, die Hartberger Gegend der geistlichen Gerichtsbarkeit untergeordnet. Unter Karl dem Dicken verheerte Grantibold diese Gränzgegend, was dann die vom Kaiser Arnulph gegen Grantibold zu Hilfe gerufenen Ungarn unter Ludwig dem Kinde fortsetzten. Ob die Magyaren diese Gegend schon nach der Schlacht am Lech (955) oder erst nach der Niederlage im Jahre 1053 räumten, ist nicht ermittelt.

Diese dem Aufblühen der Cultur nicht geneigten Zustände machen es sehr wahrscheinlich, dass kein Kirchenbau vorgenommen wurde, und dass man in den kurzen Zeitabschnitten, die einen ungestörten Gottesdienst zuliessen, einen vorhandenen Heidentempel [1]) benutzte.

Eben so spricht für diese Meinung der Glaube der ersten Christen; man nahm nämlich die Worte Johannis in seiner Offenbarung [2]), wo er von einer ersten Auferstehung nach 1000 Jahren spricht, wörtlich, und hoffte mit Beginn des XI. Jahrhunderts auf die Wiederkunft Jesu Christi. Diess war auch eine Hauptursache, warum für bestehende christliche oder christianisirte Kirchenbauten nichts geschah, noch weniger aber ein neuer Bau in Angriff genommen wurde.

Die Kirchenbauten in der Nähe von Hartberg datiren daher alle aus dem XII. Jahrhunderte (Deckantskirchen 1161, Vorau 1163), darum entstand der Karner erst im XII. Jahrhunderte, und darum gewinnt die Sage an Glauben, dass die Pfarrkirche erst 1199 gebaut wurde.

Über die Baudenkmale des Krakauer Verwaltungsgebietes.

(Nach einem Berichte des k. k. Landesbaudirectors Dr. Schenkel in Krakau.)

Obwohl Galizien gerade in der interessanten Periode eines reineren und bestimmteren Baustyles dem ehemaligen Königreiche Polen angehörte, so ist doch leider von monumentalen Bauwerken in den sechs Kreisen des Regierungsgebietes Krakau wenig zu finden, das Vorhandene von dem Zahne der Zeit hart angegriffen, nothdürftig oder gar nicht erhalten, oder wohl gar durch unkünstlerischen Einfluss entstellt.

Hier hat durchaus mehr das Gebot der Nothwendigkeit als der Kunstsinn gewaltet und oft schonungslos vernichtet, was später Interesse geboten hätte.

Dagegen ist Krakau selbst reich an Werken der Baukunst und kann für den Archäologen eine wahre Fundgrube interessanter Forschungen sein, die zwar der grosse Brand im Jahre 1850 sehr beeinträchtigte, wovon aber doch so viel übrig blieb, um Bände mit merkwürdigen Daten füllen zu können. Selbst Ruinen, die leider noch in zu grosser Anzahl dastehen und wegen Mangel an Fond noch länger der Stadt ein unheimliches Bild geben dürften, bieten Gelegenheit, Studien zu machen.

Was bis jetzt an Privatgebäuden restaurirt worden, hat zum grösseren Theile die eigenthümliche Form der früheren charaktervollen Bauweise verloren.

Das flache Land bietet fast nichts, was der Erwähnung werth wäre.

In Krakau sind es vorzüglich die Kirchen, die in ihrer besonderen Bauweise den Forscher anziehen, in ihnen ist besonders der abendländische Cultus zu erkennen, mit sehr geringem Einflusse des Ostens. Vorherrschend ist der gothische Styl, hie und da tritt der romanische auf, die grösste Zahl hat der Renaissancestyl für sich.

Ein Prachtbau ist die Marienkirche mit ihrer äusseren edlen Form und den vielen Kunstdenkmalen im Innern, unter welchen als bedeutendstes Werk der geschnitzte Hochaltar von Veit Stoss hervortritt. Die Kirche ist wohlerhalten, hat wenig gelitten, und verspricht noch in ihrem gegenwärtigen Stande lange Dauer. Das Kunstwerk des Veit Stoss ist bereits einiger Verbesserung bedürftig und es wäre zu wünschen, dass diese nur unter wahrhaft künstlerischem Einflusse stattfände.

Die ehemalige freistädtische Baubehörde nahm auf die vorbenannten Bauten wie auf alle übrigen Kirchen gebührenden Einfluss, während des Bestandes der gegenwärtigen k. k. Baudirection ist nichts vorgekommen.

Die Kathedralkirche am ehemaligen königl. Schlosse ist gleicherweise noch in gutem Zustande und birgt in sich wahrhafte Schätze alter Kunst. Auf sie, so wie auf das an sich merkwürdige Schlossgebäude nimmt gegenwärtig die Civil-Baubehörde keinen Einfluss. Letzteres ist durch seine militärische Bestimmung und Wichtigkeit der Kunstpflege entrückt; doch selbst in dem nach neuerer Kriegskunst fortificirten Werkgürtel ist es noch ein imposantes und wohlerhaltenes Gebäude.

Dessgleichen befinden sich die übrigen Kirchen von minderem Kunstwerthe in gutem Stande, bis auf die Dominicaner-, Dreifaltigkeits-, Franciscaner- und St. Franciscus-Kirche, welche bei dem grossen Brande ein Raub der Flammen wurden.

---

[1]) Das oberwähnte thurmartige Capellchen müssen wir ausser unserer Betrachtung lassen, da, wie schon bemerkt, die Angaben nicht glaubwürdig scheinen.

[2]) XX. Capitel, Vers 2 bis 7.

Letztere beiden Kirchen befinden sich in Restauration, zwar nicht unter Anleitung der Baubehörden, jedoch unter zweckmässiger Beaufsichtigung der letzteren.

Bei der Franciscuskirche wurde seit dem Brande im Jahre 1851 ein neues Dach aufgesetzt, im Jahre 1852 die Wölbung im correspondirenden gothischen Style erneuert, das Innere verputzt, die störenden Anbauten wurden entfernt, die Fenster mit schönem steinernen Masswerke verziert, mit gefärbtem Glase mosaikartig versehen; das Hauptthor ward in der westlichen Fronte dem Hochaltare gegenüber ausgebrochen, dem ganzen Bau entsprechend verziert, und der Fussboden neu gepflastert.

Das Presbyterium behielt ganz seinen schönen gothischen Styl, der barocke Styl des Schiffes wurde bei der Restauration so viel wie möglich beseitigt, und musste dem romanischen Style weichen, wodurch zwar keine vollkommene Übereinstimmung, doch ein besseres Ansehen gewonnen wurde.

Die Kosten der Wiederherstellung des Gotteshauses wurden durch Sammlungen bedeckt, und die Kirche ihrer Bestimmung wieder übergeben.

Leider ist die Hauptfronte noch Ruine, und die Kirche selbst von Ruinen umgeben.

Bei der Dreifaltigkeitskirche ist die Restauration noch nicht so weit vorgeschritten, denn noch fehlt die gänzliche Anfertigung des Daches, noch die Wiederherstellung des eingestürzten Gewölbes im Schiffe, bloss die geborstenen Pfeiler wurden in kühner Weise unterfangen, und im Presbyterium die Fenster erneuert. Von aussen wurden einige Giebel in entsprechender Form aufgeführt.

Eine Zierde dieser Kirche wird das Glasgemälde Hübner's aus Dresden sein, welches frommer Sinn einem Fenster der Kirche spendete.

Die Restaurations-Arbeiten bei beiden Kirchen geschehen unter der freiwilligen Leitung der Herren Doctoren Kremer und Zebrawski.

An der Katharinenkirche am Kasimir, auch einer sehr schönen, im edlen Style des Mittelalters erbauten Kirche, wurden auf Grund von Sammlungen Restaurationen vorgenommen, die jedoch noch nicht ganz durchgeführt sind.

Das einzige Gebäude von eigentlichem monumentalen Werthe, auf dessen Bau die Baubehörde gegenwärtig Einfluss nimmt, ist das sogenannte Collegium Jagellonicum, in welchem die kostbare jagellonische Bibliothek untergebracht ist.

Dieses Gebäude wurde zu Ende des XIV. Jahrhunderts unter dem Könige Wladislaus Jagiello zu dem sogenannten Collegium museo bestimmt. Es enthielt früher Hörsäle und Wohnungen der Professoren, hatte jedoch ursprünglich nur geringe Ausdehnung, und wurde erst in späterer Zeit erweitert.

Im Jahre 1838 bewilligte der Landtag des gewesenen Freistaates eine namhafte Summe in Jahresraten, mit welcher das mittlerweile in Verfall gekommene Gebäude zweckmässig wieder hergestellt werden sollte.

Es hatte inzwischen seine ursprüngliche Bestimmung verloren und war zur Bibliothek geworden, die ebenerdigen unbeheizbaren Gewölbe waren nunmehr nichts anderes als Aufbewahrungsorte für Baumaterialien und Haus-Erfordernisse.

Erhalten blieb bloss die Wohnung des heil. Johannes Cantianus, die beim Volke eine hohe Verehrung geniesst, und einer Capelle gleichgehalten wird, so wie mehrere Wohnungen des Universitäts-Baumeisters und der Diener.

Bei der Restauration des Gebäudes, die unter der Leitung des damaligen Universitäts-Baumeisters Kremer begann, wurde an dem interessanten Style des Mittelalters erhalten so viel wie möglich, und es entstanden die schönen Bibliotheks-Räume und ein Theil der äusseren Ansicht mit der neuen Eindeckung.

Gegenwärtig ist der Gartenflügel in Bau, womit auch die bereits früher begonnene Restaurirung des viereckigen, von Arcaden eingeschlossenen Hofraumes verbunden ist. Dieser Bau wurde im Herbste 1853, jedoch nur mit geringer Leistung, begonnen, im Jahre 1854 trotz der schwierigsten Bauverhältnisse mit aller Anstrengung fortgesetzt, eingedeckt, und das Dach mit Zink verkleidet, und sollte im Herbste des Jahres 1855 beendet sein. Dieser Theil wird noch Bibliotheks-Räume, Ubicationen zur Manipulation und die Wohnung für den Bibliothekar umfassen.

Schon früher war es üblich, die bei Privat- und öffentlichen Bauten ausser Verwendung kommenden historisch oder künstlerisch merkwürdigen Sculpturen, um sie zu erhalten, an den äusseren von dem hervorragenden Dache geschützten Wänden der den Hofraum umgebenden vier grossen Mauern anzubringen, diese löbliche Übung wird auch jetzt fortgesetzt, und wurde namentlich vor einiger Zeit ein sehr merkwürdiges Basrelief, nämlich eine Votiv-Tafel, betreffend die Gründung der Bursa Jerusalem, an geeignetem in die Augen fallendem Orte angebracht und mit der entsprechenden Steindecoration umgeben.

In den Gewölben dieses Gebäudes wird eine seltene Merkwürdigkeit, das steinerne Götzenbild des Svantevit, gefunden in dem Gränzflusse, welcher Russisch-Podolien von Galizien scheidet, seit dem Jahre 1851 aufbewahrt. Es hat eine Höhe von circa 8 Fuss, und ist sehr gut erhalten.

Erwähnt muss noch der am Hauptplatze gelegenen grossartigen Tuchhalle werden, einem sehr alterthümlichen, jedoch durch Flickwerk sehr entstellten Gebäude, welches in nächster Zeit einer Restauration bedarf.

Wie verlautet, will sich die Stadt Krakau an die k. k. Bau-Direction wenden und den Antrag zur Restauration ansprechen, welchem Wunsche man bereitwilligst entgegenkommen und auf das Wiederaufleben der früheren Gestaltung hinwirken wird.

Bei dieser Gelegenheit glaube ich erwähnen zu sollen, dass sich zu Krakau ein archäologischer Verein

gebildet hatte, der es sich zur Aufgabe stellte, alle merkwürdigen Denkmale der Sculptur und Baukunst zu erforschen, in ihrer Reinheit zu bewahren und vor dem Untergange zu sichern, womit auch verbunden sein sollte, das Aufgefundene zu untersuchen und zu beschreiben.

Dieser Verein, durch namhafte Spenden kunstliebender Privaten unterstützt, hat im Jahre 1850 und 1851 nicht Unbedeutendes geleistet, erlahmte jedoch, nachdem er im Jahre 1852 seinen Vorstand verlor, der der jeweilige Rector magnificus war, welche Würde in diesem Jahre aufgehoben und durch einen Curator ersetzt wurde.

Notizen.

53. (Eine Ansicht des Dogenpalastes zu Venedig aus dem XIV. Jahrhundert.) M. de Caumont's „Bulletin monumental“ [1]) entnehmen wir, dass der englische Gelehrte Parker in einer Nummer des „National Miscellany“ bei Besprechung verschiedener Werke des M. Ruskin auch einige Reflexionen über den Dogenpalast zu Venedig angestellt hat. Parker führt nämlich die Behauptung Ruskin's an, dass der Dogenpalast ein grosses unermessliches Ganzes, das Resultat eines originellen, von einem einzigen Künstler geschaffenen Planes und zwar nicht allein nach dem Plane und den Details, sondern auch in Bezug auf den Styl der Architectur sei, so dass alle gothischen Bauten Venedigs, welche dem herzoglichen Palaste gleichen, Copien davon sind. Dieser Ansicht trat nun Parker entschieden mit der nachstehenden Beweisführung entgegen. Er sagte:

„Wir haben dieses Monument sorgfältig an Ort und Stelle studirt, wir haben mit der grössten Aufmerksamkeit den Plan geprüft, welchen M. Ruskin mit einer lobenswerthen Sorgfalt und Genauigkeit gegeben hat und wir haben aus dieser Prüfung den Schluss gezogen, dass der Dogenpalast keineswegs das Ergebniss eines einzigen Planes, einer und derselben Idee ist, dass er im Gegentheile zwei verschiedene Bauperioden repräsentirt, von denen eine mit der andern verbunden ist, und die sich von einander doch wesentlich unterscheiden. Wir geben es gerne zu, dass die beiden grossen über einander gestellten Bogengänge der ursprünglichen Zeichnung angehören und dass sie, obwohl in einem entfernten Jahrhundert erbaut, als zwei Constructionen eines einzigen Gedankens betrachtet werden können, mit der Bestimmung, das Gebäude abzuschliessen, einerseits gegen die Meeresseite, andererseits gegen den Marcusplatz. Aber der ganze Theil des Monumentes, welcher sich oberhalb der beiden Bogengänge erhebt, gehört sicherlich einem anderen Plane an, einer anderen Ideenordnung, einer anderen Epoche. Es ensteht derselbe in einer flachen Mauer ohne (Mauerband) Gesimse oder Verzierung, welche deren Kahlheit aufhöbe. Die Fläche dieser Mauer ist mit Marmortäfelchen von verschiedenen Farbentönen bedeckt, deren Farbe aber im Allgemeinen analog ist mit jener der Mauersteine. Diese Täfelchen sind in Rechtecken geschnitten, wie die Mauersteine, sie sind jedoch ein wenig hervortretend, und indem sie der Architekt auf der äusseren Fläche der Mauer mit einer gewissen Symmetrie vertheilte, wollte er augenscheinlich seiner Construction das Ansehen einer Mauer geben, welche verziert oder aus Backsteinen geschnitten ist. Die Öffnungen der Fenster haben keine Regelmässigkeit und nur den Zweck, den Bedürfnissen des Inneren des Palastes zu genügen. M. Ruskin betrachtet diese Eigenthümlichkeit als wichtig und bedeutend und hält diese Eintheilung für ein Verdienst. Was uns betrifft, legen wir nicht viel Gewicht darauf. Wir suchen nicht Einförmigkeit in den gothischen Denkmalen, es erscheint uns daher die Abwesenheit dieser Einförmigkeit keineswegs als ein Verdienst. Sind aber diese grossen flachen Mauern ohne Ausladungen auch ein Verdienst? Besteht darin der gute Styl der gothischen Kunst? Findet man hier den Geist des XIV. Jahrhunderts? Wir können es nicht glauben. Unserer Meinung nach hat diese Bauart alle Charaktere des XVI. Jahrhunderts und scheint uns nur inspirirt von der entarteten Kunst dieser Epoche.“

Wenn wir nun diesem Ausspruche eines hervorragenden Kunstkritikers auch das verdiente Gewicht beilegen, so scheint uns doch weit wichtiger die eigentliche Stütze seiner Behauptung. Er fand nämlich in einem Manuscripte der Bibliothek zu Oxford (Ms. 261, Bibl. Boldléene) einen gegen Ende des 14. Jahrhunderts gezeichneten Plan, welcher das Monument so darstellt, wie es in dieser Epoche bestand. M. de Caumont gelangte durch Parker in den Besitz der Platte, und theilte daher auch den Plan in seinem Bulletin monumental mit. Da nun derselbe für uns in Österreich von speciellem Interesse ist, reproduciren wir denselben hier möglichst getreu (Fig. 1, s. nächste S.), da er nicht allein ein sehr bestimmtes Bild seiner damaligen Gestalt gibt, sondern auch ein sehr merkwürdiges Probestück der Zeichenkunst des XIV. Jahrhunderts ist. Das „Bulletin monumental“ knüpft zugleich an denselben folgende Bemerkung:

„In dieser Zeichnung bietet die obere Partie des herzoglichen Palastes, wie man sieht, einen ganz verschiedenen Anblick von jenem, welchen die entsprechende Partie des jetzigen Gebäudes gewährt: — was man immer von der Genauigkeit der Zeichnung halten mag, ist es unmöglich anzunehmen, dass der Künstler ein dem heutigen ähnliches

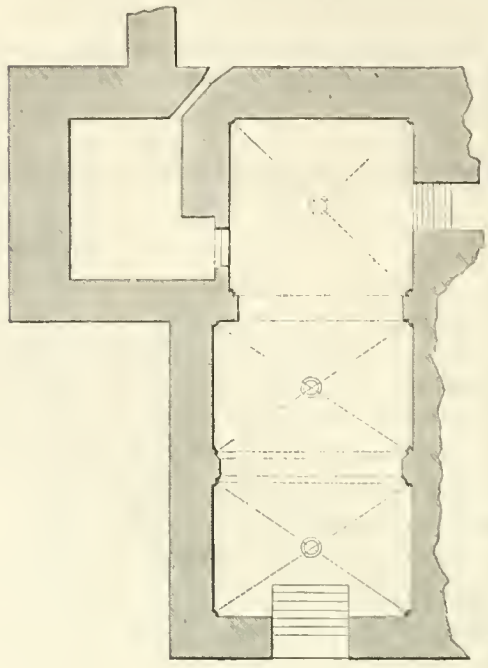
[1]) 3. Série, Tome 2e 22 Vol. de la Collection Nr. 1er p. 66.

Monument vor Augen hatte. Man kann daran die zwei über einander gesetzten Arcaden des jetzigen Gebäudes wieder erkennen, aber was die obere Parthie betrifft, kann man nicht die mindeste Ähnlichkeit zwischen den beiden Constructionen finden. Indem M. Parker auf diese Weise zeigte, dass der Palast von Venedig im XIV. Jahrhunderte nicht das gewesen ist, was er heute ist, machte man den Schluss, dass das allgemeine System des M. Ruskin, welches alle gothischen Bauten Venedigs als Copien des herzoglichen Palastes betrachtet, keine Basis mehr habe und daher die Probe einer aufmerksamen und ernsten Prüfung nicht vertrage."

(Fig. 1.)

54. (Die alten Wandgemälde in der Giselacapelle zu Veszprim.) Zu den interessantesten und zugleich ältesten Denkmalen kirchlicher Baukunst in Ungarn gehört die Giselacapelle in Veszprim. Dieselbe wird als ein Bau des alten Domes betrachtet, der zur Zeit, als Stephan der Heilige die Stadt zu einem Bischofsitze erhoben, begonnen und im J. 1099 consecrirt wurde. Ein besonderer Antheil an dem Gedeihen des Werkes wird, nach einer Sage, deren auch Bischof Ranolder in seinem Werke „Elisabeth Herzogin von Baiern" (Wien bei Seidel 1854, p. 61) erwähnt, der Königin Gisela von Ungarn zugeschrieben. In welchem Verhältnisse indess die Giselacapelle zu dem alten Dome stand, kann gegenwärtig ohne Untersuchung der Fundamente nicht mehr festgestellt werden. Diese ist aber aus dem Grunde nicht ausführbar, weil die Capelle eingeklemmt zwischen modernen Gebäuden steckt und noch vor wenigen Jahren kaum frische Luft genug besass, um sie vor den Einflüssen der Feuchtigkeit zu verschonen. Erst der gegenwärtige höchst verdienstvolle Bischof unterzog sie einer Reinigung und Restauration. In dem vor Kurzem erschienenen Jahrbuche der k. k. Central-Commission lenkte Herr Professor R. v. Eitelberger gelegentlich seines „Berichtes über einen archäologischen Ausflug nach Ungarn" und speciell über die kirchlichen Baudenkmale Veszprims, neuerdings die Aufmerksamkeit auf diese Capelle. Er gibt sammt dem hier im Holzschnitte mitgetheilten Grundrisse folgende Andeutungen über die Gestalt der Capelle:

„Die Capelle (Fig. 1) selbst ist klein. Ihre Länge ist etwas über 42 Schuh, ihre Breite über 10½ Schuh, ihre Höhe 12 Schuh 8 Zoll. Sie ist mit drei einfachen rundbogigen Kreuzgewölben überdeckt, welche auf einfachen, mit einer Nische und einem Blattornamente versehenen Consolen ruhen. Die Profile der Gurten sind einfach abgefasste Vierecke und sämmtlich von gleicher Stärke und Profilirung. Nur die Scheidegurte zwischen dem ersten Kreuzgewölbe, welches den Altarraum überdeckt, tritt stärker hervor, wodurch der für den Altar bestimmte Raum einem Quadrate näher kommt. Die Gurten wie die Gewölbekappen waren ursprünglich bemalt, doch ist von der alten Bemalung dieser Theile nichts mehr zu sehen."



(Fig. 1.)

„Bei der Restauration im verflossenen Jahrhundert, in dem man kein besonderes Verständniss für die Kunstformen des Mittelalters hatte, wurden diese Theile mit sehr nüchternen Ornamenten bedeckt. Von der Ornamentik des Gewölbes ist nichts übrig geblieben als die mit Basrelief verzierten Rosetten, welche sich in der Mitte der Quergurten und der Diagonalrippen befinden. Es sind deren fünf, und zwar im Altarraume eine segnende Hand mit einem Nimbus umgeben, in der Mitte der grösseren Quergurte ein Lamm mit der Fahne. Das Kreuz an der Fahne ist gleichschenkelig und hat sowohl je an den vier Ecken als in der Mitte einen Nagel, wie man es in byzantinischen Kreuzen aus jener Zeit findet und wie sie in Ungarn sehr beliebt gewesen sein mögen. Der Kopf des Lammes sowohl als das ganze Lamm ist mit einem Aureole umgeben. Der Kopf ist gegen den Altarraum zugewendet; die Rosette ist bei weitem die grösste, sie hat 1½ Schuh im Durchmesser. Die dritte Rosette zeigt einen in seinen Schweif sich beissenden Drachen, umgeben von einem romanischen Blattornamente; die vierte Rosette zeigt ein einfaches Blattornament, die fünfte eine einer Rose ähnliche Verzierung."

Was aber dieser Capelle einen besonderen Werth verleiht sind die Gemälde auf den Wandflächen zwischen den Scheidebögen der Gewölbe, da es bekannt ist, wie wenig Gemälde aus dem Mittelalter auf uns

gekommen und wie verschiedenartig der innere Werth dieser Überreste ist. Sie sind für die Kunstgeschichte von grösstem Interesse, weil sie uns allein ein richtiges Bild von der Zeichnungskunst und den Fortschritten der Malerei im Mittelalter zu liefern im Stande sind. — Auf jeder der genannten Wandflächen befinden sich je zwei Apostel in Lebensgrösse über 5½ Schuh. Am besten erhalten sind die Figuren auf den zwei ersten Wandflächen auf der linken Seite vom Eingange aus. Wir verdanken der gefälligen Mittheilung des Herrn Prof. v. Eitelberger eine Zeichnungspause dieser beiden Figuren, welche wir hier auch im Holzschnitte (Fig. 2) mit aller Treue wiederzugeben versuchen

(Fig. 2.)

und knüpfen daran die Beschreibung dieser beiden, sowie der übrigen Figuren an den Wandflächen, wie sie Herr v. Eitelberger in dem Jahrbuche der k. k. Central-Commission veröffentlicht hat.

„Der erste Apostel ist ohne Fussbekleidung und ohne Bart, eine jugendliche Gestalt. Die rechte Hand erhebt sich vor der Brust wie zum Segnen, die linke Hand hält eine Rolle. Er ist bekleidet mit einer Tunica und einem Pallium. Die Tunica, von blauer Farbe, geht bis an die Knöchel, das rothe Pallium ist nach Art einer Toga über die linke Schulter geworfen, unter den rechten Arm hindurchgezogen, so dass der rechte Arm und die Schulter unbedeckt bleiben.

Der zweite ältere Apostel zeigt eine ältere bärtige Gestalt, die Haupthaare sind gescheitelt und fallen nach rechts und links gegen das Ohr. Die rechte Hand segnet ebenfalls, die linke hält eine Rolle. Über den Knöcheln sind deutlich Spuren einer Fussbekleidung, Tunica und Pallium zeigen andere Motive, als an der vorhergehenden Gestalt. Die Tunica ist rothbraun, das Pallium blau. Auch die Apostelgestalten an der nächsten Fläche sind ziemlich gut erhalten. Es steht wieder eine unbärtige, die rechte Hand gegen die Brust zu haltende Gestalt neben einer älteren bärtigen Gestalt, deren linke Hand in den Mantel eingehüllt ist. Beide Figuren sind bekleidet, beide wieder ohne alle weitere Symbole, die Farbe der Kleider, so weit sie deutlich erkennbar ist, ist wieder vorherrschend blau und roth. Diese vier Apostelfiguren haben einen in einer Art Stuccaturarbeit ausgeführten Nimbus, der ursprünglich ohne Zweifel vergoldet war.

Die Figuren sind lang und gestreckt (7—8 Kopflängen), die Bewegung der Finger steif, ebenso die der Füsse. Das Colorit ist lebhaft, hellere Farben waren aufgesetzt, der Fleischton röthlich, die Gesichtsfarbe vorherrschend gelblich, doch ist die Zeichnung des Kopfes, die Behandlung des Faltenwurfes, wenn auch conventionell und typisch, nicht ohne Verständniss. Der Hintergrund zeigt keine Spuren einer Vergoldung.

Die anderen acht Apostel, so wie Maria und Johannes an der Altarwand haben nur wenig Spuren alter Zeichnung und alten Colorits. Sie sind im verflossenen Jahrhundert nicht bloss übermalt, Maria und Johannes neu gemalt worden, sondern man hat ihnen auch die bekannten Apostelattribute in die Hand gegeben."

Abgesehen von dem hohen historischen Werthe, welchen diese Capelle besitzt, indem sie durch ihre Bezeichnung die lebhaftesten Erinnerungen an die fromme und geistig ausgezeichnete Fürstin festhält, tritt dieselbe durch die Wandgemälde in die Reihe der merkwürdigsten Überreste der mittelalterlichen Kunstschöpfungen, welche nebst den Wandgemälden in Fünfkirchen mit ihren römischen antiken Elementen und jenen am Nonnberge in Salzburg mit den Merkmalen deutscher Kunst aus den Zeiten der Karolinger, eine besondere dem XII. oder XIII. Jahrhundert angehörige Kunstepoche repräsentiren.

55. (Der Münzfund in Stein.) Am 17. April l. J. sind bei der Erdaushebung für den Bau des k. k. Bezirksamtsgebäudes in der Stadt Stein (bei Laibach), welchen die Gemeindevorstehung besagter Stadt ausführen lässt, in einem irdenen Topfe, 2 Fuss unter der Bodenfläche an 300—400 Silbermünzen gefunden worden, wovon jedoch leider der grössere Theil sogleich in viele Hände kam, und für den Augenblick arg zerstreut worden ist. Viele Münzen waren wegen ihrer starken Legirung mit Kupfer so sehr vom Oxyd ergriffen, dass sie in kleine Blättchen zerfielen, andere sind durch ungeschickte Behandlung beim Reinigen unkenntlich gemacht worden. Der Umsicht des dortigen Bezirksvorstehers Herrn Florian Konschegg gelang es, an 170, darunter 84 wohlerhalten, an sich zu bringen. Exemplare jeder Sorte sind vom Genannten der hohen k. k. Landesregierung übersendet worden. Der Professor Herr Valentin Konschegg ist in den Besitz einer beträchtlichen Menge gelangt, und hat dieselbe dem historischen Vereine für Krain übergeben.

Der ganze sogenannte „Schatz" besteht, nach der Zahl der Geldstücke geschätzt, in guten zwei Dritteln aus Aquilejer Münzen. Schwächer vertreten ist das Triester, Görzer und Tiroler Gepräge. Es sind Soldi und Denari.

Hier folgen sie in chronologischer Ordnung:

I. Triester-Münzen.

A. Bischof Volricus oder Ulricus von Triest, erwählt am 12. April 1227, starb 1253, er war anno 1245 bei dem allgemeinen Concilium zu Lyon.

1. Avers: Volricus Ep. Der Bischof sitzend im Ornat mit Krummstab und Buch.

Revers: Civitas Tergestum, ein Altar mit der zwischen zwei Sternen aufgerichteten Lanze des heil. Sergius. — Davon sah ich nur ein Stück.

B. Aus der Sedisvacanz vom Jahre 1253.

2. Avers: Civitas Tergestum; eine Kirche. — Revers: Sanctus Justus. Der Heilige zwischen zwei kleinen Thürmen stehend. — Drei Stücke haben sich bis jetzt vorgefunden.

C. Arlongus von Vocisberg oder Voitsberg.

Ein Steirer, wurde von Papst Alexander IV. 1254 abgesetzt, von Papst Urban IV. 1262 wieder bestätiget.

3. Avers: Arlongus Ep. Der Bischof sitzend im Ornat, den Krummstab in der Rechten, das Buch in der Linken.

Revers: Civitas Tergestum; ein Halbmond, darüber ein Stern. — Davon gibt es mehrere Exemplare.

4. Ganz gleich mit der obigen; im Reverse ein Lamm mit dem Kreuze. — Ist mir nur ein Stück vorgekommen.

II. Münzen der Patriarchen von Aquileja.

A. Patriarch Gregorius von Montelongo, regierte von 1252—1273.

5. Avers: Gregori Electus. Der Patriarch stehend ohne Insignien.

Revers: Civitas Aquilegia; zwei stehende Figuren, zwischen beiden ein Kreuz. — Nur wenige Stücke wurden gefunden.

6. Avers wie oben; Revers die gleiche Umschrift mit der vorigen, mit einer Lilie.

7. Avers: Gregoriä Pa. Der Patriarch sitzend im Ornat mit dem Kreuzstab in der Rechten, dem Buche in der Linken.

Revers: Aquilegia; ein Kreuz, aus dessen Winkeln Stäbe mit Kleeblättchen hervorragen.

8. Avers wie oben; Revers mit einer Lilie zwischen vier Rös'chen.

9. Avers ebenso: Revers ein rechtsblickender Adler.

B. Patriarch Raimund della Torre vom Jahre 1273—1299.

10. Avers: Raimundú Pa. Der Patriarch sitzend mit Kreuzstab und Buch.

Revers: Aquilegensis; ein Kreuz, in den oberen Schenkeln desselben zwei Schlüssel, in den unteren zwei Thürme. — Mehrere Exemplare.

11. Avers ebenso; Revers zwei Lilien gekreuzt.

12. Avers: Raimundu Pa. Die Madonna mit dem Jesuskinde am linken Arme; Revers ein Adler, stehend, links sehend. — Nur wenige Exemplare.

13. Avers: Raimundu Pa. Der Patriarch sitzend wie Nr. 10.

Revers: Aquilegensis; ein vierzackiger Thurm.

C. Patriarch Petrus de Gera von 1299—1302.

14. Avers: Petrus Patra. Der Patriarch sitzend im Ornate mit Kreuzstab und Buch.

Revers: Aqui legensis; ein Adler mit dem Familienwappen auf der Brust. — Wurden viele Stücke gefunden, sie haben aber zweierlei Präge.

D. Patriarch Otto Bonus de Razzi vom Jahre 1302—1315.

15. Avers: Otto Bonus Pa. Zu den Füssen des im Ornat sitzenden Patriarchen ein Adler; Revers: mit einem zweifeldigen Wappenschilde.

16. Avers: ebenso, ohne den Adler zu den Füssen des Patriarchen.

Revers: Über dem Wappenschilde die obere Hälfte eines Adlers mit ausgebreiteten Fittigen.

Die meisten der gefundenen Münzen sind von Otto Bonus; jede von diesen zwei hier beschriebenen Arten kommt in zwei deutlich von einander unterschiedenen Geprägen vor.

III. Münzen der Grafen von Tirol.

Meinhard II. Graf von Tirol und Görz, Herzog in Kärnthen anno 1295.

Von diesen Tiroler Münzen scheinen recht viele gefunden worden zu sein; mir sind bereits 10 Stück vorgekommen. Man unterscheidet an ihnen dreierlei Präge bei gleicher Umschrift und gleichem Wappen.

17. Avers: Ein achtschenkeliges Kreuz, zwischen den vier längeren Schenkeln Ale-in-ar-du.

Revers: Comes Tirol mit einem Adler.

18. Eine andere einzelne Münze von Tirol konnte bis jetzt nicht entziffert werden. Sie ist dem Anscheine nach den oben beschriebenen Solidis von Meinhard täuschend ähnlich, allein der Adler ist auf der Aversseite mit der Umschrift: Fredericus I. P. — Der Revers trägt das achtschenkelige Kreuz mit folgenden schwer leserlichen Buchstaben zwischen den vier längeren Schenkeln OR. ES. PA. VR. Wahrscheinlich ist es Friedrich mit der leeren Tasche.

IV. Münzen der Grafen von Görz.

19. Heinrich II. Graf von Görz und Tirol, Herzog von Kärnthen; er regierte von 1304—1323, und war der Vater der Margaretha Maultasch.

Avers: Henric. Comes Goric. Das zweifeldige schräggetheilte Wappen von Görz; im oberen Felde ein Löwe, das untere Feld ist gestreift.

Revers: Moneta de Luonze; eine sechsblätterige Rose. — Ist mir nur ein Stück zu Gesicht gekommen.

Es waren demnach, so viel bisher in Erfahrung gebracht worden ist, neunzehn verschiedene Sorten von Geldstücken in jenem Topfe. Sie sind in vier verschiedenen Ländergebieten geprägt worden, stammen von neun Potentaten her, und ihre Altersdifferenz beträgt in den äussersten Extremen kaum hundert Jahre.

Literarische Anzeigen.

Lübke W.: Geschichte der Architectur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Mit 174 Holzschnitt-Illustrationen. Leipzig 1855. 8. S. 387.

Auf dem Gebiete der Forschung über die Entwickelung der Architectur ist in den letzten Decennien eine solche Umgestaltung früherer Ansichten eingetreten, und eine solche Bereicherung des Stoffes zugewachsen, dass die wenigen zusammenfassenden Darstellungen, die aus der jüngsten Vergangenheit noch in die Tage unserer Gegenwart hereinreichten, den gegenwärtigen Anforderungen nicht genügen konnten. Dass demungeachtet erst jetzt durch Kugler und Lübke gleichzeitig an eine neue Bearbeitung der Architecturgeschichte (mit Ausschluss der übrigen Künste) geschritten wurde, liegt nicht sowohl darin, dass hiefür nicht ein Bedürfniss gefühlt wurde, als vielmehr in der Schwierigkeit der Aufgabe, die zu lösen war. Wir glauben daher alles Lob mit dem Ausspruche erschöpft zu haben, dass wir in dem vorliegenden Werke eine vollkommen gelungene Lösung dieser Aufgabe erhalten haben. Wir gewinnen aus der Lectüre dieses Werkes eine eingehende Übersicht der verschiedenen Entwickelungsstufen der Architectur, deren jede auf die eigenthümlichen ihr zu Grunde liegenden Elemente zurückgeführt, und in ihrem Formenreichthum dem vollen Verständnisse eröffnet erscheint, während der Fluss der Darstellung dem Leser den inneren geistigen Zusammenhang der einzelnen Epochen stets vor Augen hielt und in lebendiger Weise versinnlicht. Lübke hat sich mit diesem Werke als den feinen Kenner und den scharfen Kritiker der Architecturformen bewährt, als welchen wir ihn aus seiner „Darstellung der mittelalterlichen Kunst in Westphalen“, und seiner „Anleitung zur mittelalterlichen Kirchenbaukunst“, zwei Werken, die sich des ungetheiltesten Beifalles zu erfreuen hatten, bereits kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Was uns vor Allem in dieser Darstellung der Architecturgeschichte im hohen Grade angezogen hat, ist die klare übersichtliche Anordnung des reichen Stoffes, deren Schwierigkeit nur jener ermessen kann, dessen Studien in eingehender Weise den mannigfaltigen Erscheinungen des geistigen Lebens der Vorzeit zugewendet waren. Ein zweiter Vorzug dieses Werkes ist einerseits die schwungvolle, das Interesse des Lesers durchweg feststellende Darstellungsweise, anderseits die selbstständige Kritik, welche der Verfasser bei der Darstellung der einzelnen Bausysteme vorwalten liess. Er hat sich dabei durchaus einen objectiven Standpunkt, unbeirrt von den einseitigen Tendenzen unserer Gegenwart, zu wahren gewusst, wofür ihm alle jene zu danken verpflichtet sein müssen, denen es um die Erforschung der Wahrheit zu thun ist, wogegen aber Lübke auch die Angriffe aller jener zu gewärtigen hat, die den geschichtlichen Stoff in der Regel nur zur Erhärtung ihrer subjectiven Tendenzen gebrauchen und sich bei Betrachtung des ersteren ausschliesslich hievon leiten lassen. Wir stimmen daher vollkommen der kritischen Würdigung des romanischen und gothischen Baustyles wie auch der Erörterung der Frage bei, ob durch die Wiederaufnahme der Gothik der Trieb unserer Zeit nach Gestaltung eines ihr eigenthümlichen Baustyles zur endlichen Lösung gebracht sei, wie wir auch es anerkennen, dass Lübke den Vorurtheilen gegenüber, welche seit langer Zeit gegen alle Leistungen der Renaissance-Periode sich erhoben haben, nach Burkhart's Vorgange, auch den Werken dieser Stylentwickelung gerecht zu werden sucht. Wenn wir auch schliesslich die Hoffnung des geistreichen Verfassers auf eine neue Blüthe der Baukunst nur in dem Masse theilen, als wir in unserer Zeit die Keime einer solchen Blüthe zu erkennen vermöchten, so stimmen wir ihm doch in dem vollkommen bei, dass der geistige Inhalt unserer Zeit durch blosse Nachahmung von Stylarten, die ihre vollständige geschichtliche Entwickelung durchlebt haben, nicht zu erschöpfen sei. Auch auf den Gebieten des Schaffens hat die Kritik ihr Recht sich errungen; während auf einer Seite die romanische Baukunst ihre Vorfechter gefunden hat, an deren Spitze Hübsch steht, welcher den begonnenen Streit, ob „romanisch“ ob „gothisch“ mit der ganzen Schärfe geschichtlicher und praktischer Gründe aufgenommen hat und fortzuführen gedenkt, stehen auf der anderen Seite die Absolutisten der Gothik und verdammen Alles, was sich nicht der Wiederaufnahme dieses Styls fügen will, wobei sie diese Frage der Kunst zur Frage des religiösen Glaubens erheben und, durch diese Anknüpfung unterstützt, ihre Gegner zum Schweigen zu bringen suchen. Wir werden diese Frage bei einer sich ergebenden Gelegenheit umständlich erörtern, und wünschen nur, unsere Leser durch das Studium des Lübke'schen Werkes, welches wir ihnen auf das Wärmste empfehlen, zur eingehenden Theilnahme an dieser schon zu lange schwebenden Frage vorbereitet zu finden. Die Ausstattung dieses Werkes ist vorzüglich, insbesondere verdienen die zahlreichen Illustrationen volle Anerkennung. Dr. G. H.

Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst. Herausgegeben von F. v. Quast und H. Otte. Erster Band. Leipzig T. O. Weigl. 1856. Erste Lieferung. 46 S. Quarto mit drei Kupferstichen und Holzschnitten.

Die Freunde der Kunst des Mittelalters haben bisher schmerzlich ein Organ vermisst, welches einen Mittelpunkt für die deutschen Forschungen auf diesem Gebiete in ähnlicher Weise zu bilden unternommen hätte, als es für Frankreich Didron's „Annales archéologiques“ sind. Seitdem deutsche Kunst und deutsches Leben des Mittelalters ein Gegenstand ernster Forschungen geworden ist, mussten sich die Freunde der bildenden Kunst in die verschiedensten Organe der Presse flüchten, um ihre Ansichten und Forschungen, ihre Hoffnungen und Wünsche in denselben niederzulegen — und zu begraben. Nur Wenige konnten sich aus der fast allgemeinen Vergessenheit herausretten, und erst in der jüngsten Zeit ist es deutschen Buchhändlern gelungen, diese Literatur jenseits der deutschen Sprachgränzen zu verbreiten. Aber trotzdem — wie schwer ist es in diesem Augenblicke noch, von dem was auf dem weiten Gebiete mittelalterlicher Kunst und Archäologie geforscht wird, vollständige Kenntniss zu erhalten, wie häufig und mit wie grossem Rechte beklagen sich österreichische Forscher, dass ihnen die Leistungen norddeutscher oder rheinländischer Kunstfreunde so schwer zugänglich sind, oder dass ihre Leistungen den ausser-österreichischen deutschen Gelehrten unbekannt geblieben sind? Wir halten es daher für einen wesentlichen Gewinn der deutschen Literatur, dass sich zwei Männer, wie der königlich preussische Baurath Herr v. Quast und der Pastor Herr Otte vereint haben, ein gemeinsames Organ für Forschungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Archäologie und Kunst des Mittelalters zu gründen.

Nach dem Inhalte des ersten Heftes wird dieses Organ einen Centralpunkt für dieses Gebiet von wissenschaftlichem Standpunkte aus bilden. Die Ehre, zuerst den christlichen Standpunkt — und für mittelalterliche Kunst ist in diesem Falle nicht ein allgemein-christlicher, sondern der specifisch katholische der allein berechtigte — in einer Zeitschrift geltend gemacht zu haben, gebührt zweifelsohne Bandri's, „Organ für christliche Kunst“, welches seit einer Reihe von Jahren mit warmer Überzeugung und praktischem Erfolge nach dieser Richtung hin wirkt. Der wissenschaftliche Gesichtspunkt dagegen ist noch bei keinem Unternehmen so

bestimmt und entschieden in den Vordergrund getreten, als es bei der eben gegründeten Zeitschrift der Fall ist. Und eben aus diesem Grunde begrüssen wir dieses Organ mit besonderer Freude, weil auch Kritik und wissenschaftliche Behandlung der Sache in diesen Dieiplinen vorzugsweise Noth thut.

Das erste uns vorliegende Heft bringt zwei Abhandlungen von E. v. Quast und Dr. Wattenbach. Quast berichtet über die höchst interessante Münsterkirche in Essen. In diesem Baue, welcher aus verschiedenen Zeitperioden seiner gegenwärtigen Gestalt nach herstammt, ist vorzugsweise ein Achteeksbau von Bedeutung, der offenbar den Münster zu Aachen zum Vorbild hat, aber nicht wie die Kirche des Jungfrauenklosters zu Otmarsheim im Elsass eine Copie des Aachener Originales ist, sondern die Formen der Karoling'schen Schule mit Freiheit künstlerisch fortbildet. Dieser Essener Bau gehört seinen ältesten Theilen dem zehnten Jahrhundert an, und es ist ein wesentliches Verdienst der v. Quast'schen Untersuchung, diesen Punkt in der Bau-Chronologie festgestellt zu haben. Die gesammte Ornamentik an diesem genannten Bau, wie die des Aachener Münsters (796—804) und der Otmarsheimer Kirche aus dem XI. Jahrhundert, zeigt römische (nicht byzantinische) Vorbilder und Motive.

Die Abhandlung von Dr. Wattenbach behandelt die Congregation der Schottenkirchen in Deutschland. Die Redaction dieses Blattes hat sich, wie wir wissen, vorbehalten, einen grösseren Auszug der trefflichen Arbeit dieses hervorragenden Forschers, der aus der Pertzischen Schule hervorgegangen ist, mitzutheilen.

Ausser diesen Abhandlungen werden unter der Rubrik „Mannigfaltiges" kleinere Aufsätze, Berichte über Zerstörungen und Erhaltung der Denkmale, über literarische und Vereins-Publicationen gebracht. Es wäre sehr zu wünschen, wenn insbesondere die Vereins-Literatur mit möglichster Vollständigkeit gegeben und auch auf die Mittheilungen englischer und französischer Vereine ausführlich eingegangen würde.

Unter diesen kleineren Aufsätzen ist der über die Baptisterien in Deutschland der interessantere. Was über dem Chorabschluss der Cistercienserkirchen gesagt wird, ist unvollständig, ebenso unrichtig ist diese an anderen Orten ausgesprochene Ansicht Otte's, dass den symbolischen Darstellungen der Cistercienser eine marianische Deutung zu geben sei. Herr v. Quast bringt endlich auch eine Beurtheilung des I. Heftes der „Mittheilungen", und beleuchtet bei diesem Anlasse die Ansicht des Unterfertigten über die Aufgabe einer „Monumentalgeschichte Österreichs" theilweise in einem Tone, der denselben sehr befremdet hat, und mehr in den Zuschauer der Berliner Kreuzzeitung als in ein wissenschaftliches Organ passt. Herr v. Quast mag sich über einen Punkt beruhigen, den nämlich, dass es dem Unterfertigten nicht einfällt „eine eigene national-österreichische Kunst über das ganze weite Ländergebiet, vielleicht bis zum schwarzen Meere" zu spannen. Auch ist zwischen einer „Monumentalgeschichte Österreichs" und einer „national-österreichischen Kunst", die Herrn v. Quast gespensterartig vorschwebt, ein grosser Unterschied. Dass erstere nicht einen centralisirenden Charakter hat, sich an die locale Entwickelung der einzelnen Ländergruppen anschliessen muss, in ihren transalpinen Monumenten von der deutschen Kunst, in den cisalpinischen Monumenten von Italien und denen des adriatischen Meeres und der griechischen Kirche vom Osten abhängt, ist ohne Zweifel. Wie gross oder gering der deutsche, italienische oder byzantinische Einfluss in den Monumenten der österreichischen Monarchie ist, ist gegenwärtig nach dem Stande der österreichischen Monumentalkunde nur in wenigen Kronländern festzustellen. Diesen Übelstand zu beseitigen, ist es, was wir „der Zeit überlassen" müssen, und wir wollen hoffen, dass die von der k. k. Central-Commission gegründeten Organe in wenigen Jahren ein reiches Material dem Forscher darbieten werden.

Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich. Die Angabe der Zahlen in den Kupfertafeln wohl nur durch Zufall ausgeblieben. Wir empfehlen das Unternehmen auf das Lebhafteste den Kunst- und Alterthumsfreunden. Der Preis für einen Jahrgang, welcher sechs Hefte umfasst, ist 10 Thaler. R. E. v. E.

Legis-Glückselig Dr.: der Prager Dom zu St. Veit. Geschichtlich und kunstarchäologisch dargestellt. Mit 14 Tableaux nebst kleineren Lithographien und Vignetten. 1 Bd. IV, 107. Prag und Leitmeritz 1855. Druck und Verlag von C. W. Medau.

Tüchtige und mit dem richtigen Verständnisse gearbeitete Monographien über die bedeutenderen mittelalterlichen Bauwerke des Kaiserstaates gehören noch immer zu den frommen Wünschen der österreichischen Kunst- und Alterthumsforscher. Während die hervorragendsten Dome in Deutschland bereits historisch und architektonisch erklärt und erläutert wurden, entbehren die meisten Dome des Kaiserstaates noch immer einer kunstgeschichtlichen Würdigung, und diejenigen, welche sie bisher gefunden, befriedigen nicht die bescheidensten Anforderungen. Wir verweisen als Beispiel auf den Wiener St. Stephansdom, über welchen zwar schon wiederholt Monographien erschienen, von denen aber nur Dr. Melly's Beschreibung und Erklärung des Westportales von entschiedenem kunsthistorischen Werthe ist. — Mit um so grösserer Erwartung blickten wir daher auf das Erscheinen der geschichtlichen und kunstarchäologischen Darstellung des „Prager Veitsdomes" von Dr. Legis-Glückselig. Dieses imposante und reich ausgestattete Bauwerk des XIV. Jahrhunderts gehört bekanntlich jener interessanten Gruppe an, welche mit der Barbarakirche in Kuttenberg und dem Chore der Kolliner Decanatskirche klar ausgesprochene Merkmale innerer Verwandtschaft besitzt, und an der man in Bezug auf die Anlage vielfache Anklänge an die Eigenthümlichkeiten der französischen Gothik bemerkt haben will. Es wäre mithin bei einer Monographie über den Prager Veitsdom die Gelegenheit geboten gewesen, auf diese Behauptung näher einzugehen und die überwiegenden Merkmale der deutschen Gothik, wie diess namentlich aus den Profilen der Gewölberippen und Pfeiler nachgewiesen werden kann, hervorzuheben. Wenn wir diess in der vorliegenden Monographie vermissen, so soll damit nicht der sonstige Werth der sehr verdienstlichen — als Frucht jahrelanger Forschungen zu betrachtenden Arbeit geschmälert werden. Vor Allem heben wir die fleissige historische Darstellung hervor, wodurch manche schwankende Angaben über die Zeitbestimmung einzelner Theile des Baues und der an dem Dome beschäftigten Baumeister richtiggestellt wurden. Interessant sind ferner die Untersuchungen über die beiden Domwerkmeister, über die Wenzelscapelle und über die muthmassliche Form des Domes, wenn er nicht bloss Bruchstück geblieben, sondern nebst dem Chore auch das Langhaus gebaut worden wäre. Weniger befriedigt hat uns dagegen der Abschnitt über den „neuen" Thurm, womit die Frage über den eigenthümlichen Unterbau ihrer Lösung nicht näher gerückt wurde.

Nebst der eigentlichen Darstellung enthält das Werk noch zehn sehr interessante Beilagen, worunter sich Aufsätze über die Fürstengruft des Domes, über Peter Arler de Polonia, über den jerusalemischen Leuchterfuss, über das Musivgemälde an der Aussenseite des Domes, über die Staffeleigemälde und sonstige Kunstgegenstände desselben u. s. w. befinden und von dem fleissigen Studium des Herrn Verfassers ein ehrenvolles Zeugniss geben. Wir haben daher auch vollen Grund, das Werk allen Kunstfreunden zu empfehlen, und hätten nur gewünscht, dass die Kunstbeilagen mit grösserem Geschmacke so wie mit mehr Genauigkeit in den Details und mehr Correctheit in der Zeichnung ausgeführt worden wären. K. W.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C.M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k.k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 1 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 10. I. Jahrgang. October 1856.

Inhalt: Charakteristik der Baudenkmale Böhmens. — Bericht über eine Reise von Brixen nach Inichen und in das Thal Taufers in Tirol. — Die gothische Monstranze der Domkirche zu Pressburg. — Notizen. — Literarische Anzeige. — Bibliographie.

Charakteristik der Baudenkmale Böhmens.

Nach den bedeutendsten Bauwerken zusammengestellt von Bernhard Grueber, Architekten und Professor der Baukunst.

Vorwort.

Die Architecturgeschichte Böhmens erscheint noch sehr lückenhaft und steht nach dem allgemeinen Urtheile in keinem Verhältnisse zu den Fortschritten, welche die heutige Geschichtsforschung nach allen Seiten hin errungen hat.

Die Ursache dieser Vernachlässigung liegt theils in geographischen und sprachlichen Verhältnissen, theils in dem Umstande, dass die Kunstübung durch ausserordentliche Verhältnisse mehrmals gänzlich unterbrochen und fast ohne allen Übergang in eine andere Richtung hineingedrängt worden ist. Rechnet man hinzu, dass ein grosser Theil der in Böhmen beschäftigten Künstler von jeher aus Ausländern bestand, dass viele derselben das Land nach vollendeter Arbeit wieder verliessen, ohne eine Schule zu gründen oder sonstigen Einfluss auf anderweitige Bauten auszuüben; so lassen sich die Schwierigkeiten begreifen, mit denen der Bearbeiter einer böhmischen Kunstgeschichte zu ringen hat.

Es scheint jedoch, als sollte das Versäumte in Bälde hereingebracht werden. Seit einigen Jahren gibt sich in allen Theilen des Landes ein reges Interesse für monumentale Bauwerke kund, welches durch Errichtung der k. k. Central-Commission für Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale wesentlich gesteigert wurde. Man forscht nach Styl und Erbauungszeit und sucht sich auf alle Weise mit dem künstlerischen und geschichtlichen Werthe der Denkmale bekannt zu machen.

Dass solche vereinzelte Untersuchungen nicht immer befriedigende Resultate liefern, darf weder befremden, noch abschrecken. Es ist auf dem Lande äusserst schwer, ja oft unmöglich, sich die zu derartigen Studien nöthigen Bücher zu verschaffen. Obendrein bringen selbst die gediegensten unserer neuen kunsthistorischen Werke nur sehr dürftige Nachrichten über Böhmens Denkmale, so dass für den gegebenen Fall nur selten Belehrung aus diesen Büchern gewonnen werden kann.

Seit fünfzehn Jahren das Land in allen Richtungen durchreisend, hatte ich Gelegenheit, die bedeutendsten Denkmale durch eigene Anschauung nicht allein kennen zu lernen, sondern auch zu studiren und ganz oder theilweise aufzunehmen. Auf solche Weise entstanden die vorliegenden Blätter, welche nicht im Entferntesten einen Anspruch auf Vollständigkeit machen, sondern die ursprünglich nur bestimmt waren, den Eifer angehender Kunstfreunde zu beleben und diesen einige Anhaltspunkte bei allfälligen Untersuchungen zu verschaffen. Alle genannten und geschilderten Bauwerke habe ich selbst untersucht und die betreffenden Zeichnungen angefertigt; natürlich konnten in den Bereich dieser Charakteristik nur solche Kunstobjecte gezogen werden, welche die im Lande zur Geltung gekommenen Richtungen repräsentiren oder einen Abschnitt des Kunstlebens bezeichnen.

Ob mir je so viel Musse wird, meine reichen, in allen Gegenden des Landes angestellten Vorarbeiten zu einer eigentlichen „Geschichte der Baukunst in Böhmen“ zu vereinigen, kann ich noch nicht bestimmen. Freuen würde ich mich, zu einem solchen Unternehmen mindestens den Anlass gegeben zu haben.

Kuttenberg, im August 1856.

I.

Alter und Styl der Baudenkmale Böhmens.

Obwohl in vorchristlicher Zeit verschiedene Völkerschaften nach einander das damals sehr rauhe Böhmerland bewohnten, scheint doch keine derselben bleibende Bauwerke errichtet zu haben. Grabhügel und Erdwälle, wie sie über die ganze Erde hin verbreitet sind und von allen Volksstämmen aufgethürmt wurden, erscheinen als die einzigen Reste ältester Bauthätigkeit.

Diese Denkmale jedoch können unmöglich in den Kreis unserer Betrachtungen gezogen werden, da sie einerseits nicht als eigentliche Bauwerke gelten, und andererseits die Erforschung dieser Urtypen menschlichen Schaffens neben grossem Zeitaufwande auch ungewöhnliche Mittel voraussetzt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Czechen, welche das Land nach den Markomannen in Besitz nahmen, die Kunst Gebäude aus Stein aufzuführen, erst nach Annahme des Christenthums sich eigen gemacht. Man wird daher mit Sicherheit annehmen dürfen, dass alle Gebäude, welche sich innerhalb der Grenzen unseres Landes vorfinden, erst nach Einführung der christlichen Religion entstanden sind.

Auch aus den ersten Jahrhunderten des Christenthumes besitzen wir keine Baudenkmale, deren Alter nachgewiesen werden könnte; vielmehr scheint der bei allen slavischen Stämmen beliebte Holzbau in diesen Gauen noch lange beibehalten worden zu sein, nachdem die Nachbarvölker bereits zum Steinbau vorgeschritten waren.

Diese Vorliebe für Holzconstructionen blieb in Böhmen bis in die neueste Zeit heimisch und rief manche Eigenthümlichkeiten hervor, welche auf den Steinbau übertragen wurden und hier einen beachtenswerthen Moment in der Kunstgeschichte des Landes bilden.

Aus dem Gesagten ergibt sich nun das höchste Alter, welches irgend eines der bestehenden Baudenkmale ansprechen kann, von selbst, und der Übergang von dem zehnten in das eilfte Jahrhundert wird die Gränzlinie für unsere Forschungen bezeichnen.

Es sei hiemit nicht in Abrede gestellt, dass hie und da, namentlich in einigen Burgen, Grundmauern von höherem Alter vorkommen mögen, allein da solche Theile weder charakteristische Merkmale an sich tragen, noch Urkunden oder sonstige Beweise eines so hohen Alters aufgefunden werden können, werden derartige Behauptungen immer sehr gewagt bleiben.

Im Laufe der angegebenen Zeit (seit dem eilften Jahrhunderte) haben in Böhmen und den angränzenden Ländern nur drei verschiedene Baustyle geherrscht, und zwar:

a. der romanische oder Rundbogenstyl,

b. der gothische oder Spitzbogenstyl und

c. der Renaissancestyl oder die wiederhergestellte griechisch-römische Bauweise.

Alle hierlands vorkommenden Gebäude werden also einer von diesen drei Bauarten angehören, wenn sie nicht zwei oder wohl alle drei Style an sich vereinigen. Bei grösseren Bauwerken ist dies letztere oft der Fall, je nachdem ihre Erbauungszeit in verschiedene Epochen hinübergreift. Der am einzelnen Theile sich zeigende Baustyl bietet in der Regel sodann den zuverlässigsten Anhaltspunkt, um Alter und Fortschritte dieser oder jener Baupartie bestimmen zu können.

Zwischen jeder dieser Bauarten findet natürlich ein vermittelnder Übergang Statt, so zwischen der romanischen und gothischen, wie zwischen dieser und der Renaissanceperiode.

Der romanische Baustyl, welcher sich in allmählichen Übergängen aus der altrömischen Architectur entwickelte, verpflanzte sich von Italien aus durch Frankreich über alle Länder der damaligen katholischen Welt. In jenen Bezirken, welche das Herz des grossen fränkischen Reiches bildeten, rundete sich die neue Bauweise, etwa im Anfange des zehnten Jahrhunderts, zu einem entschiedenen Style ab, und diesen Ländern gebührt die Ehre, diesseits der Alpen die ersten christlichen Monumente errichtet zu haben. Die weitere Verbreitung der Baukunst fand in der Richtung von Westen nach Osten Statt, wesshalb auch dieselbe Entwicklungsstufe in den nördlichen und östlichen Ländern verhältnissmässig später eintrat.

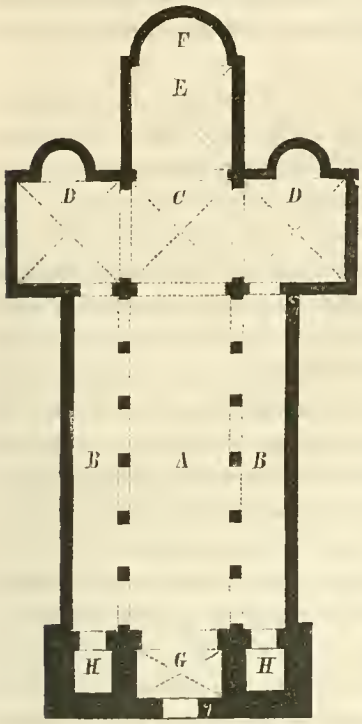
Wenn auch in den Grundbedingungen allenthalben übereinstimmend, hat sich doch der romanische Styl in jedem Lande besondere Modificationen in den Detailformen angeeignet, so dass nationale Merkmale angegeben werden können. Es ist daher nothwendig, die constructiven Elemente hier in Kürze anzugeben, da wir uns die übersichtliche Betrachtung eines ganzen Landes zum Ziele gesetzt haben.

Die romanische Architectur ist ein Gewölbesystem, dem der Rundbogen zu Grunde liegt. Nicht allein alle zu gewinnenden Räumlichkeiten, sondern auch die einzelnen Öffnungen der Thüren und Fenster werden mit halbkreisförmigen Bogen überspannt, wesshalb der Name Rundbogenstyl auch als gleichbedeutend mit romanischer Styl gebraucht wird.

Für den Kirchenbau wurde die alte heidnische Basilicaform beibehalten, wornach eine längliche, rechteckige Halle durch Säulen in mehrere Gänge eingetheilt wird. An den beiden Langseiten der Halle wurden sodann Flügelhauten angefügt, um dem Kirchenplan die Gestalt des Kreuzes zu verleihen.

An der Altarseite, welche regelmässig gegen Osten zu stehen kam, wurde endlich für den Altar ein besonderer halbrunder Abschluss, Allerheiligstes oder Tribune genannt, vorgetragen. Anfänglich erhielt nur der Mittelgang (das Hauptschiff) eine Tribune, späterhin auch die Nebenschiffe. Das Hauptschiff hat gewöhnlich die doppelte Breite je eines

Seitenschiffes, und die Flügelbauten halten gleiche Weite mit dem Hauptschiffe, so dass alle einzelnen Gewölbeabtheilungen quadratische Felder bekommen. Um das Jahr 1100 erreichte der romanische Styl seinen Blüthepunkt und der Kirchenbau hielt im Allgemeinen das folgende, Fig. 1 bezeichnete Schema ein, dessen Erklärung beinahe selbstverständlich ist.



(Fig. 1.)

A. Das Hauptschiff.

BB. Die Seitenschiffe.

(Hauptschiff und Seitenschiffe bilden zusammen das Langhaus.)

C. Die Vierung des Kreuzes.

D. Die Kreuzarme.

(Vierung und Kreuzarme bilden zusammen das Querhaus oder Kreuzschiff.)

E. Das Presbyterium, Chor oder hoher Chor.

F. Das Sanctuarium oder die Apsis, auch Tribune, Concha oder Allerheiligstes genannt.

(Presbyterium und Apsis sind in grossen romanischen Kirchen gewöhnlich erhöht und es befindet sich eine Unterkirche oder Krypta unter diesen Theilen. Die Krypta diente gewöhnlich, um die Reliquien des Heiligen, dem die Kirche gewidmet war, aufzubewahren.)

H H. Die Thürme, gewöhnlich am Westende, dem Sanctuarium gegenüber.

Mit dieser Grundform hat der romanische Basilikenbau in eben dem Grade seine höchste Ausbildung erreicht, wie die antike Kunst in Aufstellung des Peripteral-Tempels. So wie der Dipteros und Pseudodipteros nur als unwesentliche Zugaben oder Ausstattungen des Peripteros angesehen werden dürfen, ebenso erscheinen auch die verschiedenen runden und polygonen Thürme, die Mittelkuppeln und Doppelchöre nur als Bereicherungen des romanischen Normalplanes. Alle grösseren Stift- und Stadtpfarrkirchen wurden nach diesem Plane erbaut, und nur die Kathedralen erhielten in der Regel noch zwei östliche, neben dem Presbyterium angelegte Thürme, manchmal auch einen Kuppelthurm über der Kreuzvierung als besondere Auszeichnung. Diese letztgenannten Bildungen kamen indessen in Böhmen gar nicht, und die Basilikenform überhaupt nur selten vor; häufiger erscheinen einschiffige Kirchen in verschiedenartiger Ausstattung.

Die Pfarrkirchen der Dörfer wurden meist einschiffig gehalten, wobei aber die Kreuzform und Gewölbeeintheilung nach dem Basilikensysteme zu Grunde liegt. Der einzige Thurm bildet sodann gewöhnlich die Eingangshalle und steht an der Westseite, der Apsis gerade gegenüber. Die Emporkirche über dem Eingange fehlt in Böhmen nie und selbst in den Schlosscapellen und unbedeutendsten Filialen sind diese anderwärts seltenen Ausstattungen regelmässig vorhanden. Die Capellenbauten haben weder Thurm noch Kreuzanlage und bestehen regelmässig aus dem Hauptraume (Schiffe), der Apsis und der Vorhalle.

Neben diesen, sämmtlich dem Basilikensysteme angehörenden Grundformen wurden in jener Periode auch kirchliche Gebäude errichtet, deren Plan entweder nach dem Kreise oder einem regelmässigen Polygon gebildet ist und welche man Centralbauten zu nennen pflegt. Bauten dieser Art zeigen selten grössere Ausdehnung und haben in der Regel eine untergeordnete Bestimmung. Sie dienten theils als Taufhäuser (Baptisterien), theils als Friedhofcapellen; auch mag es vorgekommen sein, dass von armen Gemeinden solche Bauten bloss der Wohlfeilheit wegen als Pfarrkirchen errichtet worden sind. Die Anordnung von Centralbauten findet sich in Böhmen häufiger als in irgend einem der westlichen Länder Europa's.

Die künstlerische Behandlung und Ausführung der einzelnen Theile betreffend, zeigt sich der romanische Styl als Massenbau, der namentlich im Innern einen schwerfälligen, düsteren Charakter an sich trägt. Wie der kreuzförmige Grundriss nach den sechs Seiten des Würfels gebildet ist, so sind auch die Höhenmasse nach kubischen Verhältnissen angenommen. Auf diese Weise erhielten die Gebäude nur mässige Höhenausdehnungen, und die Mauern, welche bestimmt sind schwere Gewölbe zu tragen, erscheinen im Verhältnisse zur Höhe sehr dick. Um diese frühzeitig erkannte Schwerfälligkeit zu mildern, wurden die Mauern regelmässig mit Streifen (Lisenen) eingefasst, welche etwa 3″ vorspringen und also vertiefte Felder einfassen. Unter den Hauptgesimsen und Stockwerksabtheilungen gehen diese Lisenen in eine Reihe von halbkreisförmigen Vorlagen über und bilden den sogenannten romanischen Fries (s. Fig. 2).

(Fig. 2.)

Diese Friesverzierung, das gewöhnlichste und untrüglichste Kennzeichen des romanischen Styles, kömmt in Böhmen weder häufig, noch in reiner Kreisbildung vor, sondern sie erhielt gegen unten hin gewöhnlich eine Verlängerung, was schon eine Annäherung zur Gothik bedeutet.

Die Einfassungen der Thüren und Fenster sind im Winkel von 45° abgeschrägt und bilden also Nischen, in welchen je nach Grösse und Wichtigkeit der Kirche oft Säulen eingeblendet sind. Diese kleinen Säulen haben nie über 6″ und auch nur selten über 9″ Durchmesser und sind

oft gewunden oder mit Ornamenten verziert. Dabei erscheinen die Fensteröffnungen auffallend klein, besonders schmal, da selbst in Kirchen ersten Ranges die Fenster kaum 2' lichte Breite messen. Das Würfelcapitäl endlich mit dem entsprechenden Eckblatte am Fusse der Säule gehört nicht allein zu den wesentlichen Merkmalen der romanischen Periode, sondern bezeichnet selbst innerhalb des Stylverlaufes gewisse Zeitgränzen; so kömmt z. B. das Würfelcapitäl im westlichen Deutschland weder am Anfange noch am Schlusse der Periode vor, indem früher das korinthisirende, späterhin aber das kelchförmige Capitäl gebraucht wurde.

In Böhmen gelangte das Würfelcapitäl beinahe zur ausschliesslichen Geltung und wurde unzweifelhaft noch im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts angewendet.

Eine reiche Abwechslung der Capitälformen, wie man sie in Frankreich, Deutschland und England findet, kömmt in Böhmen nicht vor, wo die Bauten nur auf die äusserste Nothwendigkeit beschränkt blieben.

II.

Geographische Vertheilung der Denkmale.

Böhmen ist ein abgerundetes Land wie kein zweites, das, so zu sagen, um seine Hauptstadt herum gruppirt worden ist. So wie nun von ältester Zeit an die Hauptstadt Prag der Sitz aller geistigen und politischen Bestrebungen war, ebenso fanden auch die künstlerischen Richtungen daselbst ihren Mittelpunkt und verbreiteten sich von hier aus über die untergeordnete Gegend. Daher finden sich auch die bedeutsamsten und zugleich verschiedenartigsten Monumente in Prag und dessen nächster Umgebung, wenn auch hier die grössten Zerstörungen Statt fanden. Die Vertheilung der Denkmale über das Land darf man sich indessen nicht ganz gleichartig denken, und der Osten Böhmens, der alle Anzeichen einer früheren Cultur trägt, hat auch die Mehrzahl alter (folglich romanischer) Bauwerke aufzuweisen.

Wenn man aus dem Mittelpunkte Prag eine Bogenlinie zieht, die nördlich bei Leitmeritz beginnt und über Jungbunzlau, Bidschow, Pardubitz, Ledetz gegen Süden bis Mühlhausen fortgeführt wird, so liegen innerhalb dieses Bogens die meisten und gut erhaltenen Werke romanischer Kunst, wie: Weisskirchen bei Melnik, Vinec, Altbunzlau, Nudwowitz, Lanzau, Prosek, Tismitz, St. Jakob, Zaboř, Chrudim, Hruschitz, Kundratz, Mühlhausen u. A. — Ein entsprechender Bogen, den man durch das westliche Böhmen ziehen wollte, würde kaum die Hälfte der genannten Werke einschliessen. Die Gränzbezirke (Egerland ausgenommen) sind durchaus arm an romanischen Bauten, und die beiden grossen Gebiete des Böhmerwaldes und Riesengebirges haben nur wenige Reste aufzuweisen. Die Monumente des Egerlandes, ohnehin schon durch Abbildungen und Beschreibungen hinlänglich bekannt, tragen durchaus deutsches Gepräge und können hier, wo es sich um eine Schilderung böhmischer Kunstweise handelt, nicht in Betracht gezogen werden.

Besondere Stylausbildungen und individuelle Auffassungen geben sich in der romanischen Periode nirgends kund. Die Anlagen sind nur auf die äusserste Nothwendigkeit berechnet und Mangel an Erfindung, wie Formenbildung wird allenthalben ersichtlich.

Ganz anders verhält es sich mit der gothischen Bauart, sowohl dem Wesen als der Verbreitung nach. Die gothischen Bauten sind zwar ziemlich gleichmässig über das ganze Land hin ausgetheilt, jedoch fallen der südlichen Hälfte Böhmens die interessantesten Werke zu. Auch geben sich hier nicht allein verschiedene Richtungen, sondern auch die Einflüsse hervorragender künstlerischer Persönlichkeiten kund.

Obenan steht die St. Bartholomäuskirche in Kolin (das Schiff), der älteste gothische Bau im Lande, welchem norddeutscher Einfluss nicht abzusprechen ist. Die Ornamentik erinnert vielfach an Halberstadt und Magdeburg, wenn ich sie auch freier und plastisch höher durchgebildet nennen möchte. Mit diesem Bau haben nur die alte Synagoge und die Agneskirche zu Prag einige Verwandtschaft.

Mit dem Prager Dome beginnt die ältere Hauptrichtung, die sich durch den Koliner Chorbau gegen Osten und Süden, durch die schönen Kirchen von Schlan und Pilsen in nordwestlicher Richtung ausbreitete. Im südlichsten Theile Böhmens bildete sich unter mächtigen Dynasten eine eigene Schule, deren Sitz Krumau war und welche sich mehr an die von Wien und Krems ausgehende Kunstrichtung anlehnte als an die Prager Schule. Die besten Werke dieser Schule sind die Kirche zu Krumau und der Kreuzgang des Piaristenklosters zu Budweis; ihr Einfluss ist bis in die Gegend von Sobieslau zu erkennen. Nun folgt die rein czechische Schule, deren Hauptwerk die St. Barbarakirche zu Kuttenberg ist (die Anlage dieser Kirche jedoch ist älter und gleichzeitig mit der zweiten Gründung des Prager Domes angenommen worden). Der einheimischen Schule sind die meisten Kirchen auf dem Lande und in den kleinen Städten, sowie auch die verschiedenen Stadtthore, Brunnen und Privatgebäude zuzuschreiben.

Die eigentliche Renaissance gehört nur Prag an und ist auch hier nur durch wenige Beispiele vertreten. Der Zopfstyl aber, und zwar der formloseste, plumpeste, hat seine Repräsentanten in zahlreichster Fülle überall und an allen Orten ausgesäet.

Ein Gürtel von Holzbauten umzieht längs der Gränzen hin das ganze Land. Im Erzgebirge und den angränzenden westlichen Districten findet man den deutschen Fachwerkbau, während sich vom Riesengebirge aus bis in die Gegend von Chrudim und Deutschbrod der Blockverband hinzieht, und je nach Örtlichkeit bald deutschen, bald slavischen Charakter annimmt. Im Böhmerwalde endlich, etwa von Klentsch bis Wittingau und herein ins Land bis Budweis, werden die Einflüsse der Alpenbauart ersichtlich.

Sehr beachtenswerth sind noch die schönen Städteplätze in Böhmen, Ringe genannt, eine Eigenthümlichkeit

der slavischen Orte. Den schönsten dieser Ringe, welcher ringsum mit Laubengängen umgeben ist, besitzt wohl Budweis. Auch Gitschin, Beraun, Czaslau und viele kleine Orte erfreuen sich schöner Ringplätze.

III.

Romanische Bauwerke in Böhmen 1100 bis nach 1300.

Während die Rheingegenden, Westphalen und das alte Sachsenland mit Denkmalen romanischer Kunst fast überdeckt sind, und alle deutschen Gauen zahlreiche Werke aus dieser Periode aufzuweisen haben, erscheinen in Böhmen die rundbogigen Formen nur als Seltenheit.

Diese Thatsache ist allen Forschern aufgefallen und hat verschiedene Meinungen hervorgerufen, welche zu prüfen oder nur zu wiederholen kaum möglich wäre. So gewiss es nun einerseits ist, dass noch bei Weitem nicht alle derartigen Monumente bekannt und noch weniger durchforscht sind, ebenso unbestritten wird es bleiben, dass die noch anzuhoffenden Funde (unter Zurechnung aller denkbaren Zerstörungen) den obwaltenden Mangel nicht verdecken können.

Böhmen hat im Vergleiche mit den Nachbarländern niemals zahlreiche romanische Bauwerke besessen, und zwar wird die Ursache dieses Mangels weniger in der späten Verbreitung des Christenthums zu suchen sein, als vielmehr in dem Umstande, dass die Klöster hier, neben der althergestammten herzoglichen Gewalt und der schon bestehenden Landeseintheilung, nicht jenen vielseitigen Einfluss auf Civilisation und Kunst gewinnen konnten wie anderwärts. Während die Klöster Corvey, St. Gallen, Tegernsee, Niederalteich und andere wahre Schulen und Pflanzstätten der Künste zu nennen sind, scheint es in Böhmen an solchen Mittelpunkten künstlerischer Thätigkeit gefehlt zu haben [1]).

Das grösste Hinderniss aber, welches dem höheren Aufblühen der Architectur entgegenstand, war das schon erwähnte lange Festhalten am Holzbau, und durch diesen Umstand kann der Mangel an alten Gebäuden genügend erklärt werden.

Alle bisher bekannten romanischen Bauten zeigen nur mässige Dimensionen. Die meisten derselben sind sogar klein zu nennen und tragen alle Zeichen des Provisoriums an sich.

Die Formenbildung erscheint in auffallendster Einfachheit, welche oft in Rohheit übergeht; auch die technische Behandlung der Einzelheiten ist unvollkommen und schwerfällig.

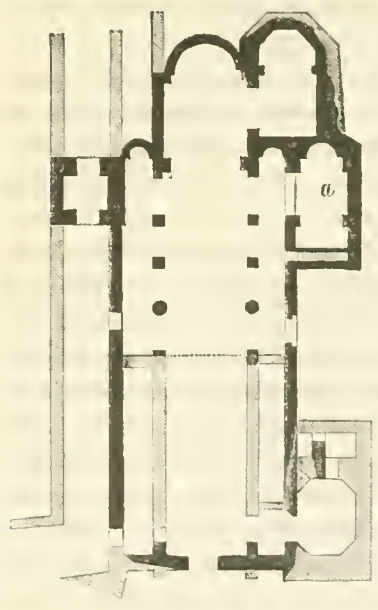
Der eigentliche Basilikenbau ist nur durch wenige Beispiele vertreten und diese haben im Laufe der Zeit ihre ursprüngliche Form grösstentheils verloren.

[1]) Die Klöster waren eigentlich im ausschliesslichen Besitze aller Kunstübung, und der Kirchenbau wurde bis in die Mitte des XIII. Jahrhunderts nur von der Geistlichkeit betrieben. Erst gegen Ende dieses Jahrhunderts, also mit Beginn der gothischen Periode erscheinen die weltlichen Baumeister.

Der Umstand, dass alle in Böhmen vorkommenden Basiliken wiederholt (und wie es scheint oft ohne Noth) schon in frühester Zeit überbaut worden sind, kann als Zeichen angesehen werden, dass die hier üblichen, allzu dürftigen Formen von jeher keinen rechten Anklang, wenn sie auch aus Bequemlichkeit lange beibehalten worden sind, im Volke finden wollten. Von den meisten Basiliken haben sich nur einzelne Theile erhalten, z. B. zu Alt-Bunzlau und Doxan. Hie und da kann die alte Anlage nur durch nähere Untersuchungen ermittelt werden, wie diess bei der St. Peter- und Paulskirche auf dem Wyssehrad der Fall ist. Ziemlich erhalten sind die kleinen Basilikenbauten zu Prosek und Tisnitz, beide einfache Dorfkirchen von Capellengrösse, dann die Pfarrkirche zu Mühlhausen, welche erst in neuerer Zeit etwas überbaut wurde.

Da diese Blätter keine Aufzählung aller vorkommenden Gebäude enthalten sollen und können, wurde zur Begründung der Charakteristik von jeder Gattung eines der wichtigsten Monumente ausgewählt. Als geeignetster Repräsentant des böhmischen Basilikenbaues darf die St. Georgskirche auf dem Hradschin zu Prag um so mehr aufgestellt werden, als sich einerseits viele der hier vorkommenden Fälle durch diesen Bau erklären lassen und anderseits derselbe zu den bekanntesten Denkmalen gehört.

Die St. Georgskirche hat, wie Fig. 3 zeigt, drei Schiffe und ist mit zwei Thürmen, Kreuzvorlage und Krypta versehen, entspricht also den Anforderungen des romanischen Basilikenbaues.



(Fig. 3.)

Die Thürme stehen an der Ostseite der Kirche neben den Seitenschiffen und bilden die Kreuzform, die Westseite hingegen ist grösstentheils durch eine zopfige Façade entstellt. Gegen Norden liegt ein geräumiger Kreuzgang, der zwar modernisirt wurde, aber die ehemaligen Dimensionen noch erkennen lässt.

Die Kirche hat folgende Hauptmasse, welche alle im Lichten genommen sind:

Die ganze Länge beträgt 140 Wiener Fuss, wovon auf das Presbyterium mit der Apsis 34′ und 106′ auf das Langhaus entfallen.

Nur der östliche Theil der Schiffe ist ursprünglich und ruht auf Pfeilern, während an der Westseite die alte Anlage

mit einer neueren Empore von 53′ 6″ Länge überdeckt worden ist. Unter dem Presbyterium ist die Krypta befindlich, welche genau die Masse des oberen Kirchentheiles einhält und von sechs Säulen unterstützt wird. Sie ist dem heil. Nikolaus geweiht und wird gewöhnlich St. Nikolauscapelle genannt.

In dem noch alten Theile des Hauptschiffes von 52′ 6″ Länge stehen drei freie Pfeiler auf jeder Seite, wovon die beiden hintersten rund und mit gesimsartigen Capitälen bedeckt sind.

Die Breitenmasse verhalten sich also:

ganze Breite des Langhauses 44′ 6″,
Breite des Mittelschiffes . . . 22′ 6″,
Pfeilerstärke . . . . . 3′,
Breite des Seitenschiffes rechts 7′,
Breite des linken Seitenschiffes 9′.

Bei diesen Massangaben ist wie bei allen Vermessungen alter Bauten zu bemerken, dass sie ein vermitteltes Ergebniss enthalten. Abweichungen von mehreren Zollen bis zu einem Fuss erhält man mit jedem neuen Ansatze des Massstabes. An diesen Unregelmässigkeiten sind zum Theile die unvollkommenen Messinstrumente der damaligen Zeit, zum Theile die Senkungen und Verschiebungen der Mauern schuld, auch die oftmalige Tünche hat hie und da Massunterschiede von mehreren Zollen hervorgebracht, was bei kleineren Räumen wohl zu beachten ist.

Es messen also die Seitenschiffe zusammen und mit Einschluss der Pfeiler so ziemlich die gleiche Weite mit dem Hauptschiffe, und das Verhältniss des Langhauses wird nach Abzug der Vorhalle durch ein Rechteck von zwei Quadraten gebildet gewesen sein.

Die Pfeiler sind quadratisch, 3′ stark und 9′ hoch, sie sind mit Rundbogen verbunden und tragen die ebenfalls 3′ dicken Längenmauern, an welchen sich keine Pilaster oder sonstige Verstärkungen von den Pfeilern aus hinaufziehen. Das gegenwärtige Gewölbe im Hauptschiffe ist zwar im Rundbogenstyle erbaut, aber dennoch spätere Einschaltung. Die Gewölbekappen stimmen in ihren Spannweiten durchaus nicht mit den tragenden Pfeilern überein, sondern greifen darüber weit hinaus. Aus dieser Einrichtung, wie auch aus der geringen Mauerstärke lässt sich abnehmen, dass das Schiff ursprünglich nicht gewölbt sondern mit einer flachen Holzdecke versehen war.

Es hat also schon in der romanischen Zeit ein grosser Umbau dieser Kirche und zwar in Folge eines Brandes stattgefunden, bei welcher Gelegenheit die Thürme angebaut und die Gewölbe des Hauptschiffes sammt den über den Seitenschiffen befindlichen Emporen errichtet worden sind. Diese zweite Bauperiode fällt gegen Ende des zwölften Jahrhunderts und ist durch die vorkommenden Würfelcapitäle, die Eckbossen der Säulenfüsse und die Art der gekuppelten Fenster deutlich bezeichnet.

Da nun zwischen den älteren Theilen und diesen späteren Bauten kein sehr grosser Styluntersehied bemerkbar wird, dürfte die erste Anlage der jetzt bestehenden Kirche etwa in das erste Viertel des zwölften Jahrhunderts zu verlegen sein.

Aller Wahrscheinlichkeit nach standen fünf freie Pfeiler auf jeder Seite des Schiffes, so dass die beiden erwähnten Rundpfeiler die Mitte des Langhauses bezeichneten. Ein Querschiff von gleicher Breite mit dem Hauptschiffe schloss sodann die Kirche an der Abendseite ab, und dieses Querschiff bestimmte zugleich die Grösse der Vorhalle und der darüber liegenden Empore. Diese Annahme wird durch Übereinstimmung aller Masse und auch durch einige Grundmauern bestätiget, welche sich in dem neuen Anbaue rechts (der St. Nepomuk-Capelle) finden und die mit dieser Capelle keinen Zusammenhang haben.

Solche westliche Querschiffe finden sich in mehreren Kirchen des Benedictinerordens, namentlich in Fulda, dann zu St. Jakob und St. Emeran in Regensburg. Der noch erhaltene westliche Theil der St. Emeranskirche bietet nicht allein hinsichtlich der Anlage, sondern auch in Bezug auf Technik vielfache Ähnlichkeit mit dem ältesten Theile der Prager Georgskirche.

Die Seitenschiffe von St. Georg sind schmäler und niedriger als üblich angeordnet, weil hier, als in einer Klosterkirche oberhalb der Abseiten durchgehends Emporen angebracht werden mussten. Von diesen Emporen, welche längs des Hauptschiffes mit gekuppelten Fenstern nach Art eines Laufganges versehen waren, hat sich die linke Seite ziemlich vollständig erhalten. Die rechte Seite hingegen, so wie die ganze westliche Hälfte des Langhauses sind so überbaut, dass nur mit Hilfe einiger Durchbrechungen die alte Form ermittelt werden konnte.

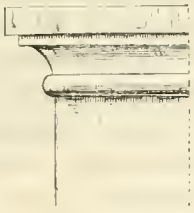
Auffallend und zugleich höchst charakteristisch erscheint der gänzliche Mangel an Laubwerk und überhaupt aller ornamentalen Ausstattung. Weder in der Kirche noch in den verschiedenen Capellen und Anbauten kömmt eine Spur von eigentlicher Ornamentik vor und selbst die gegen aussen erhaltene Apsis des Hauptschiffes ermangelt des fast unausweichlichen Rundbogenfrieses.

Der Portieus an der Südseite mit korinthischen Säulen und allerlei Ornamenten (welche vielfach an romanische Bildung erinnern) wurde erst im vorigen Jahrhunderte errichtet. Der Eingang unter diesen Portieus ist zwar rundbogig, aber wiederholt überbaut und gehört gleichfalls zu den neuesten Reparaturen, welche die Kirche erfahren hat. Das Relief im Bogenfelde über dieser Thüre stellt den heil. Georg zu Pferde dar, wie er den Drachen bekämpft. Dieses Bildwerk scheint etwa um 1500 entstanden und in die damals erneuerte Thüre eingefügt worden zu sein, wobei die alten Masse so gut als möglich beibehalten wurden.

Die Figur des heiligen Georg und auch das Pferd zeigen Leben und gute Verhältnisse und sind zum Theile

der berühmten Reiterstatue von Klussenbach (auf dem Domplatze) nachgebildet. Die auf diesem Relief vorkommenden Trachten so wie die Burg im Hintergrunde (mit Schiessscharten reichlich ausgestattet) setzen die obige Entstehungszeit ausser Zweifel.

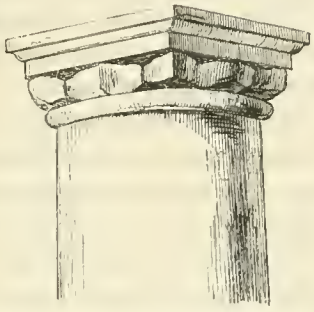
Die Säulen der Krypta und der erwähnten gekuppelten Emporfenster sind mit Würfelcapitälen von einfachster Form versehen; diese, nebst wenigen Gesimsen, bilden allen Schmuck des Gebäudes.



(Fig. 4.)

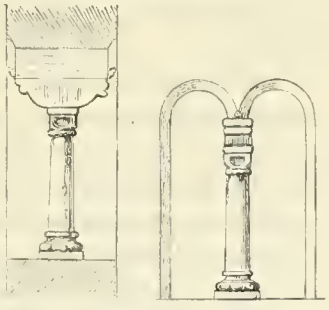
Wir geben hier mit der Fig. 4 ein Gesimse aus der Apsis, mit den weiter folgenden Figuren 5 und 6 eines der Würfelcapitäle und ein Capitäl aus dem

(Fig. 5.)



(Fig. 6.)

Schiffe von St. Georg und mit der Fig. 7 die Anordnung der Kuppelfenster in den Emporen.



(Fig. 7.)

Das Kirchenpflaster liegt vier Stufen unter dem Niveau des Platzes und sieben weitere Stufen führen in die Krypta hinab. Vierzehn Stufen über dem Boden des Kirchenschiffes liegt das Presbyterium und aus diesem führen nochmals fünf Stufen in den höchstgelegenen Theil, die Ludmillacapelle.

Die Thürme sind viereckig und unverjüngt bis unter das Dach, welches durch steile Helme von besonderer Zierlichkeit gebildet wird. Die Helmpyramide setzt oberhalb des Traufgesimses in das Achteck über, wobei die abgeschnittenen Ecken wieder mit kleinen Pyramiden ausgefüllt sind. Diese Helme gehören bereits dem gothischen Style an und sind bis zur höchsten Spitze sorgfältig von Ziegeln aufgemauert.

Bemerkenswerth ist ausserdem an diesen Thürmen, dass sie bei symmetrischer Anordnung ganz verschiedene Grössenverhältnisse aufweisen. Der linke Thurm ist bedeutend schmäler und auch etwas niedriger gehalten als der rechte. Im rechten Thurme befindet sich eine geräumige Capelle mit halbrunder Apsis, wahrscheinlich nicht der ältesten Anlage angehörig. Der Vorbau, in dessen Hauptmauer sich die Treppe durchwindet, ist zwar romanisch, aber späteren Ursprunges. Offenbar wurde diese Capelle erst späterhin mit dem Thurme überbaut. Der linke Thurm überspannt den Kreuzgang mit einer offenen Halle und ruht an der einen Seite auf zwei Pfeilern. Diese Eigenthümlichkeiten, zu denen noch die absonderliche Stellung der Thürme selbst kommt, machen es mehr als wahrscheinlich, dass die Kirche in ihrer ersten Anlage keinen Thurm gehabt hat.

Die Apsiden der Seitenschiffe sind zwar im Innern noch kenntlich, gegen aussen jedoch ganz überdeckt. Auf drei Seiten ist die St. Georgskirche mit Capellen und Anbauten aufs reichlichste umgeben und es mag mit dem Gesammtplan des Klosters von jeher etwas unregelmässig ausgesehen haben.

Von allen Anbauten bleibt die St. Ludmillacapelle (s. in der Fig. 3 die Bezeichnung *a*) unstreitig die merkwürdigste. Diese Capelle liegt an der Südseite des Presbyteriums, hat mit diesem beinahe gleiche Grösse und ist mit einem fünfseitigen Chorschlusse aus dem Achtecke versehen. Die Anlage darf als gleichzeitig mit dem erwähnten zweiten Kirchenbau, also um die Mitte des zwölften Jahrhunderts angenommen werden, wie die Unterbauten beweisen. Der Obertheil dieser Capelle aber ist entschieden gothisch mit geflissentlich beibehaltenen romanischen Reminiscenzen. Die eingebrochenen grossen spitzbogigen Fenster gehören, so wie auch die Fenster der Apside der spätgothischen Zeit an. Diese Fenster nebst den festungsartigen Böschungen, welche den Grundbau der Ludmillacapelle umgeben, wurden erst nach dem Brande von 1541 eingesetzt, weil gerade die Ostseite und die Thürme damals sehr gelitten hatten. Spuren wiederholter Brände sind überhaupt an allen Theilen der Kirche sichtbar; sogar die Gewölbe der Krypta wurden einmal zusammengedrückt, woher sich deren Erneuerung schreibt. An der ganzen Kirche hat sich kein ursprüngliches, noch im Gebrauche befindliches Fenster erhalten, noch weniger findet sich irgend eine Spur des alten Hauptgesimses.

Auch die Anlage der jenseits des Kreuzganges gelegenen St. Anna- oder Mariencapelle mit ihrem, dem heiligen Martin gewidmeten Vorhause, gehört noch dem zwölften Jahrhunderte; diese Theile wurden aber im Jahre 1673 durch Fürstin Mechtilde von Eckstein total modernisirt. —

Halten wir dieser, nur vom kunsttechnischen Standpunkte aus angestellten Untersuchung die geschichtlichen Daten entgegen, so finden wir beide in vollkommener Übereinstimmung.

Herzog Wratislaw gründete im Jahre 912 die St. Georgskirche und besetzte sie mit Chorherren. Boleslaw der Zweite verwandelte das Stift in ein Frauenkloster nach der Regel des heil. Benedict um, und seine Schwester Milada oder Maria ward 971 erste Äbtissin dieses Klosters, das später zu einer gefürsteten Abtei erhoben wurde.

Ein Baumeister Mirobog, welcher den ersten Bau hergestellt haben soll, darf unbedingt zu den fabelhaften Persönlichkeiten gerechnet werden, mit denen man die Kunst-

geschichte so gerne auszustatten beliebte. In der Stiftungszeit gab es weder Baumeister von Fach, noch werden überhaupt Namen genannt, da die Kunst nicht vom Individuum sondern von der Gesammtheit des Clerus ausging und ausgehen sollte.

Ob der erste Bau ein Holzbau gewesen sei, ist unbekannt. Spuren davon haben sich nicht erhalten. Die Worte der Chronisten „incoeptum est opus ecclesiae anno 912 et absolutum anno 913", lassen nur einen Holzbau vermuthen. (Vgl. Hagek und Hammerschmidt.) Über den weiteren Verlauf des Kirchenbaues und die Anlage des jetzigen Bestandes fehlen zuverlässige Nachrichten und nur die wiederholten Brandunglücke, welche die Stadt betroffen, geben einige Anhaltspunkte. In den Jahren 1001 und 1142 verheerten grosse Feuersbrünste den Hradschin und der letzte Brand, welcher durch den Markgrafen Konrad II. von Mähren veranlasst war, legte namentlich das ganze Klostergebäude sammt der Kirche in Asche. Herzog Wladislaw II. stellte Kirche und Stift (zwischen 1130—1170) wieder her, und dieser Zeit gehört bei weitem der grössere Theil des gegenwärtigen Gebäudes an. Als Meister dieses Baues wird Lapicidarius Wernherus oder Werwerius genannt, der auch die Leiche der heil. Ludmilla wieder unter dem Schutte aufgefunden haben soll. Ob derselbe dem geistlichen Stande angehört habe, ist nicht bekannt; der Name lässt auf deutschen Ursprung schliessen.

Da nun unsere Kirche nach übereinstimmenden Nachrichten in „kurzer Zeit" hergestellt wurde, ist anzunehmen, dass die alten Grundmauern wieder benützt werden konnten und somit ergibt sich ziemlich sicher, dass die Apsiden mit dem untersten Theile des Langhauses dem Bau vor 1142 angehören. Die Thürme hingegen und der ganze Obertheil der Kirche mit den Gewölben und allen alten Anbauten sind von Herzog Wladislaw hergestellt worden.

Hierdurch finden sich die beiden durcheinandergeschobenen romanischen Bauanlagen erklärt und es bleibt nur übrig, auch über die älteren Kirchentheile einiges Licht zu erhalten.

Es ist bereits gesagt worden, dass Anlage und Technik der Georgskirche eine nahe Verwandtschaft zu dem alten Theile der Emmeranskirche in Regensburg beurkunden. Nun finden wir ferner, dass die Prinzessin Milada, die Mitstifterin des Klosters, in Regensburg ihre Bildung erhalten und von da (wahrscheinlich aus dem St. Emeran incorporirten Stifte Obermünster) die ersten Benedictiner nach Prag eingeführt haben soll. Halten wir diese Umstände zusammen, so lässt sich ein fortwährender Verkehr zwischen diesen Klöstern kaum bezweifeln. Da nun die Bauzeit des fraglichen Kirchentheils in Regensburg durch die erhaltene Inschrift: „Abbas Reginward hoc fore jussit opus" documentirt ist und Reginward von 1049—1064 dem Kloster vorstand, wäre auch das Alter jener Theile der St. Georgskirche annähernd bestimmt, welche den Brand von 1142 überdauert haben.

Obwohl fast jede Äbtissin durch einige Neuerungen in den Stiftungskirchen sich auszuzeichnen strebte, blieb doch die Kirche, wie sie Herzog Wladislaw hinterlassen, im Wesentlichen unverändert, bis die Fürstäbtissin Sophie von Helfenberg ums Jahr 1620 den unverhältnissmässigen Jungfrauenchor aufführen liess und hiedurch mehr als die Hälfte der Kirche verbaute. Nachdem einmal die Bahn gebrochen war, folgte Fürstin Mechtilde Schönweiss von Eckstein, welche ihrem ominösen Namen entsprechend von 1670—1690 alles Bestehende nach Möglichkeit übertünchen, herabputzen und sogar die alten Inschriften und Malereien überweissen liess. Um das Unglück voll zu machen, liess endlich Domdechant Ludwig Steyer im Verein mit der Äbtissin Fürstin Pieron von Galliano in den Jahren 1717 bis 1722 eine St. Nepomukcapelle in den südwestlichen Kirchenflügel hineinbauen, bei welcher Gelegenheit die gegenwärtige zopfige Hauptfaçade entstand.

Das Baumateriale aller alten Kirchentheile besteht aus dem bekannten Prager Mergelstein (Plänerkalk, Opuka, auch Wopuka genannt), der in regelmässigen horizontalen Schichten von je 4—7″ Höhe aufs Sorgfältigste mit Hammer und Pickel zugerichtet und gefügt ist.

Es ist unmöglich, besseres Mauerwerk zu sehen als dieses, auch der angewandte Mörtel ist von solch trefflicher Beschaffenheit dass er dem Feuer vollkommen widerstehen konnte.

Die Ludmillacapelle ist aus gewöhnlichen Bruchsteinen mit Quadereinlagen erbaut, die erwähnten Böschungen an dieser Capelle und am rechten Thurme sind mit Ziegeln vorgelegt; auch an den späteren Einbauten zeigt sich der Ziegel als das gewöhnliche Materiale.

Bei der hohen Würde, welche dieses Gebäude unter den Kirchen des Landes einnimmt, ist dasselbe verhältnissmässig arm an bedeutenden Werken der Plastik und Malerei.

Höchst merkwürdig sowohl für die Geschichte des Baues, wie in künstlerischer Hinsicht, ist ein wohlerhaltenes Relief, gegenwärtig über einer Thüre im Kreuzgange eingemauert. Dasselbe ist nach Art der alten Altarbilder dreifeldig und zeigt im Mittelbilde die Krönung der heil. Maria, in den Feldern zur Rechten und Linken die Stifter des Klosters, (wahrscheinlich) Boleslav II. und Milada, beide in knieender Stellung mit Spruchtafeln in den Händen.

Diese Spruchtafeln enthalten nur ein Gebet, ohne Jahrzahl und ohne Namen.

Die Himmelskönigin sitzt auf einem Throne oder Postamente, das mit Rundbogen und kleinen Würfelcapitälen verziert ist und zu ihren Füssen knieen zwei Benedictinerinnen. Die Behandlung ist zwar hart aber nicht ohne feines Kunstgefühl und einen gewissen Natursinn, der den Sculpturen jener Zeit sonst nicht eigen ist. Aus einer am Rande angebrachten Inschrift geht hervor, dass Äbtissin Bertha die Stifterin oder Urheberin dieses Kunstwerkes sei. Diese Schrift, deren Schlussworte zerstört sind, lautet:

MARIA.PRIOR.ABBA † AVE.MARIA.GRACIA.PLENA.DNS.
TE.CVM.†BENEDICTA.ABBA.SC.....zerstört, FV, (hier bricht die Zeile ab.)

Auf dem andern Steine:

'NCTH.REGIS.OVISCREDG.TVI.PETO.
RGX.REGIS.PRA.... zerstört.

Äbtissin Bertha wird in zwei Urkunden des Papstes Eugen III. genannt und zwar 1145 und 1151. Es ist also unter ihrer Regierung das Kloster nach dem Brande von 1142 wieder aufgebaut worden. Näheres über die Abkunft und das Leben der Äbtissin ist nicht bekannt; allem Anscheine nach war sie eine Anverwandte des Herzogs Wladislaw.

Was das höchst interessante Relief betrifft, besteht solches aus Prager Mergelstein und wurde also ohne Zweifel in Böhmen verfertigt. Augenscheinlich hatte es die Bestimmung eines Grabsteines und zugleich Altares über Milada's Grab. Bei welcher Gelegenheit es seiner alten Stelle entrückt und im Kreuzgange eingemauert wurde, dürfte nach den hundertfältigen Reparaturen schwerlich festzustellen sein. Auf alle Fälle haben wir hier das älteste der bekannten mittelalterlichen Sculpturwerke Böhmens vor uns, das sich nicht allein durch hohen Kunstwerth auszeichnet, sondern das auch durch sein documentirtes Alter für die Kunstgeschichte im höchsten Grade wichtig ist. Es wird nicht gewagt sein, wenn man dieses Werk einer Frauenhand zuschreibt.

Das sehr zierliche Grabmal der heil. Ludmilla, eine Thumba aus feinem Mergelstein gemeisselt, gehört dem fünfzehnten Jahrhunderte an und zeigt eine reiche, von allen Übertreibungen freie gothische Ornamentik. Auf jeder Langseite stehen fünf Heiligenstatuetten zwischen Masswerken, auf der Deckplatte ruht die Figur der Heiligen in Lebensgrösse. Die Kopfseite der Thumba ist durch einen Altar verbaut; die entgegengesetzte Seite blieb glatt und zeigt Spuren von Bemalung. Das Denkmal ist 6′ 3″ lang, 4′ breit und sammt den Stufen 5′ hoch; es steht in der Mitte der Ludmillacapelle. Zwei fernere Sarkophage, gleichfalls Thumben, stehen im Schiffe der Kirche und decken die Gebeine Wratislaw's und Boleslaw des Frommen. Beide Denkmale sind äusserst einfach und nach den daran befindlichen Gesimsen eher später als gleichzeitig mit dem Monumente der heil. Ludmilla ausgeführt [1]).

Nebst Obigem ist noch der kleine Altar der heil. drei Könige in der Krypta beachtenswerth, ein hocherhabenes Relief in feinem Sandstein. Die Figuren zeigen mehr Bewegung und bessere Zeichnung als die Statuetten am Ludmilladenkmal und mögen im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts gefertiget worden sein.

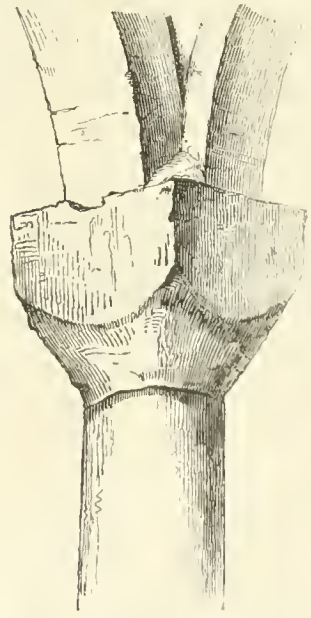
[1]) Thumben nennt man liegende, jedoch über den Boden aufgemauerte, mit einer Deckplatte versehene Grabmale, welche nur für vornehme Personen errichtet wurden. Auf der Deckplatte wurde oft das Bildniss des Begrabenen in Lebensgrösse abgebildet.

Die verschiedenen steinernen Altartische in der Krypta und den Apsiden sind alt, von einfachster Form, und es dürften mehrere noch vor der Zeit Wladislaw's gefertigt worden sein, also dem ältesten Bau angehören.

Bei den zahllosen Einbauten und Änderungen, wodurch in der Georgskirche beinahe jedes Jahrzehend bezeichnet wird; bleibt es fast unbegreiflich, dass der strenggothische Styl des dreizehnten Jahrhunderts nicht in einer einzigen Linie vertreten ist: ein Beweis, dass unmittelbar nach dem Rundbogenbau die späte Gothik folgte.

Wir haben diese Kirche mit Vorbedacht viel ausführlicher behandelt, als es für eine Charakteristik nothwendig erscheint: allein der Gegenstand erforderte einerseits die genaueste Erörterung und andererseits sollte ein Beispiel aufgestellt werden, welche Punkte man bei Untersuchungen besonders zu berücksichtigen habe. Die Erklärung der St. Georgskirche schliesst eine Menge von Einzelfällen in sich, daher wir im Nachfolgenden um so kürzer sein dürfen.

Die durch ihre Doppelkrypta berühmte Collegiatkirche St. Cosmas und Damian, auch St. Wenzelskirche in Altbunzlau, ist zwar grösser als die Georgskirche, aber auch viel roher und zugleich um etwa 30 bis 50 Jahre jünger. Nur die Krypta ist romanisch; die Kirche wurde zu wiederholten Malen überbaut und zeigt nur hie und da noch Spuren von hohem Alter. Die Krypta wird durch zwei an einander liegende gleichseitige Quadrate von je 40′ Breite gebildet und jedes von 16, bis zusammen 32 runden Säulen unterstützt. Das östliche Quadrat wird in der ganzen Breite mit einem halbkreisförmigen Chore umzogen, dessen Gewölbe noch von zwei besonderen quadratischen Pfeilern getragen wird. Alle Säulen sind 1′ dick, 6′ hoch, haben Würfelcapitäle und Eckblätter an den Basen, nur in der westlichen Abtheilung kommen zwei verzierte Capitäle vor. Alle übrigen sind Würfel von rohester Form, denen sogar die Deckplatte fehlt und die nicht einmal mit dem Meissel, sondern nur einem Hammer bearbeitet worden sind. Die Arbeit ist die roheste, welche ich je gesehen, und erinnert beinahe an keltische Denkmale.



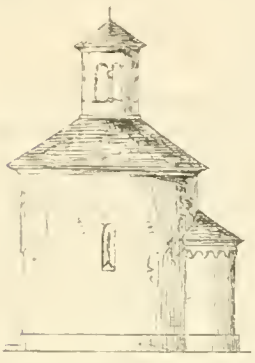
(Fig. 8.)

In dieser Krypta war der heilige Wenzel begraben, ehe er im Dome zu Prag beigesetzt wurde. In Fig. 8 erblicken wir ein Würfelcapitäl der beschriebenen Unterkirche.

Häufiger als die Basiliken kommen in Böhmen kleinere Kirchenbauten vor. Besonders zahlreich sind die Rundcapellen vertreten, welche schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit

der Kunstforscher beschäftigen. Man war bisher geneigt, diese Bauwerke, deren oftmaliges Erscheinen allerdings etwas Räthselhaftes an sich trägt, orientalischen oder altslavischen Einflüssen zuzuschreiben, jedoch fehlt eine genaue Untersuchung.

Alle diese Rundbauten, so viele deren bisher bekannt geworden sind, zeigen die grösste Einfachheit, die sich nur denken lässt, sie sind sich unter einander so ähnlich, dass man annehmen möchte, alle seien nach einem und demselben Plane ausgeführt und die vorkommenden Abweichungen seien nur Sache des Zufalles.



(Fig. 9.)

Wie der folgende Holzschnitt Fig. 9 zeigt, bestimmt ein Kreis von beiläufig 20' Durchmesser die Grösse des Kircheuraumes; an diesen schliesst sich eine runde Apside an, welche etwa die Hälfte manchmal auch nur ein Drittel des Kirchendurchmessers weit ist. Der Hauptraum ist mit einem Halbkuppelgewölbe, die Apside mit einer Nische überdeckt und eine kleine Laterne krönt die Kuppel. Die Höhe des Gebäudes ist gleich dem Kreisdurchmesser und die Laterne erhält ein Drittel desselben zur Höhe und Weite. Das Gesimse besteht nur aus einem vorgeschobenen Steine, woran jede Gliederung, selbst ein Kehlstoss fehlt. Nicht einmal die Eingänge, welche regelmässig den Apsiden gegenüber liegen, sind profilirt und nur an den Apsiden selbst erscheint manchmal der Rundbogenfries. Die Laternen oder Kuppelthürmchen sind mit Kuppelfenstern geschmückt, deren Säulen Würfelcapitäle zeigen, sonst fehlt jede Art von Verzierung.

Fügen wir noch hinzu, dass die Dächer etwas unter dem Winkel von 45 Graden bleiben, wird jeder Zeichner im Stande sein, nach dieser Beschreibung eine solche Capelle vollständig zu construiren.

Nichts desto weniger machen diese Bauten auf den Beschauer im ersten Augenblicke einen befremdenden Eindruck, besonders wenn er an die in Italien, Frankreich und Deutschland vorkommenden Centralbauten denkt. Bei näherer Betrachtung findet man jedoch, dass aller Unterschied in der Ausstattung liege und der befremdende Eindruck nur durch die übertriebene Einfachheit hervorgerufen werde.

Wollte man die meisten der italienischen oder deutschen Centralanlagen ihres Schmuckes entkleiden und sie auf das möglichst kleinste Mass zurückführen, bliebe genau eine solche Capelle übrig, wie deren innerhalb der Mauern Prags drei zu sehen sind. Aber auch ganz in derselben Form und Grösse, wie diese Prager Capellen, finden sich Anlagen in den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Als Beispiele können die Bauten zu Drüchelte in Westphalen, Steingaden an der Tiroler Gränze und Altenfurt bei Nürnberg genannt werden; eine vierte solche Capelle steht bei Vilshofen in Unterbaiern an der Donau. Die beiden letztgenannten Beispiele stimmen bis auf die geringsten Kleinigkeiten mit den böhmischen Rundbauten überein, woraus sich ergibt, dass diese Art von Gebäuden nicht specielles Eigenthum irgend eines Volksstammes seien.

Es bleiben noch Zweck und Alter dieser kleinen Kirchen zu untersuchen.

Über Stiftung, Erbauung oder Einweihung dieser Capellen fehlen alle und jede Nachrichten und zwar überall: ein Umstand, der wohl zu beachten bleibt. Taufhäuser dürfen wir in keinem Falle vermuthen; diese führen stets den Titel des heil. Johannes des Täufers, dem keine einzige dieser Capellen gewidmet ist. Über den verschiedensten Titelheiligen kommt die Thatsache vor, dass mehrere dieser Gebäude schon im vierzehnten Jahrhunderte als Pfarrkirchen aufgezählt werden, wie die Capellen von Holubitz, heil. Kreuz in Prag und Schelkowitz.

Dieser letztere Umstand belehrt uns, dass wir nicht jedesmal Leichen- und Gräbercapellen vor uns haben. Gebäude dieser Art waren zu keiner Zeit zugleich Pfarrkirchen. Heilige Grabescapellen aber, die allerdings in Böhmen vorkommen, werden auch also genannt.

Die naturgemässeste Erklärung dieser Rundcapellen wird also ganz einfach dahin lauten, dass man sie als blosse Interimsbauten annimmt. Man bedurfte für die Kirchenbücher und werthvollen Einrichtungsstücke einen gesicherten Ort und errichtete einstweilen, vielleicht neben der bestehenden Holzkirche eine Rundcapelle, welche zugleich als Glockenthürmchen dienen musste.

In grösseren und reichen Gemeinden wurde dann die Capelle später umgebaut, und so geschah es, dass nur in zurückgekommenen, verarmten Orten oder in abgelegenen Gegenden solche Denkmale sich erhalten haben. Die Prager Capellen lagen ehemals vor der Stadt und die genannte heil. Kreuzkirche wurde erst spät zu einer Friedhofskirche gemacht, nachdem sie aufgehört hatte eine eigene Pfarre zu sein.

Byzantinischen oder überhaupt orientalischen Einfluss kann man gerade an diesen Bauten am allerwenigsten gewahren. Die meisten tragen gar keinen Styl an sich, sondern beurkunden nur die Dürftigkeit der Gemeinde, welche sie errichtete. Die byzantinische Baukunst hingegen zeigt immer, selbst wo sie in einfachster Weise auftritt, einige Ostentation von Reichthum, und zwar zumeist in Anordnung der Vorhalle.

Einschiffige Kirchen kommen in Böhmen verhältnissmässig am häufigsten vor und zeigen gewöhnlich eine reichere Ausstattung als die Basiliken und Rundbauten.

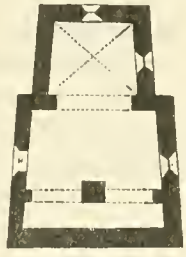
Ein Rechteck von anderthalb oder zwei Quadraten bildet den Grundriss, an den sich gegen Osten die halbrunde

Apsis anschliesst. Die Empore über dem Haupteingange, also an der Westseite, fehlt niemals.

Die kleine Kirche in Zaboř hat die bestdurchgeführten ornamentalen Details aufzuweisen, welche wir im Lande finden, wovon wir mit Fig. 10 zwei Beispiele geben. In der St. Galluskirche zu Pořic an der Suzawa kommt sogar eine Krypta vor, wahrscheinlich das einzige Beispiel, dass eine einschiffige Kirche auf diese Weise ausgestattet ist.

(Fig. 10.)

Alle diese Capellenbauten überragt an Alter und geschichtlichen Erinnerungen das Katharinenkloster zu Tetin, der berühmten böhmischen Herzogenburg, wo die heilige Ludmilla ums Jahr 927 den Martyrertod starb und der fromme Wenzel seinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte. Ob diese Capelle noch dieselbe sei, in welcher die Leiche der heil. Ludmilla beigesetzt war, ehe sie nach Prag in das St. Georgskloster übertragen wurde, lässt sich bei der Einfachheit des Gebäudes, das nur in seiner Grundform einige Anhaltspunkte bietet, nicht entscheiden. Der Grundriss (Fig. 11) besteht aus zwei Quadraten, von denen das grössere (21′ weit) das Schiff, das kleinere (nur 14′ breit) aber den Chor bildet. Der Chor ist rundbogig überwölbt und das Schiff mit einer flachen Holzdecke versehen. Die Empore fehlte auch hier nicht, wie die Überreste eines alten Stützpfeilers beweisen. Eigenthümlich ist, dass sowohl das Schiff wie der Chor sich gegen Osten hin verjüngen, so dass der Grundriss einer doppelt abgestumpften Pyramide gleicht. Der Eingang war an der Nordseite rundbogig, aber sonst ohne Auszeichnung; in der Wand hinter dem Altare steht auch ein altes Rundbogenfenster von 6″ weiter Öffnung. Das Materiale ist marmorartiger Bruchstein der unmittelbaren Nähe. Bei dem Umstande, dass die St. Katharinencapelle im Jahre 1788 aufgehoben und beinahe 60 Jahre lang als Schüttboden benützt wurde, gingen begreiflichermassen alle Einzelnheiten zu Grunde; sicher ergibt sich nur dieses, dass wir hier die alte Tetiner Schlosscapelle vor uns sehen.



(Fig. 11.)

Als ganz eigenthümliche Erscheinung verdient noch die bekannte Capelle zu Podvinec oder Vinec erwähnt zu werden, welche ganz im Gegensatze zu den bisher angeführten Werken aufs reichste mit Verzierungen ausgestattet ist.

Ein Quadrat von nur 18′ im Lichten bildet den Grundriss; gegen Osten liegt ein Sanctuarium, fünfseitig aus dem Achteecke. Der Eingang befindet sich an der Nordseite und führt in die Vorhalle, über welcher die unerlässliche Empore sich befindet. Die Treppe dahin ist in die südliche Umfassungsmauer eingebaut. Ein gewaltiger Pfeiler von 5′ Stärke unterstützt die gewölbte Empore und beengt das eigentliche Kirchenschiff in solch auffallender Weise, dass dafür nur ein Raum von 6′ Länge übrig bleibt. Nur die Gewölbe der Vorhalle (also unter der Empore) sind ursprünglich, das Gewölbe über dem Sanctuarium und der Empore gehören einer Neuerung an, welche nach einem Brande vorgenommen werden musste. Seltsamer Weise ist das äusserst kleine Schiff nicht gewölbt und zeigt auch keine Spuren, dass hiezu ein Gewölbe bestanden habe. Ein vorgebauter Porticus, von einer freien und zwei Halbsäulen auf jeder Seite getragen, ziert den Eingang, in dessen Bogenfelde ein Crucifix und zwei daneben auf dem Boden liegende Heiligenfiguren sichtbar sind. Die Empore bildet eine besondere, durch eine Mauer vom Kirchenraume abgeschlossene Oberkirche für sich, aus welcher man nur durch zwei kleine Fenster und einen sonderbaren portalartigen, aber nur 3′ breiten Bogen in das Schiff hinabsehen kann. In allen Ecken, sowohl im Presbyterium wie auf der Empore, stehen Wandsäulen mit Würfelcapitälen.

Die senkrechten Profilirungen sind flach und nach gothischer Weise abgefasst, das horizontale Gesimswerk äusserst derb und im Verhältniss zu den kleinen Dimensionen der Capelle unbegreiflich schwerfällig.

Es seien hier nur einige der gröbsten Verstösse gegen alle Proportion angeführt. Auf dem gewundenen, am Fusse 6 und oben nur 5″ starken Säulchen des Porticus ruht ein Rundstab von 13″ Durchmesser, der als Fortsetzung dieser Säulen den Thürbogen überspannt. Ferner steht in der Empore ein Wandpfeiler von 6′ Breite und einem Vorsprung von 3′, während die Wandfläche, welche verstärkt werden soll, nur 5′ misst. Der Sockel an dem Bogen ebendaselbst hat eine Höhe von 15″; die Wandsäulen aber, welche auf diesem Sockel ruhen, sind nicht einmal einen Fuss hoch. Die Deckplatten auf den Capitälen sind viel höher als die Capitäle selbst und die meisten Gliederwerke erscheinen in verkehrter Anwendung.

Die Rundbogen an den Friesen sind bedeutend überhöht, mit Kehle und Stäbchen profilirt und darüber zieht sich der keilförmige Zahnschnitt (Fig. 12) hin. Die Würfelcapitäle sind mit Laubwerk und Verschlingungen versehen; aber die Ornamente scheinen nur angelegt zu sein, so flach wurden sie auf den Stein hingezeichnet oder eingeritzt.

(Fig. 12.)

Das ganze Bauwerk ist von trefflichen Quadern aus Sandstein errichtet, welcher in unmittelbarer Nähe bricht. Dieser Umstand legt die Vermuthung nahe, dass in den Steinbrüchen die Vorarbeiten zu einem grössern Bau eingeleitet waren, welcher jedoch unterblieb. Darauf benützte man die bereits vollendeten Theile zum Bau dieser

Capelle so gut als es gehen wollte. Daher dieser Überfluss an Ornamenten, diese vielen widerstrebenden Einzelheiten und noch unvollendeten Theile an einem Kirchlein der kleinsten Gattung. Auf der Empore sind Bautheile eingemauert, die gar nicht zur Kirche gehören.

Nichts desto weniger macht das Äussere einen guten Eindruck, was zunächst den Verhältnissen des Sanctuariums zuzuschreiben ist. Auch treten die Fehler der Details an der Aussenseite weniger hervor als im Innern, welches begreiflichermassen sehr verstellt und ungeordnet aussieht.

Die Capelle von Podvinec ist gegenwärtig zur Dechanteikirche von Jungbunzlau eingepfarrt, soll aber ehemals eine eigene Pfarrkirche gewesen sein. Sonstige Nachrichten oder Urkunden über die Erbauung fehlen; aber nach den vielen gothischen Anklängen, die an allen Theilen des Gebäudes zu sehen sind, fällt die Errichtung aller Wahrscheinlichkeit nach bereits in das vierzehnte Jahrhundert. Älter dürfen wir diese Capelle, deren ursprüngliches Chorgewölbe gothische, stark profilirte Rippen hatte, in keiner Weise halten, da sie eigentlich schon dem Übergangsstyle angehört.

Häuser und überhaupt Privatgebäude romanischen Styls haben sich in Böhmen nicht erhalten; die in einigen Burgen vorkommenden älteren Theile gehören theils der Übergangsperiode, theils der vollendeten Gothik an.

Das Materiale welches in ältester Zeit benützt wurde, ist der Bruchstein, wie er sich zunächst auffinden liess. Die Bruchsteine wurden sowohl roh als in lagenmässiger Abarbeitung mit dem Hammer angewandt; alle Gewölbe aber bestehen aus rauhen Bruchsteinen, und Ziegel scheinen erst im vierzehnten Jahrhunderte üblich geworden zu sein.

Zum Schlusse dieses Artikels sei noch bemerkt, dass die Bauten von Eger einen durchaus deutschen Charakter an sich haben und in keiner Weise der böhmischen Kunstschule beigezählt werden dürfen. Die phantastischen Gebilde welche in der Schlosscapelle von Eger vorkommen, und nach denen häufig die mittelalterliche Kunst Böhmens beurtheilt wurde, stehen nicht im entferntesten Bezuge zu dieser. Die Egerer Sculpturen reihen sich sowohl hinsichtlich der Richtung wie der Technik zunächst den spätromanischen Werken in Regensburg und Bamberg an. Im Innern des Landes würde man vergebens nach derartigen Erscheinungen suchen.

Wenn auch die romanische Periode weder in numerischer noch in künstlerischer Hinsicht jene reiche Ausbeute gewährt, wie wir sie in England, Frankreich und Deutschland finden, so verdienen die Denkmale Böhmens nichts desto weniger ein eben so hohes, vielleicht grösseres Interesse als in jedem anderen Lande. Einerseits stehen sie in engster Beziehung zu der Religions- und Culturgeschichte des Landes und anderseits sind diese Denkmale bisher eben so wenig bekannt geworden, dass jeder neue Fund als eine Bereicherung der Landesgeschichte angesehen werden darf.

Es kann daher die Untersuchung und Erforschung aller romanischen oder romanisch scheinenden Monumente den Kunst- und Geschichtsfreunden nicht genug aus Herz gelegt werden.

(Die Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Bericht über eine Reise von Brixen nach Inichen und in das Thal Taufers in Tirol.

(Inichen, Niederdorf, Percha, Gaiss, Taufers, Pretau, St. Martin, Weissenbach und Luttach.)

Von Georg Tinkhauser, k. k. Conservator für den Brixner Kreis.

Das sogenannte Oberland im Pusterthale bildet unstreitig eine der schönsten Gegenden von Tirol. Ober Niederdorf beim Weiler Gratsch beginnt die weitgedehnte Hochebene, wo sich beinahe 4000 Fuss über die Meeresfläche die Wasser scheiden, und theils dem adriatischen, theils dem schwarzen Meere zufliessen. Die breite Thalsohle wird links und rechts von freundlichen Bergesabhängen begränzt, wo sich einzelne Gehöfte ausbreiten und Nadelholz mit frischem Grün bis zum Scheitel der Berge wuchert. Am Fusse der nördlichen Thalseite liegt das freundliche Dorf Doblach. Die schöne Kirche und einige alte Adelsitze überragen die übrigen Gebäude und machen sich von weitem bemerkbar. Gegenüber auf der anderen Seite schlängelt sich die neugebaute Strasse durch das Höhlensteiner Thal nach Ampezzo und Belluno. Den höchsten Punkt der Ebene bezeichnet ein thurmhoch aufragendes Kreuz, welches von der Ferne dem Wanderer entgegensieht. Das Ganze bildet eine grossartige Landschaft, wo im Winter gefahrdrohendes Schneegestöber wüthet und eiskalte Winde heulen, im Sommer aber die reinste Bergluft die freier athmende Brust stärkt, und blumenreiche Matten im Wechsel mit dem saftigsten Grün der Waldungen das Auge erheitern. Am östlichen Ende dieser Hochebene liegt der Markt Inichen. Man findet hier stattliche Häuser, einen regen Verkehr mit dem nahen Italien, und im Sommer viele Fremde, welche das nahe gelegene, durch seine Heilquellen bekannte Wildbad besuchen. Das freundliche Entgegenkommen der Bewohner macht den Aufenthalt um so angenehmer und hat in mir unvertilgbare Erinnerungen zurückgelassen. Insbesonders dem Freunde der vaterländischen Geschichte und des Alterthumes wird hier reichlicher Stoff geboten. Der Name des Ortes erinnert an das alte Aguntum [1]) — die stolze Hügelstadt.

[1]) Inichen, Intichingen, Intica, dieses aus Aguntum durch Weglassung der Vorsylbe, und Aguntum nach Steub aus dem rhätischen Achunusa.

welche noch im VI. Jahrhundert in hoher Blüthe stand [1]), aber um das Jahr 610 im gewaltigen Kampfe der Bojoaren und slavischen Wenden von diesen wüste gelegt worden ist. Römische Meilensteine und andere Denkmale, die man hier ausgegraben, erinnern an die Zeit der römischen Herrschaft. Südöstlich und ganz nahe beim Markt erhebt sich ein sanft aufsteigendes Hügelland, welches den Vorsprung des Bergrückens bildet, der das Thal Sexten vom Hauptthale trennt. Dieses hügelige Terrain, welches angenehme Spaziergänge im Schatten des Nadelgehölzes und eine weite Fernsicht über das freundliche Thal bietet, wird im Munde des Volkes insgemein die Burg genannt, und soll der Standpunkt des alten Aguntum sein. Bekanntlich gewannen die Bojoaren die Oberhand über die Wenden und Tassilo, der unglückliche und letzte Herzog des bojoarischen Herrscherstammes, stiftete an der Stelle des alten Aguntum ein Benedictinerkloster, damit die Mönche den verwüsteten Boden wieder bebauen und den angränzenden Slaven das Evangelium predigen sollen. Das Kloster erhielt ein reiches Besitzthum und wurde im Jahre 816 den Bischöfen von Freising als Commende übergeben. Später, nämlich um das Jahr 1141, wurde es in ein Collegiatstift umgewandelt, an dessen Spitze ein Propst stand. Die Bischöfe von Freising behielten das weltliche Besitzthum (die Herrschaft Iniehen); den Canonikern aber wiesen sie bestimmte Renten zur Dotation an. Der weitgedehnte Bezirk an beiden Ufern der Rienz, vom Tristner- bis zum Abfalterer-Bach mit dem Comitat Cadober, gehorchte nun den Bischöfen von Freising. Auf einem Hügel des Iniehberges, an der nördlichen Thalseite, thronte die stolze Haberburg; hier hauste der Freising'sche Hauptmann; den Blutbann aber führten mächtige Vögte. Die spätere Geschichte des Stiftes und der Herrschaft Iniehen berührt uns nicht mehr, nachdem wir bei der Zeit angelangt sind, aus welcher das schöne und merkwürdige Baudenkmal stammt, das wir zunächst betrachten werden. Dieses ist die romanische Stiftskirche zu Iniehen. Eine genauere Beschreibung davon werde ich nachtragen: daher kann ich mich hier mit einigen allgemeinen Umrissen begnügen. Dieses Bauwerk besteht aus einem Mittel- und zwei niedrigeren Seitenschiffen, über welche sich die Kreuzesarme noch weiter hinaus erstrecken. Jedes Schiff endet mit einer halbkreisförmigen Apsis. Das Ganze ist im romanischen Style durchgeführt, noch gut erhalten und in neuester Zeit mit Geschicklichkeit und Aufwand restaurirt worden. Der grosse Thurm an der Fronte, welcher, soweit das Mauerwerk reicht, zu den höchsten des Landes gehört, wurde im XIV. Jahrhundert, und zwar nach den noch vorhandenen Inschriften in den Jahren 1321—1326 aufgeführt. Zur selben Zeit scheint auch die neben dem Thurme anliegende Vorhalle gebaut worden zu sein. Sie repräsentirt ein schönes Werk im gothischen Style. Eine spätere Entstehung hat der auf der Vorhalle liegende Musikchor und die neben der Vorhalle angebrachte Capelle, wo sich der Taufstein befindet. Die Krypta, welche ehedem den Unterbau des Priesterchores und der Vierung bildete, wurde unglücklicher Weise bei der neuesten Restauration entfernt. Jetzt sieht man nur mehr die Säulen und Capitäle, welche das Kreuzgewölbe derselben trugen, und einige andere behauene Steine. Diese Bautheile verrathen ein sehr hohes Alter. Die Säulen haben den attischen Fuss und tragen entweder Würfel- oder der korinthischen Form nachgebildete Capitäle. Sowohl die einen als die anderen sind in der rohesten Form bearbeitet und führen auf die Zeit zurück, wo die romanische Kunst noch in der Wiege lag. Aus einer späteren Periode, und zwar wahrscheinlich aus der Mitte des XII. Jahrhunderts stammt das Gebäude der Kirche. Die geschmackvoll gegliederten Pfeiler, die schön aus einem Steine gehauenen vielseitigen Säulen und das Eckblatt an den Pfühlen verrathen eine vorgerückte Ausbildung des Styles. Die Capitäle, meistens von etwas gedrückter Form, tragen eine ziemlich reiche Ornamentik, theils mit antiken Motiven, theils mit phantastischen Thiergestalten oder Iconographien. Merkwürdig sind die Würfel-Capitäle an den beiden Wandsäulen der Westseite. Sie haben eine ovale Rundung und sind wie mit einem Schuppenpanzer umkleidet. Unter den drei Portalen verdient das an der Westseite, so wie auch das gegen Süden mehr Aufmerksamkeit. Beide haben eine bedeutende Einschrägung und fallen in mehrere westwinkelige Ecken mit darauf stehenden Cylindern ab. Das erstere ist grossartiger und hat eine reichere Gliederung: das letztere aber merkwürdiger wegen des Bogenfeldes, das ein in Stein gearbeitetes Relief enthält: Christus sitzt auf dem Thron, ihn umgeben die Symbole der vier Evangelisten (Adler, Engel, Stier und Löwe) nach den bekannten Versen:

Quatuor haec Dominum signant animalia Christum:
Est homo nascendo, vitulusque sacer moriendo,
Et leo surgendo, coelos aquilaque petendo.
Nec minus hoc scribas animalia et ipsa figurant.

Auf den Seitenpfeilern des Thores, welche zur Wohnung des Propstes führen, sieht man zwei aus rothem Sandstein gehauene Löwen, auf deren Rücken je ein attischer Säulenfuss angebracht ist. Im Garten der Propstei sind noch zwei schöne romanische Capitäle vorhanden. Ohne Zweifel trugen jene Löwen ein Dach, welches vor dem Westportal angefügt war, bevor die Vorhalle gebaut worden ist. Die oben genannten Capitäle scheinen Theile dieses Baues gewesen zu sein. Die Spuren des Vordaches, welches selten an deutschen Kirchen, desto öfter aber bei den lombardischen zu sehen ist, entdeckt man noch jetzt am Westportale. Die Stiftskirche hat im Verlaufe der Zeit zwölf Altäre erhalten, welche nach den verschiedenartigsten Mustern gebaut waren.

[1]) Inde Valentini benedicti templa require
Norica rura petens, ubi Birrus vertitur undis;
Per Dravum itur iter, qua se castella supinant,
Hic montana sedens in colle superbit Aguntus.
Aus Venantius Fortunatus.

Diese wurden bei der Restauration alle entfernt und dafür fünf neue aus Holz aufgestellt, nämlich der Hochaltar in der Apsis des Presbyteriums, zwei kleine Seitenaltäre in den niedrigen Nischen der Seitenschiffe, und zwei von mittlerer Grösse in den Kreuzarmen. Sämmtliche sind im romanischen Styl sehr schön gebaut und mit reichen Goldwerken verziert. Composition und Ausführung stammen von Joseph Stauder aus Inichen, welchen das Vaterland als ausgezeichneten Künstler und uneigennützigen Biedermann hochachtet und ehrt. Die Seitenaltäre in den Kreuzarmen zeigen anstatt der Gemälde zwei gut geschnitzte und reich vergoldete Reliefs. Das eine, vom Bildhauer Renn aus Imst, stellt die heil. Familie, das andere, von einem unbekannten Meister im Jahre 1632 verfertigt, die Sendung des h. Geistes vor. Renn hat auch alle Statuen und Figuren geliefert, welche auf den Altären und in der Brüstung der Kanzel angebracht sind. Die Altäre in den Nischen der Seitenschiffe haben sehr gute Gemälde von Franz Hellweger. Auf dem Hochaltar erhebt sich in einer Nische das wunderthätige Crucifixbild, welches seit Jahrhunderten der Gegenstand hoher Verehrung ist. Die Sage bezeichnet es als eines von den dreien, welche Herzog Tassilo auf der Jagd gefunden haben soll. In der That, sowohl das Crucifix als auch die daneben stehende Statue der Gottesmutter scheint aus dieser Zeit zu stammen. Man erkennt daran sogleich den byzantinisch-romanischen Charakter. Das Bild ist mit vier Nägeln am Kreuzesstamme befestigt; die neben einander gestellten Füsse stützen sich auf einen Tritt, welcher die Gestalt eines Menschenhauptes hat. Christus trägt nicht das gewöhnliche Lendentuch, sondern einen von den Lenden herabfallenden Schurz, wie man es bei den ältesten Crucifixen findet. Ein von Augenzeugen verfertigter Bericht, dessen Original im ehemaligen Capitelarchive zu Inichen aufbewahrt wurde, meldet von einem wunderbaren Ereignisse, welches sich beim Brande im Jahre 1413 mit diesen beiden Bildern zugetragen hat. Am Tage nämlich nach dem Brande, welcher beinahe den ganzen Markt zerstört und auch die Stiftskirche sehr beschädigt hatte, d. i. am 17. October, da eben eine beträchtliche Menge Volkes anwesend war, bemerkte man an denselben blutigen Schweiss, welcher aus dem dürren und angebrannten Holz hervorbrach und über die Glieder und Gewande herabrieselte. Dasselbe ereignete sich bald darauf wieder am Tage nach Allerheiligen. Die Brandmale werden noch jetzt bemerkt, und die Verehrung, welche man wegen dieses Ereignisses gegen das Crucifix hegte, dauert noch jetzt fort. Doch wir verlassen nun dieses Bauwerk, welches eines der ältesten und interessantesten in Tirol ist, und kehren zurück nach Niederdorf, wo wir auf kurze Zeit Einkehr nehmen müssen. Hier finden wir das kleine St. Anna-Kirchlein auf dem Friedhof neben der Pfarrkirche, welches auf einem niedrigen Hügel der nördlichen Thalseite sich erhebt und drei sehr schöne Altarbilder von dem berühmten Tiroler Maler Martin Knoller zeigt. Dieses Kirchlein geht in ein sehr hohes Alter zurück und scheint ehedem eine romanische Doppelcapelle gewesen zu sein. Im untern Stockwerke bemerkt man noch jetzt ein romanisches Portal aus Stein, welches aber eingemauert ist; in der Altarnische des obern Stockwerkes zeigen sich deutlich drei ebenfalls vermauerte romanische Fenster. Um das Jahr 1500 wurde diese Capelle erneuert, im obern Stock mit einem zierlichen gothischen Gewölbe versehen und am 18. November desselben Jahres vom Brixner Weihbischof Konrad eingeweiht. Die Rippen sind aus Stein gemeisselt. In diesem Kirchlein bestand ehedem eine Bruderschaft, welche dasselbe auch bei baulichen Würden erhielt. Aber unter Kaiser Joseph II. wurde die Bruderschaft aufgehoben, ihr Vermögen eingezogen und das Kirchlein geschlossen. Seit dieser Zeit ist es vernachlässigt und es geht dem Verfalle entgegen. Indessen würde eine Restauration mit geringen Kosten sich ausführen lassen und dieselbe auch reichlich lohnen. Man dürfte nur die Seitenwände etwa durch Streben befestigen, damit das Gewölbe wieder feste Stützpunkte fände und in die drohenden Klüftungen des Gewölbes kleine Eisenkeilchen einsenken, damit das Ganze Zusammenhang und Halt gewänne. Dieses Kirchlein ist daher einer thätigen Sorgfalt der geistlichen und weltlichen Kirchenvorstehung angelegentlich zu empfehlen. Es würde durch eine glückliche Restauration der freundlichen Ortschaft als alte Zierde wiedergegeben und jene Stätte ferner noch erhalten, wo sich die frommen Vorfahren so oft an den Festen der Bruderschaft zu wechselseitiger Erbauung und gemeinsamen Gebete versammelt haben.

Von Niederdorf abwärts führt uns der Weg nach Bruneck. Bevor wir daselbst anlangen, ladet die Expositurkirche in Percha zu einem Besuche ein. Wir finden hier wieder einen schönen Bau im gothischen Styl, welcher noch ganz erhalten ist. Nur hat die modernisirende Manie der verflossenen Jahrzehende den ganzen innern Theil mit einer Tünche überkleckst. Hinter dem Hochaltare liest man in der Höhe an der Mauer den Namen des Baumeisters: „Anno Domini M.V.XXV. (1525) Jahr hat der Ersam weis Maister Ansam Mayr auss dem Ried diesen Kirchenbaw vollendet.“ Dabei steht das Monogramm ✠. Auf dem Gewölbe des Presbyteriums und des Langhauses sind mehrere Wappenschilder gemalt. Darunter findet man die von Österreich, Görz, Stift Neustift und mehreren edlen Geschlechtern des Landes. Es ist zu wünschen, dass dieses Gotteshaus, welches eines der schönsten unter den noch erhaltenen gothischen Landkirchen ist, einer zweckmässigen Restauration unterzogen werde.

Viele angenehme Genüsse bietet der Besuch des Thales Taufers, welches von Brunecken über 10 Stunden lang sich gegen Norden zieht. Nicht nur erheitert der mannigfache Wechsel der Landschaft, sondern man findet hier auch so Vieles von alten und neuen Kunstwerken, wie kaum irgend in einem andern Thale Tirols. Gleich beim Eingang in dasselbe sieht man im Dorfe Gaiss die uralte Pfarrkirche,

deren romanische Grundform und Aussenseite in das XI. oder XII. Jahrhundert zurückführen. Sie hat drei Schiffe und, wenn ich mich noch recht erinnere, auch drei Apsiden. Von den sehr schmalen romanischen Fenstern sind noch Spuren erhalten. Der ganze Bau hat aber ein ärmliches Ansehen. Im Verlaufe der Zeit sind mancherlei Veränderungen und Reparaturen ausgeführt worden. Wahrscheinlich in den ersten Decennien des XIV. Jahrhunderts wurden die gothischen Gewölbe über die drei Schiffe gelegt; und in den Jahren 1729—1731, dann 1803—1804 hat die Kirche die jetzige modernisirte Gestalt von innen erhalten.

Ein anderes merkwürdiges Baudenkmal am Eingange in dieses Thal ist die Expositurkirche zu Mühlbach, 1 Stunde von Gaiss, ziemlich hoch auf dem nord-östlichen Gebirgsabhang gelegen. Sie ist um das Jahr 1517 gebaut worden und, wie man mir meldet, mit Geschmack durchgeführt und auch noch gut erhalten. Die weite Entfernung von der Thalstrasse und der ziemlich beschwerliche Weg hinderten mich, dieselbe zu besuchen und genauer zu betrachten, so einladend auch der Anblick aus der Tiefe gewesen ist.

Hinter dem Dorfe Gaiss sieht man auf einem niedrigen Steinhügel die Ruinen des alten Schlosses Neuhaus. Daneben steht ein Kirchlein aus neuerer Zeit und weiter oben am Bergabhange eine Capelle, bei der einst eine Einsiedelei bestanden hat. Das Thal verengt sich nun. Die Strasse gleitet auf ebenem Boden bei Uttenheim vorbei. In der Sohle wuchert der Erlenwald, links und rechts erheben sich steile Berge und hoch oben an der westlichen Thalseite drohen auf jähem Felsen die Trümmer des Schlosses Uttenheim dem Einsturze. Daneben steht die St. Valentins-Capelle, welche nun ebenfalls verlassen ist. Aber bald kleidet sich die Landschaft wieder in das Festgewand. Die Thalsohle erweitert sich zu einer beträchtlichen Fläche, deren Rand von den vier Dörfern Mühlen, Sand, Morizen und Kamaten umgürtet wird. Die ganze Gegend wird gemeinhin mit dem Namen Taufers bezeichnet. Auf dieser Ebene erhebt sich die gothische Pfarrkirche zu U. L. Frauen Himmelfahrt, wie ein gewaltiger Riese in Mitte der vier Dörfer emporragend. Die Aussenseite ist aus gemeisselten Granitsteinen zusammengefügt; im Innern schliesst sich das hohe Spitzbogengewölbe im kühnen Schwunge ohne stützende Säulen über die weite Halle zusammen. Der Bau dieses Werkes begann schon vor 1503 und wurde im Jahre 1527 vollendet. Das Hauptportal, einfach aber grossartig, ebenfalls aus gemeisselten Steinen, trägt an der Spitze die Aufschrift: Mariahilf 1515. Zu oberst in der südlichen Seitenwand liest man von innen: „Dieses wirdige Gottshaus ist 1527 durch Valtin Winkhler Stainmetz zu Pfalzen erpaut worden.“ Die Arberg'sche Capelle an der nördlichen Seite der Kirche scheint von einem andern Meister und zwar aus früherer Zeit zu stammen. Der ganze Bau ist sehr gut erhalten. Von den alten Altären sieht man zwar nichts mehr, auch das hohe, sehr künstlich aus Sandstein mit feiner durchbrochener Arbeit gemeisselte Sacramenthäuschen hat schon vor langer Zeit seinen Platz neben dem Hochaltare auf der Evangelienseite verlassen müssen, und wurde ausserhalb der Kirche im Freien aufgestellt, wo es nun der gänzlichen Zerstörung entgegengeht; aber der jetzige Decan und Pfarrer Joseph Seyr verwendet sehr grosse Sorgfalt für die Erhaltung der Kirche. Es thut einem so wohl, wenn man beim Eintritt Alles so reinlich gehalten und das Ganze so schonend behandelt sieht. Dieser würdige Mann hat auch mehrere neue Werke angeschafft. Darunter sind von grösserem Kunstwerth eine Kanzel aus Holz im gothischen Styl von Joseph Stauder, ein Crucifix in Mannesgrösse von Franz Nissl aus Fügen, zwei Statuen, den guten Hirten und die unbefleckte Gottesmutter vorstellend, vom bekannten Bildhauer Joseph Gasser aus Pregraten, endlich zwei Gemälde auf den gegenüberstehenden Seitenaltären im Presbyterium, nämlich die h. Familie vom Venetianer Cosroe Dusi und die Einführung des h. Rosenkranzes von Franz Hellweger. Unter den ältern Gemälden verdient die Himmelfahrt Mariens auf dem Hochaltare — eine von Joh. Henrici gut ausgeführte Copie des schönen Originals auf dem Hochaltare in der Pfarrkirche zu Bozen — genannt zu werden.

Wir wandern nun thaleinwärts weiter fort. Die weite Ebene verliert sich in drei Thäler. Das eine läuft gegen Norden (Arnthal), das andere windet sich gegen Westen (Mühlwalder Thal) und das dritte senkt sich in die östlichen Gebirgsschluchten ein (Reinthal). Die beiden letzteren bieten in Beziehung auf alte Baumonumente nichts Sehenswerthes; das Ziel meiner Reise wies mich also in das Arnthal, welches eigentlich die Fortsetzung des Hauptthales ist. Bevor man in dasselbe eintritt, führt die Strasse durch eine enge Schlucht, welche von der Felsenburg Taufers beherrscht wird. Hier hausten einst die Herren von Taufers, reiche und gefürchtete Ritter, welche ehedem unmittelbar dem Reichoberhaupte unterstanden und über mehrere Vasallen geboten. Ich habe die alterthümliche Veste schon oft besucht, aber dessen ungeachtet konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, bei dieser Gelegenheit sie wieder in Augenschein zu nehmen. Die Thürme und Wohngebäude ragen im Walde auf einem halb bewachsenen Steinhügel hoch empor, um welchen sich in mehrere Winkel die Ringmauern ziehen. Die einzelnen Werke wurden zu verschiedenen Zeiten aufgeführt, einige erst gegen das Ende des XV. Jahrhunderts, andere schon im XII. oder noch früher. Der älteste Theil ist offenbar jener, welcher an dem hohen, nun halbzerfallenen Thurme sich anschmiegt. Hier finden wir noch die Kammern für die Waffenknechte mit den alten Kaminen; nur sehr spärliches Licht fällt durch die schmalen romanischen Doppelfenster ein. Die Säulchen, welche die Fenster abtheilen, sind schön geformt, mit achtseitigem Schaft, Würfelcapitäl und dem attischen Fuss. Im nämlichen Theil ist auch noch jetzt die Burgcapelle, welche

aber mancherlei Umbauten und Zuthaten erhalten hat. Im Hofraume erhebt sich das weitläufige Herrschaftsgebäude, welches aus neuerer Zeit stammt, und jetzt beinahe ganz verlassen ist. Man sieht daran noch die aus Stein gemeisselten und schön gearbeiteten Fensterrahmen. Der grössere Theil des Schlosses liegt in Ruinen; der noch erhaltene dient armen Leuten zur Wohnung. Mit Wehmuth verliess ich diese Stätte, welche so ernst an die Vergänglichkeit jeder irdischen Grösse mahnt. Die Glocke der Capelle verkündete eben mit lauten Schlägen die neunte Stunde Vormittags; kläglich hallten die Trauertöne durch die leeren und dunklen Räume, als ich die steile und halbzerrissene Treppe herabstieg.

Der Weg führt nun nach Luttach und von da durch das Arnthal nach St. Martin, St. Johann, Steinhaus und dann weiter bis zur Klamm, wo das Thal den Namen Pretau annimmt. Ich beschloss, noch an diesem Tage die Kirche in Pretau zu besichtigen und nach Steinhaus zurückzukehren, um am folgenden Tage mit Musse St. Martin und das Nebelthal Weissenbach besuchen zu können. Hinter Steinhaus gestaltet sich die Gegend zu einer sehr freundlichen Landschaft. Der Weg schlängelt sich in leichter Steigung beinahe 2 Stunden lang durch die fruchtbare Thalsohle; rechts und links breiten sich über die Berghänge, Felder und Wiesen, welche oben von grünen Waldungen umsäumt sind. Über die westliche Thalseite zerstreuen sich mehrere kleine Ortschaften und viele Einzelnhöfe, welche die Gegend beleben und sich zu den zwei Gemeinden Sanct Jakob und St. Peter vereinen. Die Kirche zum h. Jakob erhebt sich eine halbe Stunde hinter Steinhaus auf einem Hügel und beherrscht den grösseren Theil des Arnthales. Einen überraschenden und majestätischen Anblick gewährt die Kirche zum heil. Petrus. Sie sitzt kühn am Rande einer Felsenwand, welche steil in schwindelnder Höhe aufsteigt. Beide Kirchen bieten in Beziehung auf Alterthum nichts besonders Merkwürdiges; desshalb habe ich mir den beschwerlichen Weg dahin erspart. Bei St. Peter verändert sich plötzlich die Landschaft. Am Fusse des Felsens, auf dem die Kirche emporragt, beginnt eine sehr enge Felsenschlucht, welche eine der merkwürdigsten in Tirol ist und desshalb gemeinhin die Klamm genannt wird. Hier nun beginnt das Thal Pretau. Der Thalbach wälzt sich in rascher Eile brausend durch die Schlucht über Steine und Felsentrümmer, welche von der Höhe herabstürzen; daneben windet sich der schmale Weg hart an der Felsenwand vorbei, welche in aufeinander geschichteten Tafeln mehrere Thürme hoch emporsteigt und besonders zur Regenzeit den finstern Pfad bedroht. Der Engpass dürfte eine Viertelstunde lang sein, dann erweitert sich wieder das Thal und zieht bis zum Krimler Tauern und der Dreiherrspitze hin. In dieser hohen Alpengegend haben sich zwei gothische Kirchleins erhalten, das eine zu St. Valentin, beiläufig in der Mitte des Thales, das andere in Heiliggeist, fast am Fusse des Krimler Tauern. Ich habe nur die erstere besucht, welche auch die Seelsorgerkirche für das ganze Thal ist. Sie wurde um das Jahr 1589 aufgeführt, später verlängert und des Rippenwerkes entblösst. Die Bauart verräth schon die Ausartung des gothischen Styles. Die Rippen dienen nicht zur Sonderung der Gewölbekappen, sondern sind nur mehr zur Bildung verschiedener Figuren als Zierraten dem Gewölbe angefügt. Der jetzige Curat, Herr Franz Weber, hat sie, so viel als möglich war und die Mittel hinreichten, wieder restauriren lassen. Die alten, zum Theil vermauerten Fenster wurden wieder hergestellt, aber anstatt des ehemaligen Mass- und Stabwerkes aus Stein musste man sich mit der jedoch ziemlich gut nachgebildeten Einfassung aus Holz begnügen. Die alten Rippen wurden mit Farben nachgebildet, dann zwei neue Seitenaltäre im gothischen Styl aufgestellt; der Hochaltar und die Kanzel mit gleicher Bauart werden nächstens erwartet. Man muss die Bemühungen des Herrn Curaten dankbar anerkennen; und wenn die geringen Mittel beengende Schranken setzten, so erscheint das Bestreben nur um so lobenswerther.

Auf dem Heimwege besuchte ich auch das gothische Kirchlein zum h. Martinus in Arm. Dieses hat ganz die gleiche Bauart wie das zu St. Valentin in Pretau, so dass es nicht nur aus derselben Zeit, sondern auch vom nämlichen Meister zu stammen scheint. Jedoch ist der Bau leichter und mit mehr Aufwand ausgeführt. Der Fronbogen und die Wandsäulen sind aus Tuffstein gemeisselt; das Rippwerk war ohne Zweifel aus dem nämlichen Materiale, ist aber schon vor längerer Zeit herabgeschlagen worden. Die Kanzel, aus einer steinartigen Paste gebildet, hat eine sehr schöne Form. Dieses Kirchlein hat die widrigsten Geschicke erfahren. Es wurde unter Kaiser Joseph II. in Folge der neuen Pfarreintheilung geschlossen und dem gänzlichen Verfalle preisgegeben. Jedem Ungemach der Vernachlässigung und Zerstörung war es durch mehr als ein halbes Jahrhundert lang ausgesetzt, bis der jetzige Pfarrer, Herr Christoph von Elzenbaum, es wieder herzustellen begann (1846). Und er löste seine Aufgabe mit vielen Opfern und seltenen Kunstsinn. Auch die Gemeinde trug das ihrige bei. Bedachung, Kirchenstühle und Altar wurden neu hergestellt, und der Thurm wieder mit einer Glocke versehen. Am 4. November 1847 vollzog der Herr Decan von Taufers unter Assistenz aller Seelsorger des Thales feierlich den Act der Benediction. Das Rippenwerk ist zwar nur mit Farben nachgebildet, aber im Ganzen hat das Kirchlein durch die Restauration ein sehr freundliches Ansehen gewonnen. Anstatt der drei Altäre, welche im Verlaufe der Zeit aufgestellt worden sind, steht jetzt nur mehr ein einziger im Presbyterium, und zwar ganz frei und im gothischen Styl ausgeführt. Dieser Gedanke ist offenbar aus einer sehr glücklichen Wahl entsprungen; er entspricht der ursprünglichen einfachen Bauart und verleiht dem Kirchlein einen feierlich ernsten Ton. Nicht minder glücklich war auch die weitere Anordnung, dass die Tafeln

der zwei alten Seitenaltäre im untern Theile des Schiffes zu beiden Seiten etwas über die Stühle erhöht in die Mauer eingesenkt worden sind. Sie bilden Reliefvorstellungen von ansehnlicher Grösse, und sind aus Marmor im Style der auftauchenden Renaissance gemeisselt — immerhin interessante Monumente der Vorzeit. Beide Altäre wurden im Jahre 1580 aufgestellt, und zwar, wie die Inschriften lauten, der eine von Hieronymus Schüssler, Pfarrer in Arn, der andere von Hans Pfarrkircher, Verweser des Bergwerkes am Rettenbach.

Von St. Martin eilen wir nun in das hochgelegene Seitenthal Weissenbach, welches bei Luttach in die westliche Seite des Hauptthales eingesenkt ist. Der Weg dahin führt in jäher Steigerung neben dem Bache, welcher sich über aufgeschichtetes Gestein brausend herabwälzt. Sobald man nach ¾ Stunden die Höhe erreicht hat, öffnet sich die freundlichste Alpengegend. In geringer Entfernung steht, von wenigen Häusern umgeben, ein gothisches Kirchlein, schön gebaut und gut erhalten, d. h. noch nicht durch unverständige Hände modernisirt. Nur die Innenseite ist mit einer Tünche überstrichen, die aber dem Gebäude keinen Schaden gemacht hat. Dieses Kirchlein wurde um das Jahr 1479 gebaut. Die Bögen und Wandsäulen sind aus Stein gehauen, das Rippwerk aber aus Ziegeln gebildet. Im Presbyterium sieht man noch den alten gothischen Altar frei aufgestellt, ein sehr merkwürdiges, mit reichem Schnitzwerk verziertes Kunstwerk. Im Kasten sind vorne drei freistehende Figuren, der Hintergrund aber ist in Relief gearbeitet. Vier kleine Engel mit lieblichen Gesichtern halten den Teppich, welcher das Ganze abschliesst. Die beiden Flügel haben ebenfalls Figuren in Relief. Alles ist sehr schön gearbeitet und mit Ausdruck durchgeführt. Aber bei weitem das Vorzüglichste ist der Aufsatz, welcher in durchbrochener Arbeit mit Stäben und Laubwerk drei Nischen bildet. In der mittleren und höheren hängt Christus am Kreuze, in den Nebennischen ist die Gottesmutter Maria und der Lieblingsjünger Johannes. Der ganze Altar ist noch gut erhalten; nur steht vor dem Sockel desselben ein neues Tabernakel sammt Zugehör; aber dieser ist ohne Beschädigung des Altars angebracht worden und kann leicht wieder entfernt werden. Neben dem Altare zur Evangelienseite steht ein Sacramentshäuschen und in der zunächst angebrachten Mauernische ein Altarschrein. Fuss und Haupttheil des ersteren sind aus Marmor gemeisselt, der ziemlich hoch emporragende Aufsatz aber in durchbrochener Arbeit aus Holz geschnitzt, wieder ein schönes Monument, das seinen Meister sucht. Es ist noch unbeschädigt, aber mit einer weissen Tünche derart überkleckst, dass das sehr feine Schnitzwerk an mehreren Stellen unkenntlich geworden ist. Eine sehr schöne Arbeit ist auch der kleine Altarschrein, welcher nicht mehr als 1½ Fuss in der Breite und beinahe eben so viel in der Höhe misst. Die Mitte desselben stellt die Geburt Christi in Hochrelief vor. Im Vordergrunde erscheint Maria und der Nährvater Joseph. Das Christuskind liegt in einem reichgefalteten Zipfel des Kleides der Gottesmutter, welchen vier Kindlein mit schüchterner Ehrfurcht und Freude tragen. Im Hintergrunde zeigen sich Engel und Hirten mit der Heerde. Der eine Flügel zeigt die heil. drei Könige, der andere den Kindermord. Die Figuren sind in Halbrelief geschnitzt. Wenn mir ein Urtheil erlaubt ist, so möchte ich den Altar und den Altarschrein für Arbeiten des bekannten Michael Pacher aus Bruneck erklären, welcher als Maler und Bildhauer einen berühmten Namen sich erworben hat. Wer kennt nicht den schönen Altar zu St. Wolfgang im Salzkammergut? Von dem nämlichen Pacher hat sich noch ein Altar in der Pfarrkirche zu Griess bei Bozen erhalten, und ein Altarschrein, welcher ehedem in der Pfarrkirche zu Bozen gestanden, jetzt aber im Besitze des Inspectors der k. Glasmalerei-Anstalt Hrn. Max Ainmüller zu München sich befindet. Dieser Altarschrein stellt ebenfalls die Geburt Christi dar und ist in Ernst Förster's Denkmalen der deutschen Baukunst, Bildnerei und Malerei, Bd. I, Abth. II, S. 17 besprochen und abgebildet worden. Unser Altarschrein in Weissenbach ist aber diesem so ganz ähnlich, dass man den einen Meister kaum verkennen kann. Zudem stimmt die Zeit genau überein; die Kirche in Weissenbach wurde eben in den Jahren gebaut, aus welchen die obengenannten Werke Pacher's stammen. Wenn die Angaben Förster's richtig sind, so wird auch meine Vermuthung gegründet sein.

Unser letzter Besuch gilt der Kirche in Luttach. Diese erhebt sich an der Ausmündung des Weissenbacher Thales auf einem Hügel, um welchen sich ein Theil der Häuser des kleinen Dorfes schmiegt. Diese Kirche hat dieselbe Bauart wie die in Weissenbach und wurde um das Jahr 1496 wahrscheinlich vom nämlichen Meister aufgeführt. Jetzt ist sie des Rippenwerkes beraubt und an der Front durch einen Zubau verlängert, sonst aber gut erhalten. Sehenswerth sind mehrere Statuen und Schnitzarbeiten vom oben genannten Bildhauer Josef Gasser, und zwar aus verschiedenen Perioden seines Künstlerlebens. Die besten darunter sind: ein grosses Crucifix, die Mutter Anna mit der kleinen Maria, und Joseph mit dem Jesuskindlein.

Die sämmtlichen oben angeführten Kunstwerke älterer Zeit stammen, mit Ausnahme der Stiftskirche in Inichen und der romanischen Doppelcapelle in Niederdorf, aus dem Ende des fünfzehnten oder Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Dieser Zeit gehören überhaupt die meisten Bauwerke an, welche in Tirol aus der gothischen Periode sich erhalten haben. Wir finden diess namentlich im Unterpusterthale. Auch sind uns von dieser Gegend und aus dieser Zeit die Namen einiger Meister bekannt, welche auf eine gewisse Blüthe des Kunstlebens schliessen lassen. Wir nannten oben berühmte Namen, als: Mich. Pacher aus Bruneck, Valentin Winkler aus Pfalzen bei Bruneck. Ein würdiger Schüler des Letzteren mag Aesam Mayr aus dem Ried, wieder in

der Umgebung von Bruneck, gewesen sein, welcher 1523 die Kirche in Percha erbaut hat. Wolfgang Schott, Maurer von Brauneggen, ward berufen, um den sogenannten weissen Thurm in Brixen zu „erpessern“ (1591); Meister Siegmund von Stegen bei Bruneck vollbrachte 1592 den Bau der gothischen Kirche zu Moos bei Niederdorf. Somit wäre hier auch ein kleiner Beitrag zur Kunstgeschichte Tirols geliefert worden.

Die gothische Monstranze der Domkirche zu Pressburg.

(Mit einer Tafel.)

Von Karl Weiss.

Der Gebrauch der Monstranzen in der katholischen Kirche fällt mit der Einführung des Frohnleichnamsfestes, das ist mit dem Zeitpunkte zusammen, wo man in feierlichen Triumphzügen den Leib des Herrn in Gestalt der geweihten Hostie durch die Strassen trug. Diess geschah seit dem Anfange des XIV. Jahrhunderts, als auf dem Concilium zu Vienne im Jahre 1311 die Abhaltung der Frohnleichnamsfeier allgemein angeordnet und damit der katholischen Kirche eines ihrer prachtvollsten Feste gegeben wurde.

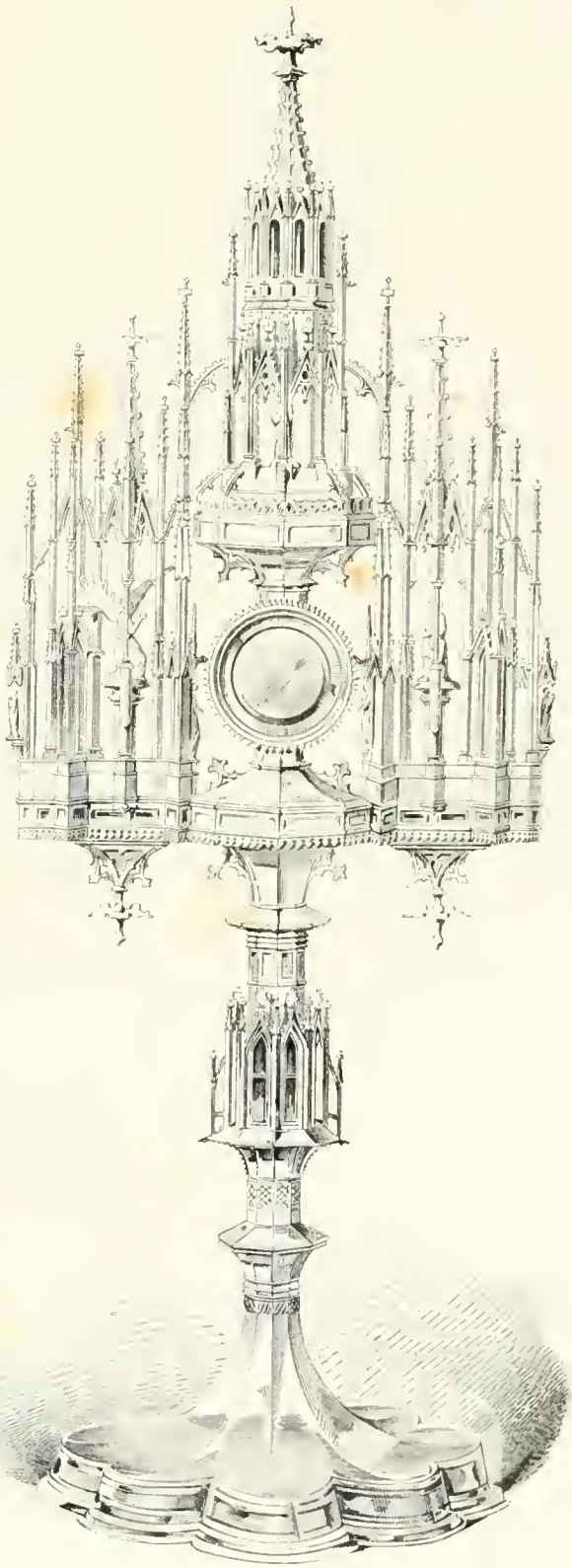
Mit Rücksicht auf die eben erwähnte erhabene Bestimmung ist es erklärlich, das die Monstranzen den grössten Reichthum in ihren Formen, in den Dimensionen und ihren Verzierungen bieten und für das Kunsthandwerk des Mittelalters ein höchst ergiebiger Quell der Gestaltungskraft gewesen sind. Was aber besonders wahrgenommen wird, ist, dass bei keiner Gattung von kirchlichen Gefässen in der ersteren Zeit das constructive Element in solcher Reinheit sich entfaltete, als bei den Monstranzen. Erst in späterer Zeit, als die Architectur des Mittelalters selbst unter dem Einflusse der decorativen Behandlung litt, änderte sich auch hierin der Geschmack, und die Ornamentik überwucherte den harmonischen und stylgemässen Aufbau der Formen.

Eine kunsthistorische Würdigung der Monstranzen, wie überhaupt der meisten kirchlichen Gefässe war in früherer Zeit kaum möglich, da dieselben in den verschiedensten Orten zerstreut und nicht gekannt, eine Übersicht der verschiedenen Charaktere nicht gestatteten. Erst in neuerer Zeit, als in Frankreich, Belgien und zum Theile auch in Deutschland Museen angelegt wurden, in denen die seltensten und interessantesten Kirchenschätze gesammelt und aufgestellt wurden, kam man in die Lage auch diesem Zweige der Archäologie die verdiente Aufmerksamkeit zuzuwenden [1]).

So wissen wir nun durch die Forschungen französischer und deutscher Gelehrten, dass die ersten Monstranzen aus einer einfachen, mit einem Glase besetzten Büchse bestanden, welche mit einem Kreuze gekrönt war und auf einem im Allgemeinen ziemlich niedrigen Fusse ruhte. Erst in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts nahmen die Monstranzen die Gestalt des in der Blüthe gewesenen gothischen Styles an; sie wurden thurmförmig als Tabernakel in der Weise behandelt, wie die gothische Architectur die Sacramentshäuschen formell behandelte, um gleichsam damit im Kleinen den Ort anzudeuten, worin die Gläubigen sich versammeln, um Christum anzubeten. In dieser, noch das XV. Jahrhundert umfassenden Periode zeichneten sich die Monstranzen durch das Bestreben aus, sich nach der Höhe auszudehnen, und bewahrten in ihrer Construction jenen den Gesetzen der Gothik entsprechenden Aufbau, den wir oben als einen eigenthümlichen Vorzug dieser Gattung von Kirchengefässen hervorgehoben haben. Im XVI. Jahrhundert findet sich dagegen bereits ein Wechsel in der Gestaltung. Es ist entweder die gothische, thurmartige Form bereits mit einer der Renaissance angehörenden Ornamentik stark vermischt, oder an die Stelle der ersteren wurde ein freies, nach oben breit sich entfaltendes Pflanzenornament aufgestellt, wobei sich die Vermuthung aufdrängt, dass der Künstler die Idee vom Baume der Kirche oder des Lebens, der inmitten des Paradieses gepflanzt war, zu Grunde gelegt habe. Am häufigsten kam aber die noch heute gebräuchliche Sonnenform in Anwendung, nach dem Ausspruche „in sole posuit tabernaculum suum“, und in dem Masse als früher die Dimensionen in die Höhe gingen, in eben demselben gingen sie nun in die Breite.

Die Monstranze ist aus drei Theilen zusammengesetzt: aus dem Fusse, dem Stiele und dem Tabernakel. Der Fuss besass in der ersteren Epoche meist die Form einer sechs- oder auch achtblättrigen Rose, seltener jene eines Ovales. Die obere Fläche der Rose, durch ihre Form schon in verschiedene Felder getheilt, war häufig durch reiche Ciselierarbeit ausgezeichnet und enthielt biblische oder symbolische Darstellungen. Der Stiel, theils rund und theils eckig, war in der Regel mit einem Knauf versehen und entweder mit Ornamenten geschmückt oder mit ciselirten Heiligenfigürchen versehen. In einzelnen Fällen traf es sich auch, dass anstatt des Stieles überhaupt Figuren angebracht waren, welche das

[1]) Vorliegende Darstellung macht keinen Anspruch auf eine erschöpfende kunstgeschichtliche Würdigung des Gegenstandes. Es schien uns für den gegenwärtigen Zweck genügend, theils die von l'Abbé Godard in seinem „Cours d'Archäologie sacrée“, von F. Kugler in seinen „kleinen Schriften“, von Dr. Bock in seinem „Katalog über die im erzbischöflichen Museum zu Cöln befindlichen mittelalterlichen Kunstgegenstände mit kunsthistorischen Notizen“ und Anderen niedergelegten Resultate der bisherigen Forschungen, theils die durch unsere eigene Anschauung gewonnenen Erfahrungen in eine zusammenhängende Übersicht zu bringen, da wir eine solche in den uns bekannten archäologischen Werken Deutschlands noch nicht angetroffen haben.



Atelier Hirsch

Tabernakel trugen. Eine solche Monstranze befindet sich in einem französischen Cistercienserkloster, wo eine Jungfrau in der Hand den Tabernakel hält, welcher die heiligen Gestalten des Abendmahles einschliesst. Ebenso diente zu Marseille die Statue der heil. Jungfrau als Monstranze bei feierlichen Umzügen. Der grösste Reichthum der Formen war aber in dem Tabernakel entwickelt. Wir haben schon erwähnt, dass er in der Blüthezeit der Gothik durch seine Architectur besonders ausgezeichnet war. In harmonischer Gliederung finden wir auch Pfeiler, Strebebögen, Spitzbögen, Baldachine, Fialen und Masswerk in Form eines Thurmes oder einer Capelle vertheilt; unter den Baldachinen standen Figuren und die feine durchbrochene Arbeit sammt der schlanken und zierlichen, frei nach oben aufstrebenden Gestalt machte einen ausserordentlich günstigen Effect. In der Mitte des Tabernakels befand sich der durchsichtige Krystall zur Aufnahme der geweihten Hostie. Die Lunula, das ist die einer Mondsichel ähnliche Vorrichtung, worin die Hostie befestigt wurde, führte auch die Bezeichnung Melchisedek zur Erinnerung an den Patriarchen, welcher dem Abraham entgegen kam und ihm Brod und Wein überbrachte.

Die Monstranzen wurden aus verschiedenen Stoffen angefertigt, je nach den Mitteln, welche der Kirche zu Gebote standen. In den Kathedralen findet man Monstranzen von Gold, Silber und vergoldetem Silber, in den ärmeren Kirchen begnügte man sich mit Schaugefässen aus Kupfer, Zinn und Messing.

Für die Grösse der Monstranzen war keine Beschränkung auferlegt. Man findet welche von 1 bis 5 Fuss Höhe. In dem Verhältnisse zur Grösse stand auch das Gewicht. Die einstens in der Nôtre-dame zu Paris gewesene Monstranze, welche eine Höhe von 5 Fuss hatte, und aus vergoldetem Silber bestand, wog 300 Mark Silber. Nur bezüglich des Raumes worin die Hostie ausgestellt wurde, bestand die Vorschrift des vierten Concilium von Mailand, dass er durchsichtig und zwar aus einem Glaskrystalle zu bestehen habe.

Wiewohl die beweglichen Schätze der Kirche in allen Ländern am meisten unter den ernsten Ereignissen gelitten haben, welche auf religiösem wie auf politischem Gebiete im Laufe der Jahrhunderte vorgefallen sind, indem theils durch fanatische Verwüstungen, theils durch Raub und Plünderung, theils durch Massregeln der weltlichen Macht die kirchlichen Schatzkammern gelichtet wurden, so haben sich doch in Deutschland, Frankreich und Belgien noch viele ausgezeichnete Monstranzen aus den verschiedensten Perioden erhalten. Auch in Österreich bestehen noch mehrere der seltensten Beispiele dieser Art, und von den uns bekannten der gothischen Periode wollen wir nur der Monstranzen zu Sedletz in Böhmen[1], zu Prüglitz und Klosterneuburg in Nieder-Österreich, zu Cilli und Marburg in Steiermark und zu Pressburg in Ungarn erwähnen.

Die gothische Monstranze zu Sedletz — vielleicht unter denen in Österreich sowohl bezüglich ihres architektonischen Aufbaues als ihrer ornamentalen Durchbildung die prachtvollste — wurde von den Herausgebern der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates“ in dem kürzlich erschienenen 2. Hefte veröffentlicht.

Diesem Prachtstücke am Werthe zunächst dürfte die gothische Monstranze der Domkirche zu Pressburg kommen, welche mit Zustimmung des Herrn Präses der k. k. Central-Commission Karl Freih. v. Czoernig auf meine Veranlassung nach einer zu diesem Zwecke angefertigten Photographie auf der hier beifolgenden Tafel XI bildlich dargestellt wurde, wozu das hochwürdigste Domcapitel zu Pressburg mit grösster Bereitwilligkeit die Hand bot.

Auch in der Architectur ist die gothische Monstranze der Domkirche zu Pressburg jener zu Sedletz in Böhmen nicht unähnlich, nur mit dem Unterschiede, dass der Tabernakel der ersteren breiter in der Anlage und überladen in den eingefügten Gliedern, der Stiel unverhältnissmässig hoch aufgebaut ist, während die Sedletzer Monstranze weit schlanker, edler und zierlicher in den Formen, weit glücklicher in den Verhältnissen des Tabernakels zum Fusse und Stiele componirt ist.

Der Fuss der Pressburger Monstranze ist achttheilig und auf der oberen Fläche reich mit Ciselirarbeiten ausgestattet. Jedes Feld hat eine abgesonderte, aus dem Leben und Leiden Christi entnommene Vorstellung, und zwar ist zu sehen: *a)* Maria mit dem Jesukinde; *b)* die h. drei Könige: *c)* das heil. Abendmahl; *d)* die Gefangennehmung Christi; *e)* der Kreuzgang Christi; *f)* die Abnahme Christi vom Kreuze; *g)* die Auferstehung; *h)* das himmlische Jerusalem.

Dem Fuss entsprechend ist der mit einem Knaufe versehene Stiel achteckig und ziemlich reich ornamentirt, der Knauf selbst durch gothische Glieder ausgezeichnet. Das Tabernakel, aus drei Theilen bestehend, ist im Style der späteren Gothik gearbeitet, und reich mit Strebepfeilern, Strebebögen, Baldachinen, Fialen und Ornamenten geziert. Der mittlere — hochemporragende Theil hat die Gestalt eines achtseitigen Thurmes mit breitem ornamentirten Basamente. Der Platz für die Lunula ist nicht, wie bei der Sedletzer Monstranze, cylinderförmig, sondern rund mit spitzigen Rändern und erinnert an die Sonnenform, welche später die Monstranzen angenommen haben.

Die Höhe der Pressburger Monstranze ist 3 Fuss 6 Zoll, ihre Breite 1 Fuss 3½ Zoll, sie ist mithin noch grösser als die Sedletzer und vielleicht die grösste, welche in Österreich besteht.

Die Monstranze wurde aus Silber gearbeitet und vergoldet, und hat ein Gewicht von 13 Pf., daher sie auch beim Frohnleichnahmsfeste, an welchem sie noch heute im Gebrauche steht, dem Pontificanten von zwei Priestern vorgetragen wird.

Auf dem inwendigen Theile des Fusses ist die Jahreszahl der Anfertigung: 1517 angebracht. Der Name des Meisters sowie die Kosten dieses Prachtgefässes sind unbekannt: an letzterem tragen wohl die Zerstörungen Schuld, denen das Archiv des Domcapitels in früheren Jahrhunderten preisgegeben war.

Notizen.

56. (Die Pfarrkirche zu Millstatt in Kärnten) beschreibt der hochw. Herr Pfarrer Georg Potutschnig in Millstatt in folgender Weise:

Unter den zu Millstatt befindlichen alten Baudenkmalen verdient nur die Pfarr- und ehemalige Stiftskirche erwähnt zu werden. Sie ist gegen das Ende des XV. Jahrhunderts unter Johann Siebenhirter, ersten Hochmeister des St. Georgsordens, erbaut worden, misst mit Einbegriff der Vorhalle 173′ in der Länge, 58′ in der Breite, und hat an der Front- oder Eingangsseite zwei neben einander stehende gleich hohe Thürme.

Sehenswerth ist auch die rechter Hand des Presbyteriums hiezu gebaute, mit der Hauptkirche in Verbindung stehende liebliche Domitians-Capelle, in der die Reliquien des h. Domitian, des Gründers der Kirche zu Millstatt, in einem zierlichen Glasschranke auf dem Altare der öffentlichen Verehrung ausgesetzt sind, und auch sein lebensgrosses, in Stein gemeisseltes Standbild mit der Umschrift: „Beatus Domitianus dux Noricorum Fundator hujus ecclesiae laudabilis vir“ zu sehen ist. Zu den alten Denkmalen der Kirche gehört unter andern ein an der äusseren Kirchenmauer, linker Hand der Kirchenthüre, befindliches Freseogemälde von 12′ Höhe und 18′ Breite, das jüngste Gericht darstellend; der obere Theil desselben, durch ein Schirmdach geschützt, prangt noch in lebendiger Farbenfrische, auch am unteren Theile ist jene Seite, welche die Seligen darstellt, noch gut ersichtlich, während die phantasiereiche Darstellung des Tartarus und der demselben anheim Gefallenen schon sehr gelitten hat.

Ein anderes noch gut erhaltenes Frescogemälde aus der Zeit der Georgsritter sieht man ober dem Eingange in den Friedhof; es stellt den Weltheiland in Mitte der Heiligen Domitian und Georg stehend vor. St. Georg ist im festlichen Ritter-Ordenskleide abgebildet.

In der Vorhalle, d. i. dem überwölbten Raume zwischen den beiden Thürmen, gewahrt man ein altes, auf Leinwand gemaltes grosses Bild: „die öffentliche und feierliche, in Beisein einer zahlreichen Versammlung von Zuschauern aus dem geistlichen und Laien-Stande vorgenommene Besichtigung der unter dem Millstätter Benedictiner-Abte Christoph am 27. Juli 1441 von Johann V. Bischofe von Gurk, zum letzten Male erhobenen Reliquien des heil. Domitian, dann seiner Ehegattin und Kinder, darstellend“.

Mit der Vorhalle steht rechter Hand die Taufcapelle in Verbindung, wo man ein altes gutes Altarbild und ein steinenes Taufbecken sieht, an dessen hölzernem Thürdeckel acht kleine Bilder, Symbole der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, gemalt sind. Linker Seite der Vorhalle befindet sich ein anderes Gewölbe, in welchem man eben nichts Merkwürdiges, ausser in einer Ecke des Mauergesimses einen in Stein gemeisselten Löwen sieht, unter dessen Antlitz ein schöner weiblicher Kopf hervorlugt, wahrscheinlich andeutend, dass die Ritter des St. Georg-Ordens mit dem Löwenmuthe eines Kriegers auch christliche Frömmigkeit, Liebe und Sanftmuth verbinden sollen.

Endlich steht man in der Vorhalle auch dem eigentlichen Kirchen-Portale gegenüber: dasselbe ist aus weissgrauem Kieselsteine, der Grösse der Kirche entsprechend, in schöner Form gemeisselt und besteht aus fünf an jeder Seite der Kirchenmauer hervortretenden Säulen, über welche sich eben so viele Rundbogen in progressiver Höhe und Ausdehnung spannen. Am oberen Theile der Säulen sind verschiedene Fratzenbilder zu sehen. Das Portal ist gegenwärtig theils mit grauer, theils mit weisser Tünche überzogen, jedoch nicht verunstaltet.

Die Kirche ist in ihrem Innern durch zehn mächtige Pfeiler in drei Schiffe getheilt, enthält ein sehr geräumiges Presbyterium, einen grossen Musikchor und nebst dem Hauptaltare noch neun Seitenaltäre. Der Hauptaltar, aus Holzsculptur und vergoldet, hat ein vom Maler Bartel in Obervillach im Jahre 1826 gemaltes grosses Altarbild, den Weltheiland mit allen Heiligen darstellend. Der Fussboden der Kirche ist durchaus mit weissen und blauen Quadersteinen belegt, und an dem Obergewölbe sind überall, wo sich die Rippen des Gewölbes durchkreuzen, kleine Schilder zu sehen, auf welchen die Wappenbilder aller jener adeligen Familien, die zum Baue dieser Kirche Beiträge geleistet haben, in Fresco gemalt sind; man zählt deren 148.

Ferner befinden sich in der Kirche in zwei einander gerade gegenüber stehenden kleinen Capellen die Grabmonumente der zwei ersten Hochmeister des Georgenritter-Ordens und zwar in der Capelle an der Evangeliumseite der Grabstein „Johann Siebenhirters“, des ersten Hochmeisters, mit der Umschrift: „Hir leit der Hochwürdig Fürst und Herr Johann Siebenhirter von Gottes Gnaden der Erst Hochmeister Sankt Georgenordens, gestorben nach Christi Geburt 1508 den 10. Herbstmonat“. Siebenhirter ist auf demselben in Lebensgrösse und im Ordens-Talare abgebildet. In der Capelle an der Epistelseite erblickt man den Grabstein des zweiten Hochmeisters „Johann Geiman von Geilsbach“ mit der Umschrift: „Hir leit der hochwürdig Fürst und Her Her Johan Geiman zweit Hochmeister des Ordens, Stifter der ewig Messe und Lichts dieser Capelle, gestorben im 1533 Jar, dem Gott gnad“. Geiman ist auf diesem Steine in Lebensgrösse ganz gewappnet und auf einen Löwen stehend abgebildet.

In der Mitte der Kirche, an einem Pfeiler befestigt, steht die Kanzel, ein schönes, seinem Zwecke entsprechendes Bauwerk, zwar nur von Holz, doch mit glänzendem Alabasterlack überzogen, mit vergoldetem Schnitzwerk und

Engels-Statuetten geziert. Die Kanzel ist das letzte Inventar, welches die Jesuiten der Kirche beigeschafft haben, denn sie wurde ein Jahr vor der Auflösung des Ordens verfertigt.

Der Kreuzgang, welcher vom Stiftsgebäude in die Kirche führt, war einst mit mehreren Fresken geschmückt; doch jetzt, da er seit Decennien theils zum Kuhstall, theils zur Wagenremise und Rumpelkammer benützt worden, sieht man da nur noch ein kleines Madonnenbild mit dem heiligen Kinde und zwei musicirenden Engeln. Bemerkenswerth ist übrigens noch die Pforte, durch welche man in die Kirche gelangt, weil sie mit Stein-Sculpturen geziert ist, durch welche der Baumeister die Bezwingung des Heidenthums durch die christliche Religion in allegorischen Bildern dargestellt zu haben scheint. Vor der Pforte stehen nämlich zwei 9′ hohe steinerne Säulen, von welchen die rechtseitige auf dem Kopfe eines urkräftigen, mit einem starken Schnurr- und Kinnbarte versehenen Mannes ruht, den eine ihm zur Seite stehende weibliche Figur am Schnurbarte hält; die zweite Säule trägt ein Mann, welcher mittelst einer um seine Brust geschlungene Kette von einer hinter ihm stehenden Frauengestalt festgehalten wird, er krümmt sich unter der Last, indem er seine Hände auf die Knie stemmt und mit weit offenem Munde ächzt. An der steinenen Thürverkleidung sind gleichfalls zwei Statuen ausgemeisselt und ober der Pforte sieht man eine auf einem Greif reitende weibliche Person.

Sämmtliches Sculpturwerk ist zwar nur von mittelmässigem Kunstwerthe, würde sich jedoch schöner darstellen, wenn es nicht mit Kalk übertüncht wäre.

Im Stiftsgebäude selbst befindet sich durchaus nichts Merkwürdiges, ausser zwei Römersteine, die in dem Thorgewölbe, welches vom Markte in den Stiftshof führt, eingemauert sind; an dem einen liest man die Inschrift: IMP. CAES. C. VIBIO AFINIO GALLO VEL DVMNO VOLVSIANO AFINIO AVG. ORDO TEVR. DEVOTVS NVMINI MAiESTATI QVE EIVS. An dem andern, ohne Inschrift, ist ein Mann in liegender Stellung abgebildet, der sich mit dem Obertheile seines Körpers erhebt, indem er sich mit der rechten Hand an den Boden stemmt, wo mehrere Steine liegen, während er die Linke mit drei ausgestreckten Fingern, gleich einem Schwörenden, in die Höhe hält. Seine Kleidung besteht in einem talarähnlichen, bis an die Knöchel reichenden Rocke mit zierlichem, über die Schultern herabhängendem runden Kragen, einem Wehrgehänggürtel, hohen Schuhen und einem runden hohen Czako ohne Schirmdach mit drei langen gerade stehenden Federn.

57. (Über eine zu Altofen gefundene Stele.) Dem 3. Bande des „Magyar- és Erdélyország Képekben“ (Ungarn und Siebenbürgen in Bildern), herausgegeben und redigirt von Franz Kubinyi und Emerich Vahot, entnehmen wir folgende Erklärung des Dr. Johann Erdy über eine Denksäule in Altofen.

Als man sich im Jahre 1852 in Alt-Ofen zum Aufbauen des Hauses Nr. 206 in der Minutengasse anschickte, führte man auf einigen Wägen vom Felde auch die Steine herein, die man dort zu diesem Zwecke zusammengehäuft hatte. Auf den Äckern nämlich findet man, je tiefer man gräbt und pflügt, desto mehr Steine, zuweilen ganze Mauern. Dort sind auch die Trümmer des ehemaligen Aquintum oder Aquincum begraben. Unter den erwähnten, vom Felde heimgebrachten Steinen befand sich auch das Bruchstück eines mit ägyptischen Hieroglyphen beschriebenen Kalksteines, dessen erhaltener Theil ganz unversehrt und schön ist und man kennt ihm nur das eine an, dass er schon einmal eingemauert war. Dem Bauinspector Johann Schiller haben wir es zu verdanken, dass dieses, seines Fundortes wegen ausserordentlich merkwürdige Denkmal nicht aufs Neue eingemauert wurde. Er selbst brachte es am 17. December 1852 von Alt-Ofen ins ungarische National-Museum. Dieses Denkmal führt den Namen stych, Stele, Stela, was so viel heisst als Säule (columna, cippus), und ist ein allgemein gebrauchtes Kunstwort zur Bezeichnung solcher Denkmale, auf die im Alterthume astronomische Beobachtungen, merkwürdige Begebenheiten, Erfindungen u. s. w. aufgezeichnet wurden.

Am 21. Februar 1853 habe ich die Alt-Ofener Stele im Originale und abgezeichnet der ungar. Akademie vorgelegt, wo auf mein Verlangen angeordnet wurde, die Zeichnung solle einer näheren Untersuchung wegen an die kön. preussische Akademie abgeschickt werden. Da ich jedoch auf diesem Wege zu keinem erwünschten Resultate habe kommen können, und überdiess im ungarischen National-Museum noch mehrere, der Alt-Ofener ähnliche und bei uns unbekannte Stelen bewahrt werden, so hatte der kön. Rath und Director des Museums, Hr. Aug. Kubinyi die Zeichnung von der Alt-Ofener sowohl als auch von den übrigen, im Ganzen von 6 Stelen nach Berlin dem Gelehrten Richard Lepsius zugeschickt, der am 28. December 1853 in Bezug auf die Alt-Ofener Stele sich folgendermassen äusserte. „Dieselbe ist nur das kleine Bruchstück einer grösseren Aufschrift, aber den Hieroglyphen nach zu urtheilen, älter als die übrigen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sie aus Memphis, der Heimath der grossen Pyramiden, herstammt, und in die Zeit der 4.—7. marathanischen Dynastie gehört. Die Aufschrift bezieht sich auf eine Privatperson, deren Name sich jedoch nicht erhalten hat. Dieses Denkmal ist ohne Zweifel in späteren Zeiten aus Ägypten gebracht worden.“ So viel sagte Lepsius über die Alt-Ofner Stele.

Nicht nur die Erwähnung der ägyptischen Religion in Aufschriften, sondern auch mehrere Denkmale derselben sind in Pannonien und Dacien schon vorgekommen. Im ungarischen National-Museum werden als Schätze bewacht: jene Opferkanne und Schüssel oder Becken, welche in der Umgegend des Marktfleckens Egyed im Ödenburger Comitate aus einem Hügel ausgegraben wurden. Auf der Kanne ist der Gottesdienst der Isis von Golddrath ausgelegt und sie ist ein ähnliches Werk wie der höchst seltene Tisch der Isis

in Turin. Und wenn wir nun fragen: wie sind diese, auf die ägyptische Religion Bezug habenden Denkmale nach Pannonien und Daeien gekommen? so gibt uns auf diese Frage die römische Geschichte beruhigende Antwort; denn in der römischen Zeit war die Verehrung der ägyptischen Isis nicht nur in Rom, sondern auch in den Provinzen desselben verbreitet.

Die Alt-Ofener Stele jedoch gehört nicht in die römische Zeit. Denn Christus ist im Jahre 754 nach Roms Erbauung geboren, und somit ist das römische Jahr 753 das erste vor Christus und das darauf gefolgte Jahr 754 das erste nach Christus; die Alt-Ofener Stele indessen gehört, wie Lepsius behauptet, in die Zeit der 4. bis 7. ägyptischen Dynastie, welche nach Bunsen von 3229—2967 vor Christus regiert hat.

58. (Ein Taufbecken aus der Dechantei-Kirche zu Tabor in Böhmen.) Wie wir einem der k. k. Central-Commission im Jahre 1854 vorgelegten Berichte des k. k. Baubezirkes Tabor entnehmen, befindet sich in der Decanatskirche daselbst das hier abgebildete, sehr interessante Taufbecken (Fig. 1). Dasselbe soll aus der Kirche der im Husitenkriege zerstörten Stadt Austj (jetzt Alt-Tabor) herrühren und im Flusse Bugnitz aufgefunden worden sein. Das mit gothischen, jedoch roh gearbeiteten Verzierungen geschmückte Wasserbecken wird von drei Füssen getragen; ober den Verzierungen läuft um das Becken die nachstehende, erhaben gearbeitete Inschrift, die jedoch hie und da beschädigt ist. Am Rande des Beckens sind zwei Mönchsköpfe angebracht, von denen einer herabgebogen ist. Der ganze Taufkessel ist 2 Fuss 10 Zoll hoch und hat oben 2 Fuss Durchmesser. Er ist aus Zinn gearbeitet und besitzt zwar gegenwärtig gleichfalls einen zinnernen Deckel, der jedoch

(Fig. 1.)

als eine Zuthat der neueren Zeit zu betrachten ist. Über das eigentliche Alter desselben fehlt jede Andeutung. Indess deutet die pocalförmige Gestalt mit der gothischen Gliederung in dem Charakter der Schrift ziemlich klar auf das 14. Jahrhundert, da sich ähnliche Beispiele in den Kirchen Süddeutschlands und der sächsischen Lande wiederholen.

Literarische Anzeige.

Mittelalterliche Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaates. Herausgegeben von Dr. G. Heider, Prof. v. Eitelberger und Architekten J. Hieser. II. Lieferung. Stuttgart, Ebner und Seubert 1856. 4. Text S. 21—51. Vier Tafeln und 22 Holzschnitte.

Von diesem Werke, dessen I. Lieferung wir in dem Juni-Hefte der „Mittheilungen" besprochen haben, liegt uns nunmehr das 2. Heft vor, welches in seiner äusseren Ausstattung sich seinem Vorgänger vollkommen würdig anschliesst — ja, nach unserem Dafürhalten denselben in manchen Beziehungen weit übertrifft. Insbesondere gewinnen wir nunmehr aus den auf Tafel III dargestellten Travées aus dem Innern der Kirche, wie auch aus den zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten ein vervollständigtes Bild der ganzen Klosteranlagen, welche in ihrer Erhaltung und in dem Reichthume der in derselben ausgeprägten Kunstformen unstreitig zu den interessantesten des gesammten Cistercienser-Ordens gehören. Von dem durch seine Gründlichkeit ausgezeichneten Gelehrten J. Feil folgt im Texte dieses Heftes der Schluss der historischen Einleitung, welcher die Gründungs- und Baugeschichte der Abtei Heiligenkreuz umfasst, und mit einem ausserordentlichen Aufwande von Wissen, so wie mit Benützung von theilweise neuen Quellen ausgearbeitet wurde.

Worauf wir überdiess einen besonderen Werth in Bezug auf den nächsten Zweck des Werkes legen, ist die Baubeschreibung des Herausbers Herrn Dr. Gustav Heider, welche wir in ihrer Art als mustergiltig anerkennen müssen, indem dieselbe einerseits ein auch dem weniger Eingeweihten vollkommen verständliches Bild der Klosteranlage und ihrer Einzelnheiten entwirft, anderseits aber auf Grund einer durch vielseitige Forschungen gewonnenen Vertrautheit mit den Kunstformen des Mittelalters und der chronologischen Entwickelung derselben in Frankreich, Deutschland und Österreich die Bauzeit der einzelnen Theile vollkommen sicherstellt, und dadurch eine Reihe von Irrthümern beseitigt, welche in den bisherigen topographischen und historischen Werken über dieses Stift verbreitet waren. Nach den Angaben des Verfassers datirt das Langschiff der Kirche in Übereinstimmung mit den historischen Aufzeichnungen aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts. „Hat sich auch um diese Zeit", bemerkt der Herr Verfasser, „anderwärts der romanische Styl schon zur reichsten und edelsten

Blüthe entfaltet, so ist es doch begreiflich, dass sein oft nur vereinzeltes Vordringen nach Osten nicht mit jener Schnelligkeit erfolgte, welche den auf engere Gränzen gestellten Baugruppen einen gemeinsamen, diese Entwickelung bezeichnenden Charakter aufdrückt, wobei auch die dem Cistercienser-Orden pflichtgemäss auferlegte Einfachheit im Baue seiner Gotteshäuser nicht ausser Acht gelassen werden darf. So athmet unser Bau durchgehends noch jene Strenge und Einfachheit, welche besonders in den Rheinlanden, Westphalen und Sachsen die romanischen Bauten des 11. Jahrhunderts kennzeichnet. Nur in einzelnen Baugliedern, beispielsweise in den hie und da angebrachten korinthisirenden Capitälen und den gedrückten Spitzbögen der beiden Eingangsportale macht sich der Zug der neueren Zeit geltend. Einen durchweg düsteren, ernsten Charakter trägt das Langschiff der Kirche an sich. Seine unverhältnissmässige Länge und Höhe (erstere beträgt, wie erwähnt, zehn Quadrate, während die meisten romanischen Bauten deren nur acht aufweisen), der Mangel eines hervorragenden decorativen Elementes an den Scheidewänden des Mittelschiffes, die eng gestellten, schweren und ungegliederten Pfeiler, die schweren Gurten der Kreuzgewölbe, Alles diess weist auf die erste Periode romanischer Kunstweise. Dazu kommt noch, dass der gothische Erweiterungsbau durchaus unorganisch und ohne Rücksicht auf den Charakter der vorgelegten Räumlichkeiten angefügt erscheint, und er trägt, indem er in Hallenform der Breite des Querschiffes folgt und in sich selbst keine Abstufung des Raumes enthält, nur dazu bei, den düsteren, beengenden Eindruck des Langhauses zu erhöhen."

Den gothischen Erweiterungsbau, der zugleich den Chor der Kirche bildet, setzt der Herr Verfasser, in Widerstreit mit den historischen Zeugnissen, welche dessen im J. 1295 erwähnte Einweihung berichten, mit Berücksichtigung seines architektonischen Charakters in den Schluss des 14. Jahrhunderts, obgleich in den Geschichtsquellen dieser Abtei sich durchaus kein Anhaltspunkt für diesen späteren Neubau findet. „Wenn wir trotzdem", heisst es, „als Zeitpunkt der Erbauung dieses Kirchenraumes den Schluss des 14. Jahrhunderts angeben, so leitet uns hiebei der ausgesprochene Charakter der einzelnen Bauglieder, wie auch der Gesammteindruck der ganzen Halle, welche auf eine schon mehr entwickelte und eher dem Verfalle zugehende als noch mit den Anfängen der Entfaltung ringende Bauperiode hinweisen. Es muss daher, um nicht den anderseits sichergestellten Gesetzen der Chronologie mittelalterlicher Bauwerke in offenen Conflict zu gerathen, angenommen werden, dass der aus dem 13. Jahrhundert stammende Chorbau in Folge von Ereignissen, welche wir nicht kennen, durch einen Neubau, den gegenwärtigen Chor, ersetzt worden sei, und es dürfte bei dieser Annahme der dem Kloster zugesprochene Ablass vom J. 1325, sowie das beträchtliche Vermächtniss der Königin Elisabeth vom Jahre 1328, vielleicht auf die schon damals fühlbar gewordene Nothwendigkeit eines neuen Chorbaues bezogen werden, obgleich in beiden Fällen der eigentliche Zweck dieser Begünstigungen nicht näher ausgesprochen ist".

Auch eine andere und eben in neuester Zeit vielfach angeregte Frage, nämlich jene über den geraden Chorabschluss der Cistereienser-Klöster und den Grund dieser abweichenden Anordnung erörtert der Herr Verfasser zwar nur in kurzen Umrissen, jedoch auf umfassende Forschungen gestützt, welche seinem Ausspruche ohne Zweifel das Recht auf Beachtung geben. Auf diese Eigenthümlichkeit scheint nach seiner Ansicht der Mutterbau von Citeaux, des Ordenshauptes, dessen Chor geradlinig geschlossen war, von Einfluss gewesen zu sein. „Dass diess aber keine feststehende Gewohnheit wurde, dafür spricht der unmittelbar folgende Klosterbau von Anirvaux (aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, der seine ganze Anlage genau dem Mutterkloster Citeaux entlehnte, mit Ausnahme des Kirchenchors, der in einem mit einem Capellenkranze umgebenen Vieleeke abgeschlossen war). Doch sind der Beispiele des geraden Chorabschlusses so viele, dass sich auf die Vorliebe dieses Ordens für Nachahmungen seines Hauptklosters schliessen lässt. Um nur einige Beispiele anzuführen, erwähnen wir aus Frankreich: Pontigny (1114), Vaux de Sernay (1128) und Fontenay bei Montbard; aus Deutschland Marienthal bei Helmstadt (1138)—1146), Loccum bei Minden (1163), Marienfeld in Westphalen (1185—1222), Riddagshausen bei Braunschweig (1275), Maulbron (12.—14. Jahrhundert), Dobberon bei Rostock u. a. m. Auf engbegränztem Gebiete finden sich auch in Österreich drei Cistercienser-Klöster, und zwar ausser Heiligenkreuz noch Lilienfeld in Niederösterreich und Neuberg in Steiermark[1]), welche nach Osten zu geradlinig abgeschlossen sind und ausserdem noch die Eigenthümlichkeit haben, dass nach der Breite des Mittelschiffes kein Chorausbau vortritt, sondern der eigentliche Chorbau im Innern entweder durch Stufen, oder wie in Lilienfeld durch eine Säulenstellung von der übrigen Halle getrennt erscheint."

In Bezug auf den Kreuzgang, der durchweg dem entwickelten Romanismus mit gedrückten spitzbogigen Kreuzgewölben angehört, unterscheidet der Verfasser einen älteren Theil, welcher die Westseite und zwei anstossende Travées der Nordseite umfasst, deren Capitäle in Kelchform gebildet sind, während die Säulencapitäle der übrigen Theile die überhangenden Blattformen des späten Romanismus aufweisen. Doch glaubt der Verfasser aus solchen untergeordneten decorativen Verschiedenheiten bei durchwegs gleicher constructiver Anlage auf keine bedeutende Baulücke schliessen zu sollen, daher angenommen werden darf, dass dem ganzen architektonischen Charakter nach die Zeit der Erbauung des Kreuzganges der Ausgang des 12. und die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts sei. Er schliesst sich sonach dem Portalbaue der Kirchenfaçade an, mit welchem er auch, was den Baucharakter anbelangt, einige Ähnlichkeit an sich trägt. Die an dem südlichen Flügel des Kreuzganges sich anschliessende Brunnenhalle, ein gothischer aus dem Neunecke gebildeter Bau, soll auf die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, von den beiden mit dem Kreuzgange zusammenhängenden Dormitorien, das untere auf die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, das obere auf den Ausgang des 14. Jahrhunderts hinweisen.

Den bedeutendsten Kunstüberresten nicht bloss unseres Klosterbaues, sondern überhaupt des ganzen Mittelalters zählt der Herr Verfasser die gemalten Glasfenster bei, mit welchen zum Theile die offenen Räume des Kreuzganges und die Mehrzahl der Fenster des Kirchenchors und der Kirchenhalle geschmückt sind. Erstere gehören sowohl ihrer Technik wie auch dem Kunstcharakter der Ornamentik nach durchaus noch der romanischen Kunstepoche, und zwar der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an, und geben einen glänzenden Beleg für den Formenreichthum und den durchgebildeten Geschmack dieser Kunstperiode. Nach der Meinung des Herrn Verfassers dürften diese Fenster ursprünglich für den romanischen Theil des Kirchenbaues bestimmt gewesen und erst in späterer Zeit in den Kreuzgang übertragen worden sein.

Ausser den zwei erwähnten, der Abtei Heiligenkreuz angehörenden Tafeln, und den 22 in dem Texte der Baubeschreibung vorkommenden Holzschnitten, enthält das vorliegende Heft noch zwei Tafeln, auf deren eine die gothische Monstranze zu Sedletz — eines der prachtvollsten kirchlichen Schaugefässe aus Österreich — und auf deren zweiten der gothische Wandschrank in der Pfarrkirche zu Cilli — eine ganz eigenthümliche und seltene Steinsculptur — dargestellt ist. Die Zeichnungen zu beiden Tafeln von dem Mitherausgeber des Werkes, Herrn Architekten J. Hieser herrührend, zeigen von ausserordentlichem Geschmacke so wie einem feinen künstlerischen Geiste, und sind auch mit vollendeter Technik ausgeführt worden.

K. W.

[1]) Vergleiche im Jänner-Hefte der „Mittheilungen" Dr. Heider's Aufsatz: Über die symbolischen Darstellungen im Kreuzgange der Klosterkirche zu Neuberg.

Bibliographie

der neuesten auf die Kunstgeschichte und Alterthumskunde bezüglichen Werke.

Banchero, Gius., Il Duomo di Genova illustrato e descritto. Genova 1855. 8. 360 pp. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bargès, J. J. L., Memoire sur le Sarkophage et l'Inscription funéraire d'Eschmounazar roi de Sidon. Paris 1856. 4°. 41 pp. mit 2 lithogr. Tafeln. 2 Thl. 15 Ngr.

Baudenkmale, mittelalterliche, aus Schwaben. Suppl. zu dem Werke: Die Kunst des Mittelalters in Schwaben v. C. Heideloff u. Fr. Muller. Esslingen. Aufgen. u. gez. v. Architekt C. Beessbarth. Imp. Fol. 4 Kpfr. u. 5 Steintafeln u. 1 Bl. Stuttgart. Ebner u. Seubert. In Mappe. 2 Thlr. 12 Ngr.

Braun, Jul., Geschichte der Kunst in ihrem Entwickelungsgange durch alle Völker der alten Welt hindurch bis auf die neuere Zeit. 8°. 1853. Wiesbaden 1856. 2 Theile. 20 Ngr.

Di Criscio, G. Di l'antico porto Giulio. Napoli 1856. 8. 23 pp.

Delouk et Doury, Histoire de la Sainte Chapelle. Livr. 1—4. Paris 1856. à 1 Thlr. 20 Ngr. (Das Werk wird aus 12 Lieferungen mit 24 Kupfertafeln bestehen.)

Didron aîne, Annales archéologiques. Tome seizième, deuxième et troisième livraisons. Paris 1856.

Essenwein, Aug., Norddeutschlands Backsteinbau. Karlsruhe 1856. Folio. 24 S. Text mit 36 Tafeln. 8 Thlr.

Gailhabaud, Jul., Die Baukunst des V. bis XVI. Jahrhunderts und die davon abhängigen Künste: Bildhauerei, Wandmalerei. Glasmalerei, Mosaik, Arbeit in Eisen. Unter Mitwirkung der bedeutendsten Architekten Frankreichs und anderer Länder. 1. 2. 3. Lieferung sind erschienen. Das Werk erscheint in 200 Lieferungen in Quart. Jede Lieferung enthält 2 Tafeln und ½ bis 1 Bogen Text. Monatl. erscheinen 2 Lieferungen. Preis einer Lieferung 16 Ngr. Leipzig bei T. O. Weigel. 1856.

De Galembert, Memoire sur les peintures murales de l'église Saint-Mesme de Chinon. Tours 1856. 8°. 59 pp.

Geck, H., Die Abteikirche zu Werden. Historisch und architektonisch dargestellt. Essen 1856. 8°.

Kaisergräber, die, im Dom zu Speier, deren theilweise Zerstörung im Jahre 1689 und Eröffnung im Jahre 1739. Eine Untersuchung nach geschichtlichen Quellen und Acten des vorm. fürstbischöflichen Speier'schen Archivs. Mit Urkunden u. 1 (lith.) Tafel. 49 S. Karlsruhe; Braun. geh. neu. 12 Ngr.

Karlik, H. J., Gründung der Prämonstratenser-Abtei Tepl in Böhmen. Leipzig und Meissen, Gödsche's Verlagshandlung, 1856. 1 Thlr.

Käntzeler, Pet. Steph., Eine Kunstreliquie des 10. Jahrhunderts. Ein Erklärungsversuch als Beitrag zur Kunstgeschichte jener Zeit unter Mitwirkung des Stiftsherrn J. Th. Käntzeler. gr. 8°. 15 S. Aachen. Benrath et Vogelsang. geh. 5 Ngr.

Leemans, C., Ägiptische Monumenten van het Nederland'sche Museum van Oudheden te Leijden 16e. dl. of IIe afdeeling 10e afl. Leijden 1856. Fol. 2 p. Text und 13 lith. Tafeln. 8 Thlr. 24 Ngr.

Martini, Scritti di Storia e d'Archeologia del Conte Martini ordinali da Tom. Gar. con un Discorso intorno alla vita et alle opere dell' autore. Trento 1855. 8°. XXIV. 464 p. 2 Thlr. 2 Ngr.

Macarius, Hagioglypta sive picturae et sculpturae sacrae antiquiores, praesertim quae Romae reperiuntur explicatae a Joanne L'Heureux Macario). Paris 1856. 8°. 256 pp. Mit Holzschnitten in Text. 2 Thlr.

Mémoires de la société archéologique de Touraine. Tome V. Tours 1856. 8°. 301 pp. mit 12 Tafeln.

Mittheilungen aus dem Gebiete der kirchlichen Archäologie und Geschichte der Diöcese Trier v. d. historisch-archäolog. Verein. 1 Hft. Trier 1856. Preis 20 Ngr.

Mothes. Geschichte der Baukunst und Sculptur von Venedig. Leipzig, F. Voigt. I. Heft 20 Ngr.

Neumaier, S., Geschichte der christl. Kunst, der Poesie, Tonkunst, Malerei, Architectur und Sculptur von der ältesten bis auf die neueste Zeit I. Bd. Schaffhausen 1856. 8°. X. 414. u. 3 lith. Tafeln 1. Thl. 18 Ngr.

Niedersachsen, mittelalterliche Baudenkmale, herausgegeben von dem Architekten- u. Ingenieur-Verein für das Königreich Hannover. Hannover 1856. 1. Hft. 1 Thlr.

Rangabé, A. R., Antiquités helléniques ou Répertoire d'Inscriptions et d'autres Antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce. Vol. II. Athènes 1855. 4. VIII. 1098 pp. Mit 11 Tafeln Abbildungen. 12 Thlr.

Statz, V., Gothische Entwürfe. 1. Bd. 5. Hft. Fol. mit (11 lith. u. lithochrom.) Tafeln. Bonn. Henry et Cohen. 2 Thlr.

Stalz, Vinc., Mittelalterliche Bauwerke nach Merian. Mit einer Einleitung von Reichensperger. Leipzig, T. O. Weigel, 1856. 1. Heft. 1 Thlr. 15 Ngr.

Salzmann, A., Jerusalem. Etude et reproduction photographique des monuments de la ville sainte, depuis l'epoque Predaique jusqu'à nos jours. 4re livre. Paris 1856. Fol. 4 Thlr.

Schweizer, F., Mittheilungen aus dem Gebiete der Numismatik und Archäologie 3. Dec. 1. Thlr. Triest, Berlin 1856. 8°. 64 pp. Mit einer Steintafel in Tondruck. 1. Thlr. 12 Ngr.

Stier, G., Geschichte und Beschreibung der Stadt Pompeji. Wittenberg 1856. 8°. 12 Ngr.

Selvatico, P., Storia estetico-critica delle Arti del Disegno ovvero l'Architectura, la Pittura e la Statuaria considerate nelle correlazioni fra loro e negli svolgimenti storici estetici e tecnici. Vol. I. L'arte antiqua. Vol. II, L'arte del medio evo e dei tempi moderni. Venezia 1853—1856. 8°. 6. Thlr. 20 Ngr.

Viollet, le Duc, Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI. au XVI. siècle. Tome II. Arts-Chapiteau. Paris 1856. 8. Mit Holzschnitten. 8 Thlr.

(Der I. Band erschien 1853—54 u. kostet 7 Thlr.)

Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst. Herausgegeben von F. v. Quast u. H. Otte. 1 Bd. 1. u. 2. Heft. 6 Hefte bilden einen Band. Leipzig, T. O. Weigel, 1856. Preis desselben 10 Thlr.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 4 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C.M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k.k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 11. I. Jahrgang. November 1856.

Inhalt: Charakteristik der Baudenkmale Böhmens. — Die Fresken des Martino di Udine, genannt Pellegrino da San Daniele, in der Kirche des heil. Antonius zu San Daniele in Friaul. — Die St. Gertrudskirche zu Klosterneuburg. — Die Stadtpfarrkirche zu Wels in Oberösterreich. — Über die Vollendung des Gurker Dombaues. — Das Baptisterium zu Concordia bei Portogruaro in der Provinz Venedig. — Bericht über einige Baudenkmale Croatiens. — Notizen. — Literarische Anzeige.

Charakteristik der Baudenkmale Böhmens.

Nach den bedeutendsten Bauwerken zusammengestellt von Bernhard Grueber, Architekten und Professor der Baukunst.

(Fortsetzung.)

IV.
Die Übergangsperiode in Böhmen ums Jahr 1300.

In den westlichen Ländern Europas macht sich schon im zwölften Jahrhundert ein Streben bemerkbar, den allzuschweren und gedrückten Formen des romanischen Styles mehr Leichtigkeit abzugewinnen. Neben allerlei Versuchen wurde zuerst der Rundbogen umgewandelt und durch einen aus zwei Kreistheilen bestehenden Spitzbogen ersetzt.

Die Aufnahme des Spitzbogens geschah zuerst aus technischen Gründen, weil die romanischen Gewölbe stets quadratische Räume bedingen und ihre Schönheit verlieren, sobald sie anders gestaltete Flächen überdecken sollen. Die Erfindung des Spitzbogens aber darf aller Wahrscheinlichkeit nach im hohen Alterthume gesucht werden, daher ein einzelner Spitzbogen ohne andere Kennzeichen nicht mit Bestimmtheit als mittelalterlich oder gothisch betrachtet werden kann. Es ist also zwischen der vereinzelten Form und dem durchgeführten Gewölbesystem ein Unterschied zu machen; letzteres charakterisirt nur die gothische Architectur.

Diesem Streben entsprechend wurden die Fenster erhöht und erweitert, wobei das System der alten Kuppelfenster beibehalten ward. In dem Masse, als die Durchbrechungen umfangreicher und die Mauern höher gehalten wurden, machte sich aber das Bedürfniss eines grösseren Widerstandes geltend, und es entstand der Strebepfeiler, eine an der Aussenseite des Gebäudes angebrachte Verstärkung.

Wie die Kreislinie durch den Spitzbogen aus dem Gewölbeband verdrängt wird, eben so trat das Polygon (vor allen das Achteck) an deren Stelle in der Gesammtanlage. Die Thürme wurden theils vom Grunde aus achteckig erbaut, theils setzten sie aus dem Quadrate ins Achteck über; eben so erhielten die Apsiden eine vieleckige Gestalt und wurden gewöhnlich aus drei oder fünf Seiten des Achteckes geschlossen. Einen besondern Reichthum wusste man an den Rundfenstern (Radfenster oder Rosetten) zu entwickeln, welche oft die ganze Breite des Mittelschiffes einnahmen und radförmig mit verschlungenen Stabwerken verziert wurden.

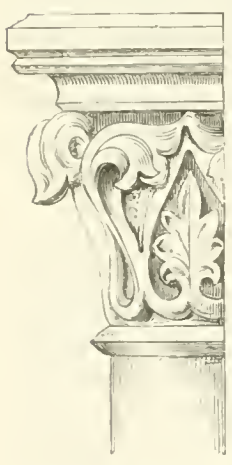
Die runde Säule verschwindet gleichfalls aus dem Innern und es werden Bündelpfeiler angewandt, welche aus wechselnden Rundstäben und Flächen zusammengesetzt sind.

Diese Erscheinungen kommen indess weder gleichzeitig noch an einem Bau vereint vor, im Gegentheile wird die romanische Eintheilung und Gliederung durchaus beibehalten und die Neuerungen erscheinen oft nur als zufällige Abweichungen. Eine bestimmte Ordnung ist in den Übergangswerken eben so wenig erkenntlich als sich ein bestimmter Zeitraum für den Verlauf angeben lässt. In Deutschland fällt die Übergangsperiode grösstentheils in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

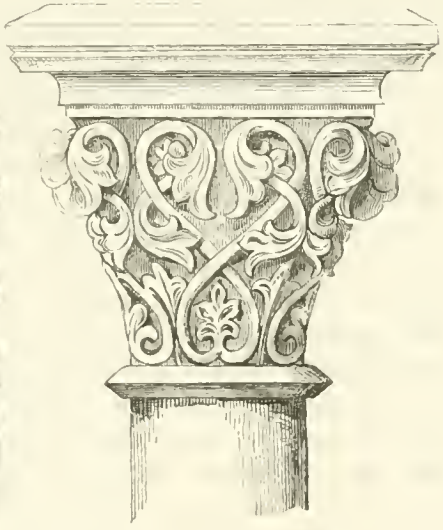
In manchen Gegenden, namentlich in Franken und Westphalen erreichen die Übergangsformen einen hohen Grad künstlerischer Vollendung, welchen die darauf folgende Gothik nicht immer einhält. Die Dome von Paderborn, Bamberg, Bonn und Gelnhausen, dann insbesonders die ausserordentlich schönen in ganz Deutschland vorhandenen Kreuzgänge (welche meist der Übergangszeit angehören) beweisen, dass die Künstler jener Zeit bereits auf sehr richtigem

Wege waren. Das viel künstlichere gothische System verdrängte indessallenthalben diese Richtung, so dass im Ganzen die Übergangsbauten nur als vereinzelte, oft sehr glückliche Versuche anzusehen sind. Die östlichen Gegenden Deutschlands haben eine späte und kurze Übergangsperiode.

In Böhmen, wo die Architektur keine Entwickelung durchgemacht hatte und wo der bereits vollendete Styl immer als etwas Bestehendes angenommen worden ist, konnte eine eigentliche Übergangsperiode nicht stattfinden. Das einzige vollständige und grössere Werk dieser Art, die Dechanteikirche zu Eger, kann aus dem schon erwähnten Grunde nicht zu den böhmischen Bauten gezählt werden und sei desshalb nur kurz erwähnt. Anlage und Detailbehandlung dieser schönen Kirche stimmen auffallend mit den späteren Theilen des Bamberger Domes überein und jene Eigenthümlichkeiten, welche wir an den romanischen Bauten Böhmens kennen lernten, sind dieser Kirche vollkommen fremd. — Das gegen Ende des dreizehnten oder im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erbaute Schiff der Bartholomäuskirche zu Kolin (eigentlich frühgotisch) zeigt Übergangsformen; auch in den Überresten des gegenwärtig in ein Magazin verwandelten St. Agneskloster in Prag haben sich einige Gewölbe mit schönen kelchförmigen Capitälen und Rippenprofilen erhalten, welche dieser Richtung angehören (Fig. 13, 14, 15).



(Fig. 13.)



(Fig. 14.)

(Fig. 15.)

Die St. Agneskirche wurde von der Prinzessin Agnes, einer Tochter Přemisl des Ersten, unter dem Namen St. Salvator im Jahre 1233 gestiftet und noch in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts erbaut. Es war mit dieser Kirche ein Spital und Stift für arme Fräulein nach der Regel der heiligen Clara verbunden, wesshalb die Bauten eine durcheinander geschobene Eintheilung zeigen.

Man kann daher über das Ganze um so weniger urtheilen, als die Hussiten im Jahr 1420 einen Theil des Klosters zerstörten und der übrig gebliebene Theil durch einen späteren Brand und seine dermalige Benützung als Magazin vielfache Umwandlungen zu erleiden hatte. Der noch bestehende Rest von St. Agnes zeigt eine einschiffige aus dem Achteck geschlossene Kirche von 60′ Länge und 24′ Breite, wovon 36′ auf die zwei Quadrate des Schiffes entfallen. Die Wölbungen sind aus dem gleichseitigen Dreieck gezogen und mit sehr schön profilirten Rippen versehen. Diese Rippen ruhen auf Wandsäulen von 11″ Stärke, deren Capitäle den Hauptschmuck des Kirchleins ausmachen. Thüren und Fenster sind herausgebrochen und überall fällt alte und neue Barbarei in die Augen. Die Capitäle zeigen die mannigfaltigsten Bildungen, reich ausgestattet mit Blattwerken und Thierverschlingungen, wie derlei in Ebrach, Gelnhausen, St. Sebald in Nürnberg u. s. w. vorkommen. Die technische Behandlung aller Bautheile zeigt einen höhern Grad von Vollendung, als wir an den romanischen Arbeiten kennen gelernt haben. Die Capitäle von St. Agnes (offenbar Copien auswärtiger Muster) erscheinen in Böhmen als vereinzeltes Beispiel einer solchen Behandlung des Blattornamentes, welche in Deutschland nicht selten getroffen wird.

Bei der Bartolomäuskirche in Kolin, einem höchst merkwürdigen Bau, muss man vor allen Dingen zwischen Schiff und Chor unterscheiden. Der Chorbau wurde nach einem Brande im Jahre 1360 begonnen und 1378 am 8. October eingeweiht. Baumeister war Peter (Arler) von Gmünd, wie eine gleichzeitige Inschrift beweist, welche Meister Peter an der Linie, wo der Neubau beginnt, eingegraben hat des Inhalts:

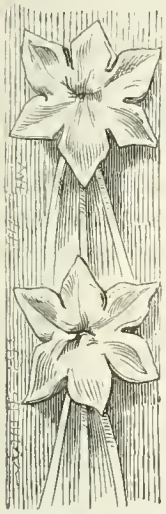
Inceptа . est . hec . Struktura . chori . snb . anno .
dm̃i . nº . cce . lꝛ . ꝛiy . klij . febrii . temporibus .
serenissimi . principis . dm̃i . Karoly . dei . gr̃a .
imperatoris . romanꝛo . ȝ. regni . boheme .
per . . . . . petȝ de gem̃udia . Lapicidari . . .

Der innere Chor dieser Kirche ist 60, das Langhaus 100, und der ganze Bau im Lichten mit Einschluss der Capellen und des Umganges 190 Fuss lang.

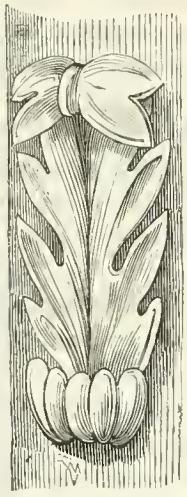
Das Langhaus ist dreischiffig und hallenartig angelegt mit beinahe gleich hohen Gewölben; das älteste derartige Beispiel im Lande. An der Westseite stehen zwei Thürme von quadratischer Grundform, welche am Beginne der Dachlinie in das Achteck umsetzen; zwischen den Thürmen befindet sich der Haupteingang und über diesem eine geräumige Empore. Leider ist die West- oder Hauptfaçade, welche einst durch ein herrliches Radfenster von 18′ Durchmesser geziert war, in Folge verschiedener Unfälle entsetzlich zerstört und zuletzt flach überputzt worden; sie bietet dermal einen sehr traurigen Anblick, und nur wenige Reste geben Kunde von der alten Herrlichkeit. Vier Pfeiler auf jeder Seite theilen die Schiffe ein; auf den beiden hintersten etwas verstärkten Pfeilern ruhen die Thürme und die durch die ganze Kirchenbreite gezogenen Empore. Die Breite des Langhauses beträgt 58′ 6″, wobei das Mittelschiff 21′ 6″,

jede der Abseiten 13′ und die Dicke eines Pfeilers 5′ 6″ betragen. Eine Vierung aus der Breite des Mittelschiffes, jedoch ohne vorspringende Querflügel, gränzt an den Chor an, und 16′ hohe, nur 2′ breite Spitzbogenfenster (ohne alles Stabwerk) erleuchten die Halle. Die Strebepfeiler sind bogenförmig aus dem Grunde herausgebaut, so dass man längs der Hauptmauer unter den Streben durchgehen kann. Die Thüren, wie die ganze Westseite überhaupt zeigen romanische Anlage, eben so die Pfeiler im Schiffe, welche durch ein Quadrat, mit vier Wandsäulen in der Mitte und vier Halbsäulen an den Ecken, gebildet sind. Die Eingänge hingegen und die Gewölbe sind frühgothisch: die Thürprofile bestehen nur aus einer Abwechslung von Kehlen und Rundstäben, wobei der Cirkel immer in die Abschrägungslinie eingesetzt ist.

Den höchsten kunstgeschichtlichen Werth erhält dieser Bau durch eine seltene Ornamentik, an welcher die Erfindung eben so bewunderungswürdig erscheint, wie die Ausführung (Fig. 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22).



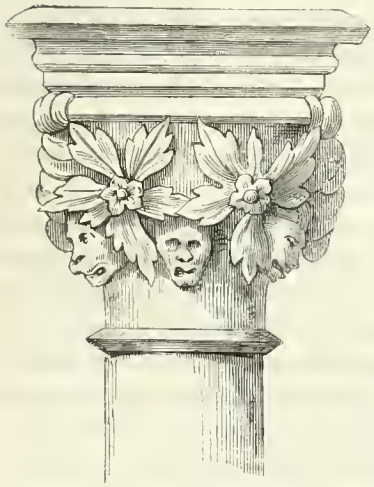
(Fig. 16.)



(Fig. 17.)

(Fig. 18.)

(Fig. 19.)



(Fig. 20.)

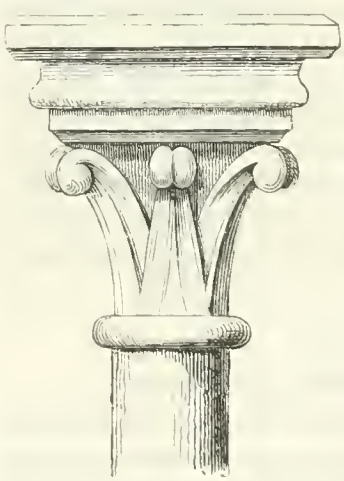
Die Schlusssteine der Wölbungen, die Thürgewinde und insbesondere die Capitäle der Wandsäulen zeigen eine Pracht und Mannigfaltigkeit der Decoration, welche um so mehr Staunen erregt, als gerade in diesem Bezuge die böhmische Architectur sehr dürftig bedacht ist. Die Ornamente tragen durchgehends den gothischen Charakter, aber in einer selbstständigen und kräftigen Behandlungsweise, welche den schaffenden Künstler und keinen Copisten verräth. Neben den bekannten Motiven: Weinlaub, Epheu und Distelblätter, dann Rosen, Lilien und einigen anderen Blumen, erscheint besonders das Eschenblatt in glücklicher Durchbildung. Nur ausnahmsweise kommen zwischen den hunderten von vegetabilischen Verzierungen einige Eidechsen und Köpfe vor; jedoch im Bogengewande des Haupteinganges sind musicirende Engel unter sehr alterthümlichen Baldachinen angebracht. Auch bemalt war einst dieses Gebäude im Innern, und an mehreren Stellen sind nach Beseitigung einer dicken Kalkkruste ziemlich richtig gezeichnete Heiligenbilder zum Vorschein gekommen. Einige Stücke von alten Glasmalereien befinden sich noch in den Fenstern, darunter eine Christusfigur und der Tod der heiligen Jungfrau; Werke des vierzehnten Jahrhunderts von grosser Farbenpracht.

(Fig. 21.)

(Fig. 22.)

Über die Gründung und Erbauungszeit des alten Kirchentheiles von Kolin fehlen zur Zeit noch die näheren Daten. Eine Sage, welche die Gründung in das Jahr 1310 verlegt, entbehrt in hohem Grade der Wahrscheinlichkeit, da gerade in diesem Jahre die Wirren zwischen Heinrich von Kärnthen und Johann von Luxenburg stattfanden. Vielmehr möchte ich den Bau einem der vielen deutschen Baumeister zuschreiben, welche durch Wenzel den Einäugigen ins Land gezogen wurden und die auch unter Ottokar dem Zweiten bei seinen Anlagen vielfach beschäftigt waren.

Der neben der Bartholomäuskirche stehende isolirte Glockenthurm, welcher gewöhnlich als gleichzeitig mit dem Schiffe angenommen wird, ist nach einer erhaltenen Inschrift von den Koliner Bürgern in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erbaut worden.



(Fig. 23.)

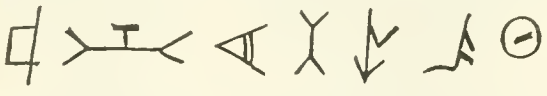
Öfter als an kirchlichen Gebäuden kommen die Übergangsformen in den grösseren Burgen vor, wie in Neuhaus, Kunetitz, Krumau und Klingenberg.

Bedeutende und ziemlich erhaltene Reste zeigen die Ruinen (Fig. 23) von

Klingenberg an der Moldau, wo nebst einer Capelle auch ein eigenthümlicher fünfseitiger Kreuzgang (von zwei Stockwerken) zu sehen ist. Kreuzgang und Capellen sind bemalt, und die Gemälde in der Capelle des heil. Wenzel gehören der Erbauungszeit nach etwa der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an. Das Hauptgemälde stellt das Fegefeuer dar; die Contouren sind in den nassen Kalk eingekratzt und ohne Schatten nur mit einer Tinte ausgefüllt, wobei nur die drei Farben, gelb, roth und schwarz vorkommen.

Ähnlich behandelt, doch minder roh zeigen sich die einzelnen Heiligenfiguren im kleinen Chor der Capelle, welche trotz ihrer geringen Dimensionen auch eine Emporkirche hat. Die Malereien an den Gängen aber schreiben sich aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und tragen viele Anzeichen der Nürnberger Kunstschule an sich. Die Burg ist aus Granit erbaut, bei feineren Bautheilen aber wurde der Prager Mergelstein benützt. Das Ziegelpflaster in der Capelle, obwohl nicht gleichzeitig mit dem Bau, verdient alle Beachtung; die Ziegel sind von unvergleichlicher Härte und mit verschiedenen Bestien in erhabener Arbeit geschmückt.

Nur flüchtig sei hier des sogenannten Markomanen-Thurmes in eben dieser Ruine gedacht, dessen nähere Untersuchung einer besonderen Abhandlung werth sein dürfte. Die obige Benennung ist neu und wurde erst vor einigen Jahrzehenden in Umlauf gesetzt, obwohl es nicht unwahrscheinlich ist, dass sowohl die Römer wie die Markomanen an diesem Punkte ein Castell angelegt haben. Die Grundmauern des fraglichen Thurmes zeigen starke Bossagen: in der Höhe von etwa 7 Fuss werden die Bossagen flacher und es erscheinen zahlreiche Steinmetzzeichen, eine Art Majuskelschrift, wobei dieselben Zeichen sich häufig wiederholen.



(Steinmetzzeichen in Klingenberg.)

Wenn auch von besonderer Form, deutet der Gebrauch dieser Zeichen auf das vorgerückte Mittelalter hin, wo die Steinmetzzeichen bekanntlich eine Controle, wie viele Steine dieser oder jener Geselle bearbeitet habe, bilden sollten. Nach meiner Ansicht fällt die Erbauung dieses Thurmes eher in das vierzehnte als dreizehnte Jahrhundert, da einerseits die Steine sehr wohl erhalten sind, und zweitens, weil ähnliche Steinmetzzeichen auch am Untertheile des (neueren und ausgebauten) Kleinseitner Brückenthurmes angetroffen wurden, welcher schwerlich über das vierzehnte Jahrhundert hinausragt.

V.

Der gothische Baustyl in Böhmen.

Diese gothische Bauweise, obwohl sie aus der romanischen Kunst hervorging und alle Elemente derselben beibehalten hat, zeigt so viele und solch auffallende Kennzeichen, dass es selbst dem ungeübtesten Auge leicht wird, gothische Formen von allen übrigen zu unterscheiden.

Als Hauptmerkmal wird gewöhnlich der Spitzbogen angesehen, wesshalb auch die Bezeichnung Spitzbogenstyl als gleichbedeutend mit „gothischer Styl“ aufgenommen worden ist.

Viel wesentlicher als der Spitzbogen erscheint der Strebepfeiler als Grundbedingung des gothischen Systemes. Die Stellung der Strebepfeiler correspondirt mit den Pfeilern der Schiffe, indem der Druck von diesen letzteren abgeleitet und auf die Streben übertragen wird. Bei Kirchen mit niedrigen Seitenschiffen ziehen sich die Strebepfeiler oft als erhöhte Mauern oder gesprengte Bogen über die Seitendächer hin bis an die Wände des Hauptschiffes fort, um diese zu unterstützen.

Im Innern der Halle ziehen sich von den Pfeilern und Wandpfeilern aus weit vortretende Rippen in der Wölbung hinauf und bilden ein festes Netz, welches allen Druck auf die Streben hinleitet. Zwischen diesem Rippennetze, welches anfangs kreuzförmig, späterhin aber in allerlei Polygon- und Sternformen beschrieben wurde, schaltete man die Wandflächen der Gewölbe ganz leicht aus freier Hand ein.

An die Stelle der romanischen halbrunden Apside erscheint im gothischen Bau ein geräumiger Chor, welcher mit dem Mittelschiffe gleiche Höhe und Weite einnimmt und regelmässig mit einem Vielecke abgeschlossen wird. Obwohl das Achteck am häufigsten als Chorschluss gebraucht wird, kommen doch auch das Sechs-, Sieben-, Neun-, Zehn- und Zwölfeck vor.

Nicht selten erhielten auch alle Schiffe gleiche Höhe, und Kirchen mit solcher Einrichtung werden Hallenkirchen genannt.

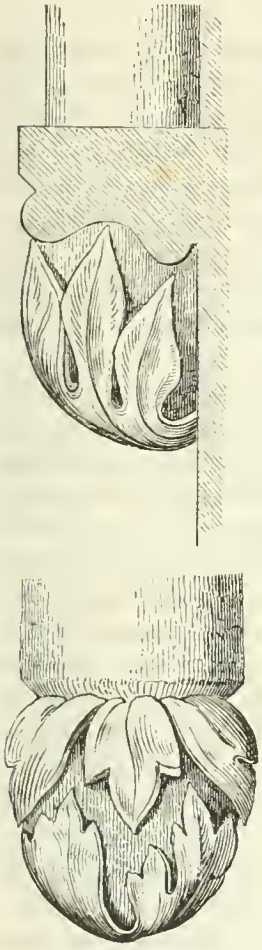
Von allen Kennzeichen aber ist keines dem Laien so leicht begreiflich, als die gothischen Mauerwerke, die als Geländer, Fensterfüllungen und Figurenblenden in tausendfältiger Anwendung getroffen werden. Das Masswerk, sowie überhaupt die Aufnahme geometrischer Figuren und Versetzungen in die Architectur kömmt zwar schon in der romanisch-byzantinischen Periode vor, erreicht aber in der Gothik den Gipfelpunkt. Diese Vorliebe für geometrische Bildungen trug das meiste zum frühen Verfall des Styles bei, indem der gothische Bau nur allzuoft in leere geometrische Spielereien ausartete.

Mit den Masswerken sind die Pyramiden oder Fialen verbunden, schlanke Aufsätze, welche die Strebepfeiler oder sonst vorragende Bautheile krönen. Masswerke, die aus zusammengesetzten Zirkellinien bestehen, nennt man Pässe, so: Drei-, Vier-, Sechspass, nach Anzahl der vorkommenden Kreise.

Fügen wir dieser gedrängten Schilderung noch bei, dass die Kirchenschiffe, den zu Grunde liegenden Chorpolygonen entsprechend, die verschiedensten Höhen und Breitenverhältnisse aufweisen, so dürfte das Vorstehende genügen, um zur Betrachtung der Denkmale selbst überzugehen.

Allgemeine Ausbreitung gewann die gothische Bauart in Böhmen erst im vierzehnten Jahrhundert unter der Regierung des Königs Johann von Luxemburg (1310—1346), und bis zu dieser Zeit scheint der romanische Styl vorherrschend geblieben zu sein. Ein höheres Alter (als rein gothischer Bau) dürfte die berühmte Synagoge in Prag ansprechen, ein zwar kleines, aber ganz im unvermischten Style durchgeführtes Gebäude, gewöhnlich Alt- und Neu-Schul genannt.

Ein Rechteck von 45′ Länge und 27′ Breite (lichten Masses) wird durch zwei in der Mitte aufgestellte Pfeiler in sechs gleiche Felder abgetheilt. Die Pfeiler sind achteckig, 2′ 9″ stark, und lassen unter dem Gewölbe auf jeder Seite eine Console vortreten, aus denen die Gewölbrippen entspringen. Den Pfeilern entsprechen Wandsäulen von 9″ Durchmesser, die aber erst in der Höhe von 6 Fuss aus der Wandfläche vorspringen und auf Knäufen ruhen. Der Eingang befindet sich an der Langseite, zeigt eine schöne Profilirung und im Bogenfelde eine Arabeske von Weinlaub. Sowohl der Thürbogen, wie alle Gewölbelinien sind aus dem gleichseitigen Dreieck beschrieben. Das Gebäude war ursprünglich ohne Strebepfeiler; diese sowie die Giebel und sonstigen Anbauten gehören späteren Zeiten an. Manche Eigenthümlichkeiten dieses Bauwerkes mögen allerdings durch Ritus und Verhältnisse vorgeschrieben gewesen sein; allein abgesehen von allen Eigenthümlichkeiten spricht sich in den Detailformen der Charakter der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts aus (Fig. 24 u. 25).



(Fig. 24, 25.)

In den Ornamenten findet sich einige Verwandtschaft mit den Koliner Arbeiten, aber die romanischen Elemente sind in der Synagoge vollkommen abgestreift.

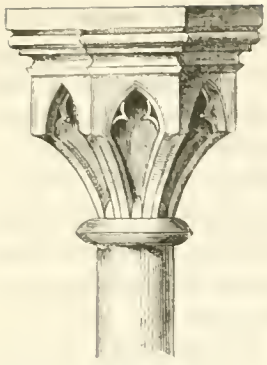
Unter König Johannes Regierung lebte und wirkte einer der thätigsten Kunstfreunde, welche Böhmen je gesehen: der Bischof Johann von Drużic. Bischof Johann hatte in seiner Jugend viele Jahre am päpstlichen Hofe zu Avignon verlebt und berief nach seiner Rückkehr von dort den Baumeister Wilhelm, durch welchen er nebst vielem andern die bischöfliche Residenz in Prag, dann die Brücke und das Augustinerkloster in Raudnitz erbauen liess. Letztgenannter Bau hat sich grösstentheils erhalten und wurde nach einer in der Kirche angebrachten Inschrift im Jahre 1330 vollendet. Diese Kirche ist dreischiffig mit niedrigen Abseiten, hat auf jeder Seite fünf freie Pfeiler und einen langen, aus dem Zwölfeck geschlossenen Chor. Das Mittelschiff hält 29′, die ganze Kirche 58′ in der Breite und sammt der Vorhalle 180′ in der Länge. Die Detailbildung verräth eher süddeutschen als französischen Einfluss; namentlich erscheint die Profilirung mager, mit flachgezogenen Kehlen, wie sie nur an den Bauwerken der Bettelorden vorkömmt. Der Kreuzgang, zwar sehr ruinös, erhielt sich ohne alle Neuerungen und Übertünchungen in alter Gestalt.

In diesem Gange kömmt eine Erscheinung vor, welche wir als Beweis anführen, dass die romanischen Formen in Böhmen noch bis ins vierzehnte Jahrhundert sich erhielten und selbst der französische, in einer ganz andern Kunstrichtung erwachsene Baumeister sich derselben nicht ganz zu entschlagen getraute. In dem Untertheile der grossen Spitzbogenfenster des Ganges sind nämlich nach romanischer Weise geformte, aber spätgothisch profilirte Kuppelungen angebracht (Fig. 26) und mit dem gothischen Masswerk der darüber befindlichen Bogenfelder zu einem sehr befremdlichen Ganzen verbunden worden. Die Gleichzeitigkeit aller Theile ist sowohl durch die Steinfügung, wie durch das in jedem Gewölbe angebrachte Wappen des Bischofs Drużic vollgültig documentirt. An französische Kunstbildung erinnert in Raudnitz nur ein aus kleinen Spitzbogen gebildetes Capitäl, das sich zuerst in den Werken des Meisters Wilhelm findet, aber bald darauf häufig angewendet wurde. Zu den interessantesten Werken jener Zeit gehören die Kirchen von Nimburg und Königgrätz. (Fig. 27 u. 28.)

(Fig. 26.)

(Fig. 27.)

Einen neuen Abschnitt in der Baugeschichte des Landes bezeichnet die Erbauung des heil. Veits-Domes in Prag, dessen Grundsteinlegung durch König Johann in Beisein seiner Söhne Karl und Johann am 28. November 1344 vorgenommen wurde. Als eigentlicher Urheber und Förderer dieses Riesenwerkes darf mit allem Rechte Karl der Vierte angesehen werden, indem dieser Fürst schon vor seinem Regierungsantritte als Markgraf von Mähren sehr vieles für



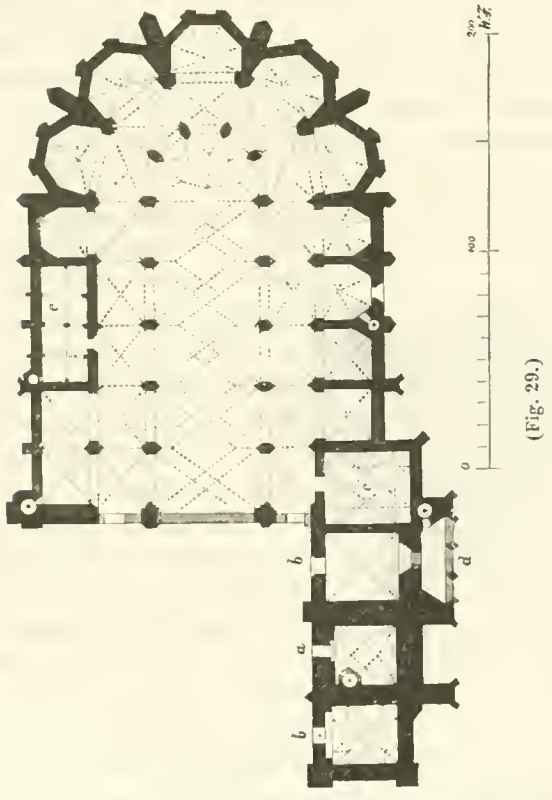
(Fig. 28.)

den Dom und die Erhebung des Prager Bisthums zu einem Erzstifte gethan hatte.

Die Bauthätigkeit dieses Regenten, dessen grosse Eigenschaften nur in Böhmen vollkommen begriffen werden können, war grenzenlos. Unter seiner Regierung wurde die Altstadt von Prag umgebaut und die Neustadt nach einem grossartigen Plane angelegt; es entstanden das Universitätsgebäude, die Moldaubrücke und fast unzählige Kirchen, Stifte und gemeinnützige Anlagen, welche Karl den Vierten Namen für alle Zeiten in Böhmen unvergesslich machen.

Der Entwurf zu unserem Dome rührt von Matthias von Arras her, welchen König Johann zu diesem Zwecke berufen hatte und der dem Baue von der Gründung an bis 1352 (etwa sieben Jahre lang) vorstand. Der Plan scheint bereits in der ersten Bauzeit auf Hindernisse gestossen und bedeutende Änderungen erlitten zu haben, wesshalb nur die Hauptverhältnisse dem ersten Entwurfe zugeschrieben werden dürfen.

Meister Matthias, dem augenscheinlich mehr der Kölner Dom als die französischen Kathedralen vorschwebten, scheint nämlich einen siebenseitigen Chorschluss (wie in Köln) beabsichtigt zu haben und alle Hauptmasse der Prager Kirche



(Fig. 29.)

bestätigen, dass unser Meister nicht allein obiges Vorbild genau studirt habe, sondern auch nachahmen wollte (Fig. 29).

Man betrachte diese Vergleichung:

Breite des Mittelschiffes von einer Pfeileraxe zur andern (in Köln wie in Prag)	50 Fuss.
Breite eines Seitenschiffes gleichfalls von der Pfeileraxe bis zur Mitte der gegenüberstehen Mauer (hier wie dort)	25 „
Ganze Breite der drei Schiffe (hier wie dort) .	100 „
Weite durch alle fünf Schiffe im Lichten der Kirche (hier wie dort)	145 „
Anzahl der Pfeiler im Presbyterium (hier wie dort)	14.
Anzahl der Pfeiler, welche den Polygonschluss bilden (hier wie dort)	8.

Alle diese Hauptmasse und Verhältnisse, welche nach gothischen Grundregeln den ganzen Bau bestimmen, fanden wir in Köln wie in Prag vollkommen gleich und nur in den Längen zeigt sich einiger Unterschied: so hält die Länge von der Axe des Pfeilers am Polygonschlusse, bis zur Axe des Pfeilers der Vierung in Köln 102 Fuss, während dieselbe Entfernung in Prag 107 Fuss misst.

Auch die Schlusscapellen sind in Prag tiefer als in Köln; sie messen in letztgenannter Kirche 22, in Prag 27 Fuss.

Dieser Unterschied in den Längenmassen schreibt sich aber nur daher, dass der Chor zu Köln siebenseitig aus dem Zwölfeck geschlossen ist, während der Prager bei gleicher Pfeilerstellung einen fünfseitigen Schluss aus dem Neuneck (jedoch nicht ganz regelrecht) erhalten hat. Diess scheint eine Abweichung vom ursprünglichen Plane zu sein, welche erst während des Baues eintrat und welche verschiedene Unregelmässigkeiten der Capellenstellung verursachte. Vom Prager Dome wurde nur der Chor aufgeführt, welcher späterhin mit einer provisorischen Mauer an der Stelle, wo die Vierung und das Querschiff beginnen sollte, abgeschlossen worden ist. Dieser Chor wurde im Jahre 1385 unter der Regierung König Wenzel des Vierten durch den Erzbischof Johann von Prag eingeweiht, worauf erst sieben Jahre später (1392) der Grundstein zum Langhause durch eben diesen König gelegt wurde. Der Bau scheint aber nicht mit grossem Eifer betrieben worden zu sein, und wurde bald darauf in Folge der religiösen und bürgerlichen Wirren gänzlich eingestellt. Im Jahre 1541 brannte ein hölzener Nothbau, den Wenzel IV. als interimistisches Kirchenschiff hatte aufführen lassen, ab, worauf Ferdinand I. den beschädigten Thurm eindecken und den Bauplatz so ziemlich in der Weite abrunden liess, wie man denselben heute sieht. Es haben zwar in späterer Zeit allerlei Versuche stattgefunden, den Bau wieder aufzunehmen und zu vollenden, aber jedesmal haben ungünstige Zufälle diese Bestrebungen vereitelt.

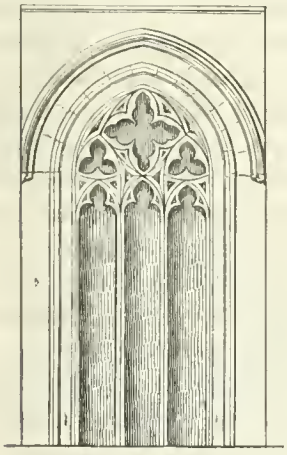
Die Anlage ist, wie wir schon gesehen, eine fünfschiffige; die inneren Seitenschiffe umgeben den Altarraum mit einem offenen Gange und die äusseren bilden den Capellenkranz. Die Capellen setzen sich auch in der geraden

Richtung der Kirche fort, so dass die Seitenschiffe nur an einer einzigen Stelle als freie Halle erscheinen. Durch diese gleichfalls nicht im alten Plane liegende Einrichtung erhält das Innere ein verlängertes unabhängiges Aussehen und man vergisst, dass man nur den Theil eines Ganzen vor sich habe.

Vielleicht hatten die alten Meister eine Ahnung von dem künftigen Schicksale ihres Werkes und suchten desshalb dem Chore die möglichste Unabhängigkeit zu geben, auf dass im Falle der Nichtvollendung derselbe ein Ganzes bilde. Die projectirte Länge der Kirche im Lichten ist (soviel sich aus den Grundmauern entnehmen lässt) auf 500 Fuss, die Breite durch das Querhaus auf 186 Fuss gleichfalls im Lichten angenommen, so dass die Kreuzarme nur um etwa 20 Fuss über die äusseren Seitenschiffe vorspringen sollten.

Der künstlerische Charakter dieses merkwürdigen Gebäudes, welches trotz mancher Unregelmässigkeiten und seines unvollendeten Zustandes einen hohen Rang unter den Kathedralen Europa's einnimmt, kann nur an der Aussenseite, und zwar aus dem östlichen Standpunkte richtig beurtheilt werden. Zum Glücke gewährt ein ziemlich freier Raum an dieser Seite die nöthige Übersicht. Von diesem Standpunkte aus wird die alte Anlage am klarsten erkenntlich und die Abweichungen oder unpassenden Einschaltungen sind dem Gesichte grösstentheils entrückt.

Der Anblick ist majestätisch und wird durch den unübertrefflichen Ton des Sandsteines, aus welchem der ganze Dom erbaut ist, aufs höchste gesteigert.

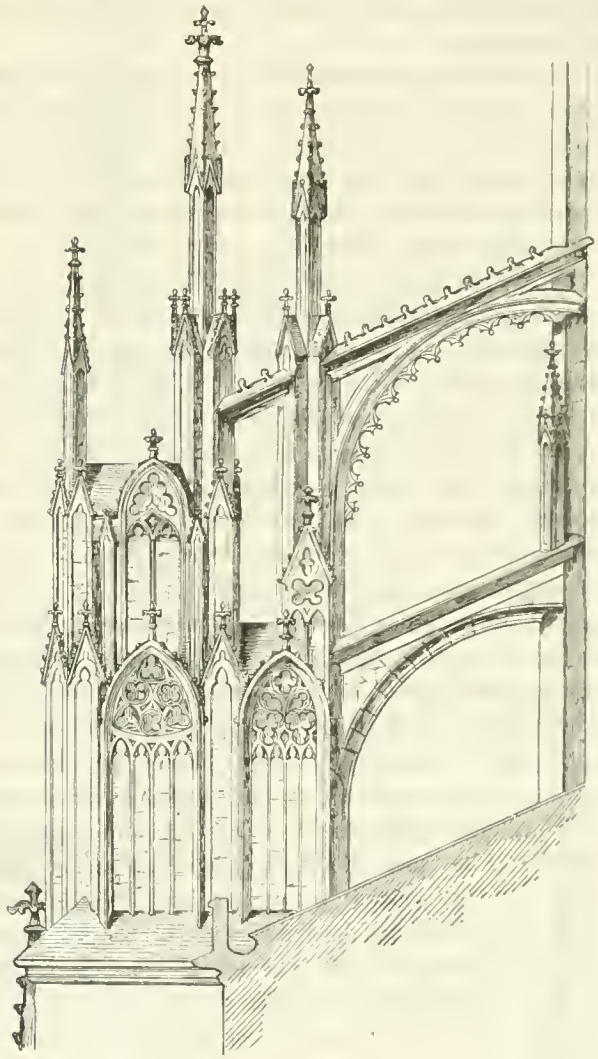


(Fig. 30.)

Bei näherer Betrachtung entgeht allerdings nicht, dass die Capellen etwas zu breit angeordnet sind, und desshalb der aus ihnen emporstrebende Chor einigermassen mager erscheint. Spätgothische Formen kommen überall, selbst am Kuppelbau vor, der doch aller Wahrscheinlichkeit nach dem Meister Matthias zuzuschreiben ist. So sind z. B. die unteren Fenster mit Bogen bekrönt, welche nicht aus der Kämpferlinie beschrieben werden (Fig. 30); die an der Basis 2 Fuss Durchmesser haltenden Fialen verjüngen sich ferner bis zu einem Durchmesser von 3 Zollen (Fig. 31), was natürlich ein dürftiges Ansehen hervorbringt. Von sehr grosser Schönheit und nobler Ausführung sind die Strebepfeiler, welche

(Fig. 31.)

in doppelt übereinander angebrachten Bogen über die Seitenschiffe hinziehen (Fig. 32). Der Thurm, welcher unerklärlicher Weise neben dem schon begonnenen Kreuzarme rechts hingestellt worden ist, gehört zu den reinsten und consequentesten Theilen der Kirche und verräth



(Fig. 32.)

(so weit er fertig ist) durchaus die Manier des Meisters von Gmund, gewöhnlich Peter Arler genannt. Diesem Künstler darf überhaupt der süddeutsche Charakter beigemessen werden, welchen unser Dom so unverkennbar ausspricht. Der Obertheil des Chores gehört der spätesten Gothik an und wurde erst nach Arler's Tode, ganz abweichend von dem Plane der beiden ersten Baumeister, aufgestellt.

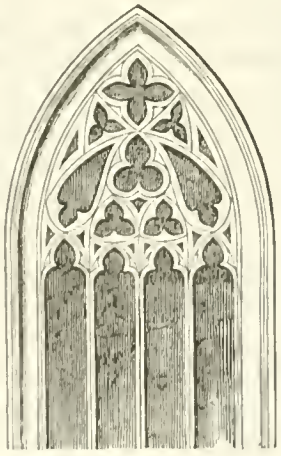
Im Innern ist das Wirken dieser beiden Künstler nur bis zur Höhe des Laufganges über den Seitenbogen zu erkennen; alle Chorfenster sind späteren Ursprunges und die Gewölbe wurden (wahrscheinlich aus Sparsamkeit) um etwa 3 Fuss zu tief gesetzt, wodurch sich der grosse Übelstand ergab, dass die Rippen der Wölbungen in die Fensterbogen einschneiden. Nur die Seitenschiffe und Chorcapellen haben Kreuzgewölbe: das Mittelschiff zeigt ein Netzgewölbe, welches im Polygon mit einem halben Stern

abschliesst. Die Pfeiler der Halle haben einfache Gliederung von Rundstäben und tiefen Kehlen, ohne viele Zwischenglieder, und sind mit einem einfachen kräftigen Sockel versehen. Die 125 Fuss hohe Halle würde einen noch viel grossartigeren Eindruck hervorrufen, wäre sie nicht allzu buntscheckig und geschmacklos im vorigen Jahrhundert ausgemalt worden.

Was das in dieser Kirche befolgte Bogensystem betrifft; so kann man sagen, dass gar keines eingehalten wurde. Es erscheinen an den Fenstern und in den Füllungen neben einander flache und steile Spitzbogen, Rundbogen, Stich- und geschweifte Bogen, am seltensten aber zeigt sich die aus dem gleichseitigen Dreiecke gezogene Form.

Zu der Sacristei wurden zwei Gewölbeabtheilungen des äusseren linken Seitenschiffes benützt und es ist folglich dieser Bautheil spätere Einschaltung. Im höchsten Grade malerisch, gehört diese Sacristei mit ihren zwei herabhängenden Schlusssteinen und einem äusserst reichen Gewölbnetze zu den interessantesten Erscheinungen, welche man sehen kann. Nicht minder eigenthümlich zeigt sich die berühmte St. Wenzelscapelle, gleichfalls eine Einschaltung, welche aber schon von Karl dem Vierten im Jahre 1347 angeordnet worden ist. Diese Capelle wurde ganz gegen allen Plan in den in das Querhaus bestimmten Raum hineingeschoben, so dass die Hauptmauer darüber gesprengt werden musste. Wenn es ja noch eines Beweises bedürfte, dass bereits Meister Matthias seinen Plan abgeändert habe, und die Kirche verkürzen wollte, würden wir hier die Belege finden. An und für sich betrachtet hat diese Capelle sehr edle Verhältnisse und die bestgearbeiteten Details, welche am Dome vorkommen: sie wurde im Jahre 1367 vom Erzbischof Johann eingeweiht, und scheint sowohl der Zeit wie der Geschmacksrichtung nach, grösstentheils ein Werk des Arler zu sein. Der Prager Dom besteht, wie wir aus dieser Beschreibung ersehen, aus einer Menge von Einzelheiten; das Gebäude ist stückweise entstanden und nur der Chorschluss hat einheitliche Haltung. Die ersten Meister Matthias und Peter arbeiteten so ziemlich im gleichen Geiste, scheinen aber sehr viel durch die zahlreichen Baudirectoren gehindert worden zu sein. Nach dem Tode des Arler wechselten die Werkführer schnell hinter einander und manche derselben waren unfähig, einem solchen Baue vorzustehen.

(Fig. 33.)



(Fig. 34.)

Wir geben hier im Holzschnitt (Fig. 33) ein Detail aus der Bauperiode des Peter von Gmund und ein zweites (Fig. 34) aus der letzten Bauzeit des Domes.

Der Prager Dom führt uns das Schicksal der meisten grossen Bauunternehmungen im Lande recht deutlich vor Augen. Alle wurden verkümmert, weil man im Anfange zu vieles erreichen und alles Bestehende übertreffen wollte; dann entsetzte man sich im Verlaufe der Ausführung vor den zu solchen Unternehmungen nothwendigen Summen und ging plötzlich zur äussersten Sparsamkeit über.

Dieser Schilderung haben wir noch einige Worte über den grossen Bogen beizufügen, der am Thurme angebaut, so auffallend in die Luft hinausragt, und der als Wahrzeichen von Prag gilt. Diese Partie gehört mit den Chorcapellen zur alten Anlage und bezeichnete den Schluss des Querschiffes, unterhalb sollte der südliche Haupteingang angebracht werden, welcher zwar gegen aussen vollendet, dann aber wegen Errichtung der Wenzelscapelle vermauert wurde. Dieser vermauerte Eingang, der einzige alte Portalbau, welcher am Dome vorkommt, zeigt eine auf drei Bogen ruhende Vorhalle von sehr einfacher Anordnung. Statt des sonst an Portalen üblichen architektonischen und plastischen Schmuckes wurde hier in dem Felde über dem Bogen ein Mosaikbild (aus Glasstiften) angebracht, welches Karl IV. zwischen 1369 und 1371 verfertigen liess.

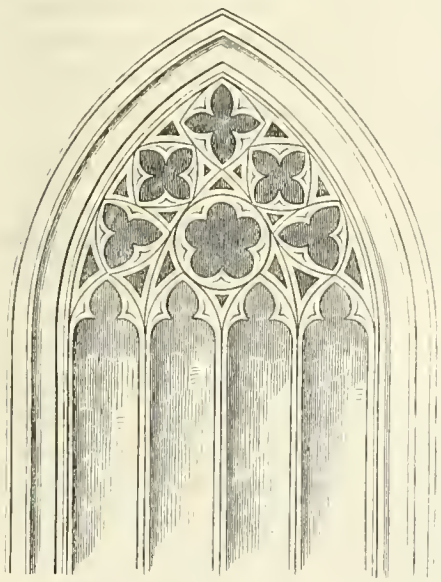
Der fragliche grosse Bogen hätte das Hauptfenster des Querschiffes bilden sollen, die daran flach eingehauenen Masswerke aber, und die galerieartigen Decorationen dürfen zu den monströsesten Bildungen der gothischen Verfallzeit gezählt werden, und wurden wahrscheinlich von einem der Steinmetze aufgestellt, welche nach dem Brande von 1541 die Reparaturen zu vollführen hatten. Der eben genannte Portalbau, welcher offenbar noch dem Meister Matthias zuzuschreiben ist, lässt uns zwischen der Manier dieses Künstlers und der seines Nachfolgers Arler den Unterschied finden. Der französische Meister zeichnet einfach mit flacher Profilirung und möglichster Vermeidung alles Laubwerkes (er besetzt nicht einmal die Krönungsbogen und Pyramiden mit den üblichen Eckblumen oder Bossen) ferner gebraucht er wenig Masswerk, welches obendrein niemals ganz correct entworfen ist; daher haben seine Arbeiten ein monotanes linirtes Aussehen. In solcher Weise sind die Capellen und der Portalbau gehalten.

Arler dagegen profilirt tief, ist sich eines glänzenden Detailvortrages bewusst und dabei ein Freund der Masswerke, wie alle deutschen Baumeister. Er macht sich nichts aus einem Verstoss gegen den Gesammtplan, wenn er den beabsichtigten Detaileffect erreicht, daher darf man ihm die Wenzelscapelle mit dem Thurme und die Strebepfeiler zuschreiben. Es ist möglich, dass auch die Sacristei von seiner Hand herrühren, da er sie auch in Kolin auf dieselbe Weise

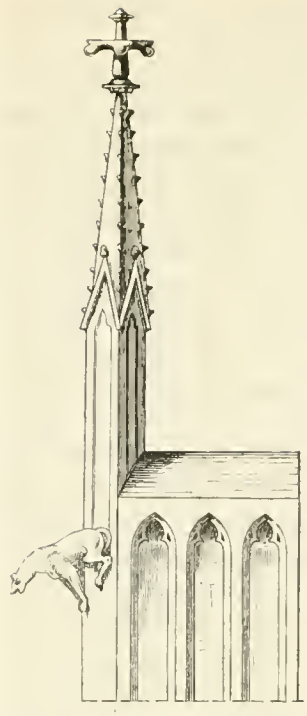
angeordnet hat, wahrscheinlich aber dürfte dieser Theil nebst den Capellen an der Langseite dem Wirken des Andreas Kotlik, Domherrn und magister fabrikae 1380, zuzuschreiben sein.

Ein zweiter wichtiger Bau, unter Karl IV. Regierung begonnen und von Peter Arler in allen Theilen durchgeführt, ist der schon erwähnte Chor der Bartholomäuskirche zu Kolin; ein Werk, welches auf die kirchliche Architectur im Lande grossen Einfluss übte. Arler (oder wie er sich selbst unterzeichnet, Peter von Gmünd) hatte die Aufgabe, einen Chorbau an die schon bestehende hallenartige Kirche anzufügen und musste also nach den Regeln der Gothik, wenn er seine Seitenschiffe mit den schon bestehenden in gleicher Höhe halten wollte, das Mittelschiff bedeutend erhöhen. Nun war aber unser Meister ein Constructeur sonder Gleichen, der hier, wo er ganz unbehindert schaltete, seine Talente ins gehörige Licht setzen wollte. Er versuchte an diesem Chore förmlich alle Träger auf das mindeste Mass zurückzuführen und so gab er der Halle eine Leichtigkeit und Höhe, wie in der Art kein zweites Beispiel bekannt ist. Bei nur 21 Fuss lichter Breite erhielt das Mittelschiff 100 Fuss Höhe; ein Verhältniss, welches selbst die wegen ihrer Schlankheit berühmten Hallen von Ulm und Landshut bei weitem übertrifft. Die Seitenschiffe umziehen den Mittelraum und werden mit einem Capellenkranze abgeschlossen. Der Chor ist vierseitig aus dem Achteck, aber nicht in gewöhnlicher Weise (das Achteck auf die Spitze gestellt, wodurch in der Mitte hinter dem Altare eine freie Säule zu stehen kommt). Der Capellenkranz wird durch fünf Seiten des Zehnecks gebildet.

Die Capellen schliessen einfach aus drei Seiten des Sechsecks mit dreifelderigen Wölbungen; dreieckige Gewölbekappen zeigt auch der Umgang, aber die geraden Joche haben Kreuzgewölbe. Bei der grössten Einfachheit zeigt sich die höchste Eleganz des Masswerkes (Fig. 35), wenn auch Arler die späteren Bildungen, z. B. Fischblasen-Ornamente nicht eben verschmähte. Ein Detail von dem Chorbaue des Domes folgt hier im Holzschnitte (Fig. 36.) Bei allen Vorzügen dieses Chorbaues ist doch Arler nicht zu entschuldigen, dass er auf den bestehenden Bau nicht die mindeste Rücksicht nahm,



(Fig. 35.)



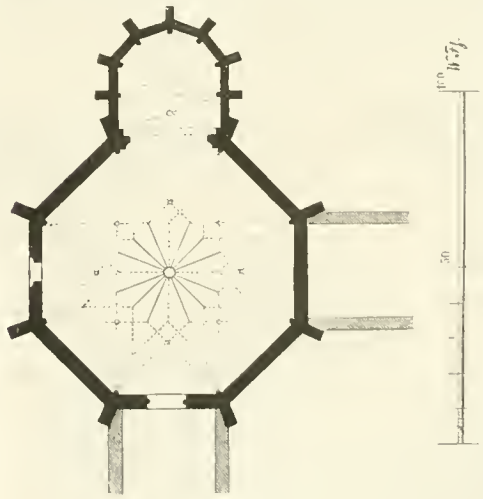
(Fig. 36.)

sondern denselben durch den wunderbaren Effect seines Werkes in jeder Weise zu vernichten strebte. Dass er diesen Zweck nur zum Theil erreichte, ergibt sich aus der Beschreibung des Kirchenschiffes, und so stehen diese beiden, ein Gotteshaus bildenden Bautheile unverbunden neben einander; beide gleich bewunderungswürdig, aber sich gegenseitig abstossend. Im Chore bedauert man, Arler's Kirche nicht vollständig übersehen zu können, und im Schiffe muss man den Unfall tief beklagen, der uns um die zweite Hälfte des genialen alten Gebäudes gebracht hat.

Arler war auch der Erbauer des Altstädter Rathhauses und der Prager Brücke, die er mit Stichbogen von circa 70′ Spannung construirte. Der Grundstein wurde 1357 gelegt und unser Meister war also gleichzeitig an vier Bauten ersten Ranges: der Brücke, dem Dome, dem Rathhause und der Koliner Kirche beschäftigt.

Das durch den Chor dieser letztern Kirche gegebene überraschende Beispiel fand viele Nachahmer, und die ungewöhnlich schlanken Kirchenhallen, welche man in Böhmen häufiger als in jedem andern Lande trifft, dürften zumeist durch Arler hervorgerufen worden sein.

Welche Theilnahme Peter von Gmünd an der Erbauung der Karlshofer Kirche gehabt, ist bisher noch nicht ermittelt worden. Karl IV. stiftete diese im Achteck angelegte und mit einer Kuppel überwölbte Kirche im Jahre 1355 (Fig. 37), legte aber erst im Jahre 1377 eigenhändig den Grundstein. Von den Hussiten zerstört und wiederholt überbaut, hat sich nur das Innere, nämlich Kuppel und Chor, im alten Zustande erhalten. Die in ihrer Art einzige Kuppel misst 72′ 3″ im geraden Durchmesser des Achteckes und 78′ in der Diagonale, wobei die Mauern nur 3 Fuss breit sind, aber an den Ecken



(Fig. 37.)

von Strebepfeilern (gleichfalls 3 Fuss breit und 6 Fuss über die Ecken vortretend) unterstützt werden.

Es gehört also die Karlshofer Kuppel zu den Constructionen ersten Ranges, welche in Anbetracht ihrer leichten Fundamente vielleicht eben so viele Bewunderung verdient, als Brunneleschis Bau in Florenz. Ein reiches Sterngewölbe aus festen Rippen, dessen Diagonale durch einen Halbkreis gezogen ist, hat diese Kuppel mehrere Feuersbrünste ausgehalten, ohne dass irgend ein bedeutender Schaden ersichtlich wäre. Die Vorlage der Rippen beginnt schon in der Höhe von 18 Fuss, aber sehr unmerklich, so dass das 54′ hohe Gewölbe als flaches Segment von unten uns erscheint.

An der Ostseite des achteckigen Kuppelbaues lehnt sich ein 30′ langer Chor an mit sechsseitigem Abschlusse. Obwohl der fleissige Sammler Dlabatsch dem Arler diesen Bau (ohne Angabe der Quelle) zuschreibt, möchte doch nur der Plan und die Angabe der Construction von ihm herrühren; die Ausführung der Rippen mit abgekappten Stäben deutet auf eine spätere Zeit. Die Stabwerke in den Fenstern, zwar gothisch, aber sehr plump und formlos, scheinen Nachahmungen der früheren zu sein, welche bei der im siebzehnten Jahrhundert vorgenommenen Reparatur eingefügt wurden. Ob das Äussere je ganz vollendet gewesen und welche Form die Dächer ursprünglich hatten, ist nicht bekannt; die gegenwärtige Bedachung nebst der Brüstung wurde nach den Bränden von 1755 und 1757 im Zopfgeschmacke jener Zeit aufgestellt.

Die Lebensgeschichte des Meister Peter ist trotz seiner vielen Werke noch immer in grosses Dunkel gehüllt, und der ihm beigelegte Name Arler (welchen Heinrich Otte wohl richtig als Abkürzung von Parler erklärt) hat obendrein zu vielen Missverständnissen Anlass gegeben. So führen mehrere Schriftsteller den Peter von Gmünd und den Arler als zwei verschiedene Personen auf und schreiben dem letztern nur die Brücke zu. In einer Inschrift zu Kolin wird der Künstler „Peter Brandý“ genannt, an andern Orten erscheint er als Arleri de Polonia, während er sich selbst in der Koliner Kirche: Petrus de Gemundia einzeichnet. Mit eben demselben Namen erscheint er auf der Inschrift, welche König Wenzel über die Gründung des Langhauses am Dome setzen liess, wo es heisst: „— — — sub directore fabricae pragensis Wenzeslao de Radecz Canonico pragensi et Petro de Gemund, fabricae praefatae magistro.“ — — — —

Bei der allgemeinen Baulust, welche zumeist durch Karl IV. angeregt wurde, erhoben sich in allen Theilen des Landes grossartige Bauwerke und man bestrebte sich auf alle Weise, das Versäumte nachzuholen. Die St. Anna-Kirche, die grossen einschiffigen Hallen von Apollinare und Maria-Schnee in Prag, dann die Hallenkirche des Benedictinerklosters Emaus in Prag mit dem grossartigen Kreuzgange (dem schönsten und geräumigsten im Lande, der auch ganz in alter Weise mit Wandmalereien geschmückt ist) und vor allen die heil. Geistkirche in Königgrätz sind Werke des XIV. Jahrhunderts. Die zuletztgenannte Kirche, dermal Kathedrale, wurde durch die Königin Elisabeth, Witwe Wenzel III., schon im Jahre 1302 gegründet unter dem Namen heil. Geistkirche, jedoch in den Hauptmassen nicht vor Mitte dieses Jahrhunderts vollendet. Von allen grösseren Kirchen ist diese die schmalste, indem das Mittelschiff nicht einmal volle 20 Fuss zur Breite hat.

Trotz dieser Beengtheit des Raumes erscheint das Innere majestätisch und sogar geräumig, was eben so sehr der verständigen Anordnung, wie der vorzüglichen Gliederung zuzuschreiben ist. Die Hallen der Emporkirche und des Chores sind äusserst graciös und gehören zu den besten Schöpfungen, welche die gothische Baukunst in Böhmen hervorgebracht hat. Das Gebäude ist, so wie alle Bauten, in Königgrätz von Ziegeln errichtet; ein Umstand, welcher zu Zeiten der Königin Elisabeth noch so auffallend war, dass die Stadt wegen des rothen Ansehens der Ziegelbauten „Červený-Hradek“ (die rothe Burg) benannt wurde. Die Thürme und das Äussere wurden wiederholt überbaut.

(Der Schluss im nächsten Hefte.)

Die Fresken des Martino di Udine, genannt Pellegrino da San Daniele, in der Kirche des heil. Antonius zu San Daniele in Friaul.

Von R. v. Eitelberger.

Die Geschichte der bildenden Kunst und insbesondere der Malerei Italiens zu Ende des XV. und Anfangs des XVI. Jahrhunderts bietet eigenthümliche Erscheinungen dar. An allen Orten des mittleren und oberen Italiens treten Talente jeder Art und in einem Masse hervor, so dass es schwer macht, sie zu ordnen, die Verdienste jedes Einzelnen entsprechend zu würdigen und die Beziehungen der Künstler unter einander und zur damaligen Gesellschaft deutlich darzulegen. Man geräth in dieser Epoche leicht in die Gefahr, ungerecht gegen einzelne zu werden, und zwar um so leichter, als äussere Umstände selbst nicht wenig einflussreich auf das Schicksal und die Leistungen mancher Künstler geworden und nicht wenig dazu beigetragen haben, ihren Ruf entweder in alle Welt zu verbreiten oder umgekehrt in die engen Gränzen eines kleinen Städtchens einzuschliessen. Insbesonders jene Künstler, die in der Nähe von grossen Mittelpunkten reichen Kunstlebens gelebt haben, ohne in diese selbst vollständig hineintreten zu können, sind von diesem Schicksale hart getroffen worden, und werden erst jetzt, wo die Forschung über bildende Kunst mehr in das Detail geht und einen sicheren

Standpunkt gewonnen hat, von dem eine Überschau über das Ganze und ein Einreihen des Einzelnen in dieses möglich ist, aus der Dunkelheit mehr und mehr hervorgezogen. So ist es mit Matteo Civitale aus Lucca, mit Moretto und Romanin aus Brescia geschehen, so wird über kurz oder lang das Verdienst von Pordenone in höherem Grade gewürdigt werden, als es bis jetzt geschehen ist. Diese Zeilen haben die Aufgabe, die Aufmerksamkeit auf einen anderen bisher wenig gekannten Künstler zu lenken, der, wie Pordenone in Friaul gebürtig, ein Schüler Giovanni Bellini's, ein Zeitgenosse Tizians war, und mit Pordenone und Giorgione [1]) zu den ersten Frescomalern der venetianischen Schule gehört.

Die Fresken dieses Künstlers befinden sich in der kleinen Kirche des heil. Antonius zu S. Daniele, einem Städtchen am Tagliamento in Friaul, sind theilweise zerstört, theilweise aber noch so vorzüglich erhalten, wie es bei wenigen Fresken der Fall ist. Es sind in der letzten Zeit Versuche gemacht worden, diese Fresken, welche der Stolz Friauls sind und die schon Vasari in der Biographie „Pordenone's und anderer Maler Friauls," der die Leistungen der venetianischen Künstler mit dem eifersüchtigen Auge eines Florentiners behandelt, molto eccelenti nennt, zu erhalten. Die Ursachen der Zerstörung sind localer Natur. Die Kirche des heil. Antonius, gebaut im Jahre 1470, einschiffig mit einem polygon abgeschlossenen gewölbten Chor (das Schiff der Kirche ist mit einer einfachen Holzdecke versehen) liegt an einem Abhange, so dass der Chor höher, der Eingang tiefer liegt. Die Feuchtigkeit des Bodens drang in die Mauer des Chores ein und zerstörte einen Theil der dort vorhandenen Wandgemälde. Um den erhaltenen Theil zu conserviren, wurde ein kleiner Canal zur Ableitung der Feuchtigkeit gegraben. Der längere Aufenhalt, den der Künstler in S. Daniele nahm, gaben ihn, wie der Ruf, der sich an die daselbst ausgeführten Fresken knüpfte, den Beinamen da S. Daniele. in den Urkunden wird er immer Magister Pellegrinus de Utino (auch Magister Peregrinus) genannt, und Udine scheint sein eigentlicher Geburtsort gewesen zu sein. Sein Vater war der Maler Giovanni aus Udine. Sein Taufname war Martin, aber Giovanni Bellini, dessen Schüler, wie erwähnt, er war, gab ihm den Beinamen Pellegrino, weil er, wie Vasari erzählte, urtheilt, dass er einst „nell' arte veramente raro" werden würde.

Die älteste Urkunde, die wir von diesem Künstler finden, ist vom Jahre 1495; sie findet sich in dem Werke des Conte Maniago „Storia delle belle arti in Friuli" (Venezia 1819, S. 208). Sie enthält eine für die Zeit sehr bezeichnende Bittschrift des Pellegrino an den Luogotenente [1]) und die Communità von Udine um die Stelle eines sogenannten Portoniere. Er verpflichtet sich darin um den Preis von 23 Ducati jährlich, die Wappen der Luogotenenti. und der Communità mit dem heil. Marcus und die Standarten zu malen, und wenn es nöthig ist, die vorhandenen zu restauriren, so wie alles, was zu was immer für eine Zeit bei Festlichkeiten nöthig sein sollte, und „in continuis temporibus essere obligatissimo et paratissimo ali servicij comuni et particolari, così de' ricchi, come de poveri, con el pocho et debil suo ingegno, che Dio per sua gratia le ha concesso, et non per alchun so merito". In dieser Urkunde nennt er sich Pelegrin „fiol del quondam Magister Baptista depentor"; in dem diesen Act einleitenden Protokolle der Commune wird er als ein „probus juvenis" bezeichnet.

Im Jahre 1497 war Pellegrino schon in San Daniele in der Kirche des heil. Antonius beschäftigt. Über dem Propheten Daniel in den Fresken dieser Kirche lesen wir die Inschrift: PEREGRINVS PINXIT und unterhalb desselben die Jahrzahl 1497. In demselben Jahre vermählte er sich mit der Tochter eines Magister Daniel Portuarius von S. Daniele, Namens Helene. Seine Thätigkeit an diesen Fresken war eine zu verschiedenen Zeiten unterbrochene; im Jahre 1513 [2]) von neuem fortgesetzt, wurden sie erst im Jahre 1522 vollendet. Sie wurden mit 460 Ducati bezahlt, wie wir aus der Urkunde wissen, und nicht mit 1000 Scudi, wie Vasari berichtet. In der Zwischenzeit war Pellegrino vielfach für verschiedene Orte seines Vaterlandes beschäftigt, wie wir aus den von Maniago angeführten Urkunden ersehen: für die Kirche S. Maria in Valle zu Cividale malte er eine Tafel des heil. Johann im Jahre 1501 um 125 Ducati, im Jahre 1512 für zwei Goldducati einige Figuren zur Verzierung eines marmorenen Grab-Denkmales des Andrea Trevisan in Udine, im Jahre 1519 malte er die Orgelflügel des Domes zu Udine „tali arte — wie sich die Urkunden im städtischen Archive ausdrücken — et excellentia, quod aequari sine dubio poterunt picturae cuicumque, vel preclarae, quae in Italia reperiri poterit." In dem für diese Gemälde

[1]) Von Pordenone finden sich Gemälde, Fresken und Ölgemälde in Treviso und an vielen Orten in Friaul, in Pinzano, San Daniele, Valeriano, Spilimbergo, S. Martino di Valvasone, Udine u. s. f., darunter Werke von grosser künstlerischer Bedeutung. Die Kenntniss dieser Gemälde verdanke ich der freundlichen Mittheilung des Conte Giuseppe Uberto Valentinis. Ein höchst beachtenswerthes Fresco-Gemälde von Giorgione ist im Monte di Pietà in Treviso. — Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, dass ich auf meiner kurzen Reise in Friaul, auf deren Resultate ich noch zurückzukommen denke, in einer Kirche zu S. Gemona ein schönes wohlerhaltenes Votivgemälde der Augsburger Schule vom Jahre 1505 fand.

[1]) Die Republik Venedig liess Friaul durch einen Logotenente verwalten, der in Udine seinen Sitz hatte.

[2]) Aus den Manuscripten des Bibliothekars Colluta citirt Maniago, S. 210, folgende Urkunde: 1513, 26. Juli. S. Daniele in Ecclesia Sancti Antonii praesentibus etc. . . . . Ibique constitutus Ser Hieronimus de Vemsuis Camerarius Venerandae Fraternitatis Sancti Antonii et alii confratres deputati plures tertia parte, ibi ad sonum campanae more solito congregati: ubi quidem post maturam consultationem determinentes ad laudem Dei et divi Antonii ornare ejus capelani picturis humanum animum ad divinum cultum alicientibus, cum talem compositionem et concordium cum eximio . . . .

angefertigten Contracte verpflichtet sich der Maestro Pellegrino unter Anderem, die nothwendigen Farben gut und in hinreichender Menge selbst zu liefern und vorzugsweise „azori fini oltramarini a judicio di pictori periti." Nach Vollendung des Werkes behielt sich die Commune das Recht vor, das Werk durch erfahrene unverdächtige Maler prüfen zu lassen, um zu entscheiden, ob es das ausbedungene Honorar von 140 Ducati werth sei. Diese Beurtheilung fand am 19. November 1521 wirklich Statt, und in einer Commission, zu der sieben Abgeordnete beigezogen wurden, wurde einstimmig entschieden, dass es diesen Preis verdiene, und dass diess Werk „vaglia assai et assai più per esser cosa excellente, et laudabile secondo la nostra consideration et juditio per conscientia." Aus demselben Jahre besitzt die Galerie der k. Akademie zu Venedig ein mit dem Namen des Künstlers und der Jahrzahl versehenes Gemälde, vorstellend die Verkündigung Maria. Zehn Jahre später, im Jahre 1529, malte er um 100 Ducati ein Gemälde für die Confraternità di Madonna Santa Maria in Cividale, das sich bis auf unsere Tage in der Kirche S. Maria dei Battuti daselbst erhalten hat.

Ausser diesen Gemälden, von denen wir urkundliche Nachrichten haben, und die sich grösstentheils erhalten haben, hat Pellegrino noch mehrere andere gemalt, welche Vasari und Gir. Renaldis [1]) aufführt, eine Judith im Hause des Messer Pre Giovanni u. a. m., die aber spurlos verschwunden sind. Aus den letzten zwanzig Jahren seines Lebens sind uns keine Werke bekannt, sei es, dass zufällig aus dieser Zeit sich keine grösseren Arbeiten erhalten haben, sei es, dass, wie es bei manchem Künstler der Fall ist, die besseren Lebensverhältnisse die Lust zum Produciren lähmten. Seine günstigeren Vermögensverhältnisse bezeugt die Nachricht, dass seine Toehter Laura, vermählt mit einem Ser G. B. Maniaco, einem Bürger in Udine, am 25. November 1548 eine casa dotale verkauft hat, welche sie zu San Daniele in dem Borgo S. Francesco besass, wie es scheint, nicht lange nach dem Tode ihres Vaters, des Malers Pellegrino. Sein Tod fällt wahrscheinlich auf den 16. April des Jahres 1548. Pellegrino hatte viele Schüler, unter denen die Friauler Luca Monverde und Bastianello Florigorio hervorragen, und ein Unbenannter griechischer Abkunft, der, wie Vasari sagt, eine sehr schöne Vortragsweise hatte und der Manier Pellegrino's folgte. Er honorirte seine Schüler nach derselben Autoritat reichlich.

Pellegrino's künstlerische Thätigkeit erstreckte sich nicht, wie die letzten Commentatoren Vasari's [2]) behaupten, auf Niellen.

Vasari erzählt, dass Pellegrino von den Herzogen von Ferrara besonders begünstigt war. Ob sich Werke von ihm daselbst erhalten haben, ist mir nicht bekannt. Lanzi vermuthet, dass seine Werke mit den Arbeiten Dosso Dossi's und anderer Ferraresern verwechselt wurde.

Den Höhepunkt der Kunstentwickelung Pellegrino's bilden ohne Zweifel die Fresken in San Daniele und das Ölgemälde in der Kirche S. Maria dei Battuti in Cividale [1]). Eine ästhetisch-kritische Analyse dieser Werke ist hier nicht am Orte; es seien mir nur einzelne Andeutungen erlaubt.

Es ist sicher eine auffallende Thatsache, da Rafael in einem Udineser Künstler Giovanni de Nanni detto de'Recamatori eine so vorzügliche Hülfe fand. Es war nicht bloss ein Zufall, der dem grossen Rafael einen so tüchtigen Künstler in Giovanni de Udine finden liess, der es verstand, so schnell in die Stylrichtung des grossen Urbinaten einzugehen. Die Richtung Rafael's fand Anklänge bei den Künstlern, die, von der Schule Giov. Bellini's ausgehend, das Element der Zeichnung, das Streben nach Formenschönheit, kurz eine strengere Stylrichtung in anderer Weise ausbildeten, als es bei den anderen grossen Schülern Giov. Bellini's der Fall war, welche, wie Giorgione und Tizian, die Kunst der Malerei in so glänzender Weise fortbildeten. Unter den Friulaner Künstlern, die in strengerer Weise Zeichnung und Form durchbildeten, steht Pellegrino Giovanni da Udine nicht allein da. Vor ihm gab es mehrere Friauler, bei denen sich, wie bei der Paduaner Schule, das der Formenschönheit zugewandte Element entwickelte, und nach ihm waren es einige seiner Schüler, die theilweise andere Wege gingen, als die grossen Coloristen der Venetianer Schule.

Unter all' den Friauler Künstlern dieser Richtung (Pordenone ging andere Wege) war aber Pellegrino der geistreichste und bedeutendste. In seinen ersten Werken oft noch trocken und hart, ist seine Formenschönheit, seine Erfindungskraft in seinen späteren Werken, den erhalteneren Theilen des Ölgemäldes in Cividale (insbesondere des heil. Sebastian und des heil. Michael) eine überraschende; ein Theil der Fresken zu S. Daniele aber — wo die Technik seiner Geistesrichtung in noch höherem Grade zusagte als bei den Ölgemälden — gehört nicht bloss zu den schönsten in der Zeichnung, sondern auch zu dem Vollendetsten, was man in Fresco überhaupt zu sehen vermag.

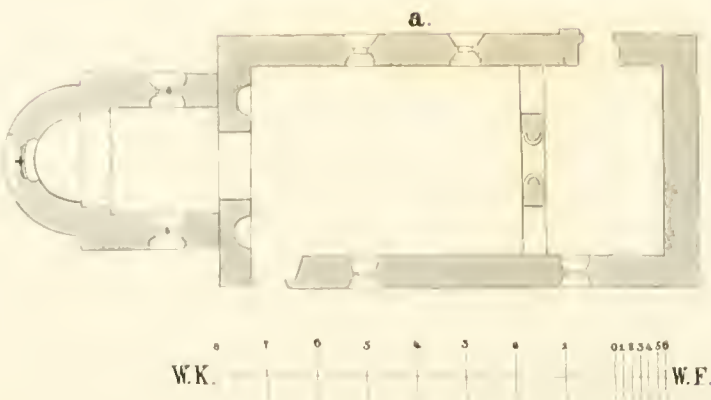
Der Anblick des Theiles der Fresken, wo in einer santa conversazione die Heiligen Sebastian, Cromazius und Rochus

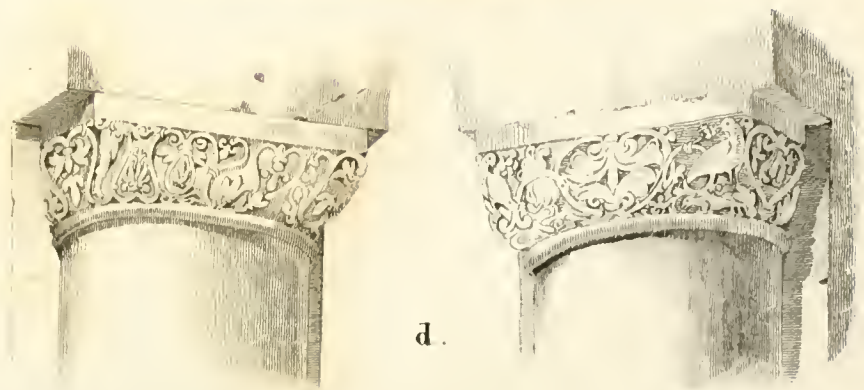
[1]) In dem seltenen Werke „Della pittura Friulana saggio storico di Monsignor conte Girolamo de Renaldis, canonico della metropolitana di Udine". Udine 1798, 4., S. 17.

[2]) Duchesne, Essai sur les nielles. Paris 1826. S. 69. Partsch, Die Kupferstichsammlung der k. Hofbibliothek. Wien 1854. Vasari N., Le Monier, Bd. IX, S. 29, Anm. 4.

[1]) Mit diesem Urtheile stimmt Selvatico in der eben erschienenen populären „storia delle arti di disegno" Venezia 1856, II. Bd., S. 304 überein. Es heisst daselbst „Pellegrino da San Daniele, artista veramente maraviglioso, di cui per apprezare il valore grandissimo bisogna portarsi nella terra da lui scelta a dimora, ove avanzano anchora alcuni freschi di un vigore e di una bellezza di tinte e di toni, da meritar la più alta ammirazione. Ma il suo capolavoro è nella chiesa die S. Maria dei Battuti a Cividale del Friuli, in una tavola di gran mole, ove sta figurata la Vergine attorniata da varie Sante, le quali hanno teste sì vive sì belle è ben disegnate, che difficilmente si possono trovar migliori in altro pittore contemporaneo."

Klosterneuburg.





stehen, ist ein überraschender; trotz ihrer ruhigen gemessenen Haltung scheinen sie wie lebend aus der Wandfläche heraus zu treten. Auch die anderen durch die Feuchtigkeit theilweise schon angegriffenen Gemälde lassen noch in einzelnen Zügen die Vortrefflichkeit des Künstlers erkennen. Da aber glücklicherweise ein Theil des Gemäldes vollkommen erhalten, die anderen Theile in ihren Hauptzügen noch wohl erkennbar sind, so erlaube ich mir mit diesen Zeilen die Aufmerksamkeit aller derer auf diese Werke hinzulenken, die glauben, dass mit ihrer Erhaltung den Künstlern der Gegenwart ein wirklicher Nutzen, den Laien ein nicht unbedeutender Kunstgenuss gesichert wird. Die Gemälde Pellegrino's in S. Daniele sind figurenreich, und stellen die Kreuzigung Christi mit den beiden Schächern, Christus in der Vorhölle, die Anbetung der Magier und, nebst Scenen aus dem Leben des heil. Antonius, eine Reihe von Geschichten aus dem Leben Christi und viele einzelne Heilige dar.

Das Ölgemälde in der Kirche S. Maria dei Battuti ist in sechs Abtheilungen. In der Mitte ist die Madonna mit dem Jesukinde thronend, zu ihren Füssen die vier heiligen Jungfrauen von Aquileja, Tecla, Eufemia, Erasma und Dorothea, mit dem Rochus und dem heil. Donat, dem Schutzpatron von Cividale; ein Engel spielt zu den Füssen Mariae eine Cither. Auf den beiden Seitentafeln sind die erwähnten Heiligen Michael und Sebastian. Die anderen dazugehörigen Tafeln sind verloren, wie die alte Umrahmung in Holz, und die andern Arbeiten Giovanni da Udine's, welche einstens in dieser Kirche waren. Die Gemälde sind in Öl auf Holz gemalt.

Wien im October 1856.

Die St. Gertrudskirche zu Klosterneuburg.

(Mit einer Tafel.)

Auf der Strasse von Wien nach Klosterneuburg nahe an dem Eingangsthore des oberen Theiles der letztgenannten Stadt erblickt man rechts ein einfaches schmuckloses Kirchlein, inmitten eines abgeschlossenen Gartenraumes, das schon durch die Eigenthümlichkeit seiner Anlage einiges Interesse erweckt.

So viel aus den dürftigen urkundlichen Nachrichten zu entnehmen ist, war dieselbe einst zum Gottesdienste des Pilger-Hospitiums bestimmt, welches ursprünglich die von Leopold dem Heiligen gegründeten weltlichen Chorherren des Stiftes Klosterneuburg in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts errichtet hatten, um die nach dem Oriente wallenden Kreuzfahrer beherbergen und beköstigen zu können [1]). Da das Letztere ausserhalb des eigentlichen Stiftsraumes gelegen war, so wurde auch ein eigener Chorherr aus ihrer Mitte bestellt, welcher über das Hospitium die Aufsicht führte.

Als später die Kreuzzüge ihr Ende erreichten und die Pilger immer seltener wurden, nahm das Stift in das Hospitium auch alte gebrechliche Leute auf, die unter Aufsicht eines Chorherrn, der nun den Namen „Spitalmeister" (hospitalensis, hospitalarius) erhielt, verpflegt wurden, und seit diesem Zeitpunkte erhielt die Kirche ohne Zweifel den Namen „Spitalkirche," wiewohl sie im Grunde genommen nach der zuletzt vorgenommenen Weihe den Namen der heil. Gertrudskirche zu führen hat [1]).

Nebst dem Gebäude der Verpflegung alter Leute bestand daselbst in der Mitte des XIV. Jahrhunderts auch ein eigenes Krankenhaus (Infirmaria) für Stiftsgeistliche, die wegen contagiöser Krankheiten nicht in dem allgemeinen Schlafhause der Chorherren belassen werden konnten [2]), und bei dieser Infirmerie erbaute man eine Capelle zu Ehren der heiligen Barbara und stellte einen eigenen Weltpriester dabei an, der täglich den Kranken Messe lesen musste.

Unter den seit den ersten Decennien des XVI. Jahrhunderts in Österreich sich wiederholenden Einfällen der Türken litten zwar auch das Stiftspfründenhaus und die Infirmerie sammt der Gertrudskirche, welche theils in Brand gesteckt, theils ausgeplündert wurden, aber sowohl das Siechenhaus als die Gertrudskirche für die Laien wurden wieder hergestellt, und nur die Infirmerie sammt der Barbaracapelle aufgehoben und für die erstere im Garten des Stiftes ein Haus gebaut.

Nach dem zweiten Vordringen der Türken nach Klosterneuburg und ihren sich daran knüpfenden Verwüstungen scheint die Kirche der heiligen Gertrud einer bedeutenden Restauration unterzogen worden zu sein, welche jedoch auf den ursprünglichen Charakter derselben keinen Einfluss genommen haben kann, weil derselbe an ihr noch heute klar ausgesprochen ist.

Sie zeigt im Grundrisse (Taf. XII, a) ein oblonges Viereck, an welches sich als Chorraum ein von der gewöhnlichen romanischen Apsis abgegränztes Quadrat anschliesst. Das Schiff dieses Kirchleins wird, und zwar an der Südseite

---

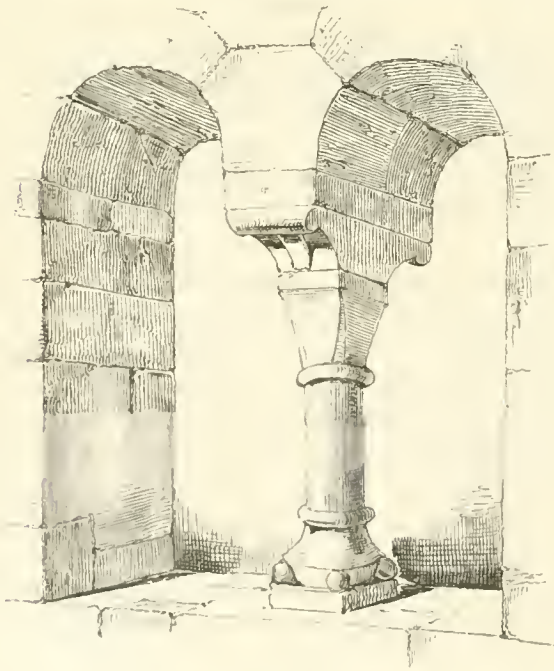
[1]) Bei einer Schenkung eines Weingartens, welche zur Zeit des Probstes Hartmann und zwar zwischen 1133—1136 Adalbert der Diacon machte, ist bereits das Hospitium betheiligt, und Maximilian Fischer — in seinen Anmerkungen zu dem „Codex Traditionum ecclesiae Collegiatae Claustro neoburgensis, — bemerkt, dass das Spital sammt seiner Kirche schon in den ersten Tagen des Stiftes erbaut und zu Ehren des heil. Gotthard ein Altar errichtet worden sei (Fontes rerum austriacarum, herausgegeben von der historischen Commission der k. Akademie der Wissenschaften, II. Abtheilung: Diplomataria et acta, IV. Band, p. 102 und 280. Vergleiche auch bezüglich des dem h. Gotthard gewidmeten ersten Altars M. Fischer, Merkwürdige Schicksale des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg, II. Bd., Beilage Nr. 88).

[1]) Als Capelle Sancta Gertrudis Hospitalis in Neunburga erscheint sie zuerst in einem uns mitgetheilten Ablassbriefe für dieselbe vom Jahre 1313, welcher noch gegenwärtig im Stifte aufbewahrt wird.

[2]) Fischer M., Merkw. Schicks. d. Stiftes u. d. Stadt Klosterneuburg, I, 538.

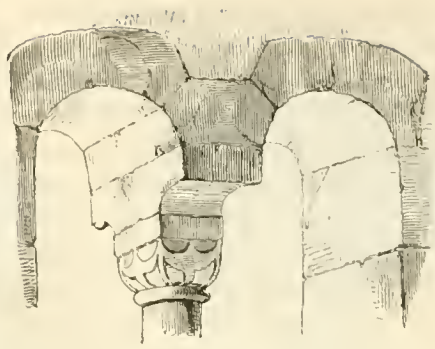
von drei, an der Nordseite von zwei halbrund geschlossenen Fenstern erleuchtet, welche sich nach der Mitte zu von innen und aussen in einer Schräge verengen, sonst aber keine Gliederung aufweisen; der Chorraum wird von drei Fenstern erleuchtet, wovon zwei an den Seitenwänden des Quadrates, eines in der Längenaxe des Baues an der Apsis angebracht sind. Diese Fenster, unzweifelhaft erst später in ihre gegenwärtige Gestalt gebracht, zeigen gothische Formen und entsprechendes Masswerk, und sind alle drei gleich gebildet (Fig. 1). In das Kirchlein führen gegenwärtig zwei Thüren, wovon die eine an der Nordseite zunächst dem Chorraume, die zweite an der Südseite zu Anfang des Baues angebracht ist. Letztere dürfte erst neuerlich ausgebrochen sein, aber auch die erstere, im Spitzbogen geschlossen mit einfacher schmuckloser gothischer Gliederung, stammt nicht aus der Zeit der ersten Bauanlage. Aussen ist nunmehr das ganze Kirchlein mit Mörtel beworfen und weder Sockel noch Gesims deutet auf ein hohes Alter. Nur der Thurm, welcher sich über dem Quadrat des Chorraumes erhebt (Taf. XII, b), mahnt in seinem schweren Aufbaue an die romanische Zeit, für welche die unterhalb seiner Bedachung angebrachten Doppelfenster ein sicheres Zeichen abgeben (Fig 2 u. 3).

(Fig. 1.)



(Fig. 2.)

Die Capitäle der in der Mitte des Fensterrahmes angebrachten Säulen sind verschieden und zeigen die Würfelform, ohne



(Fig. 3.)

vorragende Ornamentik; über dem Capitäl liegt eine breite sich ausladende Deckplatte als Träger der beiden Abschlussbogen. Von aussen sind nur mehr drei Fenster sichtbar, indem das vierte westliche vermauert und von dem steilen Dache des Kirchenschiffes verdeckt ist.

Auch das Innere der Kirche zeigt wenig Schmuck. Die meisten Gesimse sind neu, nur die beiden Eckgesimse an dem Eingange in den Chorraum stammen noch aus der romanischen Periode und bestehen aus einem Rundstabe mit darüber gelegter Deckplatte. Zu Seiten dieses Eingangs befinden sich zwei Nischen mit Heiligengestalten, ebenfalls neuerer Abstammung. Auch die flache mit Verzierungen im Geschmacke der Renaissance geschmückte Decke des Schiffes ist natürlich jüngeren Ursprungs, jedenfalls war aber dieser Raum schon ursprünglich flach eingedeckt, wie diess einerseits aus der nicht sehr bedeutenden Mauerdicke, aus dem Mangel jeder einer Gewölbsdecke entsprechenden Raumgliederung im Innern und Äussern, vorzugsweise aber aus dem Umstande geschlossen werden muss, dass die fast bis an die Decke reichenden Fenster für den Ansatz eines Tonnen- oder zweier Kreuzgewölbe durchaus nicht situirt sind. Ob aber diese ursprüngliche Decke irgend ein verziertes Tafelwerk aufgewiesen oder ob dieser Schiffraum vielleicht bloss das Gebälke des ursprünglich jedenfalls niederen Daches gezeigt habe, können wir nicht bestimmt aussprechen. Das Quadrat des Chorraumes ist kuppelartig, die Apsis mit einer halben Kuppel eingewölbt. Erstere Einwölbung ist neueren Ursprungs wie das im Innern des Thurmes blossliegende Ziegelgewölbe zeigt. Wir erwähnen auch des Umstandes, dass der Kirchen-Thurm von innen keinen selbstständigen Zugang hat, man gelangt in denselben gegenwärtig durch eine kleine schwer zugängliche Thüre, welche sich gegen den Dachraum des Schiffes öffnet.

Der interessanteste Theil im Innern der Kirche ist der am Westende derselben aufgebaute Chor, welcher auf zwei halbrund überwölbten Pfeilern (Taf. XII, c) ruht. An den Wänden der mittleren Öffnung sind romanische Halbsäulen angebracht, der Fuss derselben zeigt die attische Basis mit steiler Gliederung und verziertem Eckblatte, das Capitäl reich verschlungene Pflanzenornamente mit Thiergestalten, eine sorgfältige nicht sehr erhobene Arbeit (Taf. XII, d). Wir haben es bei diesem Aufbaue gewiss nicht mit einem Musikchor zu thun, dessen Anordnung weder dem Zwecke des Kirchleins, noch auch ihrer Zeitstellung entsprechen würde, eben so wenig ist die Vermuthung begründet, dass

dieser Chor erst später aufgebaut worden sei, bei welchem Anlasse die erwähnten romanischen Halbsäulen als Überreste eines andern Baues hierher versetzt worden seien, für diese Vermuthung gibt der Aufbau des Chores keinen Anhaltspunkt — vielmehr müssen wir annehmen, dass diese Kirche ursprünglich und zwar an ihrer Westseite mit den eigentlichen Hospitalräumen in Verbindung gestanden habe, und dass von diesen aus unmittelbar der Eingang in die Kirche gewesen sei. Aus dem ersten Stockwerke führte sodann der Eingang unmittelbar in die erwähnte Gallerie — eine Anlage, welche eine Reihe auf uns gekommener, demselben Zwecke dienender Baulichkeiten aufweist. Wir erinnern beispielweise an die Spitalskirche zu Salzburg. Als später diese anstossenden Gebäude abgebrochen wurden, mögen die gegenwärtigen Seiteneingänge, welche, wie bereits erwähnt, späteren Ursprungs sind, angebracht, und die beiden von dem Hospitium einführenden Thüren verlegt worden sein.

Von der erwähnten Infirmerie und der damit in Verbindung stehenden Barbaracapelle sind noch Gebäudetheile vorhanden: sie werden gegenwärtig als Magazine verwendet. Von der Capelle insbesondere haben sich die Kreuzgewölbe, sowie die im gedrückten Spitzbogen erbauten und profilirten Fenster erhalten.

Hr.

Die Stadtpfarrkirche zu Wels in Oberösterreich.

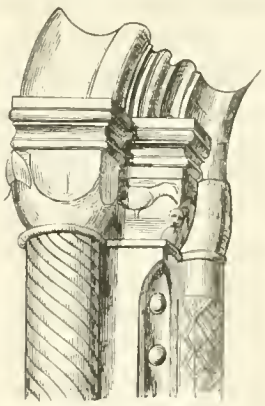
Von Dr. Ed. Freiherr v. Sacken.

Wels, das Ovilabis der Römer und der Fundort vieler römischer Alterthümer, erscheint urkundlich schon im frühesten Mittelalter. Es war im VIII. Jahrhundert der Sitz der Grafen des Traungaues und „in castro Weles“ vergab 776 Graf Machelm von Lambach das Gut Pulsing an Freysingen. Im XI. Jahrhundert kommt es in einer Urkunde als Markt vor und gehörte dem Kloster Lambach, dann dem Bisthume Würzburg, von dem es Herzog Leopold VII. kaufte. Um 1150 scheint Wels schon eine Stadt gewesen zu sein [1]), denn 1160 finden wir schon einen Stadtrichter und Bürgermeister; 1222 nennt es Leopold VII. ausdrücklich eine Stadt.

Bei dieser Bedeutung von Wels war hier ohne Zweifel schon in früher Zeit eine steinerne und bedeutend grosse Kirche; denn bis auf Bischof Altmann von Passau (um 1080), der so grosse Verdienste um die innere und äussere Kircheneinrichtung Österreichs hat, waren in Oberösterreich meist hölzerne Kirchen. Der Sage nach wurde schon zur Zeit des heiligen Ruprecht, um 700, in Wels eine Kirche zu Ehren der Heiligen Georg und Mauritius erbaut. Urkundlich kommt eine „Capella ad Welas“ im Jahre 888 vor, wo Kaiser Arnulf dieselbe sammt allen dazu gehörigen Gütern und Erträgnissen seinem Hofcaplan Zazko schenkte.

Die gegenwärtige Kirche reicht zwar nicht in eine so frühe Zeit zurück, aber der Unterbau und ein Theil der Umfassungsmauern gehört jedenfalls dem frühern Mittelalter an. Die älteste Kirche war vermuthlich eine flach gedeckte Basilica mit erhöhtem Mittelschiffe und bei einem späteren Erweiterungsbau blieb man dieser Form einigermassen getreu, liess auch einzelne Theile der Umfangsmauern, vielleicht auch die Pfeiler stehen. In ihrer jetzigen Gestalt stellt sich die Kirche in den Haupttheilen als ein Bau aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts dar. Das Mittelschiff ist bedeutend höher als die beiden Abseiten, so dass es eigene Fenster über den Pultdächern derselben hat, und wird von einfachen, viereckigen Pfeilern ohne Kämpfer, die durch Spitzbogen mit einander verbunden sind, getragen. Die Rippen der einfachen Kreuzgewölbe ruhen auf Halbsäulen ohne Capitäle, welche aber nicht bis herablaufen, sondern ober den Pfeilern auf Consolen stehen. Die flach geschlossenen Abseiten sind ebenfalls mit einfachen Kreuzgewölben bedeckt, deren Rippen ohne Vermittlung aus den Wänden hervortreten. Dasselbe findet bei dem hohen, weiten Chore, der wie gewöhnlich dreiseitig aus dem Achteck geschlossen ist, Statt.

Von hohem Interesse ist das uralte, rundbogige Hauptportal. Es hat in den Anschlagsmauern auf jeder Seite zwei starke Säulen mit abgestumpften Würfelcapitälen von plumper Form. Von den Säulen (Fig. 1), dem Eintretenden zur Linken, hat die vordere einen Schaft mit eingeschnittenen Windungen, die andere eine vertical herablaufende Zickzackverzierung und Flechtwerk. Die hohen Deeksimse über den Capitälen ziehen sich auch über die Mauerecke zwischen den Säulen hin; diese hat die Kante eingeblendet und Halbkugeln in der Einblendung, ihr Capitäl bilden zwei Adler, welche einen Menschenkopf zu zerreissen scheinen. Die Säulen rechts haben glatte Schäfte, an der Mauerecke zwischen ihnen sind zwei hinauflaufende Thiere (Katzen), deren oberes einen zweitheiligen Schwanz hat, ausgehauen. Über den Säulen ziehen sich die im Rundbogen geführten Wulste herum. Am Thürstocke ist rechts eine äusserst roh gearbeitete Maske, links ein hinauflaufendes, fratzenhaftes Ungethüm, das sich umsieht, angebracht (Fig. 2). Diese Ungeheuer symbolisiren, mit Bezug auf die Apokalypse, die bösen Mächte, welche ausser die Kirche gebannt sind und den Ein-



(Fig. 1.)

(Fig. 2.)

[1]) Eine Urkunde v. J. 1128, in der es so genannt wird, ist offenbar unrichtig datirt.

tretenden erinnern sollen, vor ihnen auf seiner Hut zu sein. Der Einfacheit und Rohheit der Sculpturen und der Gliederung der Gesimse nach dürfte dieses Portal wohl ins XI. Jahrhundert zu setzen sein.

In den drei 30 Fuss hohen Fenstern des Chorschlusses besitzt die Kirche herrliche Reste alter Glasmalerei. Die Fenster sind dreitheilig, in den Bogenfeldern mit einfachem Masswerk versehen, und prangen von oben bis unten im schönsten Farbenschmucke [1]). Das Fenster auf der Epistelseite enthält Darstellungen aus dem alten Testamente; in den unteren drei Reihen 7 Propheten (zwei Tafeln sind modern) unter Baldachinen stehend, jeder hat einen Streifen, auf dem sein Name steht, in der Hand; die Köpfe sind schön und ausdrucksvoll. In der vierten Reihe sind in der Mitte die drei Könige des alten Bundes dargestellt, rechts „Salomo“ auf dem Throne, das Scepter in der Hand, vor ihm steht die Mohrenkönigin „regina“ von Saba, links David und Saul gekrönt, Schriftbänder in den Händen. Die fünfte Reihe zeigt Moses beim brennenden Dornbusche, die Geburt Isaaks und das Opfer Melchisedeck's; die sechste und siebente Reihe Tugenden und Laster: „Superbia,“ ein Schwert in der Brust, — „felicitas“ (?), — „prudentia“, — „abstinentia“, die Hand vor den Mund haltend, — „castitas.“ Oberhalb erblickt man architektonische Verzierungen.

Das Fenster der Evangelienseite stellt das neue Testament dar in dem Baume des Lebens. Der ganzen Länge des Fensters nach steigt ein Baum empor, um dessen Stamm sich die Schlange windet, rechts steht Eva, links Adam; die verschlungenen Zweige bilden Lünetten, welche die Passionsgeschichte enthalten: den Ölberg, Judaskuss (der Verräther hat ein schwarzes Gesicht, die Soldaten haben Pikelhauben und Ringelpanzer), Christus vor Pilatus, die Geisselung, Dornenkrönung und Kreuztragung. In der Mitte des Baumes ist die grosse Hauptlönette: Christus am Kreuze — die Vollendung des Erlösungswerkes, der Sieg über die Schlange, welche sich unten hinaufwindet. Der Stamm des Kreuzes wird hier, entsprechend einer alten Tradition, vom Baume des Paradieses gebildet. Vortrefflich ist der Ausdruck des leidenden Erlösers, Maria sinkt beim Kreuze vom Schmerz gebrochen zusammen, Johannes ist tief ergriffen, — es ist ein Bild voll Empfindung. Um diese Darstellung, welche den Centralpunkt des Ganzen bildet, sind vier kleinere Lünetten mit den Büsten der Propheten, welche besonders Christum verkündeten; auf den Spruchbändern steht: Hic ate vulneratus est, — hic peccata nostra portavit (2 Male), — hic moesti sanantur. Oben ist die Fortsetzung der Erlösungsgeschichte in den aus den Ästen des Baumes gebildeten Feldern: Die Kreuzabnahme, Grablegung, Vorhölle, Auferstehung, Christus mit Magdalena im Garten, endlich die Himmelfahrt; im Masswerke als Spitze des Ganzen das Lamm mit der Fahne.

Das Mittelfenster [1]) ist viertheilig; in der Mitte, die ganze Breite des Fensters einnehmend, — also gerade über dem Altare, — ist das Abendmahl Christi dargestellt von sehr guter Anordnung. Judas hat als Verräther wieder ein schwarzes Gesicht, zwei Engel halten oben Schriftstreifen zur Erklärung. Unter dieser Hauptvorstellung sieht man die vier Evangelisten schreibend, darüber steht: „Adjuvat orantes patronus Johannes uterque“ und einfache Architectur. Der Obertheil des Fensters ist Darstellungen aus dem Leben der beiden Johannes, der Kirchenpatrone, gewidmet. 1. Johannes der Ev. steht betend, vor ihm Christus der ihn segnet; 2. er entkräftet in Gegenwart des Kaisers Domitian das Gift in seinem Becher; 3. er segnet knieend den Ölkessel, in dem er 4. gesotten wird, ohne Schaden zu nehmen. Ober diesen Bilden ist Architectur, dann folgt: 1. die Geburt Johannes des Täufers. — Elisabeth hält das Wickelkind auf den Armen; — 2. der Heilige in der Wüste mit dem Lamm, zu dessen Verehrung er auffordert; 3. die Taufe Christi; 4. Johannis Enthauptung. Das Masswerk im Bogenfelde des Fensters enthält das Antlitz Christi, die Symbole der Evangelisten so wie die tief bedeutsamen des Erlösers: den Pelikan, der mit seinem Blute die Jungen nährt, und den Löwen, der seine Jungen zum Leben erweckt.

Diese Glasgemälde sind ebenso ausgezeichnet durch die sinnige Wahl und Anordnung der Vorstellungen, als vortrefflich in der Ausführung; sie bekunden einen tief denkenden Künstler von feiner Empfindung und tüchtigem Studium, denn die Bewegungen der Figuren sind lebendig, die Köpfe voll Ausdruck, die Zeichnung fast durchaus sehr gut. Sie sind ziemlich frei von dem in der Glasmalerei dieser Zeit herrschenden Typus, die Charakteristik, z. B. der bei dem Abendmahle sich besprechenden Apostel, der beim Kreuze hinsinkenden Maria u. s. w., ist tief empfunden; die Gewänder zeigen eine freie Behandlung. Ebenso sind die Ornamente und architektonischen Verzierungen sehr schön; vor allem aber muss die leuchtende Pracht der dunklen Farben bewundert werden, in welcher Beziehung überhaupt die Periode am Schlusse des XIV. und zu Anfang des XV. Jahrhunderts alle folgenden weit übertrifft.

Die Kunst der Glasmalerei wurde in Oberösterreich stark geübt und zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht. Durch die Nähe von Baiern, wo die Glasmalerei zu Ende des X. Jahrhunderts schon in Anwendung kam (zu

[1]) Sehr dankenswerth ist die Restauration dieser Glasmalereien, welche in den Jahren 1840 und 1841 von dem hochw. Herrn Pfarrer und den Herren Coperatoren mit grosser Umsicht und ausdauerndem Fleisse vorgenommen wurde. Es hatte sich auf den Glasscheiben eine Kruste gebildet, welche der Lauge, selbst dem Scheidewasser widerstand und die hochw. Herrn liessen sich die grosse Mühe nicht verdriessen, die Scheiben auszulösen und mit Schabeisen die Kruste vorsichtig wegzunehmen, wodurch die Gläser wieder die ursprügliche Schönheit der Farbe und die Transparenz erhielten, welche eine so herrliche Wirkung hervorbringt S. Musealblatt, Linz 1841, Nr. 33

[1]) Durch sehr zweckmässige Aufstellung eines neuen, niedrigen Altares ist dieses Fenster, das durch den frühern baraeken Hochaltar verstellt war, wieder ganz sichtbar.

Tegernsee) vielleicht auch erfunden wurde, mag sie sich schon in früher Zeit nach Oberösterreich verpflanzt haben. Wenn auch keine so alten Erzeugnisse mehr auf uns gekommen sind, so bezeugen doch die trefflichen Glasmalereien von Wels, St. Leonhard, Steier, Kremsmünster, Salzburg u. a. O., welche zu den besten Werken dieser Art in Deutschland gehören, dass schon eine längere Kunstübung vorhergegangen sein müsse. Besonders dürfte Kremsmünster, um welches sich die Cultur eines bedeutenden Theiles des Landes gruppirt, hierin thätig gewesen sein; unter dem Abte Friedrich von Aich (1273—1315) lebte der Laienbruder Herwick, der die Stiftskirche mit Glasgemälden schmückte und ein vorzüglicher Meister in dieser Kunst genannt wird.

In der Halle des an die Westseite der Kirche angebauten Thurmes, durch welche man zum Portal gelangt, sind sieben Grabmäler der Familie Polheim aus der von dieser Familie 1230 gestifteten, jetzt aufgehobenen Minoritenkirche hieher versetzt [1]). Das Grabmal Bernhard's, Bischofs von Stuhlweissenburg († 1508), ist eine Tumba, auf welcher das Bild der Verwesung — ein Leichnam mit Todtenschädel, der von Kröten, Schlangen und Eidechsen verzehrt wird — dargestellt ist. Dabei sieht man ein aufrecht stehendes, grosses Relief: Christus am Kreuze, Engel fangen das Blut aus seinen Wunden auf, zu beiden Seiten Maria und Johannes von schmerzlichem Ausdruck, unten das ritterliche und bischöfliche Wappen, bei denen der Verstorbene als Ritter in der Rüstung und als Geistlicher im Pluviale kniet. Es ist eine sehr tüchtige Arbeit, lebendig und geistvoll in der Ausführung. Die Tumba des Freiherrn Cyriacus von Polheim († 1533) zeigt den Verstorbenen in einer cannelirten Rüstung mit aufgeschlagenem Visier, in der Rechten eine Fahne, ebenfalls sehr gut und lebendig. Ebenso sind die Grabsteine Weickhardt's († 1551), Wolf's († 1559), Andreas, „dreier Röm. Kaiser getreuen Rathes" († 1589) und Sigmund's († 1622), deren jeder das lebensgrosse Portrait des Verstorbenen in voller Rüstung darstellt, tüchtige Arbeiten und auch wegen der verschiedenen Harnischformen interessant.

Noch muss eines römischen Grabsteines erwähnt werden, der aussen an der Kirche eingemauert ist und die Büsten des verstorbenen Ehepaares in ziemlich roher Arbeit zeigt, aus später Zeit. Vortrefflich dagegen, und wahrscheinlich aus der Zeit der Antonine, ist gegenüber der Kirche ein rundes Hautrelief; es stellt die Büste eines Mannes dar, in der Hand eine Rolle haltend, zur Seite seine Frau, welche die Hand auf seine Schulter legt. Die Köpfe sind sehr lebendig und ausdrucksvoll. Dieses Denkmal würde jedem Museum zur Zierde gereichen.

Über die Vollendung des Gurker Dombaues.

Von J. Freiherrn v. Ankershofen.

In meinem im Februarhefte dieser Mittheilungen [2]) veröffentlichten Aufsatze über die Zeitstellung für den Gurker Dombau habe ich die Vermuthung ausgesprochen, dass der Bau noch vor dem Ende des XII. Jahrhunderts vollendet worden sei. Seit jener Veröffentlichung sind mir zwei Urkunden des Gurker Archives bekannt geworden, welche, wie ich glaube, keinen weitern Zweifel übrig lassen, dass der Bau des Gurker Domes noch vor dem Anfange des XIII. Jahrhunderts vollendet gewesen sei und für diese Zeit nur noch ein Theil der inneren Ausstattung erübrigte.

Mit einer jener Urkunden bestätigte Bischof Ulschalk von Gurk dem Chorherrnstifte in Gurk am 23. August des Jahres 1218 die demselben von seinen Vorfahren verliehenen Rechte und Besitzungen nebst den zu Gunsten des Stiftes gemachten Stiftungen. Unter diesen Stiftungen wird nun ausdrücklich einer Stiftung des Bischofes Walther erwähnt [3]), vermöge welcher dieser ein Gut bei Gunsdorf an der Mur, welches er mit Einwilligung des Markgrafen Heinrich von Istrien von den Brüdern Winther und Gottfried von Cronowe (Kronau), Ministerialen des Markgrafen, für hundert und zehn Mark erkauft hatte, dem Chorherrnstifte mit der Bestimmung abtrat, dass für ihn ein Jahrtag gehalten werde und an das Nonnenkloster jährlich zehn Pelze zu dem Ende abgegeben werden sollen, damit, sobald der über dem Thore des Münsters westlich zwischen den Thürmen begonnene Bau eines Altares vollendet sein würde, auf diesem Altare wöchentlich eine Seelenmesse für Bischof Walther gelesen werde.

Dem Altare, auf welchem die Seelenmessen für Bischof Walther gelesen werden sollten, kann nach den urkundlichen Andeutungen und mit Rücksicht auf die Örtlichkeiten über dem Kirchenportale und in dem westlichen, zwischen den Thürmen befindlichen Bautheile, kein anderer Platz angewiesen werden, als in der durch den Bälgekasten leider

[1]) Die Inschriften sind in den Berichten des Wiener Alterthumsvereines I, S. 306 vom k. k. Hauptmann L. Furtmoser publicirt.

[2]) S. 22 bis 25.

[3]) —inconvulsa servari decernimus. Privilegium etiam confirmationis Waltheri super his omnibus, nec non et actum ejus, scilicet commercium pro praedio, quod apud Gunsdorf juxta Muran a duobus fratribus, videlicet Winthero et Golfrido de Cronowe, ministerialibus Heinrici Marchionis Hystriae, pro centum ac X marcis comparatum, privilegioque Marchionis roboratum, Gurcensibus canonicis ad ipsius agendum anniversarium contulit, decemque pellicia in claustro sororibus annuatim inde dari constituit, ea ratione, ut cum perfectum fuerit altare super januam monasterii ad occidentem inter turres, omni septimana semel super ipsum altare missa pro defunctis in commemorationem ipsius celebretur. Nec non et confirmationem ipsius Waltheri super praepositura in valle S. Mariae Gyriove et reliqua in ipsius Cyrographo sub titulo confirmationis comprehensa.

sehr verstellten Nische, welche sich in der Mitte der östlichen Schlusswand des über den beiden innern, durch das innere Hauptportal geschiedenen Vorhallen aufgebauten, durch die beiden Thürme flankirten Nonnenchores befindet und über welcher das Bild der thronenden Maria mit dem Christuskinde und die Bildnisse der beiden Widmer angebracht sind. Da nun der Nonnenchor zu den westlichsten und somit zu den letztaufgeführten Theilen des Domes gehört, so ist es klar, dass zur Zeit, als der Bau des Altares im Nonnenchore begonnen wurde, der Bau dieses Nonnenchores und somit auch der des Domes bereits vollendet gewesen sein müsse.

Walther war dem Bischofe Ekkehard, welcher noch am 14. April 1200 urkundlich vorkömmt [1]), in demselben Jahre 1200 nachgefolgt [2]). In den Jahren 1201 und 1202 erscheint er noch als Electus [3]); am 26. Mai 1203 aber urkundlich bereits als Bischof von Gurk [4]). Zuletzt erscheint er urkundlich im Jahre 1213, und dieses Jahr wird von der Salzb. Chronik als das Todesjahr des Bischofes Walther angegeben [5]).

Wann innerhalb des Zeitraumes von 1200 bis 1213 Bischof Walther den Jahrtag und die Seelenmessen gestiftet habe, ist aus den bisher bekannten Quellen für die Gurker Geschichte mit Bestimmtheit nicht zu ermitteln und es kann daher auch nicht mit Bestimmtheit die Zeit angegeben werden, in welcher der Bau des Altares im Nonnenchore, auf welchen die Seelenmessen für Bischof Walther zu lesen waren, als bereits begonnen angenommen werden müsse. Da jedoch Bischof Ulschalk in seiner Confirmationsurkunde [6]) zuerst einer Confirmationsurkunde Walther's, dann der Stiftung des Jahrtages und der Seelenmessen und zuletzt der durch Bischof Walther am 26. Mai 1203 erfolgten Bestätigung der Rechte des Gurker Capitels auf die Praepositura in valle Sancte Maria Gyriow (Geyrach in Untersteier) erwähnt, und anzunehmen ist, dass Walther die zuerst erwähnte Confirmationsurkunde erst als bestätigter und geweihter Bischof ausgefertiget, somit auch die später erwähnte Jahrtags- und Messenstiftung bereits als bestätigter und geweihter Bischof, jedoch vor der zuletzt erwähnten Confirmationsurkunde vom 26. Mai 1203 gethan habe, so muss auch angenommen werden, dass der Bau des Nonnenchores, in welchem die Aufrichtung des Altares, worauf die Seelenmessen für Bischof Walther zu lesen waren, und somit auch der Dombau bereits vor dem Jahre 1203 vollendet worden sei.

Dass es sich in den ersten Decennien des XIII. Jahrhunderts nur mehr um die kirchliche Ausstattung im Innern des Gurker Domes gehandelt habe, geht auch aus einer andern Gurker Urkunde hervor. Dieser Urkunde zufolge opferte Propst Otto von Gurk am Feste der Einweihung des Kreuzaltares in Gurk im Jahre 1216 zwei Mansen, welche er von dem Capitel für 40 Mark Friesacher öffentlicher Münze übernommen hatte, auf dem Kreuzaltare, damit die Altarweihe von dem ganzen Capitel jährlich am Maria-Lichtmesstage gefeiert werden solle. Aus dieser Bestimmung geht klar hervor, dass die Weihe des Kreuzaltares am 2. Februar 1216 vorgenommen wurde, und dass daher der Bau dieses Kreuzaltares schon vor dem 2. Februar 1216 begonnen habe und der Theil des Domes, in welchem der Kreuzaltar aufgebaut wurde, schon früher vollendet gewesen sein müsse. Nun können wir aber dem Kreuzaltare im Gurker Dome keinen andern Platz anweisen, als den am Schlusse des Mittelschiffes zwischen den beiden Kryptaeingängen an der Schlusswand, über welcher sich der Herrnchor erhebt, wo sich auch gegenwärtig der von Donner auf Bestellung des Propstes Franz Anton (1715—1744) für den Preis von 3000 fl. gegossene Kreuzaltar befindet. Es würde schon dieses Vorkömmniss dahin deuten, dass das Langhaus, in dessen Mittelschiff der Kreuzaltar zu stehen kam, schon vor dem Jahre 1216 aufgebaut gewesen sein müsse, wenn es sich auch nicht schon aus der Messenstiftung des Bischofes Walther ergeben würde, dass auch der Bau des westlichen, letzten Bautheiles, und somit der ganze Dombau wenigstens schon vor dem 26. Mai 1203 vollendet gewesen sei.

Das Baptisterium zu Concordia bei Portogruaro in der Provinz Venedig [7]).

In Concordia, einem kleinen Dorfe, das auf den Ruinen der gleichnamigen römischen Colonie erbaut wurde, steht nebst der Kathedrale eine Capelle, die in Form eines griechischen Kreuzes erbaut, seit acht Jahrhunderten als Baptisterium (Baptisterii ecclesia) verwendet wird. Sie umfasst einen Flächeninhalt von 68·47 Quadrat-Metres, ist halbkreisförmig aus Ziegeln aufgebaut, mit Dachziegeln gedeckt und mit breiten Marmorquadern gepflastert. Innen ist sie getüncht und zum Theil auch al Fresco bemalt; an der äussern Mauer fehlt dagegen die Tünche so wie jede andere Eigenthümlichkeit, da einige an der Wand ausgehöhlte Nischen nicht als solche angesehen werden können.

Aus den Documenten des Capitular-Archivs geht hervor, dass das Baptisterium von Bischof Reginpoto, der gegen Ende des XI. Jahrhunderts zur Zeit Ulrich's I.,

---

[1]) Siehe meine Urkundenregesten im 14. Bande des Archives für die Kunde österreichischer Geschichtsquellen Nr. 583.

[2]) Ekchardus Gurcensis episcopus obiit et cui succedit Waltherus abbas de Tisinlin (Annales S. Rudberti Salisburg. v. J. 1200 in Perz Mon. Germ. hist. S. S. IX, p. 779).

[3]) Regesten Nr. 603, 606, 607.

[4]) Ebendaselbst Nr. 627.

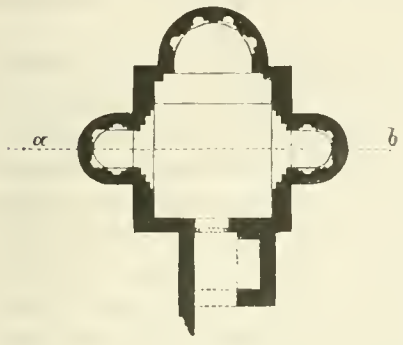
[5]) Waltherius Gurcensis episcopus obiit Annal. Salisb., z. J. 1213 bei Perz, p. 780.

[6]) Siehe Note 2.

[7]) Nach einem an die k. k. Central-Commission in italienischer Sprache sammt Zeichnung eingesandten Aufsatze des Monsignor Giovanni Muschietti, Canonicus an der Kathedrale zu Concordia. D. Red.

Patriarchen von Aquileja, gelebt hat, begründet worden ist. Es kann daher als fast gleichzeitig mit dem berühmten in Ruinen liegenden Baptisterium von Aquileja [1]) angenommen werden, und von der Bevölkerung des Ortes wird es auch gleich jenem [2]) die Heidenkirche (la chiesa dei pagani) genannt [3]). Abgesehen von den in dem langen Zeitlauf unvermeidlichen Beschädigungen der Malerei, ist das heilige Gebäude seit den im Jahre 1842 stattgehabten Restaurationen noch ziemlich gut erhalten.

Wie aus dem hier folgenden Grundrisse Fig. 1 zu entnehmen ist, führt gegen Westen eine Thür in den ersten rechtwinkeligen 9·30 Quadrat-Metres umfassenden Flügel; derselbe hat ein flaches Dach; seine nördliche Mauer verbindet ihn mit der Sacristei der Kathedrale, welche ehemals an der Innenseite mit Frescomalereien und Inschriften geschmückt war, von denen jedoch nur mehr wenige Spuren übrig sind. Aus den letzteren lässt sich übrigens noch entnehmen, dass sie als Arbeiten aus dem XI. oder XII. Jahrhundert zu betrachten sind. In dieser Vorhalle ist rechts auf dem Boden das Grabmal des oberwähnten Prälaten und Gründers, ein rohgearbeitetes Monument aus Steinplatten aus Istrien, auf dessen Deckel folgende Inschrift zu lesen ist:



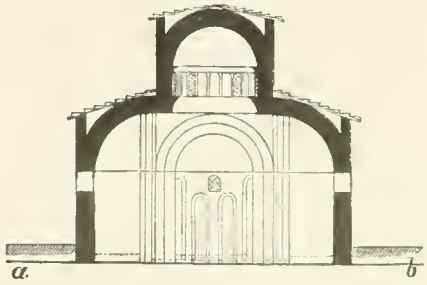
(Fig. 1.)

+ꝂMÆ N̄OPC̄RE P̄SVL RECINPOTO SVBMЄ +TЄRRA FIT Є̄T PVLVIS PVLϹER FAICTSIMO +ASPICIENS TVMVLV̄ TAISERENNOS SSPICECELVM +AD DN̄M CELI DIC MISERERЄ SIBI +DIC QVS SALWSERIT NISI CVI PIETVMSERERIS +SALVA PLASMA TV̄ Ñ REPVTANS MERITVM +OBIIT V̄ IIII IDVS NOV̄ SPERANSĪ EOQ SALVSFAC̄ SPERANTES I SE.	VT SIT Є̄I·RE QVIES CLA ꝺA BAPTIS TA IHO

Durch eine zweite Thür, welche der ersteren gegenüber angebracht ist, gelangt man auf dem Atrium über eine Doppelstufe in das Innere der Capelle. Dasselbe umfasst einen von vier Wänden eingeschlossenen Raum von 43·55 Quadrat-Metres; in der Mitte darin befindet sich das Taufbecken, von einer kurzen Säule getragen, deren innere Höhlung mit dem Aquäduct communicirte, welcher sicherlich zur Zeit, als die Taufe noch durch Eintauchen Statt fand, zur Entleerung eines grösseren Taufbeckens (alveus baptesimalis, Piscina) benützt wurde, von dem aber bis jetzt keine Spur aufgefunden werden konnte. An den Wänden ist keine Ausschmückung bemerkbar, mit Ausnahme eines al Fresco gemalten Bischofs an der rechten Seite des Winkels im Südwesten.

Dagegen ist die 9·50 Metres über dem Boden erhabene Kuppel ganz mit alten Fresken bedeckt, welche, ausser einer Guirlande aus Laubwerk und Blumen in den Zwischenräumen der Fenster, die Gestalten von acht Heiligen in dem untern Umkreise und das Bild des Erlösers mit einem Engel und zwei Seraphen an der Wölbung darstellen. Diese Gemälde scheinen jener Periode anzugehören, in der das Wiedererwachen der schönen Künste fällt. Sie sind ziemlich gut erhalten und nur an den acht erwähnten Heiligenbildern sind einige Beschädigungen wahrzunehmen.

Der östliche Flügel, der sich zwei Stufen über dem Pflaster des vierseitigen Inneren erhebt, bildet (Fig. 2) einen halbrunden Chor von 5·62 Quadrat-Metres Flächeninhalt. Er hat eine Halbkuppel über einem Fenster, unter welchem sich ehemals ein kleiner Altar befand, der, wie es der alte Gebrauch in den Baptisterien mit sich brachte, und wie aus der oberwähnten Grabinschrift des Bischofs Reginpoto hervorgeht, dem h. Johannes geweiht war. Die ganze mit vier Nischen cannelirte Wand dieser Halbrundung ist mit Fresken in einem doppelten Style geschmückt. Ein Theil ist sehr roh, den Gemälden in der Krypta und dem Chore der Patriarchalbasilica von Aquileja entsprechend [1]); der andere Theil ist in besserer Manier mit dem Datum 1535 und offenbar auf älteren Arbeiten ausgeführt.



(Fig. 2.)

Die beiden anderen Flügel springen im Halbkreise nach Süden und Norden vor, jeder misst 5·0 Quadrat-Metres. Sie sind über dem Boden in der Höhe des erwähnten Chores erhoben, ebenso mit einer Halbkuppel über einem engeren Fenster und mit Nischen in den Wänden versehen, die jedoch jedes künstlerischen Schmuckes entbehren.

Das Baptisterium zu Concordia hat, wie nach dieser Darstellung nicht zu bezweifeln ist, sowohl in religiöser als künstlerischer Beziehung einen hohen Werth. Nebst seinem hohen, auf acht Jahrhunderte hinaufreichenden Alter und der guten Erhaltung verdient die Eigenthümlichkeit der Architectur und der Charakter der alten Fresken besondere Aufmerksamkeit.

---

[1]) So eben wird über Anregung der Central-Commission die Restauration dieses berühmten Baptisteriums von Aquileja eingeleitet. A. d. Red

[2]) Nicht eigentlich das Baptisterium, sondern der daranstossende Raum, welcher die Verbindung mit der Kathedrale von Aquileja herstellt, wird die „Chiesa dei pagani“ genannt. A. d. Red.

[3]) Bertoli, Antiq. Aquilej. p. 401; de Rubeis, de ritib. aquileji cap. 27, p. 372.

[1]) Bertoli, Antiq. Aquilej. pp. 364, 369, 370.

Bericht über einige Baudenkmale Croatiens.

Von Johann v. Kukuljevic, k. k. Conservator für Croatien.

Im Königreiche Croatien gehört das Warasdiner Comitat nicht nur zu den fruchtbarsten und bevölkertsten, sondern es ist auch eines der reichsten an alten Baudenkmalen. Es hat zwar auch dieses Comitat, gleich den übrigen österreichischen Theilen Croatiens, von den früheren fortwährenden Streifzügen der wilden Osmanen viel gelitten, allein da ihre Herrschaft daselbst nie einen festen Fuss fasste, so blieb hier so manches Denkmal unversehrt, während im südlichen Theile des Landes, in Türkisch-Croatien und an der Gränze Bosniens, die alten Baudenkmale, besonders die dem christlichen Cultus geweiht waren, bis auf den Grund zerstört wurden.

Ausser den gut erhaltenen alten Schlössern Warasd. Ludbreg, Bukovec, Rasmja, Trakoštjan, Klenovnik und mali Tabor, bekränzen die von Ost nach West sich dehnende Bergeskette des Warasdiner Comitats folgende Ruinen: Kopreinitz (Koprivnica), Kövar, Vingrad, Kreutz, das uralte Königsschloss und Gränzfestung gegen Ungarn, Kalnik, Reka, Čanjevo, Greben, Melen, Bela, Ivanec, Kamenica, Jalševnik, Vinica, Komar, Gotalovec, Oštere, Belec, Lobor, Krapina, Komor, Kostel und Cesargrad, mit den Schlössern der Murinsel: Štrigovo, Lapšćina, Čakovec, Turnišće und Legrad. Ich werde diese sämmtlichen Schlösser und Burgruinen, nebst den übrigen von ganz Croatien und Slavonien an einem anderen Orte ausführlicher besprechen, und will hier bloss jene Baudenkmale erwähnen, die ich auf einem eigends zum Zwecke der Erforschung gemachten Ausfluge im Warasdiner Comitate flüchtig besichtigen konnte.

1. Mein erster Besuch galt dem Pfarrorte Macinec im Čakathurner Bezirke, in welchem man die alte Pfarrkirche niederzureissen und nach einem gemachten Plane ganz neu aufzubauen beabsichtigte. Es war mir bekannt, dass diese Kirche zu den ältesten des Comitats zählt, daher widmete ich ihr vor allem meine Aufmerksamkeit. Ich fand wirklich den Chor und den Thurm der Kirche (einstens bloss eine Capelle zum Pfarrorte Nedelišće gehörig) im gothischen Style erbaut, Schiff und Sacristei ist im XVIII. Jahrhunderte zugebaut, zu der Zeit nämlich, als man im Jahre 1789 daselbst eine Pfarre stiftete. Dieser zugebaute Theil ist nun ganz baufällig und die Kirche braucht fürwahr eine gänzliche Benovirung. Allein der alte Chor und der Thurm, von festem Materiale gebaut, sind in gutem Zustande und benöthigen bloss eine neue Bedachung nebst unbedeutenden Reparaturen.

Der sechseckige Chor der Kirche mit einem Kreuzgewölbe, dessen Gewölbsgurten an den Wänden auf Consolen ruhen, trägt die Zahl I.S.A.M. (1455?). Diese Inschrift, von einem Engel getragen, ist auf einem Knaufe angebracht, während die übrigen mit Wappen-Schildern und Figuren geziert sind. Das einst spitzbogige Fenster ohne Füllung ist nach oben vermauert und bildet nun von aussen ein Viereck, während von innen noch die ursprüngliche Form sehr deutlich zu sehen ist. An der andern Abseite des Chores ist die Wand durchgebrochen, und die neue ebenfalls baufällige Sacristei angebaut.

Ich verwendete mich bei der hohen k. k. Statthalterei, so wie auch beim k. k. Warasdiner Comitats-Amte dafür, dass dieser gothische Chor, nicht wie es im Plane stand, mit den übrigen Theilen der Kirche niedergerissen, sondern in seiner ursprünglichen Form hergestellt und dem Körper der neu zu erbauenden Kirche als eine Capelle angeschlossen werde, zugleich machte ich den Vorschlag, anstatt des neuen, laut dem Bauplane von Holz zu erbauenden Kirchthurmes, den alten gemauerten Thurm auch bei der neuen Kirche zu belassen. Der Erfolg dieser Vorschläge hängt nun von weiteren höheren Anordnungen ab.

2. Nedelišće, im Čakathurner Bezirke, mit einer einschiffigen Pfarrkirche im spätgothischen Style (erbaut um das Jahr 1460 [1]). Der dreiseitig geschlossene Chor ist mit einem Kreuzgewölbe versehen, dessen zehn Rippen mit Diensten an der Wand auf Consolen ruhen. An das Schiff der Kirche, dessen Gewölbe acht Halbsäulen tragen, sind in der neueren Zeit zwei Capellen angebaut. — Die vier Fenster des Chores sind sonderbarer Weise nicht spitz, sondern rundbogig, was diesem Theile der Kirche das Ansehen eines romanischen Baues gibt. Hinter dem grossen Altar ist ein rundes Fenster ohne Füllung angebracht, und das Schiff der Kirche (wahrscheinlich später zugebaut) hat zwei viereckige Fenster.

An der rechten Abseite des Hochaltares befindet sich ein schöner, im rein gothischen Style erbauter Taufstein. Er bildet die Form eines hohen schlanken Brunnens mit schönen architektonischen Ornamenten geziert. Ober dem in der Mitte angebrachten zweiflügeligen Schreine, in welchem man einstens das heilige Öl aufbewahrte, stehen auf Consolen unter Baldachinen drei Statuen des Erlösers, der heiligen Jungfrau Maria und des heiligen Johannes Evangelisten. Dieser Taufstein gehört unstreitig zu den schönsten Baudenkmalen der ganzen Murinsel, und ich werde eine Zeichnung desselben der k. k. Central-Commission vorlegen.

---

[1]) Vor 80 Jahren waren daselbst noch schöne Chorstühle mit Schnitzwerk und der Jahrzahl 1469.

Am Äusseren der Kirche sind Strebepfeiler angebracht und das Dachgesims des Chores ist in den Ecken mit Figuren geziert. Im inneren Raume der Kirche befinden sich die Grabmonumente zweier croatischer Edelleute, und zwar des edlen Wolfgang Dragać von Pleternice, gestorben im Jahre 1578, und des edlen Jünglings Matthias Černko, geb. 1574, der im Anfange des XVII. Jahrhunderts im Kampfe mit den Türken auf dem Schlachtfelde blieb. — Die neuen Frescomalereien des Chores und des Schiffes sind im Jahre 1814 von Alois Belli aus Mailand verfertigt worden, haben aber keinen besonderen Kunstwerth.

3. Pomorje, im Bezirke von Štrigovo (Stridau). Einschiffige Pfarrkirche mit einem Chore im späthgothischen Style. Die 10 Gewölbsrippen, an der Wand auf Consolen ruhend, sind mit Schildern geziert, in deren einem die Jahrzahl 1808 und in zweien die Namen Jesus und Maria eingeschnitten sind. In den drei oberen Schlusssteinen, ebenfalls mit Schildern geziert, sieht man das Johanniter-Kreuz, wesshalb man vermuthet, dass diese Kirche einstens dem Johanniterorden gehörte. An der rechten Seite des Hochaltars befindet sich ein im gothischen Style erbauter Taufstein oder vielmehr Schrein, in welchem man das heilige Öl aufbewahrte. Er steht weit hinter jenem von Nedelišće zurück. Die vier Fenster des Chores mit Spitzbögen haben ein schönes Masswerk in den Füllungen. An die rechte Abseite des Chores ist im Jahre 1777 die Sacristei angebaut. Das Schiff ist ebenfalls ein Neubau.

4. Štrigovo (Stridau), Bezirksort. Einschiffige neue Pfarrkirche mit einem alten Chore im späthgothischen Style. Das Kreuzgewölbe mit seinen acht Rippen ruht an der Wand auf Diensten, deren Knäufe theilweise mit Sculpturen versehen sind. In den Schlusssteinen sieht man die gemeisselten Köpfe des Erlösers und der heil. Jungfrau Maria. Von den einstigen vier gothischen Fenstern sind noch zwei geblieben, sie sind mit schönem Masswerke geziert. An der rechten Abseite des Chores ist in neuerer Zeit die Sacristei und der Kirchthurm angebaut.

In demselben Pfarr- und Bezirksorte befindet sich auf einer Anhöhe die schöne, im vorigen Jahrhunderte erbaute Kirche des heil. Hieronymus, zu dessen Geburtsstätte einige Gelehrte diesen Ort stempeln wollen. Ob sie nun ihre Behauptung gegen Dalmatien, Istrien und Süd-Croatien geltend machen werden, ist eine Frage, welche noch in der Schwebe bleibt.

Die schöne Frescomalerei der besagten Capelle ist von dem reich begabten Fresco-Maler Johann Ranger aus Tirol, der als Ordensbruder im croatischen Pauliner-Kloster Lupaglava die grösste Zeit seines Lebens zubrachte und im Jahre 1753 daselbst starb.

5. Warasdin. Der viereckige Thurm der im neueren Style erbauten Pfarrkirche trägt die Jahrzahl 1494, hat ein hohes spitziges Dach, und ist am Sockel mit der Statue des Andreas Jacetić, Burgcaplan in Burenberg und Stadtpfarrer von Warasdin, geziert. Das alte Schloss Varasd, welches in den Urkunden bereits im XII. Jahrhundert erwähnt wird, gehörte im XIV. Jahrhunderte der Familie Bebek. Im XV. Jahrh. besassen es die Grafen v. Cilli, nach ihrem Absterben fiel es an die Witwe Ulrich's von Cilli, Katharina von Branković; später an den Herzog und Ban von Croatien, Johann Corvin; sodann bekamen es die Freiherrn von Ungnad und im XVI. Jahrhundert kam es durch eine Ungnad an die jetzigen Besitzer Grafen Erdődi. Es ist noch sehr gut erhalten, hat vier runde Fenster und einen viereckigen Thurm, ist mit den Wappen und Inschriften der Br. Ungnad und Grafen Erdődi versehen und besitzt ausser einer obern neuern, auch eine untere viel ältere Burgcapelle, beide im gothischen Style erbaut. Die untere ältere, auf welcher der breite viereckige Thurm ruht, ist ebenfalls viereckig, mit einem Kreuzgewölbe versehen, dessen Rippen mit Diensten bis an den Boden laufen. Auf beiden Abseiten sind steinerne Balustraden mit architektonischen Ornamenten, die auf Consolen ruhen. Jetzt dient leider diese Capelle zu einem Keller. Vor wenigen Jahren sah man im Saale des Schlosses die rundbogigen Fenster noch mit Glasmalereien aus dem XVI. Jahrhundert geschmückt, jetzt sind diese Gläser verschwunden; nur eine runde Glasplatte mit dem Ungnad'schen Wappen befindet sich im National-Museum zu Agram.

6. Remetinec im Warasdiner Bezirke. Pfarrkirche im spätgothischen Style, um das Jahr 1490 von Johann Corvin dem Jüngeren erbaut. Einst war daselbst ein Kloster der Johanniter oder nach Anderen das der Conventualen. Nachdem sich im 16. Jahrhunderte die Ordensbrüder vor den Türken flüchteten, blieb das Kloster und die Kirche verödet. Im Jahre 1639 siedelten sich daselbst die Franciscaner an, und erbauten ein neues Kloster; allein im Jahre 1790 wurden auch diese aufgehoben, und nun bewohnt das neu reparirte Kloster der Ortspfarrer. Der Chor mit drei Abseiten hat ein schönes Kreuzgewölbe, gestützt auf das kahle Widerlager. Die zwölf Gewölbs-Rippen mit Diensten ruhen an der Wand auf Consolen. Die drei Schlusssteine sind mit Schildern geziert, in denen ein Pelikan mit seinen Jungen, ein Wolf und drei Löwenköpfe mit zwei Sternen (gleich dem dalmatinischen Wappen) ausgehauen sind.

Das eine Schiff, an welches in späteren Zeiten zwei Capellen angebaut worden sind, ist ebenfalls mit einem Kreuzgewölbe versehen, dessen Rippen mit Diensten auf acht runden Wandsäulen ruhen. Die oberen sechs Schlusssteine sind mit Rosetten geziert.

Im Chore befinden sich nebst einem runden, auch vier hohe, schmale Spitzbogenfenster mit der Fischblase im Masswerk. Das Schiff der Kirche hat bloss ein gothisches Fenster an der linken Seitenwand; an der Stelle der übrigen ist der Eingang zu zwei neuen Capellen durchgebrochen, an der rechten Seitenwand befindet sich der Klostergang, daher die ganze Seite ohne Fenster ist. Um der Kirche das nöthige Licht zu verschaffen, hat man später anstatt

der alten gothischen, drei Fenster im Rundbogenstyle ober dem Eingangsthore durchgebrochen. Die neue Capelle des heiligen Anton von Padua, von der gräflichen Familie Patačić gestiftet und dotirt, ist mit trefflicher Stuccatur-Arbeit und schöner Fresco-Malerei geziert; daselbst befinden sich auch zwei schöne, aus weissem und rothem Marmor verfertigte Grabmonumente des Balthasar und Bartol Grafen Patačić mit Sculpturen in erhabener Arbeit.

Die Sacristei unter dem hohen Thurme ist ebenfalls im gothischen Style erbaut und mit einem Kreuzgewölbe versehen, dessen Gewölbs-Gurten auf der Wand ruhen. Die Thür der Sacristei mit dem Spitzbogen führte in den unteren finsteren Klostergang, dessen Fenster und Thüren ebenfalls mit Spitzbogen geziert waren, bevor man die neuen Reparaturen unternahm und die Fenster theils vermauerte, theils viereckig bildete.

Von aussen ist die Kirche im Rücken des Chores und auf der linken Seitenwand von acht Strebepfeilern mit einfacher Bedachung unterstützt. Der Chor bildet ein Sechseck und der schöne von gehauenem Stein erbaute Thurm ist viereckig. Ober dem Portale der Kirche sieht man ein aus Stein gemeisseltes Johanniterkreuz eingemauert, welches zu der Vermuthung führt, dass daselbst zuerst die Johanniter wohnten.

7. Vinica, im Warasdiner Bezirke. Hier stand noch vor einigen Jahren eine alte, im gothischen Style gebaute Pfarrkirche; sie wurde aber von der Neuerungswuth unsers Jahrhunderts, gleich vielen anderen im Kronlande Croatien, bis auf den Grund zerstört, und eine ganz neue aufgebaut. — Zum Glück liess man die Denkmale, die sich in der alten Kirche befanden, in die neue übersetzen und rettete dadurch einige der schätzbarsten Monumente des Vaterlandes.

Vor allem verdient eine Erwähnung das Grabmonument des berühmten ungrisch-croatischen Geschichtsschreibers Nikolaus Istvanfy, der hier mit seiner Gattin Iva die ewige Ruhe fand. Er war der Besitzer der croatischen Herrschaften Vinica, Klenovnik und Pankovec; man glaubt er habe in Vinica seine berühmte Geschichte geschrieben [1]). Die Inschrift des Grabdenkmales, welches er seiner Gattin und sich selbst setzen liess, lautet also:

M. D. C. III.
D. O. M.
RVDOLPHO II. IMP. CAES.
AVG. PIO. F.
NICOL. ISTVANFI. PAULI F. REGNI.
VNG. PROPALATINVS. HAC.
CVRA POSTEROS LEVARE
VOLENS. SIBI ET ELISAB. BOT.
DE BAINA. CONIVGI PIENTISS.
POS. VT OVI XXXV. AMPLIVS.
ANNIS CONIVNCTISSIME
VIXERVNT, VNA ETIAM
QVIESCANT. VNAQVE RESVRGANT.
ANNO CHRISTI SERVATOR
MDXCVII.
VIVITE SVPERSTITES MORTALITATIS MEMORES.
NICOLEOS IACET HIC CHARÆ SOCIATVS ELISÆ.
QVI VT PLACIDA VIXERE SIMVL, SIMVL ECCE QVIESCVNT.
SICQVE ETIAM POST FATA PIO AMPLECTVNTVR AMORE.

Auf einer andern weissen Marmorplatte folgt sodann:

HIS. XPVS
DEBVERAS SVPERESSE DIV MEA DVLCIS ELISA
TANTA FIDES INTE. TANTA FVIT PIETAS,
SED OVIA LEX STAT INEVITABILIS EHEV!
CONDERIS HIC. ET EGO MOX TVR FATA SEQVAR.
VIXIT ANN. LVIII. MINVS MENS. DVOB. DIEB. X.

In derselben Kirche befindet sich auch das Grabmonument des Edlen Franz Keczer von Radovan, und des heldenmüthigen Banus von Croatien, Benedict von Thurocz (Thurovetz) [† 1616], dessen Bildniss in National-Kleidung und Rüstung in Lebensgrösse, aus dem feinsten weissen Marmor gemeisselt, sammt dessen Wappen auf der linken Seitenwand des Chores angebracht ist. Unter dem Bilde sieht man folgende Inschrift:

REGNORVM TVTELA TRIVM BANVSQVE POTENTIS
ILLYRII ET PATRIAE HIC CVRA SALVSQVE IACET.
CVIVS SI POSSET CONPLECTI SAXEA MOLES.
VIRTVMTES, PVLCHER QVA FORET ISTE LAPIS.

Aus der alten Kirche versetzte man hieher auch einen gothischen Taufstein mit spitziger Bedachung, deren Kanten mit Krabben oder Knallen verziert sind.

Als eine seltene Erscheinung dürfte man es betrachten, dass sich in dieser Kirche nebst den Denkmalen des christlichen Mittelalters, auch ein römischer, im Orte Vinica ausgegrabener Monumentalstein mit folgender Inschrift befindet:

FIRMIA. L. F.
SCARBENTI
NA. AN. XXXV.
H. S. E.
Q. CESERNIVS.
IVSTVS FIL.
H. F. C.

Eine Viertelstunde vom Orte Vinica entfernt, liegt in Ruinen das grosse Bergschloss, dessen Veste und hohe Mauern mit den drei runden Thürmen im XIII. Jahrhunderte als Gränzfestung gegen Steiermark und das deutsche Kaiserreich dienten. Es gehörte einstens zur Grafschaft Zagorien. Im Jahre 1398 schenkte es König Sigismund dem Grafen Hermann von Cilli und Zagorien. Nach dem Absterben der Grafen von Cilli kam es zuerst an die Witwe Ulrich's von Cilli, Katharina von Branković, sodann im Jahre 1463 an den berühmten Feldherrn und Banus Jean Vitovec, von diesem übernahm es König Matthias und sein Sohn Johann Corvin, der es an die Familie Gjulaj übertrug. Als Heirathsgut fiel es später an die Familie Both von Banja und an die Turocz von Ludbreg, in deren Besitz dasselbe im XVII. Jahrhunderte eine Ruine wurde.

[1]) Ich besitze in meiner Handschriftensammlung seine mit eigener Hand geschriebenen lateinischen Lob- und Gelegenheitsgedichte; am Schlusse befinden sich verschiedene Anmerkungen in lateinischer und croatischer Sprache.

8. Križovljan, im Warasdiner Bezirke. Eine Pfarrkirche mit sechseckigem Chore im gothischen Style. Die Wölbung ruht auf acht Wandsäulen. Die Fenster haben Spitzbogen, gegliederte Gewände und Masswerk. Von aussen 6 Strebepfeiler mit einfacher Bedachung. Der übrige Theil der Kirche ist in der neuern Zeit zugebaut. Die Façade mit schönen Bildwerken geziert.

9. Lupaglava, im Bezirke Ivanec. Die Kirche mit dem einstigen Pauliner-Kloster gehört unstreitig zu den schönsten Baudenkmalen des Warasdiner Comitats.

Das Kloster wurde um das Jahr 1400 von Hermann Grafen von Cilli und Zagorien, später Banus von Croatien, (1405) gestiftet und die Kirche im Jahre 1415 geweiht. Im Jahre 1481 hatten die Türken auf einem ihrer Streifzüge das Kloster verbrannt, und zugleich die Kirche beschädigt und geplündert; allein schon im Jahre 1491 wurde dieselbe sammt dem Kloster vom Herzog Johann Corvin restaurirt und der äussere Raum mit Wällen und Thürmen befestigt. Im Jahre 1593 belagerten die Grafen Peter und Johann Drašković das Kloster, und beschädigten es an vielen Stellen, wurden aber später, nachdem sie die Streitigkeiten mit den Ordensbrüdern geschlichtet hatten, Wohlthäter des Klosters. Im Jahre 1640 erhob man den niedern Kirchthurm um einige Klafter. Im Jahre 1656 bis 1663 wurde das ganze Kloster bedeutend erweitert und vergrössert und es zählte damals in seinen Räumen zwei und sechszig Ordensbrüder [1]). Im Jahre 1672 verlängerte man das vordere Schiff der Kirche um einige Klafter, und zierte im Jahre 1711 die neue hohe Façade der Kirche mit eilf Statuen, zugleich wurde auch der Kirchthurm abermals um einige Klafter erhöht. Nachdem im Jahre 1789 der Pauliner-Orden in Croatien aufgehoben wurde, fiel Lupaglava unter die ungrische Kammer und wurde später an das sehr karg dotirte Cosmaer Domcapitel verschenkt. Dieses verpachtete im Jahre 1853 die grossen bedeutend vernachlässigten und beschädigten Räumlichkeiten des Klosters an das k. k. Ärar, welches daraus ein Strafhaus für Croatien und Slavonien machte.

Die schön im gothischen Style erbaute Kirche ist einschiffig. Der Chor mit drei Abseiten hat ein hohes Kreuzgewölbe, dessen Rippen mit Diensten auf zehn Wandsäulen ruhen; die drei Schlusssteine sind mit Wappen der Grafen von Cilli geziert. Das Kreuzgewölbe des älteren Theiles des Schiffes ruht mit seinen Rippen auf sechs Wandsäulen. In den später gebauten Theilen, ober dem Orgelchore, sind an den Enden der Rippen spitzige Knäufe angebracht; der Orgelchor ruht auf vier runden Säulen.

Die Spitzbogenfenster sind mit Masswerk, darunter die Fischblase vorherrscht, versehen. An der linken Seitenwand des Schiffes haben im XVII. und XVIII. Jahrhunderte die gräflichen Familien Ratkay, Drašković und Patačić drei Capellen anbauen lassen.

Von aussen hat der Chor die Form eines Sechseckes. Sechs Strebepfeiler mit platter Bedachung unterstützen die Kirchenmauer von der südlichen und östlichen Seite, von der westlichen stosst an die Kirche das grosse zweistöckige und im Quadrat gebaute Kloster. Der Thurm hat eine Höhe von 22 Klafter.

Sehenswerth sind in der Kirche die schönen frischen Frescogemälde, in den Jahren 1737 und 1742 von dem Ordensbruder Johann Ranger ausgeführt, und historsich merkwürdig sind die Grabmonumente der Wohlthäter des Klosters und der Kirche. Vor allem verdient Erwähnung das Grabmonument des Herzogs und Banus Johann Corvin, dessen Gemahlin Beatrice von Frangepan, als er im J. 1504 in seinem Schlosse Krapina starb, seine sterblichen Überreste hierher übertragen liess. Ein Jahr darauf wurde auch sein einziger Sohn Christoph, der letzte aus dem Geschlechte Corvin's, daselbst neben seinem Vater begraben. Im J. 1630 hat man ihre Gräber geöffnet und durchsucht, die Särge wahrscheinlich ihrer Schätze beraubt, die marmorne Platte mit der Inschrift und den im Basrelief ausgehauenen Bildnisse des Herzogs, welche ursprünglich vor dem Hochaltar die Gruft deckte, ausgehoben und in die rechte Seitenwand des Chores eingemauert.

Die Inschrift dieses Monumentes lautet:

ANNO DOMINI MILLESIMO QUINGENTESIMO QVARTO.
OCTOBRIS DUODECIMA DIE, HORA VNDECIMA NOCTURNALI.
HEROS VLTIMOS DIES IOANNES CORVINUS CLAVSIT EXTREMOS.
SVB EREMO CORPVS AD CLAVSTRVM LEPOGLAVA TVMVLARE IVSSIT.
ASPICE REM CHARAM, BINI HINC INDE CINGVNT GLORIOSAE VIRGINIS ARAM.
DVX IOANNES ET FILIVS EIVS CHRISTOPHORVS, QVIBVS ADSINT GAVDIA TRINA.
DVM LIGVIT TVA DVM VIGVIT O IOANNES PORTESTAS,
FRAVS LANTVIT, PAX IN REGNO ISTO TVI TEMPORE FIRMAVIT.
REGNVM ATQVE HONESTAS.

Ausser diesem Monumente befinden sich in dieser Kirche noch folgende marmorne mit Inschriften und Basrelief gezierte Grabdenkmale. Im Chore der Kirche das Denkmal des Jochan Petew, Herrn zu Bela, Cerje und Ivanec, mit seinem Wappen († 1671). Im Schiffe der Kirche, rechts, das aus schwarzem Marmor errichtete Monument von Peter Paul und Katharina Ćeśković († 1656—1709) aus dem Geschlechte Donic, welches zu den Zeiten der Religionskriege aus Böhmen nach Croatien eingewandert war und mit dem neuen Wappen auch den neuen Namen Ćeśković erhielt. In der Capelle der heiligen Dreifaltigkeit steht das schöne Mausoleum des Ladislaus Patačić († 1710) aus weissem Marmor mit dessen Bildniss in Basrelief, und in der Capelle des

[1]) In Lupaglava wurde bereits im Jahre 1503 ein Seminarium für die Ordensgeistlichen errichtet. Im Jahre 1582 eröffnete man daselbst öffentliche Schulen für Landeskinder und führte im Jahre 1656 auch die philosophischen Studien ein. Dieses Kloster beherbergte zu allen Zeiten Gelehrte und Künstler von verschiedensten Fächern und man zählte es zu den ersten den ungrischen und croatischen Provinz. Als man es aufhob, war darüber in ganz Croatien eine allgemeine Klage.

heil. Joseph das des Obristen Grafen Sigmund Ratkay. † 1702.

In den Räumen des einstigen Klosters sind sehenswerth die schönen Frescogemälde, die das grosse und kleine Refectorium, die Bibliothek und die Apotheke zieren, und ausser mehreren Scenen aus dem Leben des heiligen Paulus und Augustins, der Eremiten, und aus dem neuen Testamente, viele Portraits der Wohlthäter des Klosters darstellen. Es ist für die Geschichte des Klosters interessant, namentlich diejenigen zu erwähnen, deren Bildnisse sich daselbst befinden. Ich will sie daher im Kurzen anführen.

Im kleinen Refectorium befinden sich in Lebensgrösse al fresco gemalt folgende Portraits: Hermann v. Cilli, Johann Corvin, Beatrice v. Frangepan, Br. Stephan Orehoci, Graf Franz Keglević, Br. Gabriel Gottal, Graf Ladislaus und Theresia Patačić, Stephan Graf Draškovič, Emerik Graf Erdődi, Sigmund Graf Ratkay und Anna Sophia Štipšić. Im grossen Refectorium: Paul Ivanović, General-Vorstand der Pauliner; Fürst Emerich Eszterházy, Bischof von Waizen und Agram; Franciscus, mit dem Beinamen Pius; Cuno Silentiarius, Herzog Johann Corvin mit seiner Gemahlin, Hermann Graf von Cilli und Zagorien; Benedictus II., Provinzial der Pauliner; Lucas Felix; Stanislaus Opovius; Georg Cepelenji, Missionär und Märtyrer; Martin Borković, Bischof von Agram; Gaspar Malečić, Prior der Pauliner; Heinrich Teiss, Märtyrer als Missionär; Johann Zakoly, Bischof von Čanad. In der Apotheke: Hippokrates, Theofrastes, Aristoteles und Galenus nebst anderen auf die Heilkunde Bezug habenden Gegenständen.

Im einstigen Bibliothekszimmer befinden sich theils auf Leinwand mit Ölfarben, theils al fresco, nebst mehreren Ansichten, Landschaften und allegorischen Bildern, folgende Portraits: Ladislaus Graf Nadasdi, Bischof von Čanad; Franz Gaspar Malečić, General-Prior des Ordens; Johann Krištolorec General-Prior; Fürst Emerich Eszterházy, Bischof von Čanad und Agram; David Johann Pizzetti, Domherr von Agram; Joseph Mikonovic, Domherr zu Agram; Milinarić; Žanić Cočtko, Domherr von Časma; Max Verhovac und Joseph Galyof, Bischöfe von Agram; Graf Bartol. Patačić u. s. w.

Die erwähnten Gemächer des einstigen Klosters werden wegen ihrer Kunstgegenstände von der jetzigen Behörde der neuen Anstalt mit besonderer Sorgfalt und im besten Zustande erhalten.

10. Trakoštjan, im Bezirke Ivanec. Dieses alte Bergschloss, auf der Spitze eines hohen Berges, von Hügelland rings umkränzt und an dem Ursprunge der Bednja, die hier einen See bildet, gelegen, gehörte im XIV. und XV. Jahrhunderte den Grafen von Zagorien. Zu Ende des XV. Jahrhunderts schenkte es Johann Corvin der Familie Gjulaj, nach dem Absterben dieser Familie kam es aus den Fiscal-Händen im Jahre 1569 an die gräfliche Familie Draškovič. Im Jahre 1651 wurde das Schloss durch Banus Nikolaus Zrini belagert und wahrscheinlich schon damals bedeutend beschädigt, später lag es beinahe durch ein Jahrhundert in Ruinen.

Der jetzige Besitzer des Schlosses, Georg Graf Draškovič, k. k. F. M. L., verwendete eine grosse Summe auf die Herstellung dieses Schlosses und er dürfte bereits im Laufe dieses Jahres die hohe Freude geniessen, das majestätische Schloss, von welchem seine Familie das Prädicat führt, in der alten Würde und Pracht zu sehen.

Nach einem in Gratz gemachten Plane lässt der edle Graf im echten Kunstsinn das alte Schloss ganz nach dem ursprünglichen Style aus den Ruinen wieder erstehen; die Spitzbogen-Fenster und die Thore mit den schönen Verzierungen, die festen Thürme und Zinnen, die Umfangsmauern mit den Schiesslöchern, die Warte und die Zugbrücke, der schöne Rittersaal, geschmückt mit den Rüstungen und Bildern des Mittelalters, die herrlich eingelegte Decke der Gemächer, die Zimmer-Thüren mit dem mittelalterlichen Beschlägen, mit einem Worte Alles in diesem erneuerten Schlosse versetzt einem in die schöne alte Zeit des Ritterthums, und der Besucher hat nur einen und denselben Wunsch mit dem Wiederhersteller des Schlosses, dasselbe nämlich nach Jahre langer Arbeit in seiner Ursprünglichkeit recht bald zu sehen, um es den interessantesten Schlössern des österreichischen Staates beizählen zu können.

11. Krapina, Bezirksort, mit einer zweischiffigen Pfarrkirche im gothischen Style erbaut; der Chor verlor vor wenigen Jahren das alte Kreuzgewölbe, dessen Rippen auf der Wand auf spitz auslaufenden Consolen ruhten, und erhielt eine neue kuppelartige Wölbung. Es sind jedoch von der alten Wölbung noch die Rippen mit Diensten und Knaufen erhalten, zwei der letzteren sind mit dem Christuskopf und dem Namen Maria geziert. Das ältere breitere Schiff der Kirche ist vom Chore durch einen breiten Spitzbogen, der auf zwei Wandsäulen ruht, getrennt. Das Kreuzgewölbe dieses Schiffes hat acht Rippen, die an der Wand ruhen und in spitzige Knäufe endigen. Das Atrium unter dem Orgelchore ruht auf zwei runden Säulen und ist mit einem Kreuzgewölbe gedeckt, dessen sechs Rippen mit Diensten an der Wand auf Consolen sich stützen. Zwei dieser Consolen sind mit Wappen-Schildern geziert, von welchen eines das altillyrirische Wappen mit Neumond und Stern enthält; die Schlusssteine sind mit Rosetten und Schildern versehen, in dem mittleren steht die gothische Inschrift: „in horis erewi."

Das linke, neue und schmälere Schiff, verbunden mit der alten Kirche durch den geschmacklosen Durchbruch der Seitenwand, hat ebenfalls ein Kreuzgewölbe, dessen einfache Rippen an der Wand auf Knäufen ruhen. Der Chor der Kirche wird durch drei runde und ein langes Rundbogenfenster erleuchtet. Im neueren Schiff sind ebenfalls zwei Rundbogenfenster. Aus dem Chore führt eine kleine Thür

in die mit Kreuzgewölben versehene Sacristei, über welcher der viereckige alte Kirchthurm steht. Das Äussere der Kirche hat fünf Strebepfeiler mit einfacher Bedachung.

Ober dem privilegirten Marktflecken Krapina, steht in Ruinen das uralte Schloss gleichen Namens, einstens der Hauptsitz der Grafen von ganz Zagorien. In den Urkunden geschieht dessen bereits im XII. Jahrhunderte Erwähnung, und es gehörte damals als Gränzfestung gegen die Deutschen zu den Verwaltungsschlössern der jeweiligen Herzoge und Banus von ganz Slavonien. Im XIII. Jahrhunderte kommt es unter dem einfachen Namen „Castrum Zagoriae" vor und wurde in den Kriegen mit dem böhmischen Könige Ottokar vom Banus Heinrich von Güssingen diesem Könige übergeben, durch den Friedenstractat von 1271 aber der ungarischen Krone zurückgegeben. Im Jahre 1347 erhielten die Ortsbewohner vom König Ludwig I. schöne Privilegien und wurden in ihren Rechten den Bürgern einer königlichen Stadt gleichgestellt. Das Schloss verwalteten damals königliche Castellane und hatten nur das Recht in drei Fällen über die Ortsbewohner zu Gericht zu sitzen, und zwar im Falle eines Diebstahles, einer Gewalt und eines Mordes, in allen übrigen Fällen richtete der von der Gemeinde gewählte Richter. Im Jahre 1353 besass das Schloss mit königlichem Rechte der Bruder des Königs Ludwig I., Stephan, Herzog von ganz Slavonien. Nach seinem Tode fiel es wieder an die Krone, bis es im Jahre 1399 von König Sigismund sammt allen Schlössern der Grafschaft Zagorien an Hermann Grafen von Cilli verschenkt wurde. Auf diese Art überging das Schloss auf ewige Zeit aus den königlichen in Privathände. Im Jahre 1422 vergiftete daselbst Graf Friedrich von Cilli seine erste Gemahlin Elisabeth von Frangepan und heirathete drei Jahre später die schöne Veronica von Desenić aus Zagorien, deren trauriges Ende geschichtlich bekannt ist. Nach dem Absterben der Cilli fiel das Schloss an die Witwe Ulrich's von Cilli, Katharina von Brankovič, die es um das Jahr 1457 mit ganz Zagorien an ihren Hauptmann Jan Vitovec, Banus von Croatien, gebürtig aus Böhmen, verkaufte. Diesen Kauf bestätigte zu Gunsten desselben Vitovec im Jahre 1459 Kaiser Friedrich, und im Jahre 1463 König Matthias Corvinus, der es aber im Jahre 1489 mit ganz Zagorien an sich wieder riss, und später seinem natürlichen Sohne Johann Corvin schenkte. Derselbe Johann hielt als Herzog von ganz Slavonien grösstentheils in diesem Schlosse seinen Sitz und starb auch daselbst den 12. October 1504. Durch dessen Witwe Beatrice von Frangepan kam das Schloss an ihren verschwenderischen Gemahl Georg Markgrafen von Brandenburg, der es im J. 1523 sammt dem Schlosse Kostel in Zagorien an Peter Keglevič, Banus von Zajce, und an Michael Imbrekovič verkaufte. Bei der Theilung des Kaufes fiel die Hälfte der Herrschaft sammt dem Schlosse Krapina dem besagten Imbrekovič zu, und durch dessen Tochter Katharina an ihren Gemahl Lukas Sekely Freiherrn von Fridau. Im Jahre 1610 wurde das Schloss von Friedrich Baron von Sekely an Johann Keglevič verpfändet, und seit dieser Zeit blieb es bis heute im der gräflichen Familie Keglevič.

Von dem einstigen herrlichen Schlosse steht nur noch ein Theil des Wohngebäudes, welches von der äusseren westlichen Seite dreistöckig, und von der innern östlichen nur einstöckig ist, da die zwei andern unterirdisch sind. Zu ebener Erde ist ein gewölbter Gang, der auf 8 Quadrat-Säulen ruht. Die äusseren dickeren Schloss-Mauern, in deren Mitte sich zwei grosse Höfe befinden, sind beinahe gänzlich eingefallen, nur ein Theil der Wandmauer in der Höhe von mehreren Klaftern ragt senkrecht über dem Orte empor, jeden Augenblick drohend, über die Dächer der Häuser hinabzustürzen. Durch das südliche Thor mit den verfallenen viereckigen Thürmen, die mit den Wohngebäuden in Verbindung standen, kommt man aus dem äusseren grösseren Hofraume in den zweiten innern Hof, in welchem sich ein im Felsen durchgehauener gemauerter Gang befindet, der in früheren Zeiten entweder zu Gefängnissen, oder, wie die Tradition sagt, zum Schlosskeller verwendet war; durch dieselbe Öffnung konnte man auch zum oberen Theile der Schlossmauern gelangen, die mit runden Thürmen befestigt waren.

Es scheint, dass die Schlossmauern einstens auch mit jenen zwei Thürmen oder Castellen in Verbindung standen, die auf der gegenüberliegenden westlichen Seite des Ortes und Flusses Krapina auf zwei Anhöhen erbaut waren und die Namen Psari und Sahec führten. Diess gab auch den Anlass zu der poetischen Volkstradition: dass bei dem Orte Krapina drei Schlösser standen, aus denen in uralten Zeiten drei Brüder Ceh, Leh und Meh, die Stammväter der Böhmen, Polen und Russen, auswanderten und drei gosse slavische Reiche stifteten. Mit Stolz nennen daher die Bewohner von Krapina ihren kleinen Marktflecken die Wiege und den Stammsitz des ganzen grossen slavischen Volkes.

Notizen.

59. (Der Erlass des Hochwürdigsten Bischofes von Brünn zur Verhinderung von Zerstörungen alter Baudenkmale). Bei dem Erweiterungsbau einer Kirche geschah es, dass ein romanisches Portal abgebrochen und zerstört wurde und dieser Zerstörung aus dem Grunde nicht vorgebeugt werden konnte, weil bei der Bauaufnahme und in den Bauverträgen unterlassen wurde auf den Werth dieses Baudenkmales aufmerksam zu machen. Als die k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale in die Kenntniss dieses Vorfalles gelangte,

machte sie höheren Orts die erforderlichen Schritte, um zu bewirken, dass künftig in allen Fällen, wo es sich um das Abbrechen oder den Umbau alter Kirchen, Pfarr- oder Unterrichtsgebäude handelt, jedesmal der Aufriss des alten Gebäudes und eine Zeichnung seiner etwa merkwürdigen Theile beigelegt und darauf besonders aufmerksam gemacht werde. An eine Weisung, welche diessfalls an sämmtliche Statthaltereien von Seite des h. k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht erfloss, knüpfte nun der hochwürdigste Bischof von Brünn einen Erlass an den Diöcesanclerus, dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Wir können nicht umhin, dieser Massregel die sorgsamste Beachtung zu wünschen und unsern ehrwürdigen Clerus zu erinnern, wie das Interesse für kirchliches Alterthum und Kunst bei ihm doch am meisten rege gedacht werden müsse und wie Niemand mehr als ihm der Sinn für Erhaltung jener altchristlichen Denkmale zieme. Es widerspricht den kanonischen Vorschriften, wenn Umbauten an den Kirchen vorgenommen, Änderungen ihrer innern Einrichtung getroffen, Inventarstücke veräussert, Monumente einer früheren glaubenskräftigeren Zeit hinweggeschafft werden, ohne dass die kirchliche Behörde von dem diessfälligen Vorhaben in Kenntniss gesetzt und um ihre Zustimmung angegangen wurde. Nur dem Übersehen dieses wesentlichen Umstandes so wie der Berathung mit Leuten, denen der Sinn für christliche Kunst und die Kenntniss des kirchlichen Alterthums abgeht, ist es zuzuschreiben, dass unter dem Titel von „Restaurationen“ oft wahre Verunstaltungen von Kirchen und kirchlichen Denkmalen vorgenommen werden, und so manches kostbare Bild, manches ehrwürdige Überbleibsel alter Kunst unter den Händen unberufener Restauratoren dem Verderben anheimfällt.“

60. (Legio XI Claudia. — MELVSI INFERIOR Castellum Abritanorum. — AISTMVTH König der Germanen.) Der Besuch Seiner Excellenz des Hr. Minister Freiherrn von Bach in der alten Metropole der Veneter und Istrer, welche in der Blüthezeit des römischen Kaiserreiches nur dem riesigen Rom in Italien nachstand, in der Patriarchenstadt Aquileja, veranlasste die Verificirung der Legende eines Centurio's der Legio XI. Claudia, Pio Fidelis, welcher zu Ende des III. oder zu Anbeginn des IV. Jahrhunderts starb. Diese Legende verdient zur Kenntniss genommen zu werden.

D. M. S.
VAL. LONGINIANVS
VIXIT. ANNOS. XLV.
MILITAVIT. OPTIO. LEG.
XI. CLAV. ANN. X. V. CENTVRIO
ORD. ANN. VI. NATVS. IN. MEASI
INFER. CASTELL. ARRITANOR

Diis Manibus sacrum
Valerius Longinianus
vixit annos quadraginta quinque
militavit optio Legionis
XI Claudiae annis quindecim, Centurio ordinarius annis sex, natus in Melusi inferiore Castello Abritanorum.

Der Centurio ordinarius (qui in proelio primos ordines ducit), welcher durch sechs Jahre diese Stelle bekleidet zu haben, und durch fünfzehn Jahre Optio (Capitain-Lieutenant) gewesen zu sein schien, war im Alter von 24 Jahren in die Militia eingetreten; und wir fügen hinzu, dass er durch einige Jahre in irgend einem fremden Auxiliar-Corps gedient, und sodann das römische Bürgerrecht erhalten habe; welchen Dienst, als in Eigenschaft eines Fremdlings geleistet, er nicht zu erwähnen befand. Und nachdem die in das römische Bürgerrecht aufgenommenen Soldaten den Namen Gentilitium von jenem Kaiser annahmen, der es ihnen ertheilte, so ist es am Platze anzudeuten, dass er das Bürgerrecht von Aurelian oder Probus, oder Diocletian oder Maximian erhalten haben muss, welche sämmtlich Valerier waren. Auch die Form der Buchstaben ist von dieser Zeit des Verfalls.

Dieser Valerius Longinianus ist nicht der einzige in Aquileja, der an die Legio XI. Claudia erinnert; denn man besitzt auch Nachrichten über andere.

D. M.
AVRELIVS FLAVINVS
OPTIO LEG XI CLAVDIAE
ANNORVM XXXX QVI
MILITAVIT ANN. XIIII. ET
OPTIO ANN. X. POSVIT
TITVLVM DE SVO ASTAN
TE CIVIBVS SVIS
IMPENSI $\overline{XX}$

(Aus dem Steine.)

AVRELIVS SVD
T S. MILEX. LE
NIS XI CLAVDIE

(Aus Bertoli A. d. A.)

AVRELIVS. DIZO. MILEX
LEG. XI. CLAVD. VIXIT
ANN. XXVII. MILIT. ANN
QVINQVE. OBITVS. IN
MAVRETANIA. BENE
MERENTI. CIVES. ET
COMMANIPVLI. DE. SVO
FECERVNT

(Aus Bertoli.)

VAL. AVLVCENTIVS > LEG
XI. CL. MILITA. GREGALES
ANN. XIIII. ET. CENTVRIO
ANN. III. VIX. ANN. XL
ET. MEN. V. FECIT
MEMORIA . FRATER

(Aus Bertoli.)

RELIVS IVSTINIVS EQVIS LEG
XI CL P F Q VIT ANNOR XLVII ET
MILITAVIT MVNIFEX ANNIS VI EQVES
ANNIS IIII MILITAVIT IN CORTE
I STATV POSTERIORE EX PLVRIS
MACCIS DERISVS. IPSIVS IN IPSO
TITVLO XCI

(Aus unrichtiger Handschrift.)

D. M. VAL.
QVINEVS. DES
CIS. EQVILVM
LEG. XI. CL. CIVES
(Aus den Wiener Jahrbüchern.)

M. D. M. PR
ONIVGIS. PIENT
BANAF > COH V
XI. CL. P. F. PRA
A. SECVNDIN
(Aus unrichtigem Manuscripte.)

Es liegt Grund zur Annahme vor, dass Aquileja die Station zwar nicht der ganzen XI. Legion, doch einer Abtheilung derselben gewesen sei. Ich wäre geneigt die Aufstellung eines Theiles der XI. Legion in Aquileja dem Probus zuzuschreiben, indem er ihn von der untern Donau zurückzog, wo er mit Grundbesitz betheilte Soldaten zur Vertheidigung des Limes ansiedelte. Um die Zeit der NOTITIA utriusque Imperii, hatte ein Sarmatencorps unter einem Präfecten seinen Standort zu Cividale, welches Corps ich nach der Nomenclatur des Alterthums NVMERVS SARMATARVM und dessen Commandanten ich EXARCHVS nennen möchte; allein in der Verfallszeit verwirrten sich Namen und Dinge. Die Legionäre waren eben so gut Fremdlinge wie die Soldtruppen; denn das Bürgerrecht reichte an und für sich gewiss noch nicht aus, um einen Barbaren zum Legionär umzuschaffen.

Dieser Valerius Longinianus, welcher weder Erben noch Freunde hatte, denen er die Sorgfalt um sein Grab hätte anempfehlen können, sagt, in MELVSI INFEHIORE, einem Castelle der ARRITANER, geboren zu sein. Vergebens würde man den Namen dieses Castells oder dieses Volkes bei Geographen von classischem Rufe nachsuchen. Aber der Anonymus von Ravenna, welcher so vernachlässiget, vom Grafen Pellegrino Rossi so arg mitgenommen, von mir jedoch sehr hochgehalten wird, bietet uns Anhaltspunkte und wie ich glaube verlässliche. Diese Abritani werden von dem Anonymus im Periplo als in der Bosphorania sesshaft erwähnt, in der Gegend des heutigen Kertsch; in der Geographie scheint er von MELVSI SVPER. dort zu erwähnen, wo er MVLYSIMON nennt (oder welche bessere Leseart man sonst vorschlagen wolle). Die Lösung der Frage, auf welchem heutigen Terrain die zwei MELVSI standen, überlasse ich den Russen, eingedenk des Ausspruches eines berühmten Mannes, dass in solchen Dingen die Eingebornen besser Auskunft wissen als jeder Fremde. Wenn ich es erlebte, den Anonymus in einem verbesserten Texte zu sehen, so würde ich es versuchen, den Schlüssel zu dessen Verständniss zu geben, und zu zeigen, wie in der Geographie jenes Mönchleins die Materialien ausgezeichnet, und aus autoritätsvollen alten Quellen geschöpft sind, und wie sie zur Kenntniss der alten Geographie sowohl bekannter als unbekannter Provinzen dienen können. Das alte England ist über alle andern europäischen Provinzen von dem Anonymus mit so erschöpfender Vollständigkeit behandelt, dass es kaum etwas zu wünschen übrig lässt. Im Anonymus herrscht ein System, ihm selbst unbewusst, der in seiner Unwissenheit Jenen ähnlich ist, die fremdes Wissen, welches sie weder begreifen noch würdigen können, für eigene Waare ausgaben.

Es genüge vor der Hand an einem aquilejesischen Steine die Echtheit der Materialien des Ravennaten zu beweisen. Wir heben hervor, dass die Legende Accente habe, denen keinerlei Werth und Bedeutung beizumessen ist, und dass der Stein des bosphoronischen Soldaten für andere geschrieben war, dann aber die Schrift verlöscht wurde, jedoch nicht in der Art, dass alle Spuren vertilgt worden wären. Ich gebe das römische Mass des Steines an: Höhe 2′ 2″, Breite 2′ 7″; es scheint mir, dass für römische Denkmale auch römisches Mass passend sei. —

Da ich schon im Schreiben bin, beliebt es mir meine Memoiren des bei Wien Gesehenen nachzuschlagen. Da ist die Rede von einem Solchen der etwas mehr war als bloss fremder Söldling, nämlich von einem REX GERMANORVM, welcher durch Zwang oder durch eigenen Willen römischer Bürger geworden und zu Carnuntum gestorben war. Es ist diess ein gewisser AISTOMODIVS, welcher von Septimius Severus das Bürgerrecht erhielt. Ich finde in meinen Schriften die Notiz verzeichnet, bei dem Correspondenten der k. k. Central-Commission Herrn Widter zu Klein-Schwechat die unverdächtige Marmortafel gesehen zu haben, worauf die Legende:

SEPT. AISTOMODIO
REG GERM
SEPTIMII PHILIPPV
ETHELIODORV
FRATRI INCOMPAR
Septimis Aistomodio
Regi Germanorum
Septimii Philippus
et Heliodorus
Fratri incomporabili.

Diese Tafel stand ehedem auf dem Grabmale, welches jenem Könige von seinen zwei Brüdern errichtet worden war; auch diese waren römische Bürger mit dem Beinamen Philipp und Heliodori; während der König hingegen, stolz auf den nationalen Namen der entweder durch die, wenn auch unglücklichen Waffen, oder durch den Schimmer der Krone Glanz erworben hatte, sich Aistomodius nennt, ein Name, der nach Abstreifung der lateinischen Formen Aistmuth zu sein scheint; was übrigens die in deutschen Dingen Bewanderten entscheiden mögen. Septimius Severus, welcher die Germanen bekriegte, wies diesen neugeschaffenen Septimiern ein Asyl, oder wenn man will ein glänzendes Exil in Carnuntum an.

Von welcher Gegend Deutschlands war dieser Aistmuth? Welche wären die deutschen Zunamen für Philipp und Heliodor, im Falle dass diese Übersetzungen ihres deutschen Namens seien? Dr. Peter Kandler.

61. (Nekrologisches.) Am 15. October d. J. starb zu Kis Tapolcsán Se. Excellenz Herr Joh. Graf Keglevich-Buzin, k. k. w. geheimer Rath und Kämmerer,

Oberstmundschenk des Königreiches Ungarn, Gutsbesitzer im Baeser Comitate und Conservator für das obere Pressburger Verwaltungsgebiet Ungarns.

In letzterer Eigenschaft hat die k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale den Verlust eines sehr eifrigen Organes zu beklagen. Beseelt von der wärmsten Liebe und Pietät für den reichen Schatz der historischen und Kunst-Denkmale seines Vaterlandes, unterzog sich Graf Keglevich in seinem schon vorgerückten Alter mit aller Aufopferung von Zeit und Mühe der ihm als Conservator gestellten Aufgabe, und seinem Wirken verdankt auch die k. k. Central-Commission nicht nur die Erforschung sondern auch die Erhaltung mehrerer wichtiger Baudenkmale. Von den verschiedenen Beweisen seiner Regsamkeit erwähnen wir nur, dass er zuerst die Aufmerksamkeit auf die romanische Kirche St. Jak, welche für die Kunstgeschichte Österreichs von grösster Bedeutung geworden ist, lenkte, ferner, dass er bei Sr. Eminenz dem Herrn Cardinal-Primas von Ungarn die Restauration der Kirche St. Benedek in Antrag brachte und durch seine Verwendung die Restauration des in historischer Beziehung interessanten Denkmales der vier Grafen Esterházy in Vezekány erwirkte. Wir schliessen uns daher mit herzlicher Theilnahme der Trauer um den Verlust dieses seltenen Kunstfreundes an. — Ausser dem Genannten sind der k. k. Central-Commission in kurzer Zeit noch zwei Conservatoren durch den Tod entrissen worden. Am 15. Juni starb nämlich der Conservator für den Bunzlauer Kreis Herr V. Ruczizka, Kaufmann und Fabrikant in Jungbunzlau, von welchem sehr schätzenswerthe Berichte über die Kirche zu Winetz an der Iser, das ehemalige Cistercienser-Kloster zu Münchengrätz, die Mohelinger Kirche und die Filialkirche zum heil. Wenzel in Seytschin in Böhmen vorliegen, und am 30. August starb der Conservator für Vorarlberg Herr D. S. Kögl, Lehrer an der Realschule zu Bregenz, auf dessen schätzbare Leistungen wir in einem der nächsten Hefte zurückkommen werden.

Literarische Anzeige.

Essenwein A.: Norddeutschlands Backsteinbau im Mittelalter. Karlsruhe in Commission bei J. Veith. Folio. 24 Seiten Text und 36 Tafeln.

Die Baukunst des Mittelalters geht bei ihren Gebilden von dem Grundsatze aus, dass Bauen — Construiren sei; sie gibt desshalb ein Constructionssystem, welches sie im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen so anordnet, dass ein künstlerischer Eindruck hervorgebracht wird. Die Entwickelung der Baukunst bewegt sich also in den Gränzen der Entwickelung der Constructionssysteme, mit welchen die Formenbildung immer Hand in Hand ging. Die Construction ist aber stets bedingt von dem dazu verwendeten Materiale, und so zeigt die mittelalterliche Baukunst ganz andere Gestaltungen im Holzbaue, andere im Ziegelbaue, andere endlich im Steinbaue.

Im romanischen Style war das System des Kirchenbaues eben sowohl im Steinbau, wie im Ziegelbau — ein Massensystem, ein System von Mauern, über welche anfangs die Holzdecke, später die Gewölbedecke gelegt wurde. Mit dem Gewölbebau aber tritt ein Zusammenziehen der Last der Decke und zugleich des von dem Gewölbe ausgeübten Seitenschubes auf einzelne Punkte ein. Der Steinbau benützte diess, um im gothischen Style das Constructionssystem als ein vollständiges Pfeilersystem zu gestalten, d. h. alle Masse auf jene Punkte zu vereinigen, welche die Träger der Last sind. Es ist diess vorzugsweise dem Wesen des Steinbaues angemessen, dessen Bautheile sich in grossen Stücken zur Verfügung stellen, und deren Schwere ein System bedingt, wobei die einzelnen Theile sich gegenseitig das Gleichgewicht halten.

Der Backstein jedoch kömmt in kleineren Stücken zur Anwendung, die Construction ist darauf hingewiesen, eine Anzahl dieser kleinen Stücke zu Massen zusammen zu kitten, es ergibt sich sonach für den Backsteinbau eine Architectur in Massen — ein Mauersystem, gleich dem romanischen Baustyle. Der Backsteinbau behielt daher auch im gothischen Style den Totalcharakter des romanischen.

Nicht minder wesentlich und von dem Constructionssysteme in steter Abhängigkeit gestaltet sich der Einfluss des Materiales auf die Gliederungen und die einzelnen Bautheile.

Da diese im Backsteinbaue aus einzelnen kleinen Stücken bestehen, so ging man darauf aus, sie so zu gestalten, dass nicht viele Formen nöthig wurden — es ergab sich also eine periodische Wiederkehr aller Einfassungsglieder. Da es des Fugenverbandes wegen zum Baue nöthig ist, dass alle Steine gleiche Grösse haben, so gab es in dieser periodischen Wiederholung stets Hauptabtheilungen, die den durch die Grösse der Steine gebildeten Absätzen entsprechen, wo sodann jede dieser Abtheilungen besonders für sich gegliedert ist, wobei, da die Grössse der Ziegel nicht bedeutend sein kann, auch kleinere und minder ausladende Gliederungen, als beim Steinbaue, zur Anwendung kommen mussten.

Ein Gleiches galt für die Ornamentik, auch diese musste in Formen gepasst werden, es lag also nahe, manchmal einen reichen Schmuck von Ornamenten anzuordnen, die aus einer oder mehreren Formen gepresst, sich regelmässig wiederholen und die Flächen der Mauerwerkes bedecken. Die Ornamente durften aber, da sie aufs Auspassen berechnet sein mussten, keine grosse Ausladung und keine Unterarbeitung haben — sie mussten sehr flach sein. Auch hierin lag es demnach nahe, sich den im romanischen Style gegebenen Formen anzuschliessen.

Ein weiterer Punkt, der in Betracht kommt, ist die Farbe. Zeigt der Steinbau im romanischen Style häufig die Anwendung des Farbenwechsels im Materiale, welche im gothischen Style aufgegeben werden musste, weil er die reiche Formgestaltung der einzelnen selbstständigen Pfeiler gestört hätte, so war im Ziegelbau während der gothischen Periode eine solche Farbenwirkung um so passender, weil sie vorzüglich und oft weit mehr als das flache Ornament im Stande war, die Mauermassen zu beleben. Zudem war eine solche Farbenwirkung sehr leicht zu erzielen, indem man einzelne Steine vor dem Brennen mit einer farbigen Glasmasse überzog und diese glasirten Steine mit den gewöhnlichen abwechseln liess, zugleich aber auch einzelne Theile mit Verputz überzog und bemalte, so dass sich auf diese Weise ein reiches Farbenspiel über diese Gebäude ergoss.

Wenn also der Backsteinbau in der Zeit des gothischen Styles sich dem Systeme des Steinbaues nicht anschloss, sondern vielmehr den alten Typen treu blieb, so müssen wir die Ursache darin suchen, dass die Werkmeister in richtiger Auffassung der Eigenschaften des Materials, demselben auch allseits Rechnung trugen.

Diese bisher entwickelten Ansichten finden wir in dem Eingangs erwähnten Werke von Essenwein dargelegt, und zwar unter Vorführung einer grossen Reihe von Kunstbeispielen aus der Backstein-Architectur Norddeutschlands, wo dieselbe häufig in Ermangelung geeigneten Steinmateriales in Anwendung kam und eine eigenthümliche Entwickelung genommen hat. Dieses Werk ist somit nicht bloss ein sehr beachtenswerther Beitrag für die Kunstgeschichte des Mittelalters, sondern auch für den ausübenden Architekten von hoher Bedeutung, indem in der Architectur unserer Gegenwart nur zu häufig das Wesen des Bauens und der Einfluss des Materiales auf die Construction und Form unbeachtet bleibt. Dieses Werk aber zeigt dem Architekten, wie die aus Backstein herzustellenden Theile geformt sein müssen, um dem Materiale zu entsprechen: denn wenn auch manche Rohheiten dieser Bauweise nicht in Abrede zu stellen sind, so ist sie doch von Handwerkern ausgegangen, die nicht durch mannigfache Einflüsse und Studien entfernt liegender Formen verbildet waren, sondern mit einfachem schlichtem Sinn aus ihrem Materiale gerade das machten, was ihm angemessen war.

Die dem Werke beigegebenen Tafeln umfassen alle Bautheile, die Mauerflächen, Gesimse, Thüren, Fenster, Pfeiler, Gewölbe, Strebepfeiler, Giebel, Thürme u. s. f., sie sind dem Zwecke vollkommen entsprechend gearbeitet. Ein Aufwand grösserer Mittel hätte sie für das Auge des Laien vielleicht bestechender gemacht, für den Zweck der Belehrung, und diese suchen wir in solchen Specialwerken, reichen sie vollkommen aus.

G. H.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Jeden Monat erscheint 1 Heft zu 1 bis 2 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte nebst Register sowohl für Wien als die Kronländer und das Ausland 4 fl. C. M., bei portofreier Zusendung in die Kronländer der österr. Monarchie 4 fl. 20 kr. C.M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen halb- oder ganzjährig alle k.k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 fl. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

№ 12. I. Jahrgang. December 1856.

Inhalt: Charakteristik der Baudenkmale Böhmens. — Ein archäologischer Ausflug nach Feldbach, Fehring und Pertlstein in Steiermark. — Die Kirche und Rundcapelle zu Deutsch-Altenburg in Niederösterreich. — Über den Bau und die Einrichtung der Cistereienser-Klöster und Kirchen. — Notizen. — Literarische Anzeigen.

Charakteristik der Baudenkmale Böhmens.

Nach den bedeutendsten Bauwerken zusammengestellt von Bernhard Grueber, Architekten und Professor der Baukunst.

(Schluss.)

Etwa bis zum Jahre 1380 wurden die meisten grossen Bauten im Lande von Künstlern ausgeführt, welche theils aus Frankreich, theils aus Deutschland berufen worden waren. Bei der grossen Bauthätigkeit unter Karl IV. bildete sich aber allmählich eine einheimische Architecturschule, welche im Ganzen an den durch den Dombau gegebenen Motiven festhielt, denselben aber ein eigenthümliches Gepräge zu verleihen wusste. Hauptwerke dieser spätern gothischen Periode sind die Brückenthürme und die Teynkirche zu Prag, die Kirchen zu Kuttenberg, Časlau, Klattau, Laun, Rakonitz, Slavětin, Brüx und an anderen Orten.

Die Eigenthümlichkeiten der späteren böhmischen Baumeister treffen wir zum grossen Theile schon in den Werken ihrer Lehrer und Vorbildner an, als welche die drei Meister: Wilhelm von Avignon, Matthias von Arras und Peter von Gmünd angesehen werden müssen. Die Manier der beiden Franzosen mag durch den Puritanismus, der von den Bettelorden ausging, vielfach bestimmt worden sein: der Meister von Gmünd aber liess seiner Phantasie gerne den Zügel schiessen und suchte ungewöhnliche Effecte. Daher diese übermässige Strebsamkeit in die Höhe, diese Lust an auffallenden Formen, welche sich in der böhmischen Gothik neben einer sonderbaren Magerkeit der Detailbildungen geltend machen.

Die hervorragenden Talente der neuen Schule sind Benesch von Laun und Matthias Reisek, dann die Krumauer Meister Stanko und Kreschitz. Alle gehören dem fünfzehnten Jahrhundert an, ihr Wirken greift jedoch zum grössten Theile in das folgende hinüber.

Benesch von Laun erbaute zwischen 1480 und 1502 auf dem Hradschin in Prag den Wladislaw'schen Saal, dessen vielverschlungenes Netzwerk zwar kunstreich, aber auch geschmacklos genannt werden darf. Einen reineren Geschmack hat er in der Dechanteikirche zu Laun eingehalten, einer grossartigen Halle, welche Benesch um das Jahr 1520 erbaute.

Ungleich bedeutender erscheint Matthias Reisek aus Prostějov (Prostiegow), der sich ohne eigentliche Anleitung zum Architekten ausgebildet hat. Reisek war Rector an der Teynschule in Prag und hatte sich die Würde eines Baccalaureus erworben; der Name Reisek wurde ihm wegen seiner Gewandtheit im Zeichnen beigelegt. Er vollendete 1477 den vom König Wladislaw durch den Meister Wenzel begonnenen sogenannten Pulverthurm und verschaffte sich durch diesen Bau einen solchen Namen, dass er zum Baumeister der bereits begonnenen St. Barbarakirche in Kuttenberg erwählt wurde.

Die St. Barbarakirche in Kuttenberg theilt das Schicksal des Prager Domes, sie ist unvollendet geblieben; es fehlen die ganze Westseite sammt der Vorhalle und den Thürmen. Das Haus ist fünfschiffig, ohne Kreuzvorlage oder Querschiff, aber mit einem Umgange um den hohen Chor und dem entsprechenden Kranze von acht Capellen versehen. Der vollendete Theil misst 186′ in der Länge und 102′ in der Breite (im Lichten); das Mittelschiff hält von Achse zu Achse 34 Fuss. Nach den vorhandenen Substructionen war die ganze Länge auf 300′ berechnet. Der innere Chorschluss ist fünfseitig aus dem Neuneck, der Capellenkranz aber nach einer seltsamen Gewölbetheilung sechsseitig

aus dem Zwölfeck construirt, so dass bei den Capellen ein Pfeiler in die Mitte der Kirche fällt. Die äusseren Seitenschiffe sind niedriger als die innern, und schliessen mit dem zweiten Gewölbjoche vor dem Chorpolygon ab, die innern Seitenschiffe erheben sich zur Höhe von 43 und oberhalb derselben befindet sich eine Emporkirche, welche das ganze Langhaus umziehen sollte. Diese Einrichtung, wodurch die Barbarakirche sich von allen grossen Kirchenconstructionen unterscheidet, verbindet die Vortheile der Hallenkirche mit dem alten Basilikensystem und bringt bei nächtlicher Beleuchtung einen zauberhaften Effect hervor. Die Capellen mit dem Umgange sind mit besondern Dächern eingedeckt, so dass der Chor sich hoch und frei an der Ostseite erhebt.

Die Chorgewölbe sind netzartig in geraden Linien, ähnlich wie im Prager Dome gestaltet; eine ganz besondere Bildung aber zeigen die Gewölbe im Schiffe und in den Emporen, deren Rippen sich vielfach durchschneiden und abwechselnd vier- und sechsfelderige, aus Kreislinien gezogene Sterne bilden. Dabei wickeln sich die Rippen in sonderbaren Spirallinien von den Pfeilern ab, so dass die Rippen des Mittelgewölbes in den Seitenschiffen, die der Seitenschiffe aber im Mittelschiffe entspringen und rund um die Pfeiler herumlaufen. An den Fenstern finden sich Motive der englischen Gothik: gedrückte, geschweifte und Tudorbögen neben einander, wobei die Felder manchmal mit Masswerken durchflochten sind. Um nun die Eigenthümlichkeiten zusammenzufassen, müssen wir die drei Mittelschiffe des Langhauses als eine Hallenkirche bezeichnen, an welche sich rechts und links Seitengänge anlehnen; das Presbyterium aber ist ein einschiffiger Bau, welcher sich über den Umgang und den Capellen in fast unabhängiger Weise erhebt. Man darf bei Beurtheilung dieses Gebäudes nicht an auswärtige Bauten denken und Vergleichungen mit der französisch-rheinischen Schule anstellen, es will ganz allein für sich betrachtet und studirt sein. Schade, dass das Innere durch Kalktünche entstellt worden ist; eine entsprechende Reinigung würde die Schönheit der Linien wesentlich heben.

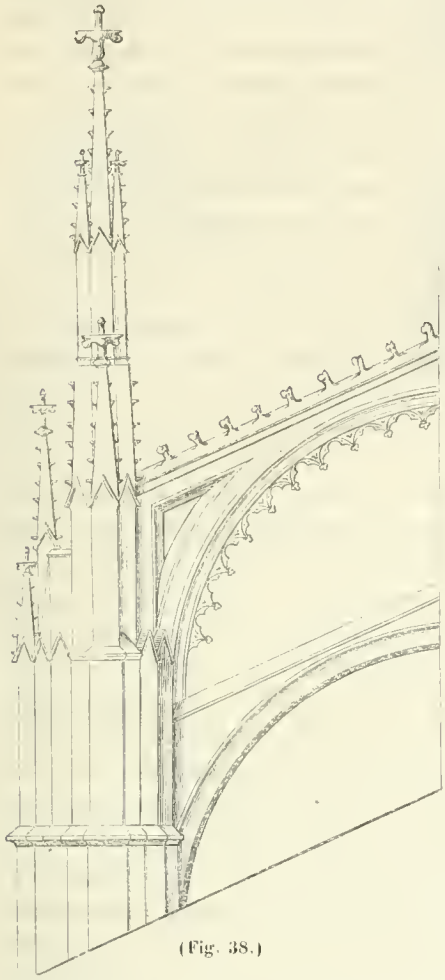
Kořinek, der Kuttenberger Chronist, erzählt, dass die feierliche Grundsteinlegung der Barbarakirche im Jahre 1483 stattgefunden hat, fügt aber hinzu, dass die Kirche wenigstens um 130 Jahre älter sein müsse. Diese letztere Angabe ist indess etwas übertrieben, wie sich aus folgenden Daten ergibt. In den vom Erzbischof Arnest um das Jahr 1358 angelegten Errichtungsbüchern kommt diese Kirche noch nicht vor, aber in den Jahren 1386 und 1393 wurden Messen dahin gestiftet und eine päpstliche Bulle von 1401 empfiehlt in der üblichen Weise die Unterstützung des Kirchenbaues. Diese Daten mit dem Charakter der ältesten Kirchentheile verglichen, ergeben ziemlich sicher, dass die Kirche unter der Regierung Wenzel des Vierten um 1390 begonnen worden sei. Der Umstand, dass viele Details, namentlich die Pfeiler-Construction, der Umgang und die Capellenverhältnisse offenbar aus dem Kolliner Chorbau entlehnt sind, lassen vermuthen, dass der erste Plan von einem Schüler des Peter von Gmünd herrühre.

Dieser erste Plan war aber nicht fünfschiffig entworfen wie die gegenwärtige Kirche; noch weniger sollte eine Hallenkirche errichtet werden. Der erste Plan hatte eine bedeutende Kreuzvorlage und nur drei Schiffe; die äusseren Seitenschiffe wurden später angehängt, oder vielmehr, es wurde die angefangene Kreuzvorlage in Seitenschiffe umgewandelt. Diese allmählichen Änderungen sind genau am Gebäude nachzuweisen und diesen Abänderungen sind auch die ausserordentlich vielen Fehler zuzuschreiben, welche am Chorbau vorkommen.

Die Grundsteinlegung vom Jahre 1483 geschah, als das Schiff fortgesetzt werden sollte und Magister Reisek die Bauleitung übernahm. Diesem ist die Umwandlung des Schiffes in eine Hallenkirche beizumessen, ein allerdings kühner Gedanke, der aber doch die Gesammtharmonie ausserordentlich beeinträchtigte. Reisek führte den Bau bis 1502 oder 1505; nach ihm werden noch mehrere Meister Hanus, Johann, Benedict und Niclas genannt, bis im Jahre 1548 die Arbeiten ganz eingestellt wurden. Kořinek hat seiner Chronik auch einen Grundriss der St. Barbarakirche beigefügt, wie sie hätte werden sollen, mit Angabe, wie weit der Bau ausgeführt worden ist. Dieser Plan, der kaum fünfzig Jahre nach der Einstellung des Baues gefertigt worden ist, trägt bei aller Formlosigkeit der Einzelheiten die sichersten Anzeichen, dass er einem echten Baurisse entnommen worden ist. Diesem Plane gemäss hätten 13 Pfeiler auf jeder Seite, zusammen 26 Pfeiler, das Mittelschiff getragen. Dazu kommen 8 Chorpfeiler, 4 auf jeder Seite, welche den Umgang bilden. Die Westseite wäre sodann mit zwei Thürmen und einem, wie es scheint, vorgetragenen Portalbau abgeschlossen worden. Ausgeführt wurde die Kirche nur bis zum siebenten Schiffspfeiler, an dessen Stelle im Jahre 1548 eine Nothmauer errichtet und der Bau wenigstens vor der Hand gesichert wurde.

In der Ausführung kann man drei verschiedene Epochen genau unterscheiden. Die erste umfasst den Chorbau und den Untertheil der Pfeiler im Hauptschiffe von 1390 bis zum Ausbruche der Unruhen, die zweite die Anlage der äusseren Seitenschiffe, von beiläufig 1483 bis 1505, die dritte endlich das Aufstellen der Emporen und Gewölbhallen, von 1505 bis zum Einstellen des Baues. Der Chor zeigt zwar die auffallendsten Unregelmässigkeiten und Verstösse, aber auch die schönste Gliederung und die am besten durchgebildeten Theile. Die Arbeiten nach 1505 zeigen sich regelmässiger, sind aber zugleich roher durchgeführt, und die allzu künstlichen Gewölbe haben schon frühzeitig sehr gelitten. Am alten Bau sind die Zwischenmauern von Bruchsteinen ausgeführt und nur die Streben, Pfeiler und Fenster von behauenen Quadern; der neue Theil aber zeigt durchgehends Quadermauerwerk, wozu Sandstein aus der unmittelbarsten

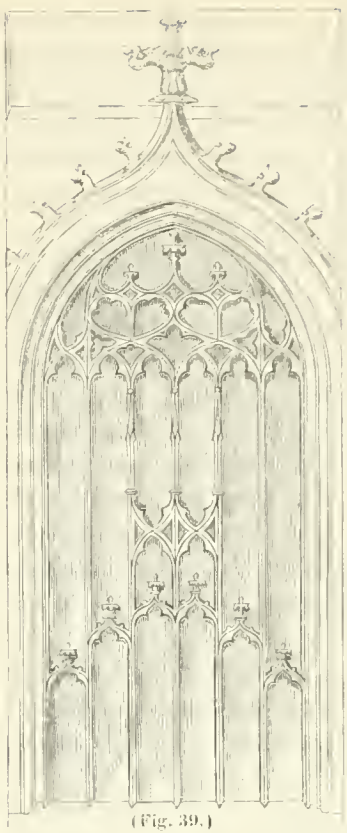
Nähe benützt wurde. Wir geben hier (Fig. 38. 39. 40 und 41) einige Details der Barbarakirche mit Bezug auf die verschiedenen Bauperioden der Kirche.



(Fig. 38.)

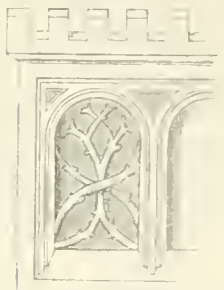
In der St. Barbarakirche finden sich viele alte Holzschnitzereien, woran Kuttenberg überhaupt reich ist. Kuttenberg ist das böhmische Nürnberg, eine durchaus alterthümliche Stadt, wo neben vielen alten Kirchen auch Privatgebäude, Brunnen und andere Denkmale sich erhalten haben. Das steinerne Haus in Kuttenberg wie die übrigen älteren Bauwerke nähern sich oft der nürnbergischen Bauweise und gehören fast sämmtlich dem vorgerückten fünfzehnten Jahrhunderte an. —

Als zweitgrösstes und sehr bedeutungsvolles Werk der spätgothischen Schule erscheint die Hauptpfarrkirche Maria Himmelfahrt am Teyn in Prag, welche in ihrer jetzigen Gestalt im Jahre 1407 von den deutschen und böhmischen Kaufleuten gegründet und erst durch König Podiebrad gegen 1460 vollendet worden ist. Die Teynkirche soll schon vom Herzog Bořiwoy gegen Ende des neunten Jahrhunderts angelegt worden sein, wurde wiederholt zerstört und erstand jedesmal wieder im verschönerten und vergrösserten Massstabe. Da die ganze Kirche aus rauhen Bruchsteinen mit eingelegten Quadern erbaut ist, lässt sich nicht genau sagen, ob und welche Theile ein höheres Alter haben, als die oben genannte Bauzeit; hochalterthümliches Mauerwerk, wie an der Apsis von St. Georg oder der St. Martins-Capelle auf dem Wissehrad kömmt hier nur an einigen Substructionen vor. Die Anlage ist in Anbetracht der späten Bauzeit ungewöhnlich einfach, die Detailbildung correct und ohne alle Überladung, so dass es wahrscheinlich wird, die ganze Ostseite gehöre, wenigstens in den Fundamenten, der Zeit Karl IV. an. Die Grundform zeigt ein dreischiffiges Langhaus ohne Vierung und ohne Kreuzvorlage, welches in der Länge 195′ und in der Breite 92′ im Lichten



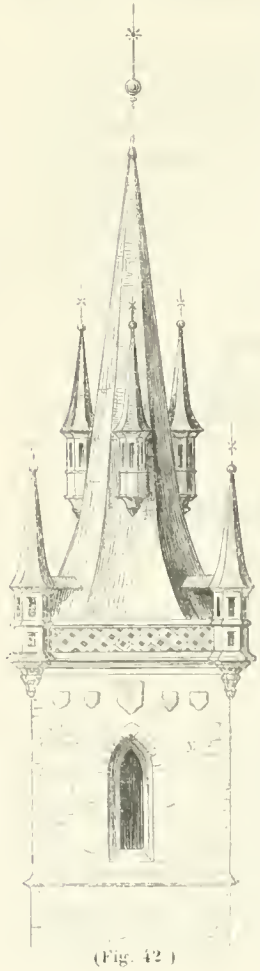
(Fig. 39.)

misst. Vier freie Pfeiler theilen die Schiffe ein, wobei das Hauptschiff von Achse zu Achse 41′ 9′ hält. Zwei besondere verstärkte Pfeiler an der Westseite tragen die Vorhalle mit der Empore und unterstützen die beiden Thürme. Diese sind von quadratischer Grundform, steigen senkrecht auf bis zur Giebelhöhe des Mittelschiffes, wo die Mauern mit einer Gallerie abschliessen und die achteckigen Helme ohne sonstige Vermittelung beginnen. Die Helme sind von ausgezeichnet schöner Form und mit einem doppelten Kranze kleiner Thürmchen umgeben (Fig. 42). Die Helme der Teynkirche wurden wiederholt nachgeahmt, z. B. in Pardubitz und an der Stephanskirche in Prag.



(Fig. 40.)

(Fig. 41.)



(Fig. 42.)

Der Chorschluss besteht aus vier Seiten des Achteckes, so dass ein Pfeiler in der Mitte hinter den Hauptaltar zu stehen kommt, eine in der zweiten gothischen Periode beliebte Anordnung. Die Seitenschiffe hingegen schliessen auf gewöhnliche Art mit fünf Seiten des Achtecks ab und sind mit einfachen Kreuzgewölben überdeckt.

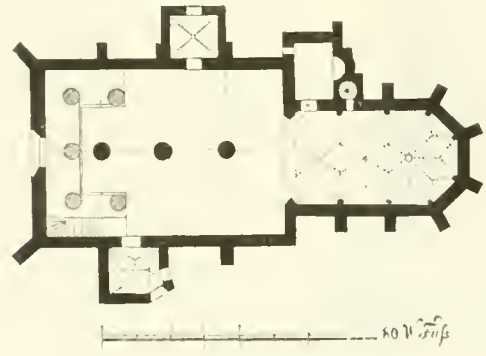
Das Mittelschiff und die Westseite verrathen den neuesten Ursprung (abgesehen von der

Renovation des Jahres 1714). Im Jahre 1679 entzündete nämlich ein Blitzstrahl den Dachstuhl über dem Hauptschiffe, wobei sämmtliche Mittelgewölbe sammt der Chorschlusswölbung einstürzten. Die Wiederherstellung geschah im Jahre 1714 und dehnte sich über das ganze Mittelschiff aus, natürlich im Geschmack jener Zeit, wesshalb nur die Pfeiler noch theilweise die alte Form erkennen lassen.

Die Teynkirche zeigt im Gegensatze zu den langen und schmalen Kirchen Böhmens eine ungewöhnliche Breite im Verhältnisse zu ihrer Länge. Die Westseite mit den Thürmen, welche erwiesenermassen in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts errichtet wurde, erinnert sehr an die St. Lorenzkirche von Nürnberg, nicht allein durch die schlanken Thurmspitzen und den hohen Giebel, sondern auch in ihren Gesammtverhältnissen. Interessant ist gleichfalls die Gestaltung der Knorren, wie wir diess hier in einem Beispiele (Fig. 43) zeigen. Bemerkenswerth ist noch das baldachinartige Monument, welches Magister Reisek dem utraquistischen Bischof Luzina auf Anordnung des Prager Magistrates im Jahre 1494 errichtet hat. Es ist diess wohl die schwächste Arbeit Reisek's und zumeist durch das daran angebrachte Wappen und zwei Inschriften der Malerbruderschaft merkwürdig.

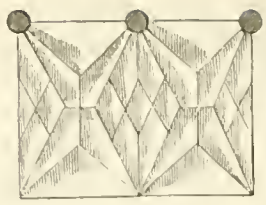
(Fig. 43.)

Eines der letzten Werke, welches noch im eigentlich gothischen Style aufgeführt wurde, möchte wohl die Dechanteikirche in Blattna sein, grösstentheils dem siebzehnten Jahrhundert angehörig. Der aus dem Achtecke geschlossene Chor ist älter und niedriger als das Langhaus, welches durch drei runde Säulen (von 36′ Höhe und 2′ 6″ Durchmesser) in zwei Schiffe eingetheilt ist (Fig. 44). Der Chor

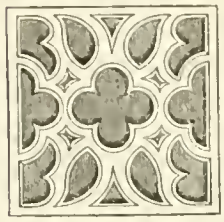


(Fig. 44.)

wurde um 1530, die Schiffe etwa 90 Jahre später vollendet. Die Länge des ganzen Hauses beträgt 130′, wovon 100′ für das Schiff, 30′ für den Chor genommen sind; die Breite des Langhauses hält 22′ die des Chores 26′. Absonderliche Formen zeigen die Wölbungen der beiden Schiffe; diese sind nach einer parabolischen Linie beschrieben und bestehen aus kleinen rautenförmigen Kappen, aber ohne Rippen (Fig. 45).



(Fig. 45.)



(Fig. 46.)

Diese Bildung scheint echt slavisch und kömmt auch in den Burgen von Karlstein und Meissen, dann in Mähren und Ungarn vor. Der Chor hat Sterngewölbe mit Rippen, nach einem stumpfen Spitzbogen gebildet. Eine auf Tragsteinen vorgebaute Gallerie an der linken Seite des Presbyteriums enthält solch sonderbare Masswerke von rohester Art, dass wir die Zeichnung eines Feldes beigefügt haben (Fig. 46). Das Materiale ist spröder Granit, der als Bruchstein mit Quadereinlagen verbaut wurde. Dem ungefügen Materiale müssen viele der abnormen Detailbildungen zugeschrieben werden, denn die Kirche macht trotz der rohen Ausführung einen unglaublichen Effect und verräth die Hand eines talentvollen Künstlers, dessen Name jedoch unbekannt ist. Zweischiffige gothische Kirchen kommen im Süden Böhmens öfter vor, so die zierliche Mariakirche in Gojau und die Pfarrkirche in Sobieslau, welche ganz ausnahmsweise einen rechteckigen Chorschluss zeigt.

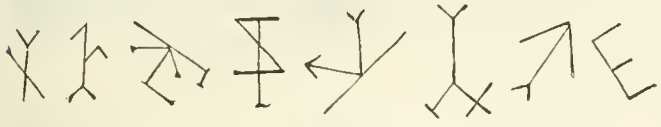
Regelrechter und feiner gegliedert darf man allerdings die Arbeiten der Krumauer Meister Stanko und Kreschitz nennen, als die der innern böhmischen Schule; aber sie haben auch minder bedeutende Aufgaben zu lösen gehabt. Das bedeutendste Werk, die Maria-Himmelfahrtskirche in Krumau misst 130′ in der Länge und 50′ in der Breite. Der Chor ist 50′ lang und 25′ breit; eben so weit ist auch das Mittelschiff. Vier freie Pfeiler auf jeder Seite theilen das Langhaus in drei Schiffe, der Chor ist einschiffig und aus dem Achteck geschlossen. Die Pfeiler zeigen in ihrer Längenstellung abwechselnd achteckige und aus vier Halbkreisen zusammengesetzte Grundformen, halten nur 3′ 3″ im Durchmesser und sind mit Figuren und wunderschönen Baldachinen decorirt. Das Schiff ist schlank, ohne jene hochstrebenden Verhältnisse zu zeigen, welche wir als Auszeichnung der čechischen Schule genannt haben. Gleiche Anordnung und dieselben Grössenverhältnisse mit der Krumauerkirche zeigt auch die Piaristenkirche in Budweis, deren Wandpfeiler mit besonders schönen Capitälen geziert sind. In derselben Durchbildung zeigen sich die meisten Kirchen der Südspitze Böhmens, wo in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts eine bedeutende Kunstthätigkeit herrschte. Ihrem Charakter nach gehören diese Bauwerke nur halb der čechischen Schule an; der von den Donaugegenden herübergedrungene Einfluss ist weder in der Anordnung noch in den Details zu verkennen.

Von allen Werken der späthgothischen Schule sind die Leistungen im kleinen Genre am meisten gewürdigt worden, und in diesem Gebiete wurde in der That Ausgezeichnetes geschaffen. Obenan steht der Brückenthurm in der

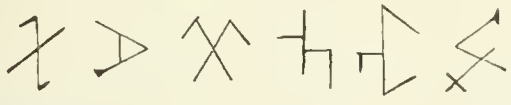
Altstadt Prags, ein wegen seiner Leichtigkeit und trefflichen Steinarbeit bewunderungswürdiges Gebäude, erbaut im Jahre 1451. Alle Maaswerke und Gliederungen sind hier frei vorgetragen (Fig. 47) und ruhen nur auf den Hauptgesimsen, durch welche Anordnung die quadratische Masse oberhalb des Bogens ein äusserst leichtes durchbrochenes Ansehen gewinnen. Etwas einfacher, aber eben so glücklich angeordnet erscheint der vollendete Kleinseitner Brückenthurm, welcher jedoch auf alten Fundamenten ruht.

(Fig. 47.)

Wir geben hier zugleich eine Reihe von Steinmetzzeichen, die sich theils an dem Kleinseitner Brückenthurm



theils an dem Brückenthurm der Altstadt



vorgefunden haben.

Noch viel älter sind die Mauerreste des nebenanstehenden südlichen Thurmes, welche dem zwölften Jahrhunderte (ihrer Construction nach) angehören.

Das schon genannte „steinerne Haus“ in Kuttenberg hat zwar manche Änderungen erfahren, lässt aber die alte Pracht noch erkennen. Die Façade, 31′ breit und 75′ hoch, ruht auf zwei schlanken Bögen, unter denen eine freie Halle befindlich war. Am Mittelpfeiler zieht sich das Postament eines freien Erkers hinauf, neben welchem auf jeder Seite nur ein Fenster steht. Der steile Giebel prangt in reichem Schmucke von Sculpturen und Wappen und ist mit Kriechblumen oder Bossen eingesäumt. Die Blattwerke, sowohl am Erker wie im Hauptgesimse, zeigen süddeutsche Bildung und sind reiner ausgeführt als die Ornamente Reisek's. Kruman, Laun, Taus, Klattau, Schlan, Leitmeritz, Pilsen und noch mehrere Orte haben gelungene Werke der spätgothischen Profan-Architectur aufzuweisen.

VI.

Übergang zur Renaissance (nach 1530).

Wir haben gesehen, dass der romanische Baustyl sich in Böhmen sehr lange erhalten hat, nachdem derselbe in den Ländern ringsum längst aufgegeben war. Dieselbe Erscheinung zeigt sich aber wieder in viel auffallenderer Weise am Schlusse der gothischen Periode.

Während Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1534 durch den italienischen Baumeister Ferrabosco das berühmte Lusthaus, Belvedere genannt, im Prager Schlossgarten im Renaissancestyl aufführen liess, hielten alle böhmischen Meister noch beinahe ein volles Jahrhundert an der Gothik fest. Die Kirchen von Laun, Slavětin, Melnik, Blattna, Tabor, Brüx, Czaslau und viele andere wurden um dieselbe Zeit und wohl noch später entweder vom Grunde aus neu erbaut oder in umfassender Weise restaurirt.

Natürlich konnte es nicht fehlen, dass nicht einige Elemente der neuen Richtung, welche sich am Belvedere in so glänzender Weise aussprach, in die Gothik mit eingemengt wurden. So entstand um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eine gemischte Richtung, welche, die gothischen Constructionen festhaltend, den decorativen Theil der Renaissance in sich aufnahm und die an Privatgebäuden sich oft sehr glücklich äusserte.

Beispiele dieser Art sind selten und meist auf dem Lande zu finden; so z. B. ein Herrenhaus in Bensen, 1580, dann ein Theil der Schlösser Kruman, Blattna und Smečna. Erscheinungen dieser Art sind naturgemäss und finden sich an allen Orten; eine zweite Art späthgothischer Bauübung kömmt nur den böhmischen Landen zu.

Es wurden nämlich noch im achtzehnten Jahrhunderte zwei gothische Kirchen erster Grösse erbaut, die Cistercienserkirche zu Sedletz und die Stiftskirche in Kladrau. Die Behandlung ist ganz absonderlich, halb Copie und auf Tradition fussend, zur anderen Hälfte aber willkürlich mit Vermengung aller Elemente.

An beiden Kirchen sind zum Theile alte Fundamente benützt worden, welcher Umstand im Verein mit den neu verschärften Klosterregeln zur Einhaltung des gothischen Styles geführt hat.

Die Kirche zu Kladrau wurde von Kilian Dinzenhofer entworfen und zum grossen Theile auch ausgeführt. Dieser Bau zeigt sogar eine Kuppel und macht einen höchst grossartigen Eindruck, was freilich zumeist der materiellen Grösse (die Kirche misst über 300 Fuss an der Länge) zuzuschreiben ist.

Die Sedletzer Kirche ist gegen aussen so einfach, als nur möglich gehalten, gleichfalls über 300′ lang und 100′ im Lichten weit. Diese Kirche hat fünf Schiffe und die beiden Seitenschiffe umziehen den hohen, aus dem Achteck construirten Chor. Wenn das Äussere bei übermässiger Nüchternheit doch im Ganzen ziemlich correct erscheint, und mit Ausnahme der westlichen Façade für ein Werk des fünfzehnten Jahrhunderts gelten könnte, finden sich im Innern desto mehr Curiositäten.

In den Seitenschiffen stehen toscanische Säulen, aus denen (und zwar noch unterhalb der Capitäler) gothische Rippen entspringen. Diese Rippen tragen und umschliessen wieder römische Gewölbe u. s. w.

Der Chor verräth allerdings noch alte Anlage, ob jedoch mehr als die Gründe bei dem gegenwärtigen Bau benützt worden sind, ist nicht zu entscheiden.

VII.

Der Renaissancestyl.

(XVI u. XVII. Jahrhundert.)

Der edlen Renaissance gehört nur ein einziges der in Böhmen aufgeführten Bauwerke an, nämlich das schon erwähnte Lusthaus des Kaisers Ferdinand I., unbestritten das vortrefflichste Werk dieser Art, welches Deutschland aufzuweisen hat.

Ein offener, von jonischen Säulen getragener Gang, sechs Säulen in der Fronte und dreizehn in der Langseite, umzieht eine Halle, welche sich als Pavillon im obern Stockwerke über dem Säulengange erhebt. Die Grundanlage ist also die eines antiken sechssäuligen Peripteraltempels. Reiche Galleriegeländer krönen die Bogenstellungen, deren ausserordentliche Zierlichkeit nicht genug bewundert werden kann, wenn auch unser rauhes Klima bei dieser Anordnung nicht gehörig bedacht worden ist.

Die Ausführung aller Einzelheiten, besonders der Ornamente, erscheint fabelhaft gediegen: um so mehr, wenn man die gleichzeitigen rohgegliederten gothischen Bauten betrachtet. Der Architekt Ferrabosco hat sich Bramante's Logen zum Vorbilde genommen, und dieselben in allen Theilen im höchsten Grade glücklich durchgeführt.

Der obere Pavillon darf aber nicht mehr diesem Künstler zugeschrieben werden, sondern wurde später in einer ziemlich schwerfälligen dorischen Manier aufgesetzt. Der Säulengang ist 158′ lang, 68′ breit und in allen seinen Theilen aus besonders feinem Quadersandstein erbaut.

Zwischen diesem Bau und dem nächsten bedeutenden Werke der Renaissance, welche Prag besitzt, liegt beinahe ein volles Jahrhundert. Die Waldstein'sche Loggia wurde um 1630 durch den Mailänder Marini, den Erbauer des Waldstein'schen Palastes, errichtet. In der Loggia ist die gute italienische Schule noch vorwaltend, welche aber bald verschwinden sollte. Nun gelangte die spät-italienische Richtung, von Borromini und Ivara ausgehend, zur alleinigen Geltung; Italiener bemächtigten sich aller Kunstübung und kaum einzelne Werke ragen über die Fluth der allgemeinen Mittelmässigkeit empor.

Nur wenige Kirchenbauten dieser baulustigen Zeit zeigen schöne Verhältnisse, wie z. B. die Kreuzherrenkirche, ein Kuppelbau von Luragho a Fermo entworfen und 1688 vollendet, dann die Salvatorkirche von Kanka und die Nikolauskirche von Kilian Dinzenhofer, beide erst im vorgerückten achtzehnten Jahrhunderte erbaut.

Glücklicher als im Kirchenbau zeigen sich die Architekten der spätern Renaissance in der Anordnung von Palästen, deren Prag viele und sehr gelungene enthält.

Obenan steht das gräflich Clam-Gallas'sche Palais, welches Fischer von Erlach im Jahre 1712 ausführte. Dieses Gebäude verbindet mit einer noblen Anordnung, eine treffliche Detaillirung und wird an künstlerischem Werthe von keinem Baue des siebzehnten und achzehnten Jahrhunderts übertroffen. Fernere derartige Palastbauten sind das gräflich Nostitz'sche Haus auf dem Graben (von Dinzenhofer) mit einer sehr schöner Treppe, das imposante gräflich Thun'sche Haus in der Spornergasse, von Luragho, und das gut eingetheilte Erwein Nostitz'sche Palais auf der Kleinseite.

Die Reinheit der Detaillirung aber, welche sich am Belvedere ausspricht, wurde von keinem aller späteren Baumeister wieder erreicht. Nach 1750 zeigte sich ein gänzlicher Verfall der Architectur, sowohl in künstlerischer wie in technischer Hinsicht; rohe Formen und schlechte Ausführung sind regelmässig mit einander verbunden. Noch muss bemerkt werden, dass nur in Prag der Renaissancestyl sich zur künstlerischen Bedeutung erhob: die Bauten auf dem Lande blieben meist unter der Mittelmässigkeit und nur die Werke der Jesuiten machen hiervon eine rühmliche Ausnahme.

Alle aufgeführten Renaissancebauten gehören der Stadt Prag an.

VIII.

Der Holzbau.

Schon in der Einleitung dieser Blätter wurde hervorgehoben, dass der Holzbau in Böhmen vorzugsweise beliebt war, und lange beibehalten worden ist. Es gingen zwar alle nordischen Völker vom Holzbau aus, und im frühen Mittelalter wurde beinahe ausschliesslich in diesem Materiale gearbeitet; aber nur in einigen Gebirgsländern, wie in Norwegen, der Schweiz, dann in Schlesien und Böhmen erhob sich die Holzconstruction über den Nothwendigkeitsbau.

In Deutschland kommen zwar auch schöne und kunstreiche Holzbauten vor, welche jedoch ihrer Construction nach nicht als solche angesehen werden können. Die Riegelwände und Fachwerke mit all ihren oft überraschenden Detailformen, welche in einem grossen Theile von Deutschland üblich sind, bilden nur ein Ersatzmittel für das theuere Steinmauerwerk und haben nur diesem Grunde ihre Anwendung zu verdanken.

Der Holzbau in Böhmen geht wie jede eigentliche Holzconstruction vom Blockverbande aus und unterscheidet sich von der Alpenbauart durch höhere Stockwerke, spitzwinkelige Dächer und schmälere Häuseranlagen. Die östliche Hälfte von Böhmen ist besonders reich an Holzbauten und man wird kaum durch ein Dorf oder durch eine Stadt passiren, wo man nicht einige kunstreiche Gebäude dieser Art sieht.

An den Wohnhäusern wird man auch einen ziemlich bedeutenden Unterschied zwischen deutschen und slavischen Einrichtungen gewahr. Die deutschen Häuser sind mit steilen Giebeln versehen und geschlossen; auch fehlt nur selten ein erkerartiger Vorbau an der Langseite, worin sich entweder die schönen Einrichtungsstücke oder ein Webestuhl befinden. Die schönsten Gebäude dieser Art finden sich am Fusse des Riesengebirges in der Richtung von Hohenelbe, Arnau und Trautenau; sie gehören meist dem siebzehnten Jahrhundert an und viele sind ganz mit Schnitzereien bedeckt.

Die slavischen Gebäude (Fig. 48) zeigen an der Gassenseite eine offene Halle, über welcher im obern Stock eine Stube befindlich ist. Wo mehrere Häuser an einander gereiht sind, wird ein Laubengang gebildet, welche schöne Einrichtung nicht allein in den Städten, sondern auch in vielen Dörfern zu sehen ist. Die Häuser sind lang und schmal, an der Giebelseite mit kleinen Halbwalmen versehen und ziemlich regelmässig um einen rechteckigen Platz (den Ring) aufgestellt. Das Holzwerk ist nicht immer, wie in der Schweiz, rein abgezimmert und an einander gefügt, sondern oft nur grob behauen, wobei die Lücken mit Moos, Thon u. dgl. ausgestopft werden. Man trifft noch manche auf diese Weise construirte Kirchen und Capellen; besonders häufig aber sind hölzerne Glockenthürme (Fig. 49), deren beinahe jedes Dorf einen aufzuweisen hat. Diese Thürme zeigen alle möglichen Formen und haben, auch wenn sie einer späteren Zeit angehören, stets eine alterthümliche Gestalt beibehalten. Am häufigsten erscheint ein einfacher, oben gabelmässig getheilter Balken, der mit einem Dächlein bekrönt ist, dann kommt ein aus zwei oder mehreren Balken errichtetes Gerüste, am Fusse mit einem kleinen Vorbau zum Schutz für die Seile und dem Glöckner versehen: die Glocken hängen dabei wieder im Freien, nur von einem Dache geschützt. So geht es fort in allerlei Abweichungen bis zum grossen Glockenthurm, von denen sich in der Stadt Pardubitz eines der grossartigsten Beispiele erhalten hat. Ein sehr alter Glockenthurm (einem romanischen Muster nachgebildet) findet sich neben der St. Georgskirche in Přaslawic bei Turnau (Fig. 50). Auf einem steinernen Fundamente, welches sich aber nur unbedeutend über den Boden erhebt, ruht der achteckige, aus gewaltigen Stämmen gefügte Unterbau des Thurmes. In der Höhe von 5 Fuss setzt das Achteck mittelst eines steilen, 21 Fuss hohen Daches in das Quadrat um, steigt nun in senkrechter Linie bis zur Höhe von 50 Fuss an und schliesst mit einem pyramidalen Dache. Die Georgskirche, zu welcher dieser Thurm gehört, wurde im vierzehnten Jahrhundert erbaut. Über den Thurm selbst finden sich keine Nachrichten, doch wird derselbe aller Wahrscheinlichkeit nach gleichzeitig mit der Kirche errichtet und jedesmal in der alten Weise reparirt worden sein. Ähnliche Thürme, fast alle von gleicher Ausdehnung und Höhe, sieht man in dieser Gegend nicht selten, sie stehen öfter isolirt neben dem Kirchengebäude als in Verbindung mit demselben, und es gibt sogar Orte, die einen Glockenthurm, aber keine Kirche haben.

(Fig. 48.)

(Fig. 49.)

(Fig. 50.)

Die Holzbauten in der westlichen Hälfte Böhmens sind minder charakteristisch: durch das Erzgebirge zieht sich der deutsche Fachwerkbau und im Böhmerwalde werden bereits die Einflüsse der Tiroler Holzconstructionen ersichtlich.

IX.
Überblick.

Entwickelung und Culturgang der böhmischen Architectur zeigen sich in Vergleichung mit den deutschen Nachbarländern durchaus eigenthümlich.

Die romanische Kunst erscheint nur als Vorbereitungsstufe und erhebt sich nirgends zu wahrhaft künstlerischer Höhe. Rohe dürftige Formen, die Technik verhältnissmässig höher entwickelt und sich nur in den einfachsten Aufgaben bewegend. Der romanische Styl wurde spät angenommen, aber aus Bequemlichkeit länger als irgendwo beibehalten, ohne höhere Bildung zu gewinnen.

Künstler dieser Periode sind: die Äbte Bozetechus und Reginhardus von Sazawa, Wernherus und Magister Jacobus.

Eine Übergangsperiode fehlt so zu sagen gänzlich. Deutsche Baumeister unter Wenzel I. führen verschiedene Bauwerke aus.

Der gothische Styl zeigt zwei verschiedene Richtungen und Perioden:

Erste Periode: unter Johann von Luxemburg und Karl IV. Eingewanderte Künstler, aus Frankreich und Deutschland berufen, verpflanzen den gothischen Styl nach Böhmen und bilden eine Kunstschule. Es entwickelt sich eine ungemessene Bauthätigkeit, wie der Dom- und Brückenbau zu Prag aufweiset. Meister dieser Zeit sind: Wilhelm von Avignon, Matthias von Arras, Peter von Gmünd, Hermann von Tachau, Heinrich Zeyden (Leyden), Andreas Kodlik u. a.

Bürgerliche und religiöse Wirren führen eine gänzliche Unterbrechung aller Kunstübung herbei. Nach Beilegung der Unruhen bildet sich eine national-böhmische Schule.

Zweite Periode: Einheimische Künstler führen unter dem König Podèbrad und Wladislaw viele und gross-

artige Bauten in eigenthümlich gothischer Richtung aus. Noehmaliger grosser Aufschwung. Erbauung der Teynkirche in Prag, der Brückenthürme und der St. Barbarakirche in Kuttenberg. Künstler: Magister Wenzl, Kwéton, Beneš von Laun, und Matthias Reisek.

Gleichzeitig mit der einheimischen Schule im Süden des Landes eine besondere Richtung, deren Sitz in Krumau. Meister: Stanko und Kreschitz.

In Folge des ausgebrochenen dreissigjährigen Krieges zweite allgemeine Unterbrechung und Einführung des Renaissancestyles.

Renaissance. Anfangs ausserordentlich glänzend am Belvederebau. Baldige Abnahme und Verflachung. Die Kunstübung geht grösstentheils von den ins Land gerufenen Italienern aus. Nur im Palastbau wird besseres geleistet. Es bilden sich zwar einheimische Talente, jedoch Originalität und künstlerisches Streben können nur selten durchdringen.

Baumeister der Renaissance: Ferraboseo, für sich allein ohne Schule dastehend, später Marini, Scamozzi, der Franzose Miseron, Orsi, Mohr, Kanka, Dinzenhofer, Fischer von Erlach, Luragho, Paliardi und Andere.

Ihre höchste Blüthe hat die böhmische Architectur im gothischen Style erreicht und nur in dieser Weise wurde wahrhaft Grosses geschaffen. Correcter und reiner erscheint der Styl in den Werken der ersten eingewanderten Meister, auch ist hier die Ausführung gediegener; dafür zeigt die einheimische spätere Schule grössere Originalität und ein durch und durch eigenthümliches Gepräge.

Eine detaillirtere Schilderung des späten Renaissance- oder in Böhmen richtiger „Haarzopfstyles" schien hier um so mehr überflüssig, als die Einflüsse dieser traurigen Kunstperiode noch in unserer Gegenwart überall ersichtlich sind. Bei weitem die Mehrzahl der Handwerker arbeitet nur im verdorbensten Zopfgeschmacke, dessen verflachte, rohe Formen jede Willkür zulassen und wo man mit einem Schimmer von Künstelei alle Gebrechen zu verdecken wähnt. Selbst Dinzenhofer, der begabteste Künstler dieser Periode, dessen grosser Anordnungssinn überall durchleuchtet, hat sich in seinen Detailbildungen nicht über die Mittelmässigkeit erheben können.

Ein archäologischer Ausflug nach Feldbach, Fehring und Pertlstein in Steiermark.

Von J. Scheiger, k. k. Conservator.

Ich lege mit Nachstehendem die Resultate eines im September d. J. unternommenen Ausfluges in das Raabthal vor, dessen Hauptmotiv die Untersuchung der Tabors (Kirchencastelle) von Feldbach und Fehring, eines interessanten Grabsteines im lezteren Orte und des Schlosses Pertlstein war.

Das Presbyterium der Pfarrkirche in Feldbach ist ein moderner Bau, und nur das gothische Schiff zeigt ziemlich einfache Formen des XIV. Jahrhunderts, überdiess ist Ersteres links mit einer längs der ganzen Wand hinlaufenden Gallerie und rechts mit einem sehr niederen, wahrscheinlich älteren Seitenschiffe versehen. An den scheibenförmigen Schlusssteinen des Letzteren sieht man einen Christuskopf und einen durch wiederholte Kalktünche sehr verunstalteten Engel mit einer Schriftrolle.

An der Aussenseite der Kirche ist von weissem Marmor das stark erhoben gearbeitete Grabdenkmal Wolfgang Zwickhel's, ständischen Verordneten († 1582), seine und seiner Frau ganze Gestalten zeigend, nicht ohne Kunstwerth. Innerhalb des Einganges ist rechts ein gut gearbeitetes steinernes Wappenschild mit Stern und Winkelmass, gegenüber der Grabstein eines Rathsbürgers von Feldbach, Michael Steinheisl, aus dem XVI. Jahrhundert, von unbedeutender Arbeit, eingemauert.

Sehr interessant sind die den ganzen Umfang der Kirche mit einem bedeutenden Zwischenraume umgebenden Befestigungswerke. Als solche erscheinen sie bei genauer Beschauung, obwohl im Laufe der Zeit ihre Gräben verschüttet, ihre Schussscharten grösstentheils in Fenster verwandelt wurden. Wenn gleich von ziemlich hohem Alter, sind sie doch in geraden Linien aufgeführt und nirgends ein runder Thurm sichtbar. Übrigens bestehen sie nicht aus eigentlichen freistehenden Wehrmauern oder Wällen, sondern aus einer fortlaufenden Reihe von Wohngebäuden, welche gegen den Hof zu sehr einfache offene Gallerien haben. An einem dieser Gebäude, welches noch die alten zierlichen steinernen Fensterstöcke hat, sind zwei Steintafeln eingemauert. Während auf deren ersterer (in Folge einer Dachausbesserung gerade mit Mörtel halb bedeckt) nur die Worte: Christian. — — pač und die Jahrzahl 1447 zu lesen waren, zeigte die andere ganz deutlich die Worte: Fundator hūj dō̃m voce pia petit unū̃ ave maria, daneben die Buchstaben e. l. s. und die Jahrzahl 1474.

Eine im Baustyle und in der Eintheilung ganz ähnliche Befestigung umgibt die Kirche von Fehring, welche übrigens in architektonischer Beziehung wenig interessant erscheint und nur in der mit der Jahrzahl 1111 bezeichneten Mariencapelle gothische Formen des XIV. Jahrhunderts zeigt, so dass jene Jahrzahl sich auf ein früheres, nun leider verschwundenes Kirchlein beziehen dürfte.

Das Kirchencastell (früher, wie ähnliche Bauten, Tabor genannt) in Fehring weist durch sein tüchtiges rundes Bollwerk auf ein höheres Alter und scheint noch in neuerer Zeit für wichtig gehalten worden zu sein, da es ein, wahrscheinlich

aus dem XVII. Jahrhunderte herrührendes wohlerhaltenes Thor hat, an welchem noch die Löcher für die Zugbrückenketten ersichtlich sind. Die Gräben sind auch hier verschüttet, und selbst der Zusammenhang der Umfassung durch Niederreissen eines Theiles unterbrochen.

Diese Castelle, deren ganz ähnliche auch in Siebenbürgen vorkommen, hatten offenbar die Bestimmung, beim Annahen des Feindes (hier der Türken und später der Malcontenten) die Bevölkerung des Marktes als Citadelle aufzunehmen. Daher die Menge kleiner Wohnungen, daher, um den in enge Räume eingepferchten Bewohnern wenigstens frische Luft zu gönnen, die offenen Gallerien. Aus diesem Grunde auch der bedeutende freie Raum zwischen der Kirche und den Defensionscasernen (wie ich diese Castelle nennen möchte).

In dem gegen Ungarn zu sich öffnenden, nicht durch natürliche Hindernisse geschützten, überdiess sehr fruchtbaren, daher beuteversprechenden Raabthale war die Besorgniss stärker als in anderen Gegenden, daher diese Kirchencastelle und die starken Befestigungen der vielen Schlösser, deren Krone die Rieppersburg bildet.

Eine Hauptmerkwürdigkeit der Kirche in Fehring bildet das in der Mariencapelle daselbst eingemauerte rothmarmorne Grabmal Berchtold's des Truchsessen von Emerberg[1]), eine vorzügliche, besonders fleissig ausgeführte Bildhauerarbeit. Über 9 Schuh hoch und mehr als 4 Schuh breit, zeigt dieses Denkmal das lebensgrosse Bild des ernsten kräftigen Mannes im vorgerückten Alter mit ausdrucksvollen Zügen und starkem Vollbarte. Vollständig gerüstet, nur das Haupt mit einem sonderbar geformten, selten vorkommenden Hute bedeckt, trägt er einen weiten faltigen Mantel, am Halse durch ein Kleinod zusammengehalten, — in der Rechten führt er die Streitfahne; auf dem langen Schwerte mit sehr einfachem Griffe, welches durch ein kurzes Riemchen mit Schnallen an der Rüstung befestigt ist, ruht die linke Hand; an der Rüstung linker Seite sieht der ebenfalls mit Buckeln besetzte Griff des Dolches hervor.

Unter den mit kräftigen Rädersporen bewaffneten Füssen liegt der Hund, das bekannte Symbol der Treue, neben ihm erblicken wir das Emerberger Wappen mit dem Bügelschöpfeimer, gekrönt von dem geschlossenen Helme, über dem wieder der Eimer als Helmzeichen sich erhebt, und darüber ein Blätterbusch. Links zeigt ein zweites Wappen im Felde und als Helmzierde den nach rechts gewandten springenden Hirsch.

Der Umstand, dass das Ritterbild unter dem Haupte ein Kissen hat, begründet die Vermuthung, der Grabstein sei ursprünglich liegend angebracht gewesen. Die Tradition, nach welcher wirklich der Stein früher in der Mitte der Capelle auf einer Tumba lag, bestätigt diese Vermuthung, so wie der Umstand, dass die um die Grabtafel laufende Inschrift auswärts gestellt ist, daher nur dann ohne die grösste Schwierigkeit gelesen werden konnte, wenn es möglich war, von allen Seiten um das Denkmal herum zu gehen. Wäre hierdurch die Frage über die ursprüngliche Stellung der Grabplatte nicht unwiderleglich entschieden, so gäbe es Gründe zum Zweifel. So z. B. ist die Fahne hinter dem Kissen rollend dargestellt, eben so der Mantel, was eigentlich nicht sein kann, wenn der Ritter darauf liegt.

Bei näherer Besichtigung der Rüstung stösst man auf einige schwer aufzuklärende Anstände. Dieselbe hat z. B. einen aus fünf Schienen krebsartig zusammengesetzten, um den ganzen Leib laufenden Waffenschurz, der vorne nur wenig ausgeschnitten ist. Mit diesem angethan, konnte man, wenn gleich die Schienenfügung einige Beweglichkeit gestattet, nicht reiten, und doch hat der Ritter die Sporen an den Füssen. — Auch die Handschuhe sind, so wie der Hut von höchst seltener Form, sie decken nämlich nur die halbe Hand bis zu den ganz ungeschützten Fingern und scheinen nicht Blech, sondern Leder anzudeuten.

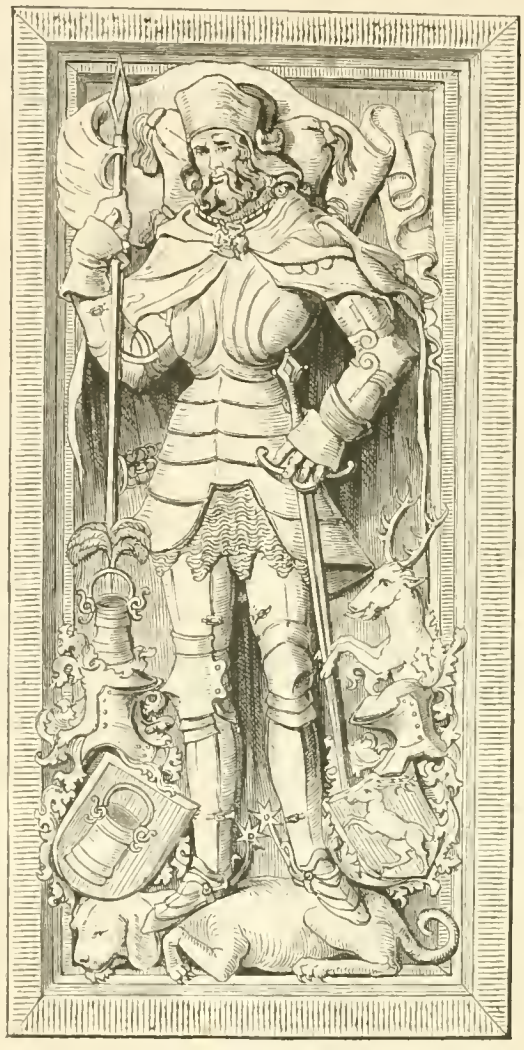
Ferner fehlt auf dem Denkmale der Helm, der sonst gewöhnlich neben der Figur, wenn sie das Haupt nicht damit bedeckt hat, irgendwo angebracht wird. Ähnliche Anomalien kommen übrigens auf Grabsteinen von so früher Zeit häufiger vor als später, und zeigen, dass die Künstler jener Periode, so fleissig sie auch das kleinste Beiwerk durchführten, dennoch der Freiheit der Phantasie bisweilen keine Zügel anlegten.

Der Erhaltungszustand des Monumentes ist ungeachtet der Einwirkung von fünfthalb Jahrhunderten ein trefflicher, nur die Umschrift: „Hier liegt begraben der edl herr berchtold truchsäsz von Emerberg der gestorben ist da man zalt nach christi gepurt tausend vierhundert und im dritten," ist gegenwärtig wegen der ungünstigen Beleuchtung und desshalb schwer leserlich, weil sie auf der abgeschrägten Fläche des Randes angebracht, am oberen Theile nur umgekehrt, unten aber, dem Boden sehr nahe, nur von einem am Boden Liegenden gesehen werden kann, und auch theilweise durch die Kalktünche der Mauer verunreinigt ist. Ich lasse hier (siehe Fig. 1 der nächsten Seite) eine mit ziemlicher Treue gearbeitete Abbildung dieses Denkmals folgen, die ich der Gefälligkeit des pensionirten erzherzoglichen Concipisten Herrn F. W. Fink verdanke.

Nahe an Fehring liegt das sehenswerthe, wenig bekannte Pertlstein (richtig Berchtholdsstein), der Sage nach von jenem Berchtold von Emerberg gebaut, dessen Grab den Stoff zu den obigen Zeilen lieferte. In mässiger Höhe bedeckt es die Kuppe eines langgestreckten Hügels in einer Seitenschlucht des Raabthales, und gehört zu den älteren, grösseren und besser erhaltenen Schlössern des Landes, obwohl sein ältester Theil, die ursprüngliche Berchtoldburg, viele Umstaltungen erfahren hat und gerade gegenwärtig das ganze Schloss wieder „restaurirt" wird. In einer der schmalen

[1]) Über das historisch interessante Geschlecht der Emerberg werden wir in einem der nächsten Hefte einige sehr beachtenswerthe Nachweisungen vom Herrn k. k. Rathe und Custos Joseph Bergmann veröffentlichen. D. Red.

Seiten des Schlosses liegt das neuere Hauptthor, an dem die Zugbrückenrollen noch sichtbar sind, von einfacher Architectur, — ober demselben zwei Wappen und eine Inschrift religiösem Inhalts, in welcher das Jahr 1582 als Bauzeit und Adam von Lengheimb sammt seiner Gemahlin Helena, gebornen Weisseneck, als Hersteller genannt werden. Noch höher ragt eine alte Pechnase zur perpendiculären Vertheidigung hervor, während die Flankirung durch ein sehr spitzwinkliges, festes, dreieckiges Bollwerk mit drei Reihen von Schussscharten, deren eine später in Fenster verwandelt wurde, erzielt wird.



(Fig. 1.)

Durch das Thor treten wir in einen geräumigen, besonders langen Hof, in dessen Mitte ein grosser uralter Nussbaum steht, unter dessen Schatten oft geprediget wurde, so lange ein Beneficiat im Schlosse bestand, weil die kleine Kirche die Zahl der Gläubigen nicht zu fassen vermochte.

Auch der tiefe Brunnen mit dem Schöpfrade fehlt nicht. Die rechte Seite des Hofes wird von einer langen, auf einfachen Bogenreihen ruhenden Gallerie begränzt, deren Mauer gegen die Aussenseite nun vermauerte Schussscharten hat.

War schon der weite Hof, dessen linke Seite eine Reihe von Wohngebäuden umschliesst, ein sehr erwünschter Raum, um sich zu ergehen, wenn gefährliche Zeitläufe das Schlossthor gesperrt hielten, oder um zur Musterung und Übung der Besatzung oder selbst zum Ringelrennen (für Turniere ist dieser Theil der Gebäude zu neu) zu dienen, so gewährte vollends die geräumige breite Gallerie bequem Gelegenheit zum Lustwandeln bei schlechtem Wetter.

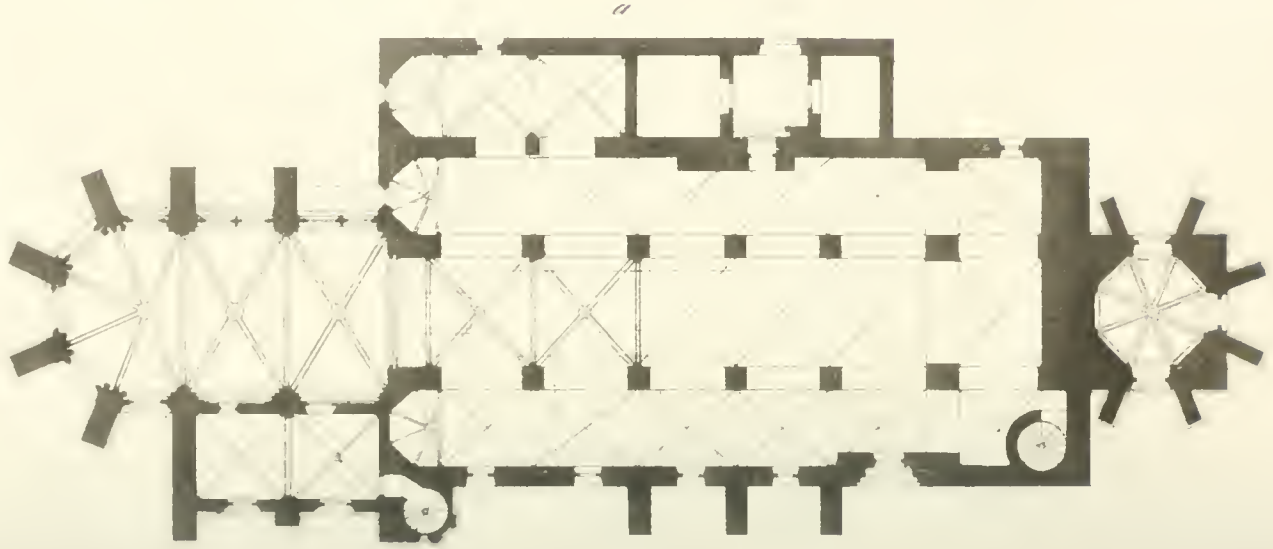
Neben dem Thore links steht die alte Burgkirche. Sie sei so genannt, weil sie für eine Capelle beinahe zu gross erscheint. Ihr einfacher Bau trägt den Charakter des XIV. oder XV. Jahrhunderts. Das Masswerk aus den Fenstern ist verschwunden. Die Eingangsthüre ist ein Viereck, an den oberen Ecken durch Viertelbogen unterbrochen. Im Presbyterium zeigt der Gewölbeschlussstein ein Kreuz und die segnende Hand. Rechts neben dem Altar ist statt des Sacramentshäuschens eine mit der Erbauung gleichzeitige Nische mit Verzierungen, die dem Steinmetz nicht viel Ehre machen. Der Hochaltar aus neuerer Zeit hat ein unbedeutendes Altarblatt, die Taufe Christi. Eine hübsche Arbeit ist eine Steintafel links von demselben, erhoben geäzt, mit Goldschrift und dem Lengheimb'schen Wappen, die auf die neuerliche Consecration der Kirche durch den Bischof Marcus von Seccau im Jahre 1636 Bezug hat. Die beiden Seitenaltäre sind etwas älter als der Hauptaltar und von einer besseren Architectur des XVII. Jahrhunderts, die Gemälde ebenfalls ohne grossen Werth. Interessanter sind die Grabdenkmale.

Jenes des Herrn Wolf von Lengheimb „des löblichen steurischen Adels im Feldlager vor Canischa gewesen Fendrich" († 1601) und seiner Gattin Sofie von Saurau († 1600) mit ihren drei Kindern ist aus weissem Marmor und sehr fleissig gearbeitet, diese fünf Personen in stark erhabener Arbeit darstellend. Wem es zur Last liegt, dass dieses mächtige, mit architektonischem Schmucke umgebene Werk bis auf die Gesichter, die weiss blieben, schwarz bemalt und gefirnisst wurde und somit einen unbeschreiblich tragikomischen Eindruck auf den Beschauer macht, konnte ich nicht erfragen!

Von einem tüchtigen Meister ist ein Ölgemälde auf Kupfer, über vier Schuh breit und bei fünf Schuh hoch, die Bildnisse des Herrn Adam von Lengheimb „der hochlöblichen Landschaft in Steier gewester Fendrich zu Pferd und Erhöber dieses katholischen Gottshauses" († 1649) und jenes seiner Gattin Maria Elisabeth von Stadl mit ihren vier Kindern vorstellend.

Wie die Inschrift zeigt, hat die treue Gattin dieses Denkmal für ihren verstorbenen Gatten und für sich anfertigen lassen. Es ist eine arge Impietät, dass Todesjahr und Tag unausgefüllt blieben, und diese Impietät ist leider keine seltene. Ungeachtet der entschiedenen Neigung unserer Vorfahrer, für ihre oder ihrer Angehörigen Grabdenkmale oft prunkend und verschwenderisch zu sorgen, sind die Beispiele unausgefüllter Daten auf Grabdenkmalen nicht selten und dem Schreiber dieser Zeilen aus der Periode vom XIV. bis in das XVIII. Jahrhundert nicht wenige vorgekommen

Geschmacklos und mit dem eklen Gerippschmuck der barocken Kunstperiode verziert ist das Grabmal des Grafen Georg Adam († 1712).



Aber nicht nur die Herren des Schlosses haben ihre Ruhestätte in seiner Gruft und ihre Denksteine in der Burgkirche gefunden, sondern auch mehrere ihrer treuen Diener.

So finden wir einen R. D. Jos. Vollins, auf dessen Grabstein die tausend Gulden, die er auf das Schlossbeneficium im XVIII. Jahrhundert stiftete, erwähnt sind, — eine Erwähnung, die auf seinem Bilde in einem der Gemächer des Schlosses wiederholt wird, wo auch von seinem unter den Dornen von Fehring (?) († 1758) erfolgten Tode die Rede ist.

Auch die Verwalter Adam Köllersee († 1649) und Georg Christof Reitter († 1702) liegen hier begraben: des Letzteren Grabtafel enthält ein hübsches Wappen mit dem heiligen Georg zu Pferde.

Noch ist des steinernen Taufbeckens mit zwei Wappen, der Jahrzahl 1597 und der Buchstaben W. v. L. z P u. K. S. F. v. L. g. F. v. S. (Wilhelm von Lengheimb zu Pertlstein und Kopfenstein, Sofie Freiin von Lengheimb, geborne Freiin von Saurau), und eines sehr hübschen in Holz geschnittenen heiligen Sebastian's aus dem XVI. Jahrhundert zu erwähnen, endlich der Freske am Schlusse des Presbyteriums gegen das Schiff, welches uns Karl Grafen von Lengheimb mit seiner Familie vor der Himmelskönigin kniend zeigt. Das Bild ist vom Jahre 1768.

Von der Kirche an dem linken Tract bis zum Mittel- und Hochschloss (wenn dieser Ausdruck bei dem ziemlich gleichen Horizonte erlaubt ist) folgt eine endlose, zum Theil chaotische Reihe von Zimmern, Sälen, Gängen, Treppen und anderen Räumen, zwei kleinere Höfe umschliessend, hie und da eine Spur des ältesten Baues zeigend, aber meist „restaurirt" oder in der „Restauration" begriffen. Mittel- und Hoch-, oder eigentlich Kernschloss waren von dem neueren Vorschlosse durch Gräben mit Zugbrücken getrennt, wie die noch vorhandenen Thore deutlich zeigen. In diesen Räumen finden wir durch die Sorgfalt des gegenwärtigen Besitzers, der das Schloss aus der eigentlichen Ruine in brauchbaren Zustand brachte, sehr wohl erhaltene, theilweise sehr interessante alte Einrichtungstücke, aber vorzugsweise sehr anziehende Gemälde. Die gewöhnlichen Zierstücke alter Schlösser, z. B. die vier Welttheile, unbedeutende Gemälde des XVII. Jahrhunderts und gute Schlachtstücke der gleichen Zeit fehlen nicht; sehenswerther sind die Ahnenbilder. Unter ihnen finden wir die bereits erwähnte Freifrau Sofie von Lengheimb mit einem grossen Hunde und mit dem gleichen Attribute, einen Ritter, G. L. V. S., lebensgross in einem höchst sonderbaren Costüme aus gelb und schwarz gestreiftem rauhen Stoffe mit Schwert, Dolch aus Buzogary und spanischem Cylinderhut.

Auf einem Gange befindet sich eine Inschrift auf Schloss-Restaurationen von 1638 und 1643 Bezug nehmend. Die Aussicht vom grossen (ganz modernen) Balcon ist herrlich, — ich wage keinen Versuch, sie zu schildern, — kann aber nicht unterlassen zu bemerken, dass, wer zweifelt an der Pracht von Steiermarks flächeren Gegenden und nicht glaubt, dass sie einen Vergleich mit seiner erhabenen Alpennatur aushalten, von diesem Punkte das herrliche Raabthal, — die stolze Rieggersburg betrachten möge.

Ein Gang um das Schloss durch die Schluchten, die es theilweise umgeben, und am Fusse seines Gemäuers zeigt an vielen Orten die Spuren des ältesten Quaderbaues, die sorgsame Vertheidigung durch vorspringende Thürme, durch runden Ausbau und aus hundert verschieden geformten, für Armbrüste, Doppelhaken und grobes Geschütz bestimmten Scharten.

An einer Stelle der rechten Langseite sind fünf mächtige Steinkugeln von ungleichem Kaliber (die sechste ist ausgefallen und wird im Schlosse aufbewahrt) in unregelmässiger Zusammenstellung, wie sie eben angeprallt sein und Scharten im Gemäuer ausgeschlagen haben mochten, eingemauert, das Denkmal einer Belagerung im XV. Jahrhundert.

Die Kirche und Rundcapelle zu Deutsch-Altenburg in Niederösterreich.

Vom Conservator Dr. Ed. Freiherr v. Sacken.

(Mit einer Tafel.)

An der Stelle, wo die bedeutende römische Stadt Carnuntum stand, der Hauptwaffenplatz in Ober-Pannonien seit Marc Aurel, welcher hier drei Jahre residirte, um die Kriegsoperationen gegen die Quaden am jenseitigen Donauufer zu leiten, erhoben sich im Mittelalter drei Orte: Petronell, an der Stelle der römischen Civilstadt, Deutsch-Altenburg, nahe bei dem römischen Castell erbaut, und Hainburg, an der äussersten Gränze der Befestigungswerke. Alle drei sind nicht nur als Fundorte zahlreicher römischer Alterthümer, sondern auch wegen der Baudenkmale aus dem Mittelalter merkwürdig. So ist in Petronell die Pfarrkirche und eine grosse Rundcapelle aus dem XII. Jahrhundert, in Hainburg ein Stadtthor aus wenig jüngerer Zeit, eine Rotunde und einzelne Theile des alten Schlosses ebenfalls aus dem XIII. Jahrhundert bemerkenswerth. Besonders interessant aber für die Geschichte der Architectur ist die Kirche von Deutsch-Altenburg. Urkundlich erscheint dieser Ort, der seinen Namen wahrscheinlich von dem benachbarten Römercastell erhielt, im XII. Jahrhundert im Besitze der Ritter von Dörr, einer fränkischen Familie. 1213 erbauten Alban und Johann von Dörr die Pfarrkirche, stifteten einen Priester dazu und liessen in ihr die Familiengruft anlegen [1]). Friedrich von Dörr erscheint als Begleiter Herzog Leopold des Glorreichen auf dessen

[1]) Wisgrill, Schaupl. des niederösterr. Adels II. p. 270. Enenkel. Collect. II.

Kreuzzuge 1218. Diese Familie, deren Glieder wiederholt auf der Ritterbank bei den nied.-österreichischen Landtagen sassen, trat im XVI. Jahrhundert zum Protestantismus über und starb im Jahre 1615 aus.

Schon von weitem zieht die auf einer felsigen Anhöhe am Ufer der Donau gelegene Kirche durch ihr alterthümliches Aussehen die Aufmerksamkeit auf sich (s. Taf. XIII. b). Sie ist offenbar aus zwei Bauperioden und das Schiff der bei weitem ältere Theil: es ist das einer flachgedeckten Pfeilerbasilica. Die Abseiten sind fast um ein Drittel schmaler und niedriger als das Mittelschiff, dessen mit rundbogigen Fenstern über den Dächern der Abseiten versehene Mauern auf jeder Seite von fünf massiven, viereckigen Pfeilern getragen werden (s. d. Grundriss Taf. XIII. a). Diese haben hohe, wie der attische Säulenfuss gegliederte Sockel und Capitäle, welche sich um alle vier Seiten ohne Unterbrechung herumziehen, woraus hervorzugehen scheint, dass die Bedeckung des Schiffes ursprünglich flach (aus Balkenwerk bestehend) war, denn sonst müssten an den Pfeilern Träger für die Gewölbsgurte hinauflaufen, wovon aber weder an ihnen noch an den Mauern des Mittelschiffes eine Spur zu sehen ist. Dass halbsäulenförmige Dienste angebracht waren, welche ober den Pfeilern absetzten — ähnlich wie in Heiligenkreuz — ist bei der geringen Höhe des Mittelschiffes nicht wahrscheinlich, bei den Abseiten aber ganz unstatthaft, bei welchen überdiess der Mangel von Wandpfeilern für eine ursprünglich flache Bedeckung spricht. Die Pfeilercapitäle bestehen theils aus einer Reihe von schweren, oben knospenartig umgebogenen Blättern, darüber eine zweite Reihe von ähnlichen mehr schneckenförmigen, theils aus sogenannten Pfeifen, mit einem ringförmig geschlungenen Bande darüber: alle haben hohe, reich gegliederte Deeksimse und sind durch Rundbogen mit einander verbunden. Auch die Fenster der Umfassungsmauern und die Eingänge sind rundbogig, letztere von mehreren ohne Unterbrechung sich herumziehenden Wulsten eingefasst. Unter dem Dachgesimse des Mittelschiffes läuft der für die Bauten romanischen Styles so charakteristische Rundbogenfries mit der Zahnschnittverzierung über demselben hin. Alle Merkmale zusammengefasst stellt sich das Schiff — mit Ausnahme der gothischen Kreuzgewölbe, welche dem Anfange des XV. Jahrhunderts angehören dürften — als ein Bau aus der Schlussperiode des romanischen Styles dar und ist ohne Zweifel ein Rest der im Jahre 1213 erbauten Kirche. Für diese Zeit ist freilich die flache Bedeckung ungewöhnlich und manche Details erscheinen etwas alterthümlich, allein bei Landkirchen erhielten sich die einmal gangbaren Formen oft ziemlich lange über die Zeit hinaus, wo sie bei grossen Bauwerken schon neueren gewichen waren, zudem war die Balkendecke minder kostspielig als Steingewölbe.

Der Chor ist im reinsten gothischen Style erbaut und besonders im Äussern von schmuckem Ansehen (Taf XIII. b). Er ist bedeutend höher als das Schiff, dreiseitig aus dem Achteck geschlossen und hat als Widerlager seiner Spitzbogengewölbe weit vorspringende Strebepfeiler, die in fünf Geschossen organisch emporsteigen. Die beiden untersten Abtheilungen sind glatt, die dritte mit Spitzbogenblenden und Masswerk nach Art der Fenster an gothischen Kirchen verziert: das vierte Geschoss hat Nischen und schöne Baldachine, unter denen wohl einst Figuren standen, das fünfte besteht aus einem achteckigen Spitzthurme mit Säulchen an den Ecken; leider fehlt die Pyramidenbekrönung. An der Nordseite befindet sich ein Zubau, wie der Flügel eines Querschiffes, seine Giebelwand ist mit Spitzbogen geziert: in der Ecke zwischen diesem und dem Schiffe stehen zwei Treppenthürmchen, deren eines mit einer gemauerten Kuppel und Fialen an den Ecken versehen ist. Besonders schön ist das Kranzgesimse, in dessen breiter Hohlkehle ein Stab fortläuft, um den sich Laubwerk, Blumen und Trauben leicht herumschlingen. Die Bogenfelder der Fenster, ohne Zweifel ursprünglich mit reichem Masswerk versehen, sind vermauert. Ein an der Südseite befindlicher Eingang, von einem Wimberge eingefasst, hat einen geradlinigen Sturz. Die Rippen der einfachen Kreuzgewölbe, von reicher Gliederung und eigenthümlich elastischem Schwunge, ruhen auf einzelnen, mit krausem Blattwerk verzierten Consolen, deren einige sich unten als Dreiviertelsäulchen fortsetzen und in die Wand verlaufen, wodurch freilich der untere Theil der Umfassungsmauer etwas kahl erscheint.

Der lebensvolle Organismus, den dieser Theil der Kirche besonders am Äussern zeigt, die reiche und geschmackvolle Detailbildung bezeugen ihn als ein Werk, wo die gothische Architectur noch in ihrer Blüthe stand, aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts stammend.

Ungefähr aus derselben Zeit ist der achteckige Thurm an der Westseite, dessen Gestalt fast romanische Reminiscenzen zeigt. Wie bei Thürmen dieses Styles, sind über den Seiten hohe Giebel angeordnet, zwischen denen das ganz aus Quadern gemauerte Helmdach emporsteigt [1]); das Massenhafte, Schwerfällige dieser Hauptform steht in Widerspruch mit der gothischen Detailbildung, den Strebepfeilern an den Ecken, dem Profile der Giebel (aus Schräge und Hohlkehle gebildet) und den spitzbogigen Fenstern.

An vier Seiten sind in spitzem Winkel vorspringende Mauervorlagen, oben mit Giebeln und Kreuzblumen angebracht, die andern vier Seiten haben sehr hohe Schalllöcher, deren eines in einem Kleeblattbogen treffliches Masswerk enthält. Auf den Giebelspitzen reiten kleine Figuren, — einer mit einer Zipfelmütze, die Glocken in den Händen halten; an den Enden der Giebelschenkel sind trefflich gearbeitete Wasserspeier. Der Thurm enthält bloss ein 15 Fuss hohes Gewölbe, in welches drei Thüren mit hohen Kleeblattbögen bedeckt führen; über diesem ist er ganz hohl, ohne Gebälke,

[1]) Ähnlich sind die Thürme von Wr. Neustadt, die Karner in Pulkau, Zellerndorf u. s. w.

selbst ohne eiserne Stangen. Durch eine jetzt vermauerte Thüre gelangte man auf den alten Orgelchor. Sehr merkwürdig sind die an den Strebepfeilern ausgehauenen Wappen mit schweren Fasshelmen, wie sie im XIV. Jahrhunderte von den Rittern getragen wurden, oder alten Stechhelmen bedeckt.

Zweimal kommt das auch an den Strebepfeilern des Chors angebrachte Wappen der Ritter von Dörr vor; besonders auffallend ist eines, welches einen doppelten Löwen mit einem gekrönten Kopfe enthält. Etwas jüngeren Ursprunges als der Thurm und Chor ist die an die südliche Abseite angebaute Capelle, welche durch eine viereckige, von einer kantigen Säule untertheilte Öffnung mit der Kirche communicirt; das flache Profil der Gewölbsrippen deutet auf die Verfallszeit der Gothik. Die zierlichen kleinen Spitzbogenblenden an den Schlussmauern der Abseiten dagegen sind wahrscheinlich zur Zeit, als der Chor erbaut wurde, der Gleichförmigkeit wegen angebracht worden.

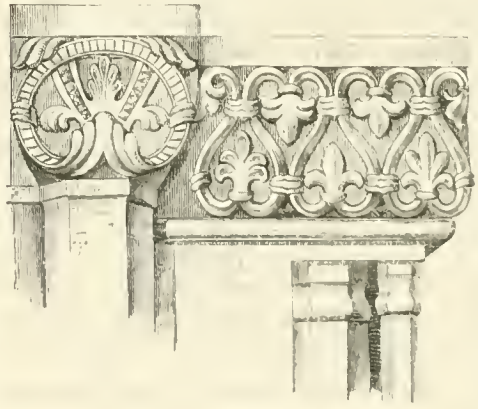
Südlich von der Kirche, auf dem dieselbe umgebenden Friedhofe steht eine dem heiligen Leonhard geweihte Capelle, ein Rundbau mit halbkreisförmiger Apsis gegen Osten, ganz aus Quadern erbaut; es ist eine Todtencapelle, wie sich ähnliche in Österreich sehr zahlreich finden, meistens aus dem XII. und XIII. Jahrhunderte und typisch von der angegebenen Grundform, welche wahrscheinlich in einer Nachahmung der heiligen Grabkirche zu Jerusalem ihren Ursprung hat. Bei der durch die Kreuzzüge erweckten Begeisterung für die Grabesstätte Christi mochte es passend erscheinen, das Messopfer für die Verstorbenen in einem Gotteshause darzubringen, dessen Gestalt an die Kirche des heiligen Grabes erinnerte und die Gebeine in einer solchen beizusetzen [1]). Die von den Kreuzzügen heimgekehrten Ritter scheinen oft solche Capellen gebaut zu haben, da sie sich gerade an vielen Orten finden, wo adelige Geschlechter ansässig waren, von denen einzelne Glieder als Kreuzritter vorkommen. Bekannt ist es, dass Herzog Leopold VII. nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande zu Klosterneuburg eine solche Capelle (die sogenannte Capella speciosa) nach dem Muster und zum Andenken der heiligen Grabkirche erbaute. Und so dürfte auch die in Deutsch-Altenburg ihren Ursprung dem Ritter Friedrich von Dörr verdanken, der den Herzog auf seinem Kreuzzuge begleitete; wenigstens stimmt der Baucharakter, welcher auf die erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts als Erbauungszeit weist, mit dieser Vermuthung überein.

Der Durchmesser des runden Hauptraumes beträgt 26 Fuss, der der Apsis 9 Fuss; an der Aussenseite des ersteren laufen vier Halbsäulen hinauf, denen die Capitäle fehlen; ihre attischen Basen mit knollenartigen Eckverbindungen treten aus dem ebenso gegliederten Fussgesimse vor, das sich in einer Höhe von 2 Fuss über dem Boden um die ganze Capelle herumzieht. Das Kranzgesimse ist erst in neuerer Zeit aufgesetzt; ohne Zweifel war unter demselben ursprünglich ein Rundbogenfries mit Zahnschnitten darüber angebracht, wie diess an der Apsis der Fall ist, wo er sehr zierlich gebildet erscheint mit Rauten in der Hohlkehle. Von den drei Halbsäulen am Altarraume haben zwei

(Fig. 1.)

Blattcapitäle mit Schnecken, die dritte (in der Mitte) läuft nur bis zu dem hier angebrachten Rundbogenfenster hinauf und setzte sich über diesem nicht fort, wie der ununterbrochene Fries beweist.

Von besonderer Zierlichkeit ist der Eingang an der Westseite; zu beiden Seiten befindet sich eine freistehende Säule, — jene dem Eintretenden zur Linken mit gewundenem Schaft — mit einem sehr schönen aus Blattwerk und diamantirten Bändern bestehendem Capitäle. Das Capitäl der Säule rechts zeigt der Holzschnitt (Fig. 1). Die Deckplatten sind ebenfalls verziert und der reich gegliederte Decksims diente wahrscheinlich Figuren zum Fussgestelle. Der Vorbau, in dem sich der Eingang befindet, wurde wohl nur desswegen angebracht, um denselben reicher ausstatten zu können; in den rechtwinkelig abgestuften Anschlagsmauern

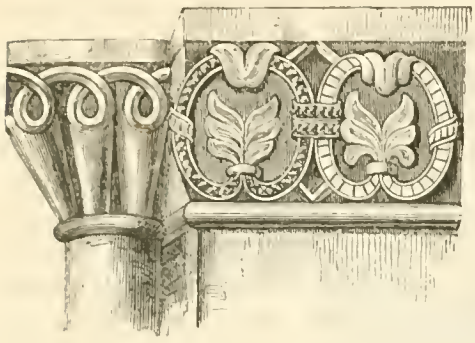


(Fig. 2.)

stehen auf jeder Seite drei 4′ 8″ hohe Säulchen, jedes anders geschmückt, auf hohen Sockeln. So hat die erste Säule rechts ein Capitäl von verschlungenem Blattwerk und einen schuppig verzierten Pfuhl der Basis mit Wulsten an den Ecken, — die zweite und dritte ein verschiedenartig mit blattartigen Zügen und Rautenbändern geschmücktes Capitäl; erstere einen achteckigen Schaft und Basis mit Schnecken (Fig. 2). Die vorderste Säule zur

[1]) Dass diess die gewöhnliche Bestimmung solcher Capellen war, wenigstens derjenigen, unter denen sich eine Gruft befindet, bezeugt der oft dafür vorkommende Name Carnero oder Ossarium, die Stiftungen von Seelenmessen, die mitunter bis jetzt bestehen (alle haben einen Altar) und andere Umstände. Siehe die ausführliche und sehr gründliche Abhandlung von Dr. Heider im April-Hefte der Mittheilungen, S. 53 ff.

Linken zeigt ein Pfeifencapitäl (Fig. 3), die zweite ein mit Akanthusblättern verziertes Capitäl und achteckigem Schaft, die dritte hat Rautenbänder und Schnecken. Die Mauerecken zwischen den Säulen, an den Kanten mit kleinen eingeblendeten Säulchen verziert, haben ebenfalls mit Blatt- oder Flechtwerk gezierte Kämpfer, darüber gegliederte Decksimse, so dass sie mit den Säulencapitälen ein fortlaufendes Ganzes bilden. Ursprünglich zogen sich über den Säulen wohl Wulste im Halbkreisbogen herum, die gegenwärtigen Rundbogen rühren aber, wie auch das Dach und das



(Fig. 3.)

schmucklose Innere der Capelle (die Gewölbe sind nicht mehr vorhanden) von einer durch den Geschichts-Professor Wikosch i. J. 1823 veranstalteten Restauration her. Diese muss als ein nachahmungswürdiges Beispiel angeführt werden, denn wenn sie auch mit geringen, bloss durch eine Sammlung unter den Schülern Professor Wikosch's beigeschafften Geldmitteln in ganz einfacher und bescheidener Weise ausgeführt wurde, so rettete sie doch dieses schöne Denkmal vor weiterem Verfalle, denn ohne dieselbe würden wir es nur in einem sehr kläglichen Zustande kennen. Es verdient diess um so grössere Anerkennung, als in jener Zeit die Kunstdenkmale des Mittelalters nicht so hoch geachtet und gewürdigt wurden als jetzt.

Noch muss angeführt werden, dass sich unter der Capelle eine Gruft befindet, daher über ihre Bestimmung als Todtencapelle wohl kein Zweifel sein kann; diese ist ohne besondere Bauformen, ihr Gewölbe wird in der Mitte von einem ganz einfachen, achteckigen Pfeiler gestützt.

Über den Bau und die Einrichtung der Cistercienser-Klöster und Kirchen.[1])

Die vom später heilig gesprochenen Benedict (geb. um 480 zu Nursia in Umbrien, † 21. März 543) um 515 entworfene Ordensregel, in dem von ihm gestifteten Mönchskloster Monte Cassino zuerst eingeführt, diente allen im IX.—XI. Jahrhundert entstandenen mönchischen Vereinigungen als frommer Leitstern; zu ihr bekannte sich namentlich der Cistercienser-Orden.

Dieser Orden insbesonders verdankt seinen Ursprung dem frommen Eifer des h. Robert, ersten Abtes des Klosters zu Molesme *(Molismum)*, der 1098 in reformatorischer Richtung gegen die zu Molesme eingerissene Verderbtheit, in einem unwirthlichen nur mit Dornen und Gehölze bewachsenen, durch ein Flüsschen bewässerten Thale von Citeaux *(Cisterrium)* für 20 Mönche das erste Cistercienser-Kloster (ursprünglich Neukloster, *Novum Monasterium* genannt) gründete, und auf Befehl des P. Urban II. 1099 nach Mosleme zurückberufen die weitere Pflege der neuen Pflanzung seinem Schüler Alberich als zweitem Abte überliess, der die Regel des h. Benedict in ihrer ursprünglichen strengen Geltung einführte. Der dritte Abt Stephan setzte unter Zustimmung der zusammenberufenen Brüder 1108 — 1109 einige mit der Regel des h. Benedict im Einklange stehende Bestimmungen fest, welche, vorerst nur für das Kloster zu Citeaux bestimmt, öfter mit der um 11 Jahre späteren und bereits auf die weitere Verbreitung des Ordens absehenden s. g. *Charta charitatis* verwechselt wurden.

Stephan stiftete noch 4 Cistercienser-Klöster, 1113 La ferte *(Firmitas)* im Sprengel von Chalons, 1114 Pontigny *(Pontignyacum)* in jenem von Auxerre, 1115 Clairvaux *(Clara-Vallis)* und Morimond *(Morimundum)* beide im Sprengel von Langres, deren Vorsteher, als jene der vier ersten Tochter-Klöster, zum Mutter-Stifte Citeaux den später gegründeten Cistercienser-Abteien gegenüber (nämlich 1118: Pruly, La Cour Dieu, Trois Fontaines und Bonnevaux; 1119: Bouras, Fontenai, Cadorin und Mazan) einen gewissen Vorrang behaupteten. Bei solcher Ausbreitung des Ordens war Stephan darauf bedacht, alle diese einzelnen Ordenshäuser zu gleichartiger Disciplin und strenger Aufrechthaltung der Ordensregel durch ein gemeinsames Band der Observanz zu vereinigen, und dieses Bestreben liegt der sogenannten Charte der christlichen Liebe *(charta charitatis)* zu Grunde, welche Stephan nach sorglichen Berathungen mit den Äbten und Brüdern der erwähnten Klöster und mit deren Zustimmung zu Stande gebracht und der päpstlichen Genehmigung unterzogen hat, welche Satzungen *(capitula et constitutiones)* Papst Calixt II. unterm 23. December 1119 auch wirklich für immerwährende Zeiten bestätigte. Diese Charte der Liebe ist nun das Grundgesetz des Cistercienser-Ordens *(fundamentum ordinis)*, auf welches bei den Beschlüssen der Generalcapitel zu Citeaux fortan hingewiesen wurde.

[1]) Vorstehender Aufsatz ist ein Auszug der interessanten Abhandlung, welche der Geschichtsforscher Herr Joseph Feil in dem ersten Hefte der von uns wiederholt besprochenen „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaates" (herausgegeben von Dr. G. Heider, Prof. Rud. v. Eitelberger und J. Wieser) als einen Theil der historischen Einleitung zu der Beschreibung und Darstellung des Cistercienser-Stiftes Heiligenkreuz veröffentlicht hat. Die Gediegenheit der Arbeit, wie auch die Wichtigkeit des Gegenstandes verdient die grösste Verbreitung und hat uns desshalb veranlasst, darauf besonders zurückzukommen. Wegen Mangel an Raum konnten wir uns nur auf allgemeine Umrisse beschränken und auch auf eine specielle Anführung der reichhaltigen Quellen nicht eingehen. Zum besseren Verständnisse bemerken wir übrigens, dass die im Texte angeführten Jahrzahlen, sich grösstentheils auf den Zeitpunkt der gefassten Beschlüsse der Ordenscapitel beziehen.

D. Red.

Dasselbe handelt jedoch nur von den persönlichen Rechten und Pflichten, ohne sachliche Anordnungen in Bezug auf den Bau oder die Einrichtung der Klöster und Kirchen des Ordens zu berühren. Eine reichere Fülle archäologischen Stoffes bieten dagegen einzelne Bestimmungen der Beschlüsse der Generalcapitel.

In Bezug auf die Gründung eines Cistercienser-Klosters galt anfangs strenge die Ordensregel Benedict's. Nach derselben sollte ein Kloster wo möglich so gebaut werden, dass es alles für den nöthigen Unterhalt Erforderliche, nämlich Wasser, Mühle, Garten, Bäckerei und Werkstätten für die Handarbeiten, innerhalb seiner Mauern umschliesse, damit die Mönche nicht genöthigt seien, den Bereich des Klosters zu überschreiten. Wenn ein Kloster gestiftet werde, sei sich vorerst behufs der hiezu ausersehenen Örtlichkeit von Seite des Landesherrn oder anderer weltlicher Grossen, sowie von Seite des Bischofes der Zustimmung zu versichern, dasselbe aber entfernt vom Sitze weltlicher und geistlicher Höfe anzulegen. Ferner müsse das Kloster, bevor es von den Mönchen bezogen wird, vom Stifter mit dem zur Deckung des Unterhaltes und der Bekleidung der Religiosen erforderlichen Einkommen ausgestattet sein. Diese Satzungen fanden bei den Cisterciensern nicht nur strenge Anwendung, sondern der dritte Abt zu Anievaux, Fastred, wies in offenbar übertriebener Askese darauf hin, dass die ersten Klöster absichtlich in sumpfigen, abschüssigen Thälern erbaut wurden, damit die Mönche öfter erkrankend stets den Tod vor Augen haben, um nie sorgenlos zu leben. Ebenso wurde jene Anordnung Benedict's festgehalten, welche die Zahl der Brüder für jedes neu errichtete Kloster auf zwölf und den Abt als dreizehnten beschränkt und auf späteren Generalcapiteln diese Zahl als Minimum einer Klosterbruderschaft bezeichnet hatte, um längerhin als solche bestehen zu können.

Was die Bauanlage und den Umfang der Klöster mit ihren Betkirchleins anbelangt, so folgte der Cistercienser-Orden, die Armuth als Nährmutter seines Bestandes an die Spitze stellend, anfangs strenge diesem Gebot und prägte den Stempel desselben auch in der kümmerlichen Form bei der Ausstattung seiner Bauwerke aus. Durch diesen Grundsatz und das Gebot der strengsten Clausur für die Mönche selbst, sowie durch die in erster Zeit zusammen auf dreizehn bestimmte Anzahl derselben, waren dann auch schon überhaupt die Anlage und der Umfang der einzelnen Bestandtheile der ältesten Klöster bedingt, welche in Bezug auf den Cistercienser-Orden das den Karthäusern als Regel vorgezeichnete Zellen-System zu Anfang völlig ausschlossen.

Die Bestandtheile waren zumeist in folgenden Richtungen angelegt. Den nördlichen Theil beherrschte die Kirche in solcher Art, dass der den Hochaltar umschliessende Theil nach Osten hin gerichtet war. An der entgegengesetzten westlichen Seite der Kirche war der Eingang in dieselbe. Das Dormitorium, und unterhalb demselben das Capitelhaus, lagen gegen Osten. Nächst der Klosterpforte, gegen Westen, lag die Fremdenstube *(cella hospitum)*, damit die Ankömmlinge nicht Anlass hätten, die inneren Klosterräume zu betreten. Gegen Süden hin war das Refectorium und unterhalb demselben die Küche angebracht, beide so weit als möglich vom Kirchengebäude, namentlich vom Chor entfernt. Das Novizen- und Krankenhaus waren, gleichsam ein zweites Kloster, von den oben genannten Räumlichkeiten abgeschieden.

Die Kirche sollte schon nach der Ordensregel bloss ein Bethaus (daher auch meist nur *oratorium*, seltener *ecclesia* oder *basilica* genannt) sein, und zu keinem andern Gebrauche dienen. Die Klosterbrüder sollten nach der Beendigung des Gottesdienstes die Kirche stets in grösster Stille verlassen, damit jene nicht gestört werden, die auch noch später daselbst beten wollten. Der Besuch der Kirche war in der Regel Laien nicht gestattet, am wenigsten dem weiblichen Geschlechte. Die Überschreitung dieses öfters eingeschärften Verbotes wurde stets am Abt und Convent bestraft (1192 u. 1193): und zwar nicht bloss, wenn Weiber die Kirche, sondern auch nur das Kloster, selbst wenn es neu erbaut war (1194), betreten hatten, wovon nur zur Zeit der Einweihung einer neuen Klosterkirche durch neun Tage eine Ausnahme gestattet war (1157). Ausserdem war der Zutritt auf das Strengste untersagt und so lange Frauen im Kloster sich aufhielten, durfte kein Gottesdienst gehalten, und mussten die Altäre abgeräumt werden. Der Abt, mit dessen Zustimmung dieses geschehen, wurde seiner Würde entsetzt, der Mönch, der es ohne Wissen des Abtes vermittelte, ausgestossen (1193).

Wenn also die Betkirchleins des Cistercienser-Ordens ursprünglich nur für die beschränktere Anzahl der Klostergemeinde und für den seltenen Besuch geistlicher Gäste bestimmt waren, so ergibt sich schon dadurch der geringere Umfang der hierfür gewidmeten Räumlichkeit. Die Ausstattung des Bauwerkes und der inneren Kirche war schon nach der Ordensregel auf die schmuckloseste Einfachheit beschränkt, und dieses Gebot durch viele Capitelbeschlüsse eingeschärft.

In dem zum täglichen und nächtlichen Gottesdienste bestimmten Gebäude sei alles entfernt, was gegen die grundsätzliche Armuth des Ordens, an Hoffart oder Überfluss gemahnen könnte; daher alle goldenen und silbernen Kreuze zu beseitigen und durch bemalte hölzerne zu ersetzen seien. In der Kirche hänge nur ein silberner Candelaber. Ausserdem durften nur kupferne oder eiserne Weihrauchfässer, nur Messkleider u. s. w. aus Baumwollen-, Leinenstoff oder Tuch ohne Gold und Silber gebraucht werden, nur leinene Messhemden und Krägen *(amictus)*, nur silberne und wenn möglich vergoldete Kelche, Stolen und Manipeln nur von Tuch ohne Gold und Silber, Altartücher nur aus Leinwand ohne Malerei; die zur Bedienung des Altars bestimmten Trinkgeschirre ohne Gold und Silber, kein Mantel, Pluvial

(cappa), keine Dalmatik oder Tunik sollen zur Anwendung kommen (1109).

Diese Grundregeln der Mutterabtei Citeaux wurden auch in den Töchterklöstern aufrecht erhalten, auf den Generalcapiteln bei vielen Anlässen in Erinnerung gebracht, und bei besonderen Vorkommnissen folgerichtig ausgelegt und modificirt. Wir wollen diese besonderen Bestimmungen zunächst der Zeitfolge nach in Übersicht bringen und sodann zu allgemeinen Folgerungen übergehen.

Vor Allem soll vorangeschickt werden, dass im Cistercienser-Kloster die Verehrung der heil. Gottes-Mutter eine bei vielen Anlässen überwiegend hervorgehobene Richtung des Cultus der frommen Klosterbrüder bildete (1157 und 1184; 1244 u. s. w.) und dass alle Kirchen des Cistercienser-Ordens zu Ehren der h. Maria als Schutzfrau des Ordens eingeweiht werden mussten.

Dass auch der architektonische Schmuck vermieden war und die Wände des Kirchengebäudes so viel als möglich kahl gelassen werden mussten, ist schon aus dem ganzen Geiste der Ordensregeln und Statuten abzuleiten.

Steinerne Glockenthürme waren strenge untersagt; der Gebrauch kleiner Glocken jedoch bis zu dem Gewichte von 500 Pfd. gestattet. Die Zeichen zu den verschiedenen gottesdienstlichen Verrichtungen wurden vor dem allgemeineren Gebrauche der Glocken auch durch Hörnerruf, durch Schläge auf Holztafeln und durch menschliche Laute gegeben.

Dass schon bei der ältesten Anlage der Cistercienser-Kirche der Chor besonders unterschieden werden musste, geht aus vielfachen einzelnen Statuten bestimmt hervor.

Der Hochaltar musste gegen Osten hin liegen und dessen Stelle schon bei dem Ausstecken der Masse für den Bau eines neuen Klosters zuerst bestimmt werden. Wurde der Altartisch von dieser Stelle entfernt, so musste die Kirche neu eingeweiht werden. Dass aber in einer solchen Kirche mehrere Altäre zulässig waren, geht nicht nur schon aus der Unterscheidung des Hauptaltars als solchen hervor, sondern wird nach einzelnen Statuten insbesonders vorausgesetzt.

Wie überhaupt auffallend gefärbte Tücher nicht gebraucht werden durften, so war es insbesonders auch verboten, seidene oder bordirte Altartücher zu gebrauchen.

Sculpturen und Gemälde, mit Ausnahme eines Salvatorbildes, waren zwar in allen Klosterräumlichkeiten strenge untersagt. Dagegen durften bemalte hölzerne Kreuze gebraucht werden.

Die Fenstergläser mussten weiss, ohne Kreuze und unbemalt sein. Das Verbot scheint aber nicht allenthalben genau beachtet worden zu sein, denn schon das Generalcapitel v. J. 1182 befahl, dass innerhalb zweier Jahre alle Glasgemälde zu entfernen seien. Eine ausdehnende Interpretation, welche das Verbot bloss auf die bunten Glasmalereien beziehen machte, scheint es erklärlich zu machen, dass in Cistercienser-Klöstern, wie z. B. zu Heiligenkreuz in Österreich ältere Glastafeln verwendet wurden, die wohl weiss, aber doch mit schwarzer oder grauer ornamentaler Zier bemalt waren.

Bilder und Wandgemälde waren, wie erwähnt (1134), als der alten Ehrbarkeit der Ordensdisciplin zuwiderlaufend, verpönt. Dieses Verbot wurde in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts noch öfter eingeschärft (1204, 1231, 1242). So durften namentlich auch keine Wappenschilde in den Kirchen aufgehangen werden (1203).

Wenn es überhaupt im Geiste der Ordensregel lag, dass alle Räumlichkeiten des Klosters, sobald das Zeichen zur Complete gegeben war, zur Nachtzeit beleuchtet seien, so war dieses auch in Bezug auf die Kirche der Fall, und nur sehr arme Klöster mochten die Kirchenlaterne im Dormitorium verwenden. Auf dem Generalcapitel vom Jahre 1152 wurde es freigestellt, dass, wo es sein könnte, in der Kirche sowohl bei Tage als zur Nacht eine Lampe brenne; deren mehrere anzuzünden, wurde als hoffärtig bezeichnet *(vanitatem aliquatenus redolere videtur;* 1196*)*.

Begräbnisse in der Kirche durften anfänglich nur Königen, Königinnen und Bischöfen gestattet werden. Im Capitelhause, der Begräbnissstätte der Äbte, mochten jene dann beerdiget werden, wenn sie es wünschten (1152, 1180). Ausserdem durften nur die Stifter eines Klosters innerhalb demselben, jedoch keineswegs in der Kirche oder im Capitelhause, beerdiget werden, und nur ausnahmsweise solche, welche auf dem Wege erkrankt und, in diesem Zustande ins Kloster aufgenommen, darin gestorben waren, und auch nur dann, wenn zugleich das Begräbniss ohne grosses Aufsehen oder ohne grosse Gefahr nicht verweigert werden konnte. Diese Nöthigung musste aber im nächsten Generalcapitel dargelegt werden (1157, 1198, 1219). Ein Abt, welcher eine Frau in seiner Kirche beerdiget hatte, wurde hart bestraft (1193). Das Generalcapitel vom Jahre 1194 verordnete, dass die Grabsteine in den Cistercienser-Klöstern ganz eben, das ist ohne erhobene Sculpturen u. dgl. in den Boden gefügt werden, damit sich die Darübergehenden nicht daran stossen *(coaequentur terrae, ne sint offendiculo transeuntium;* 1194*)*, daher ohne Zweifel die im weiteren Umfange beobachtete Sitte, die Inschriften, Wappen u. s. w. auf Grabsteinen vertieft einzugraben. Um die Mönche stets an den Ernst des Todes zu erinnern, musste in den ältesten Zeiten entweder in der Kirche oder im Kloster ein offenes Grab an die Hinfälligkeit dieses Daseins mahnen.

Orgeln und Musikchöre waren in den Cistercienser-Kirchen vor dem vierzehnten Jahrhunderte nicht zu finden. Nur im gemeinschaftlichen, ungekünstelten Gesange wurden die Psalmen u. s. w. abgesungen.

Ganz den Satzungen des Ordens entsprechend, war auch die äusserste Einfachheit in den Kirchengeräthen geboten, wie bereits oben angedeutet, und dieses Gebot öfter erneuert worden; dasselbe war auch in Bezug auf

Messgewänder und den übrigen Ornat für gottesdienstliche Verrichtungen vorgezeichnet (1134, 1185 u. s. w.).

In Bezug auf die Abhaltung des Gottesdienstes wird bemerkt, dass dieser, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, für welche besondere Anordnungen bestanden, regelmässig zu sieben verschiedenen Stunden des Tages und der Nacht (*horae diurnae* genannt) stattfand, deren Vertheilung sich nach der Verschiedenheit der Tageslänge in den einzelnen Jahreszeiten richtete. Man unterschied die Matutina, die Prima, Tertia, Sexta, Nona, die Vesper und das Complete (*completorii tempus*). Die Festsetzung der Zeit für diese einzelnen Andachtstunden war auch in den einzelnen Klöstern nicht gleich.

Opferstöcke oder Sammelbüchsen bestanden nicht, sie wären übrigens in den Kirchen schon wegen des seltenen Besuches derselben durch die, der Regel nach gänzlich davon ausgeschlossenen Laien nutzlos gewesen. Aber auch dort, wo solche am Eingange einzelner Abteien angebracht waren (*trunci* oder *gazophilacia* genannt), mussten dieselben zu Folge Capitelbeschlusses vom Jahre 1204 als eine Art unschicklicher Bettelei entfernt werden.

Ohne dass es durch ältere Klosterregeln oder Statuten ausdrücklich geboten erscheint, finden wir gleichwohl in den meisten älteren Klöstern und namentlich in allen österreichischen Cistercienser-Klöstern einen sogenannten Kreuzgang (*ambitus*, *porticus*, *circuitus*, mittelhochdeutsch *Kriuceganc*), so genannt, weil in diesen den Unbilden der Witterung nicht ausgesetzten Räumen eine gewisse Art von Bet- und Bittgängen unter Vortragung des Kreuzes stattgefunden haben. Nur darf bei der dem Cistercienser-Orden gebotenen Prunklosigkeit in allen gottesdienstlichen Verrichtungen, und bei dem Ausschlusse des Volkes von den Klostermauern hierbei nicht auf das Gepränge öffentlicher Processionsfeierlichkeiten gedacht werden. Den Cisterciensern war bloss vorgeschrieben, dass bei den in gehöriger Ordnung vorzunehmenden Processionen vor dem Kreuze zwei weiss gekleidete Mönche mit Wachslichtern voranschreiten sollten (1226).

Diese Kreuzgänge wurden so construirt, dass ein Hallengang in vier gleichlangen Absätzen einen viereckigen, meist zu einem Gärtchen benützten Raum umschloss, welchem zugekehrt sich breitere fensterartige Räume mit Bogenstellungen und Rosenfüllungen öffneten, welche Fensterräume, ursprünglich frei, bald zum Schutze des Bauwerkes selbst und der den Kreuzgang betretenden Mönche gegen die empfindlichen Einwirkungen der Elemente in kälteren Zonen mit Glas ausgefüllt wurden.

Die eine dieser vier Seiten schliesst sich dem Langhause der Kirche an, mit welcher eine Thüre die Verbindung herstellt. Nach anderen Seiten stand der Kreuzgang mit den inneren Klostertheilen in Verbindung, so dass die Mönche aus diesen durch den Kreuzgang in die Kirche gelangen konnten. Jede einzelne dieser vier Hallen des Kreuzganges hatte ihre besondere Bestimmung. So wurden in einer der vier Langseiten täglich bestimmte Capiteln aus den Kirchenvätern u. s. w., und, nach bestimmter Vertheilung der einzelnen Abschnitte, die Ordensregel des heil. Benedict wenigstens viermal des Jahres vor den versammelten Brüdern vor dem Abendgebete gelesen, daher dieser Gang auch öfter der Lesegang (*lectio*) genannt wurde. In einer andern dieser Hallen wurden von den Klosterbrüdern am Donnerstage in der Charwoche (*Coena Domini*) den Armen die Füsse gewaschen. Im Kreuzgange herumwandelnd, erbauten sich die Mönche durch Lesung frommer Bücher, wie ihnen diess für die nicht dem Gottesdienste und der Arbeit gewidmeten Stunden geboten war (315). Hier war später auch der Begräbnissort der verstorbenen Kloster-Brüder; überhaupt aber wurden in diesen Hallen auch häufig feierliche Umgänge mit Gesang und Vortragung des Hochwürdigsten gehalten. Wenn nun auch kein Ordensstatut die Anlegung eines Kreuzganges, zumal in bestimmter Form, als wesentlichen Bestandtheil einer Cistercienser-Abtei bezeichnet, oder überhaupt in Bezug auf die Art der Verwendung desselben zu gewissen frommen und häuslichen Verrichtungen etwas Näheres bestimmt, so finden wir gleichwohl dessen Errichtung in diesen Klöstern schon in frühester Zeit, und da kein Beschluss eines Generalcapitels dagegen Einsprache erhob, so muss die Anlage desselben als dem Geiste des Ordens entsprechend angenommen werden.

Ein Brunnenhaus, nämlich eine an der Mitte einer Seite des Kreuzganges angebaute Halle mit einem fortan sprudelnden Wasserquell, finden wir in den drei ältesten Cistercienser-Klöstern des Erzherzogthums Österreich, nämlich zu Heiligenkreuz, Zwetl und Lilienfeld. Sie sind durchaus erst später zugebaut worden, so das Brunnenhaus mit der Wasserleitung und dem steinernen Wasserbecken zu Zwetl erst um 1327; jenes zu Lilienfeld mit seinen bleiernen Wasserbecken um die Mitte des XV. Jahrhunderts. Die Anlage solcher Brunnenhäuser mochte, als mit der Ordensregel des heil. Benedict im Einklange stehend, von den Generalcapiteln nicht beanstandet worden sein, denn jene bestimmt: ein Kloster sei wo möglich so anzulegen, dass alles Nöthige, namentlich auch Wasser innerhalb des Klosters sich befinde, damit die Mönche nicht genöthiget seien, desshalb die Klostermauern zu überschreiten (*vagandi foras*).

Das Capitelhaus (*Capitulum*, *Capitolum* auch *domus capituli* genannt) meistens an eine und zwar an der der Kirche entgegengesetzten Seite des Kreuzganges angebaut, war derjenige Ort, wo zunächst der Abt vor den versammelten Brüdern, welche sofort das Capitel bildeten, die wichtigeren Disciplinar- und andere Angelegenheiten des Klosters, soferne diesen die Kenntnissnahme derselben nöthig oder ein Beschluss von deren Zustimmung abhängig war, verhandelte. Hier wurden auch bestimmte feierliche Handlungen, namentlich die Abtenwahl, vorgenommen, und

hier war auch die, gewissen ausgezeichneten Persönlichkeiten zugestandene Ruhestätte.

Im Capitelhause sassen die Brüder zur Winterszeit nach der Beendigung des nächtlichen Gottesdienstes beim Lampenscheine zur erbaulichen Lection versammelt. Das Capitelhaus war endlich auch der Ort, wo die Brüder und Conserven wöchentlich einmal (1232) einem älteren Spiritual, und wenigstens 2—3 Mal des Jahres dem Abte (1233) ihre Sünden bekannten. Hier wurden später auch die Leichen der verstorbenen Klosterbrüder bis zur Beerdigung beigesetzt, was früher in der Kirche geschehen musste (1207, 1242); hier wurden endlich auch die Novizen eingekleidet und dann zur Ablegung der Profess aufgenommen; die letztere selbst hatte in der Kirche stattzufinden. Übrigens befand sich im Capitelhause stets ein Altar und zwar öfter in einem capellenartigen Ausschussbaue. Hier wurde auch in späteren Zeiten zu Ostern das heil. Grab errichtet und vor demselben Tag und Nacht hindurch gebetet. Seitdem Papst Benedict IV. den bereits üblich gewordenen Eintritt der Frauen in die Kreuzgänge strenge untersagt (1742), wird diese Feierlichkeit in die Kirche vorgenommen.

Das Schlafhaus (*dormitorium*, und nach diesem Worte auch *Dormenter*) war überhaupt der in den Klöstern zur nächtlichen Ruhe bestimmte Ort; bei den Cisterciensern und allen der Regel des heiligen Benedict unterworfenen Abteien aber, wo das den Karthäusern eigenthümliche Zellensystem ursprünglich nicht zugestanden war, der, sämmtlichen Klosterbrüdern sammt dem Abte gemeinschaftliche Schlafsaal. Die dem Schlafe gewidmete Zeit war eine sehr beschränkte. Nach der Beendigung des nächtlichen Gottesdienstes durften die Brüder nicht mehr schlafen; sie waren dann, wie erwähnt, zur Winterzeit im Capitelhause versammelt, um nach Belieben sich durch die Lesung frommer Schriften zu erbauen; der Habit musste aber so geordnet sein, dass es sichtbar wurde, wenn einer der Mönche etwa wieder einschlief; im Sommer konnten sie auch andere Klosterräume zu gleicher Erbauung betreten, jedoch nur in Gemeinschaft, nicht vereinzelt.

Das Dormitorium bildete also einen der wesentlichen Bestandtheile eines Klosters, vor dessen Ausführung ein Kloster nicht bezogen werden durfte (1134). Nicht nur die Klosterbrüder, mit Ausnahme der Kranken und jener, welche bestimmte Dienste zu verrichten hatten, sondern auch der Abt mussten ursprünglich im gemeinschaftlichen Dormitorium schlafen, und zwar nahm des Abtes Bett die mittlere Stelle ein, zumeist an der Mauer; er war auch zunächst berufen, das Zeichen zum Aufstehen zu geben, wenn die Stunde des nächtlichen Gottesdienstes herangerückt war. Das Dormitorium und der Eingang zu demselben musste die ganze Nacht hindurch erleuchtet und in allen Cistercienser-Klöstern nach einerlei gewohnter Form gebaut werden. Ein Abt, welcher hierin Abweichungen zuliess, wurde schwer bestraft, und musste selbes innerhalb dreier Jahre jener Bauweise gemäss umbauen lassen, widrigenfalls nach Ablauf dieses Termines nie und nimmer Jemand dort schlafen durfte. Als Papst Benedict XII. sogleich beim Antritte des Pontificates unter andern durchgreifenden Massregeln auch die allmählich von der alten Strenge abgewichenen Mönchsorden durch Zurückführung auf ihre heilsamen Ordensregeln diesen gemäss reformirte, und den jungen Mönchen insbesondere die Gelegenheit zum Besuche der Universitäten erleichterte, bemerkte er in der an den Cistercienser-Orden unterm 12. Juli 1334 erlassenen Bulle insbesondere, dass er mit Missliebem vernommen habe, wie gegen die Satzungen, welche den Mönchen ein gemeinschaftliches Dormitorium vorzeichnen, in einigen Klöstern unter verschiedenen Vorwänden besondere Kammern ausser dem Krankenhause der Mönche, ja im Dormitorium selbst eingebaute Zellen als Schlafstätten benützt werden. Er erneuerte demnach das Verbot, in abgesonderten Kammern zu schlafen. In den Dormitorien durfte sofort keine Zelle mehr erbaut, und die bereits errichteten mussten binnen drei Monaten niedergerissen werden. Doch mögen die Prioren und Subprioren mit Zustimmung des Abtes innerhalb des Schlafhauses eine Zelle haben. Diese Bestimmung wurde auf dem Generalcapitel vom Jahre 1439 mit dem Beisatze erneuert, dass kein Ordensmann auf Pflaumenpolstern oder Leintüchern schlafen dürfe, und dass die den Prioren und Subprioren gestatteten besonderen Kammern fürderhin nicht durch Thüren und Riegel den Eintritt ausschliessen. Dass übrigens in den Dormitorien der Cistercienser zugleich kleinere Capellen angebracht wurden, wie diess anderwärts geschah (*in dormitorio absida in orientali parte mirifice constructa, in ea altare etc.*), darüber findet sich keine sichere Bestimmung. Ein kleiner Altar mochte dort immerhin angebracht sein, zur Erbauung bei den stillen Nachtgebeten der Mönche, die dort ihre Schlafstätten hatten.

Der gemeinschaftliche Speisesaal war gleich dem Dormitorium ein wesentlicher Bestandtheil eines Klosters. Er wurde Refectorium (im deutschen auch *Refender*, *Revent*, *Refat* selbst *Rebedir*, *Rebenthal*, *Rebenthier*, *Robenter*, *Remptorei* sogar *Referent* verunstaltet) genannt. Jener Mönch, dem die Sorge für dieses Gemach und den Tisch zustand, hiess Refectuarius.

Wie durch die Ordensregel alles was Sinnenlust erregt, auf das äusserste Bedürfniss angewiesen und in Allem den Mönchen gleichartige Gemeinschaftlichkeit vorgezeichnet war, so erstreckte sich dieses Gebot insbesondere auch auf den Genuss der Nahrungsmittel und auf die Einrichtung und Bestellung des gemeinschaftlichen Tisches. Zweimal des Tages zu speisen, nämlich zu Mittag und etwas weniges zu Abends, war durch die Regel des heil. Benedict zugestanden. Dieses Gebot wurde bei den Cistercienern so strenge aufrecht erhalten, dass Jünglinge in einem Alter, wo der dreimalige Genuss von Speisen in einem Tage

gewissermassen Bedürfniss war, nicht in das Kloster aufgenommen werden durften, und Äbte die dieses gethan, strenge bestraft wurden, wesshalb das 18. Lebensjahr zum Eintritte in die Klostergemeinschaft vorgezeichnet war (1157).

In kälteren Himmelsstrichen bestand und besteht noch in den meisten Cistercienser-Klöstern ein eigenes Winter- und Sommer-Refectorium.

Die allgemeine Klosterküche, zu unterscheiden von der besonderen Küche des Abtes für die Gäste, musste begreiflicher Weise dem Refectorium möglichst nahe, jedoch, wie früher bemerkt, von der Kirche so weit als möglich entfernt untergebracht sein. Der gesammte Küchendienst musste in Gemässheit der Ordensregel (515, c. 35) unter wöchentlichem Wechsel von den Brüdern versehen werden, wovon nur Krankheit oder die Verwendung für anderweitige, dem Kloster nützliche Beschäftigungen eine Ausnahme begründete.

Die übrigen noch innerhalb der Clausur befindlichen Bestandtheile eines Klosters waren theils nach den statutarischen Bestimmungen, theils nach besonderen Verpflichtungen folgende: die Prälatur, Wärmestube und die Schreibstuben *(scriptoria)*, das Archiv, das Bibliotheks-Zimmer, die Kleiderstube, der Kerker, das Krankenhaus der Mönche und Laienbrüder, die Spitalkirche, die Badestube, das Novizenhaus und das Pfortengebäude.

Ausserhalb der eigentlichen Clausur befanden sich: die Gaststube, die Krankenstube für Laien, die Viehställe, die Mühle und das Backhaus, die Werkstätten, der Klostergarten, die Klosterschenke und die Begräbnissstätte.

Das Krankenhaus der Mönche und Laien *(infirmaria* auch *infirmitorium)*, nicht zu verwechseln mit dem Laienspital *(hospitale)*, musste an einer abgelegeneren Stelle des Klosters angelegt und, im kleineren Massstabe mit den wesentlichsten Bestandtheilen eines solchen versehen, gewissermassen ein Kloster im Kleinen bilden.

In Verbindung damit stand die Spitalkirche, dazu bestimmt, dass die kranken Mönche, soweit es ihr Zustand gestattete, alle täglichen gottesdienstlichen Stunden im Gebete mitfeierten, und dieselbe war in so naher Verbindung mit der Krankenstube, dass die Siechen in ihren Betten mitbeten und mitsingen konnten.

Das Novizenhaus bildete gleich dem Siechenhause ein Kloster im Kleinen mit besonderen Speise-, Wasch- und Schlafzimmern und mit besonderer Küche.

Die Gaststube befand sich neben der Klosterpforte und gleich der Krankenstube für Gäste ausserhalb der strengen Klosterclausur.

Ein besonderer Begräbnisssort *(coemiterium)* bestand für jene, die nicht innerhalb der Kirche, des Kreuzganges oder des Capitelhauses des Klosters selbst begraben werden durften, daher namentlich für die im Kloster verstorbenen Gäste und Taglöhner, für die verstorbenen Laienbrüder, endlich für jene zwei Freunde oder Familiäre des Klosters, welchen sammt ihren Gattinnen ausnahmsweise eine Grabstätte zugestanden werden durfte. Anfangs befand sich der den Ordensbrüdern gemeinschaftliche Ort der Ruhe ausserhalb dem Kloster in einem umschlossenen und geweihten, meist mit einer Grabcapelle besetzten, freien, Raume, später wurde er innerhalb der Klostermauern in den vom Kreuzgange umfangenen Raum, noch später in den Kreuzgang selbst versetzt.

Notizen.

62. (Joseph Sebastian Kögl, k. k. Conservator zu Bregenz, und dessen literarische Leistungen.) Joseph Sebastian Kögl, am 8. Februar 1803 zu Vils in Tirol geboren, machte den damals üblichen halbjährigen Cursus in Innsbruck, besuchte dann durch zwei Jahre das Gymnasium zu Hall und legte hierauf zu Brixen die Lehrerprüfung ab. Erst diente er als Lehrer der obern Knabenclasse zu Reute durch acht Jahre, darauf an der k. k. Kreishauptschule zu Brixen durch sechzehn Jahre und an der k. k. Unterrealschule zu Bregenz durch sechs Jahre. Im Jahre 1853 wurde er zum Conservator zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale in Vorarlberg ernannt. In Folge einer Verkühlung, die er sich in den diessjährigen Bittagen bei einem heftigen Regenguss zugezogen hatte, kränkelte er an der Lunge, besuchte das Bad zu Cannstadt bei Stuttgart, wo er am 30. August 1856 starb.

Wenn auch Kögl wenige Schulstudien machte, so erwarb er sich durch Fleiss und rastloses Streben in seinen Verhältnissen nicht geringe Kenntnisse und war auch literarisch thätig. Wir können von ihm nachstehende Arbeiten namhaft machen: *a)* Einige Notizen über den Pfarrbezirk Breitenwang [1]) in Tirol, mit einer Ansicht der Festung Ehrenberg von A. Falzer. Füssen 1830, kl. 8°. *b)* Geschichtlich-topographische Beschreibung über das k. k. Gränzchemals Freiungsstädtchen Vils. Mit einer lithographirten Ansicht. Füssen 1831. *c)* Kurze Geschichte der Entstehung des Decanates Breitenwang, aller geistlichen Pfründen und Gotteshäuser etc. Mit einer statistisch-tabellarischen Übersicht. Füssen 1834.

Während seines Aufenthaltes in Brixen verfasste Lehrer Kögl. von Sr. Excellenz dem um sein Vaterland hochverdienten k. k. Appellationsgerichts-Präsidenten Baron di Pauli v. Treuheim († 1839) aufgemuntert und vom Nestor der

[1]) In einer Bauernhütte zu Breitenwang starb am 3. December 1137 Kaiser Lothar auf seiner Heimreise aus Italien.

tirolischen Genealogen, dem mehr als neunzigjährigen Canonicus Stephan v. Meyrhofen unterstützt, mit rastlosem Fleisse ein Lexikon des lebenden und erloschenen Adels von Tirol, dessen Drucklegung aber aus mehreren Ursachen unterblieb. Kögl widmete dieser Arbeit viele Jahre und fügte seinem umfangreichen Manuscripte, das unseres Wissens der nun verstorbene Alois Röggl, Prälat zu Wilten, an sich brachte, die bezüglichen Wappen in Federzeichnungen bei. Im Drucke erschienen von den erloschenen und dem Bereiche der Geschichte anheimgefallenen Geschlechtern: *d)* die Grafen von Tirol und ihre nächsten Erben, in Chmel's Notizenblatt für österreichische Geschichte und Literatur, Wien 1843; *e)* zwei alphabetische Reihenfolgen von erloschenen Adelgeschlechtern Tirols, wovon die erste 23, die zweite 22 Geschlechter enthält, mit den Abbildungen ihrer Wappen auf zwei gut lithographirten Tafeln, in der Zeitschrift des Ferdinandeums, Bd. XI und XII, Innsbruck 1845 und 1846.

Ferner fünf genealogische Tafeln von tirolischen Adelsgeschlechtern, als: *f)* der v. Feldthurns; *g)* der v. Freundsberg zu Strassberg und St. Petersberg, Freiherr zu Mindelheim (erloschen am 1. November 1586); *h)* der Herren von Greifenstein; *i)* der Vögte v. Matsch, Grafen von Kirchberg (erloschen mit Gaudenz am 24. April 1594, ruht auf Marienberg); *k)* der Edlen v. Voigtsberg und Pfeffersberg mit den Nebenlinien von Latzfons, Barbian und Dachgrub. Diese sind im V. Bande (1850) des von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Archives für Kunde österreichischer Geschichtsquellen enthalten. Kögl, der 1850 an die k. k. Unterrealschule nach Bregenz kam, fand sich auch in diesem ihm bisher fremden Ländchen Vorarlberg bald zurecht und widmete demselben seinen Fleiss und seine Feder. Er schrieb: *l)* Hohenbregenz (St. Gebhardsberg) mit seinen Fernsichten. Eine erweiterte Skizze mit einem Anhange: Die Orts- und Gebirgshöhen Vorarlbergs (nach der Zusammenstellung des Dr. Michael Stotter), Bregenz 1852.

Aus diesem erwuchs auf Grundlage der historischen Publicationen des Unterzeichneten über Vorarlberg von Kögl ein ausführlicherer Wegweiser unter dem Titel: *m)* „Burg Hohenbregenz auf dem St. Gebhardsberge bei Bregenz, ihre Geschichte und ihre unvergleichlichen Fernsichten, mit besonderer Rücksicht auf das rechtseitige Rheinthal. Mit lithographirter Abbildung der Göttin Epona, einem Stammbaume der Grafen von Montfort zu Bregenz, Pfannberg und Tettnang, und einem Anhang über die Orts- und Gebirgshöhen Vorarlbergs, 12mo, S. 106. Lindau bei Settner, 1856.“ Kleinere Aufsätze historischen Inhaltes von Kögl sind hin und wieder in den Boten für Tirol und Vorarlberg eingerückt worden.

Von demselben erschien auch anonym: Katholisches Gebetbuch zum nützlichen Gebrauche nachdenkender Christen mit verschiedenen Betrachtungen und Unterweisungen. Innsbruck bei Felizian Rauch, 1854.

Endlich hatte er eine Weltgeschichte für Schulen ausgearbeitet. Wenn sie auch den Anforderungen, die man an ein solches Buch stellt, nicht entsprochen hätte, so gibt sie doch ein schönes Zeugniss von dem unermüdeten Streben des Mannes, der bei kleinem Gehalte eine sehr zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Sicherlich wäre Kögl bei gründlichen Studien und in anderen Verhältnissen ein tüchtiger Geschichtsforscher geworden.

Joseph Bergmann.

63. (Kauf- und Verkaufs-Vertrag einer sechsjährigen Sklavin vom Jahre CXXXIX der christl. Zeitrechnung, gefunden in den dakischen Goldgruben.) Das trajanische Dacien war glücklicher als andere Provinzen in der Erhaltung römischer Denkmale, die mit Handschriften versehen sind: ich meine nicht solche von Stein und Metall, die auch anderwärts häufig vorkommen, sondern die hölzernen Doppeltafeln, welche mit geschwärztem Wachse überzogen und worauf die Buchstaben mit eisernem Griffel eingeritzt wurden, ähnlich den heutigen Schiefertafeln, weiss auf schwarz. Mehre solcher Doppeltäfelchen wurden in den Goldbergwerken vorgefunden, welche ihren wohlerhaltenen Zustand physischen Einflüssen verdanken, nur wäre es zu wünschen, dass sie sich in den Händen der ersten Finder eben so gut erhielten.

Die Schrift auf solchen Doppeltafeln ist römisch current, jedoch von zweierlei Form, wovon man eine die Schönschrift, die andere gemeine Schrift nennen möchte, zum Unterschiede von den militärischen Doppeltafeln, welche aus Erz und mit Quadrat-Lettern beschrieben sind. Solcher Handschriften begegnet man bisweilen auf Backsteinen, aus Laune der Figulener; zu Aquileja sah ich einen mit schraffirten Quadrat-Lettern. Es ist bekannt, dass in SAVARIA und in Österreich welche vorgefunden wurden, welche die Schriftform der mit Wachs überzogenen Tafeln tragen.

Massmann war der erste, welcher solche Monumente allgemein bekannt machte und deren Version in moderner Schrift herausgab: nun kommt mir eine Monographie vor, welche den Dr. Johann Erdy, Mitglied der königl. ungarischen Akademie und Custos des dortigen Alterthums-Museum, zum Verfasser hat. (Pest 1856.)

Zwei Doppeltafeln sind es, die er veröffentlicht und commentirt, beide von grosser Wichtigkeit, beide feierliche Urkunden; die eine über den Verkauf einer Sclavin, die andere über ein Gelddarlehen. In letzterer glaube ich die Andeutung von dem Bestande zweier römischer Münz-Währungen wahrzunehmen, das gemeine und das julische Pfund und das Verhältniss zwischen beiden. Es genüge für heute von der Tafel zu reden, welche den Verkauf eines sechsjährigen Mädchens betrifft, das zum Gewerbe der SCORTELLARIAE gehörte (nicht etwa der Buhlerinnen, denn schon

das Alter beseitiget gänzlich diesen Verdacht), sondern zu jenem Handwerk, welches sich mit Verarbeitung von Leder und Fellen zu Kleidungsstücken beschäftigt. Sie wurde um CCV Denare verkauft.

Der Handel wurde im Jahre CXXXIX der christlichen Zeitrechnung geschlossen; Käufer war ein gewisser MAXIMUS mit dem Vaternamen BATOS, ohne weiters ein PANNONIER oder DALMATIER; Verkäufer ein gewisser DASIVS Sohn, des VERZONIVS, seiner Nation ein PIRVSTER aus der Gemeinde CAVERITIVM; was im nördlichen Theile des heutigen Albaniens gelegen wäre. Das Jahr ist durch Angabe der Consule bezeichnet. Auf einer Tafel sind die Siegel von sieben Zeugen eingeprägt.

Im Vertrage wurde nicht ausser Acht gelassen, die verbürgten Eigenschaften aufzunehmen; nicht zum Stehlen geneigt, nicht zum Beschädigen, nicht zum Entfliehen, nicht zum Herumirren, und es wurde auch für den Fall der Eviction vorgesehen.

Allein der Text ist an und für sich klar genug, so dass es keiner Commentare bedarf; nur erlaube ich mir eine Leseart vorzuschlagen, die von der bereits veröffentlichten einigermassen abweicht.

„Maximus Batonis puellam nomine Pessime sive ea quo alio nomine est, annorum circiter plus minus sex, empta scortellaria, emit mancipioque accepit de Dasio Verzonis Piruste ex Kaveretio, denariis ducentis quinque.“

„Ille puellam suam esse, furtis noxisque solutam, fugitivam erraticam non esse, praestari. Quod si quis illae puellae partem ex eo quis evicerit, quo minus Maximum Batonis quove ea res pertinebit habere possidereque recte liceat tam quanti illa puella empta est, tam pecuniae .... taliter pariter dari fide promisit Maximus Batonis, fide promisit Dasius Verzonis Pirusta ex Kaveretio.“

„Proque ea puella quae supra scripta est denarios ducentos quinque accepisse et habere se dixit Dasius Verzonis Maximo Batonis

Actum Karto. XIII. Kal. Apriles

Tito Aelio Caesare Antonino Pio II. et Bruttio Praesente II. Coss.“ Dr. P. Kandler.

64. (Römische Denkmale.) Der Priester Giovanni Zanella hat drei interessante Denkmale des römischen Alterthums von Trient an sich gebracht und in der That auf eine sehr gelehrte Weise erläutert, die es wünschenswerth macht, dass sowohl die Denkmale als die Erläuterung der Öffentlichkeit übergeben werden. Das erste Denkmal besteht aus einem Gelübdestein, der den männlichen Schicksalsgöttern zu Ehren, vielleicht in einem Tempel zu Vezzano errichtet war. Es scheint, dass die christliche Kirche auf den Ruinen des heidnischen Tempels erbaut wurde.

Das zweite Denkmal ist ein von L. Calventius Firmus der Minerva gewidmeter Altar, auf dessen Vorseite der Name des Widmenden, auf den Seitentheilen allerlei Sinnbilder des Priesterthums und der Minerva en relief dargestellt sind; dieser Stein wurde zu Tovo gefunden, wo wahrscheinlich ein Tempel der Minerva war.

Das dritte Denkmal ist dem in der Monarchie so häufig vorkommenden Mithrasdienste gewidmet; es enthält fünf verschiedene Bilder der Einweihung in die Mysterien des Mithras. Auf der andern Seite steht Mithras in seiner phrygischen Bekleidung, die rechte Hand erhoben, auf einem Felsen, wie es scheint. Dieser Felsen ist entweder eine Anspielung auf die Petra genetrix des Mithras, oder auf die Berge, auf denen in Persien dem Mithras vorzüglich geopfert wurde. Jos. Arneth.

65. (Zwei Flügelaltäre zu Ogrodezon und Nieder-Kurzwald in Schlesien.) Ein Bericht des k. k. Landesbaudirectors in Krakau, Herrn Dr. Schenkl, enthält folgende Angaben über zwei Flügelaltäre, welche sich in der Kirche des 1 Meile von Teschen entfernten Dorfes Ogrodezon und in dem unweit Bielitz gelegenen Dorfe Nieder-Kurzwald befinden.

Der erstere dürfte bereits aus der kleinen hölzernen Kirche in die unter meiner Amtswirksamkeit in Schlesien in Bau genommene und bereits bei meinem Scheiden aus Schlesien im Mauerwerke ausgeführte neue Religionsfondskirche, da sie mittlerweile fertig geworden sein muss, übertragen sein. Er ist bei weitem kleiner als jener zu Alt-Bielitz [1]), die Gemälde sind nicht von jener vorzüglichen Hand, doch für die Kunst immer von hohem Interesse. Leider hat dieser Altar sehr gelitten und namentlich wurde das auf dem Hauptbilde in eigener Tafel noch stehende Gemälde, den gegen den Himmel auffahrenden Erlöser darstellend, wahrscheinlich, weil die Kirche die Aufstellung wegen der geringen Höhe nicht zuliess, entzwei gesägt. Der obere Theil scheint zu fehlen. Sämmtliche Gemälde sind der Passion entnommen, theilweise gut colorirt und fleissig gearbeitet. Die lang gestreckten schmalen Körper so wie die mangelhafte Perspective deuten auf hohes Alter.

Der Flügelaltar zu Nieder-Kurzwald steht an künstlerischer Ausführung jenem zu Alt-Bielitz nahe, leider scheint er von einem Unberufenen zum Theile restaurirt und vieles an den schönen Gemälden verdorben zu sein.

Er ist beinahe so gross wie jener zu Alt-Bielitz, jedoch passen die Flügel nicht mehr zusammen, da das Mittelbild wahrscheinlich einen neuen Rahmen erhielt. Die Flügel stehen nun für sich, unbeachtet, theilweise verdorben in der Kirche umher.

Sämmtliche Tafeln sind aus Eichenholz, die Malerei ist auf Kreidegrund mit vieler und guter Vergoldung ausgeführt. Das Mittelbild stellt die Mutter Gottes mit dem göttlichen Kinde, dem Erzengel Michael und dem heiligen Martin dar, und ist vortrefflich gemalt, auch am besten erhalten.

[1]) Vergl. Juni-Heft der „Mittheilungen“ S. 112.

Auf einem der Flügel ist die heilige Barbara im Tempel, dann das Begräbniss dieser Heiligen, auf dem anderen ist der Tod der heiligen Katharina und jener der heiligen Barbara dargestellt. Zwei andere Flügel enthalten die Geisselung und Kreuzigung Christi, dann Christus am Kreuze und die Grablegung dargestellt. Sie sind sämmtlich von guter Hand. Ein Pfarrer Namens Neumann soll im Jahre 1774 die Kirche restaurirt haben; unter dem grossen Bilde stehen die beiden Chronostichon:

„Opera Ignat H. neUMann LoCI paroChI fUnData"

und

„AC postea eJUs IterUM stUDIo CoLorata."

Man glaubt die Gemälde wären aus Krakau gekommen, und gibt an, dass sie im Jahre 1422 enstanden seien.

Literarische Anzeigen.

Bock Fr.: Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters. Mit einem Vorworte von Dr. Georg Müller, Bischof von Münster. Bonn 1856. I. Band, 1. Lieferung, 8°. S. 121 und XIX Tafeln Farbendruck.

Nicht nur für die Geschichte der Kunst sind die tüchtigsten Kräfte der Gegenwart in der regsten Weise thätig, auch die Kunst-Archäologie, welche lange vernachlässigt wurde, findet bereits ihre Vertreter. Wir sprechen nicht von jenen Sammelwerken, welche gleich der Kunst-Archäologie Otte's keineswegs die Aufgabe haben, die Wissenschaft durch die Resultate selbstständiger Forschungen zu bereichern, und ihren Zweck vollkommen erfüllen, wenn sie von dem bisher zu Tage Geförderten nicht Umgang nehmen, sondern von Werken, welche einzelnen Zweigen der christlichen Alterthumswissenschaft eine gesicherte historische Grundlage zu bereiten suchen. In die Reihe dieser Bestrebungen tritt das oben angeführte Werk in der rühmlichsten Weise ein. Es stellt sich die Aufgabe, die Entstehung und Entwickelung der kirchlichen Ornate und Paramente in Rücksicht auf Stoff, Gewebe, Farbe, Zeichnung, Schnitt und rituelle Bedeutung nachzuweisen. In welcher Art dieser Nachweis geliefert werden soll, darüber gibt uns das vorliegende erste Heft genügenden Aufschluss, und wir sprechen es mit Befriedigung aus, dass die archäologische Literatur keines Landes sich eines Werkes rühmen kann, welches in gleich gründlicher und eingehender Weise diesen Stoff behandelt.

Den Inhalt des ersten Heftes bildet die historische Darstellung der Weberei von Seiden und Goldstoffen im Mittelalter, mit besonderer Berücksichtigung der Gewebe zu gottesdienstlichen Zwecken, wobei der Verfasser wesentlich drei Hauptperioden unterscheidet.

Zur ersten Entwickelungsepoche der Seidenmanufactur gehören jene meist kostbaren Gewebe, die von den Tagen des Justinian bis zu den Zeiten der Hohenstauffen im Dienste der Kirche angefertigt wurden. Griechen, Araber, Perser und Indier sind um diese Zeit in dem alleinigen Besitze der einträglichen Kunst, aus der Rohseide reiche Gewebe anzufertigen. Diese Periode kann als die orientalisch-byzantinische bezeichnet werden. Die Stoffe derselben waren, insoweit sie in alten priesterlichen Gewändern noch zu unserer Anschauung gelangt sind, meist sehr schwer und dicht gewebt, und in der Regel ohne Muster; nur in der Wahl der Farbe bei liturgischen Ornaten herrscht gewöhnlich die gelbe, grünliche, rothe und Purpurfarbe vor. Kommen in diesen alten Stoffen Dessins vor, so sind es in der Regel mathematische Figuren, Polygone oder Kreise, die zuweilen zusammenhängende phantastische Thierbildungen einfassen. Selten erscheinen in diesen Seidengeweben Brochirungen in Goldfaden; sind jedoch Dessins in Gold ersichtlich, so sind sie in der Regel gestickt und nicht eingewebt.

Die zweite Periode der Seidenmanufactur umfasst den Zeitraum vom Antritte der Regierung Kaiser Friedrich's I. bis zu den Zeiten Kaiser Karl's IV., also 1152—1347. Es war diess die Zeit, wo die Kunst des Webens dessinirter kostbarer Zeuge bei den Arabern, Mauren, und Saracenen ihren Höhepunkt erreicht hatte, und die zur Blüthe gelangte Seidenmanufactur in den Städten Italiens: Palermo, Lucca, Florenz, Mailand u. s. w., als Rivalen den Sieg über ihre moslimischen Concurrenten und Lehrmeister davon trug. Dieser interessante Zeitabschnitt der mittelalterlichen Seidenindustrie kann mit einem allgemeineren Ausdrucke als der arabisch-italienische bezeichnet werden. Die Seidenzeuge, früher meist einfärbig, werden jetzt, wo die Kunst des Webens sich bedeutend entwickelt hatte, in der Regel vielfärbig, das Gewebe selbst wird leichter und zarter, die Zeichnung beweglicher und schwungvoller und meist in Gold brochirt.

Die dritte Periode der Seidenmanufactur füllt den Zeitraum von Kaiser Karl IV. bis auf Karl V. (1519), ein Zeitraum, in welchem der Einfluss der orientalischen Vorbilder hinsichtlich der Fabrication, der Farbenwahl und Muster in den occidentalischen Seidenzeugen erloschen ist, und in welchem sich die volle Einwirkung germanisch-christlicher Formenbildungen auf die seitherigen romanischen Ornamentationen geltend macht, daher auch diese Periode die germanisch-romanische benannt werden mag. Die Stoffe derselben verschmähen es, den Reiz des früher so beliebten „bestiaire" geltend zu machen und ziehen es vor, ein eigenthümliches reines Pflanzenornament einzusetzen. Was die Textur betrifft, so herrscht in diesen reichen Stoffen meistens das Damastgewebe vor; auch schwere Sammtstoffe mit geschnittenen Dessins waren sehr an der Tagesordnung. Durch die reiche Brochirung werden die Stoffe in der Regel sehr schwer, und nicht geeignet, einen fliessenden wellenförmigen Faltenbruch zuzulassen.

Mit dem Aufkommen der heidnischen Kunstformen in Italien ging dort der Typus der bisher traditionellen Kunstweise, wie in allen Zweigen der Kunst, so auch in der Weberei nach und nach verloren, und schon in der letzten Hälfte des XV. Jahrhunderts zeigen die florentinischen Seidengewebe eine nicht unmerkliche Hinneigung zu der classischen Antike. Das breite Akanthusblatt und der übrige Blätterschmuck findet in meist missverstandener Auffassung in den italienischen Geweben des XVI. Jahrhunderts seine immer wiederkehrende Vertretung, und in dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts verschwinden auch in den Seidengeweben diesseits der Alpen allmählich die letzten Reminiscenzen der angestammten germanischen Ornamentationsweise, an deren Stelle jedoch keine eigenthümlich neue Kunstweise tritt, vielmehr artete sie gleich nach ihrem Entstehen aus und wurde eklektisch, d. h. sie imitirte mit mehr oder weniger Glück byzantinische, arabische, persische und ägyptische Formen, mit welchen korinthische, etrurische und

römische Pflanzenornamente wechseln. Je reicher bei dem Schlusse des XVII. Jahrhunderts die Seidengewebe in Bezug auf Materiale und Farbenhäufung, namentlich zu liturgischen Zwecken wurden, desto geist- und phantasieloser werden sie in Hinsicht der Wahl und Anhäufung regelloser und schwulstiger Dessins.

Mit diesen Andeutungen, welche nur in den äussersten Umrissen den interessanten Inhalt der 1. Lieferung anzugeben suchen, müssen wir uns begnügen und erwähnen nur noch, dass die Detailbehandlung durchgehends auf den eingehendsten Forschungen beruht und so viel des Neuen und Anregenden bringt, dass nicht nur der eigentliche Archäologe, sondern eben so sehr der Geistliche, der Kunstforscher, wie auch der Industrielle aus der aufmerksamen Lectüre dieses Werkes wesentlichen Nutzen schöpfen wird. Die beigegebenen 19 Tafeln in Farbendruck, welche in historischer Aufeinanderfolge getreue Stoffmuster bieten, sind trefflich ausgeführt, das Werk selbst trotz seiner glänzenden Ausstattung sehr billig.

Der Umfang des ganzen Werkes ist auf zwei Bände Text mit 110 Abbildungen im Farbendruck berechnet.

G. H.

Statz V.: Mittelalterliche Bauwerke nach Merian. Mit einer Einleitung von A. Reichensperger. 1. Heft. Text S. 22 und XII Tafeln Abbildungen. Leipzig, J. O. Weigel 1856.

Das vorstehende Unternehmen soll, dem Prospecte zufolge, zunächst den Zweck haben, der Unkenntniss der Merian'schen Topographien zu begegnen, und die Architekten, welchen die vaterländische Kunst und deren Wiederbelebung am Herzen liegt, auf die reiche Fundgrube hinzulenken, welche die Merian'schen Prospecte darbieten. Zu letzterem Behufe hat es Herr Statz unternommen, die interessantesten mittelalterlichen Architecturgruppen im vergrösserten Massstabe und mit solchem Detail ausgestattet, wie es der Geist des betreffenden Styles erfordert, wiederzugeben. Das vorliegende erste Heft beginnt mit der Einleitung von A. Reichensperger, worin er dem Leser eine sehr anregende Schilderung der Verhältnisse und Leistungen der Merian'schen Künstlerfamilie und damit im Zusammenhange eine Übersicht der mittelalterlichen Topographie bietet. Wir nehmen diess mit grossem Danke auf, weil wir darin eine Bereicherung des geschichtlichen Stoffes erhalten haben und hätten nur gewünscht, dass der geschätzte Verfasser sich des polemisirenden Tones begeben hätte, womit er fortwährend gegen Feinde der mittelalterlichen Architectur zu Felde zieht, welche bestimmt am wenigsten dort zu suchen sind, wohin Reichensperger's Pfeile sich richten. Die Kritik der mittelalterlichen Baustyle zu blossen Gunsten des Einen oder des Andern zum Schweigen zu bringen, dürfte kaum gelungen und gewiss nicht von Nutzen sein. Auch dürfen wir nicht verschweigen, dass bei der Strenge, welche Reichensperger in der Regel an die Leistungen der modernen Architekten und zwar mit vollem Rechte in Anwendung bringt und bei der hohen Bewunderung, welche er mit nicht minderem Rechte den Kunst-Überresten der Gothik zuwendet, die Vorliebe nicht wohl erklärlich, wenigstens nicht gerechtfertigt erscheint, mit welcher er sich den Entwurfen Statz's seit langem zuwendet. Es war uns befremdlich, dass den trefflichen „Fingerzeigen" nicht Abbildungen noch vorhandener mustergiltiger Cultusgegenstände, an welchem kein Mangel ist, sondern Entwürfe des Herrn Statz beigegeben waren. Nicht minder hat es uns in Erstaunen gesetzt, dass, wenigstens dem Prospecte nach, das „Gothische Musterbuch" nicht durchgehends an das Vorhandene sich anlehnte, sondern auch die Aufnahme eigener Entwürfe der beiden Herausgeber, Statz und Ungewitter, vermuthen liess. Es mag Kreise geben, welchen die Arbeiten dieser beiden Architekten als mustergiltig erscheinen, doch dürfte eine solche Ansicht auch begründeten Widerspruch erfahren. In keinem Falle aber mag es angehen, mit Umgehung des bestehenden Formenschatzes, wie er sich in zahlreichen Überresten in der reichsten Fülle nachweisen lässt, Muster zu erfinden. Gleiche Bedenken knüpfen sich an das vorliegende Unternehmen. Wer Merian kennt, weiss, dass es ihm wahrlich nicht um genaues Detail, sondern eben nur um die lebendige Auffassung der gesammten Configuration zu thun war; in den Kirchen und Thürmen, wie er sie gibt, können wir in manchen Fällen, wo uns der Vergleich noch geboten ist, kaum die Muster erkennen. In den meisten Fällen musste er sich bei dem eingehaltenen Massstabe mit einem im kleinsten Massstabe gegebenen Umrisse begnügen, und, wie erwähnt, liegt der Werth dieser Ansichten aber nur in der Gesammtauffassung. Eben diese aber tritt in dem vorliegenden Werke in den Hintergrund, es hält sich an Details, und da diese natürlich in der gegebenen Form nicht genügen, tritt Statz's Restauration hinzu. Wir haben es daher in der Regel wieder mehr mit seinen Entwürfen, als mit Abbildungen bestandener Bauten zu thun. Diess aber macht nach unserem Ermessen dem Werthe der Arbeit einigen Eintrag, da es gewiss nicht unmöglich, wenn auch mit grösseren Schwierigkeiten und Mühen verbunden gewesen wäre, für alle Gruppen der Architecturtheile noch bestehende Muster vorzuführen. Einem solchen Unternehmen würden wir unbedingten Beifall zollen, während der Werth des Gebotenen uns als ein beschränkter erscheint.

Schliesslich bemerken wir, dass der Umfang des Werkes, auf 12 Hefte berechnet ist.

G. H.

Die mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens. Herausgegeben von dem Architekten- und Ingenieur-Verein für das Königreich Hannover. 1. Heft. Hannover. Karl Rümpler 1846, 4°. 34 Seiten und VIII Tafeln.

Schon Dr. L. Puttrich hat in seinem Werke: „Denkmale des Mittelalters in Sachsen" auf die Thatsache hingewiesen, dass sich in den sächsischen Ländern, wo das frühzeitige Schaffen christlicher Bauwerke weniger wie am Rhein unter dem Einflusse der römischen Kunst geschah, die ersten charakteristischen Merkmale unverkümmert germanischen Geistes finden. Sachsen war daher auch schon wiederholt das Feld sehr interessanter und wichtiger archäologischer Forschungen — eine reiche Ausbeute für das Studium der mittelalterlichen Kunst. Puttrich's obenerwähntes Werk umfasst aber nicht den ganzen Umfang des alten Sachsenlandes, sondern überschreitet die Gränzen des jetzigen Sachsens nur bis zum Harze, es hält sich also etwa in dem Bereiche der alten obersächsischen Länder. Über die Denkmale der niedersächsischen Länder aber, welche hauptsächlich aus dem Königreiche Hannover und dem Herzogthume Braunschweig bestehen, ist ausser dem angefangenen Werke des Bauinspectors Mithof noch nichts Wesentliches durch bildliche Darstellung veröffentlicht worden. Da nun ferner durch W. Lübke's Werke eine ausgezeichnete und gründliche Darstellung der Kunstdenkmale Westphalens geboten wurde und dadurch die Gränze der niedersächsischen Länder im Westen und Süden durch Beschreibung der Kunstdenkmale erreicht ist, hat sich der Architekten- und Ingenieur-Verein für das Königreich Hannover zur Pflicht gemacht hat, die in seiner unmittelbaren Nähe liegenden alten niedersächsischen Bauwerke in einer übersichtlichen Darstellung zu publiciren. Die Darstellung der Bauwerke wird in Grundrissen, Durchschnitten, geometrischen und perspectivischen Ansichten geschehen, und jedes derselben mit historischen Notizen begleitet sein. Das erste vorliegende Heft ent-

hält: 1) die Kirche des Klosters St. Godehardi in Hildesheim, eine langgestreckte, dreischiffige Basilica mit einer organisch mit der Kirche verbundenen Doppel-Thurmanlage im Westen, einer reich und eigenthümlich gestalteten Choranlage im Osten und einem aus 3 Quadraten bestehenden Querschiffe vor dem Chore. 2) Die Kirche des Klosters zu St. Michael in Hildesheim, eine doppelchorige Pfeiler- und Säulenbasilica mit zwei an beiden Enden des Langschiffes befindlichen und völlig gleichen Querschiffen, an deren Nord- und Südseiten früher unten achteckig und oben rund gebildete niedrige Thürme standen, mit viereckigen Thürmen über den beiden Vierungen und einem mit Plastik und Malerei ausserordentlich reich ausgestatteten Innern. 3) Die Kirche zu Wallenhorst bei Osnabrück in Westphalen, eine der Übergangsepoche angehörende dreischiffige Kirche, mit einem Thurme in viereckiger Grundform vor dem Mittelschiffe im Westen, einem an den Thurm stossenden Querraume, einem Chore in quadratischer Form und mit geradem Abschlusse. 4) Die Klosterkirche zu Fredelsloh, eine dreischiffige Pfeilerbasilica mit einem Kreuzschiffe und mit Absiden an dem über das Letztere hinaus um ein Quadrat verlängerten Mittelschiffe und an den beiden Kreuzflügeln, mit quadratischen Doppelthürmen vor den Seitenschiffen der westlichen Abgränzung. — Die sämmtlichen Aufsätze und Zeichnungen hiezu hat der Bauinspector Herr C. W. Hahn in Hannover geliefert. Aus der skizzirten Angabe des Inhalts dürfte schon zu entnehmen sein, dass dieses Werk ein wichtiger und sehr interessanter Beitrag für die Architecturgeschichte Deutschlands zu werden verspricht, und dass dasselbe die grösste Beachtung und Theilnahme verdient, wenn anders die folgenden Hefte mit demselben Verständniss und derselben Klarheit in der Auffassung wie das vorliegende zur Veröffentlichung gelangen. Wir empfehlen daher auch unsern Lesern das Werk als ein zum Studium und zur Belehrung sehr anregendes Unternehmen.

K. W.

Mittheilungen aus dem Gebiete der kirchlichen Archäologie und Geschichte der Diöcese Trier. Herausgegeben von dem historisch-archäologischen Vereine. 1. Heft. Trier 1856. 8°. S. 118.

Trier ist das älteste Bisthum diesseits der Alpen und wegen seines Alters immer hochgefeiert unter den Kirchen Deutschlands; die historischen und archäologischen Studien finden daher in seinem Bereiche einen überaus reichen Stoff zur Durchforschung, wenn auch im Laufe der Jahrhunderte Verwüstungen über sein Gebiet, namentlich über seine ehemalige Metropole, wie über keine Stadt von Gallien, und selbst nicht über Rom ergangen sind. — Um für diese Forschungen die Kräfte zu vereinigen, wurde auf Wunsch des Herrn Bischofs von Trier ein Verein gegründet, und in den oben angezeigten Mittheilungen beginnt derselbe die Veröffentlichung des Ergebnisses seiner bisherigen Thätigkeit. Dieselben enthalten nachfolgende Aufsätze, welche theils dem Gebiete der Geschichte, der Liturgik und der kirchlichen Literatur, theils den eigentlichen Baudenkmalen gewidmet sind: 1) Über die Unterhaltung der Kirchengebäude, von Dr. Lader. 2) Beiträge zur Geschichte der alten Liturgie der Trier'schen Kirche. 3) Allgemeine Geschichte der Trier'schen Liturgie. 4) Die allgemeinen Gebräuche der heil. Messe in der Trier'schen Kirche. 5) Bemerkungen über die Entstehung des Trier'schen Ordo Missae. 6) Die Stiftkirche zu Pfalzel. 7) Merkwürdige Bestätigung einer Märtyrersage. 8) Die Titel der ältesten Kirchen zu Trier, verglichen mit denen zu Rom. 9) Nachtrag zur Geschichte des heil. Paulinus, von Schmitt. 10) Das Siegel des Pauliner-Klosters Adalbero. 11) Literarhistorische Entdeckungen, von Prof. Marx. 12) Aus dem Trier'schen Dome. 13) Eine Urkunde der Abtei Mettlach. 14) Die sogenannten römischen Bäder zu Trier, von Freiherrn de Roisin. 14) Bericht über den Verein und die Vereinssitzungen. 15) Statuten des Vereins. Von besonderem Interesse für die Zwecke unserer Blätter ist der vorerwähnte Aufsatz des Barons de Roisin, in welchem der Nachweis versucht wird, dass die sogenannten römischen Bäder zu Trier der Chor- und Kreuzconchenanlage in der Kirche Sa. Maria in Köln zum Vorbild gedient haben. Nach der bisherigen, besonders von dem Franzosen Herrn Vitet vertretenen Meinung sollen drei mit einander verbundene Conchen ohne Zwischensetzung anderer Glieder morgenländischen Ursprungs sein. Die St. Mariakirche zu Bethlehem, St. Jakob und St. Johann zu Jerusalem bieten nach ihm die wesentlichen Kennzeichen dieser architektonischen Gattung dar. Als Muster des Abendlandes seien die Kölnischen Kirchen St. Maria am Capitol, des Apostels St. Andreas u. a. m., anzuerkennen. Allein schon Herr von Quast bemerkte in seinem Aufsatze zur Chronologie der Gebäude Kölns (Jahrbuch des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, X. 1847, S. 189 u. s. f.), dass er es vorziehe, eine örtliche Tradition statt einer Nachahmung sehr ferner Gebäude anzunehmen, da sich hierauf die vielfache Anwendung in einem Orte und dessen Nachbarschaft nicht leicht erklären liess. Herr von Quast ist daher der Meinung, dass neben der so eigenthümlichen Anlage von St. Gereon auch noch eine oder mehrere christliche Kirchen aus römischer Zeit in Köln vorhanden waren, welche in der wesentlichen Anordnung das Vorbild derjenigen Gebäudeclasse bildeten, die gegenwärtig noch bestehen.

Auch Dr. K. Schnaase hatte in seiner Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter (IV. Bd. 2. Abth. S. 121—122) schon die Behauptung aufgestellt, dass die von Konstantin erbaute Basilica zu Bethlehem auf die Capitolskirche keinen Einfluss gehabt habe, da die Technik des Mauerwerks und aller Details, die Pilaster und Consolen des Äusseren, die Säulen des Inneren, die Würfelcapitäle, die Form der Basis dem rheinischen Style des 11. Jahrhunderts entsprechen, und dass viel wahrscheinlicher das ältere Gebäude der Capitolskirche selbst oder andere römische oder carolinische Bauten zum Vorbilde dienten.

Auf die Annahme des Herrn von Quast gestützt, weist Baron de Roisin auf den Vergleich der Umrisse der römischen Bäder zu Trier und der Capitolskirche zu Köln hin, deren Ähnlichkeit im hohen Grade auffallend ist, wobei noch zu bemerken ist, dass die grösste Apsis dieser Bäder von aussen betrachtet mit ihrer doppelten Fensterreihe und ihren Nebentheilen ein Abbild der äusseren Choranordnung der romanischen Kirche am Rhein darbietet. Er glaubt daher zu dem Schlusse berechtigt zu sein, dass dem kölnischen Vorbilde entweder die Trier'schen Bäder selbst oder eine diesen nachgebildete Trier'sche Kreuzkirche als Muster und Prototyp gedient habe, und dass die im Abendlande zur Anwendung gekommene Kreuzconchenanlage keineswegs aus dem Oriente herübergeholt worden, sondern echt römischen Ursprungs, also echt romanisch sei. G. H.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

REGISTER

der

in diesem Bande angeführten Personen, Orte und Sachen.

Abkürzungen: B. = Burgen; F. = Flügelaltar; G. = Gothischer Styl; Gr. = Grabmal; I. = Inschriften; M. = Münzen; Mal. = Malereien; RA. = Römische Alterthümer; R. = Romanischer Styl; Rest. = Restauration; Ü. = Übergangsstyl.

A.

Aachen. R. 75.
Ackner, M. J. 85, 93, 126, 153.
Aismuth König. 238.
Akropolis in Siebenbürgen. 98.
Alberich Abt. 254.
Albrechtitz. R. 146.
Alparet. RA. 129.
Altarschrein in Weissenbach. 205.
Altbunzlau. R. 146, 197.
Altenburg (Deutsch-). R. 82. G. 104, 251.
Alterthumsverein in Wien. 32.
Alterthumskunde in Österreich, Aufgabe der. 1.
Altofen. 9. I. 162. Stele 209.
Ambras. Rest. 89.
Amphitheater, röm. zu Gredistie. 95.
Andrich, Fz. 136.
Ankershofen, Gottl. F. v. 22, 44, 121, 141, 229.
Apaffi Gr. 157.
Apaffi, Mich. Gr. 101.
Apollonia, Verkehr mit Dacien 154.
Archäologische Funde in Siebenbürgen in d. J. 1845 bis 1855. 85, 93, 126, 153.
Archäologischer Verein d. böhm. Museums. 45.
Arler, Pet. 219, 221.
Arneth, Jos. 8, 26, 45, 261.
Arras, Math. v. 218, 241, 247.
Aspang. G. 104.
Aspang. R. 82.
Aussee. F. 172.
Avignon, Wilh. v. 241, 247.

B.

Báes. 131.
Baden. G. 104.
Baptisterien, deren Entstehung und Charakteristik. 54. Brixen. 38. Petronell. 56. Concordia. 230.
Basel. R. 92.
Basilica, die altchristliche. 118.
Batza. M. 130.
Baumeister Böhmens. 246.
Benedict heil. 254.
Beneseh, Fz. 25.
Benesch v. Laun. 241, 247.
Benigni v. Mildenberg. 101.
Bensen. 245.
Berchtoldsdorf. R. 82. — G. 104.
Bergamo. Rest. 89.
Bergmann, Jos. 89. 91, 132, 138, 260.
Bergwerke alte in Siebenb. 131. 132.
Betstühle. Rottenmann. 174. Gröbming. 173.
Bibliographie. 212.
Biblische Pararellbilder. Brixen. 19.
Bielitz (Alt-). G. F. 112.
Bistritz. R. A. 131.
Blattna. G. 244, 245.
Bock, Franz. 262.
Bogesehdorf. M. 130.
Böhmen: Übersicht der roman. Kirchenbauten. 145. Charakteristik der Baudenkmale. 189. Alter im Styl. 190. Geograph. Vertheilung. 192. Romanische Bauten. 193. Übergangsstyl. 213. Gothische Bauten. 216.
Böhmisches Museum. 45.
Boz (Klein-). R. 146.
Bozetechus Abt. 247.
Brada. R. 146.
Breseia. 87.
Brixen: Kreuzgang, Taufkirche, Symbol. Darstellungen. Mal. 17. Crucifix. 161.
Bromberg. G. 104.
Bros. M. 127
Brozan. R. 146.
Bruck a. d. Laitha. R. 82.
Brunn am Gebirge. G. 104.
Brunnen, goth. in Kuttenberg. 138.
Brünner Bischof. Erlass. 237.
Buchsbaum, H. 43.
Budin. R. 146.
Budweis. G. 244.
Buitur. 94.
Bukowsko. R. 146.
Burkhardt, L. A. und Biggenbach, Ch. 92.
Burkhardt, Jos. Der Cicerone. 92.
Burgberg. B. 129.
Burgen: Sct. Lambrecht. 13. Siebenbürgen. 93, 128, 158. Böhmen. 215. Croatien. 232.
Burgruinen: St. Lambrecht. 13.
Bursa. Jerusalem. 30.
Byzantinisches Crucifix: Möggers. 31.
Byzantinischer Styl. Charakteristik. 49, 69. Verhältniss zum Romanischen Styl. 118.

C.

Camesina, A. 12.
Caslau. R. 146.
Caumont. 18.
Čečelitz. R. 146.
Celakowitz. R. 146.
Cerattafeln, röm. in Malmkrog. 157. Dac. Goldgruben. 260.
Čestin. R. 146.
Charwatec. R. 146.
Chiaravalle. 88.
Chorstühle. Pettau. 173.
Chotiesehau. R. 146.
Chwalkowitz. Schlussstein. 140.
Cilli. G. 172.
Cistercienser Bauten. Neuberg. 3. Einrichtung der Klöster u. Kirchen. 254.

Citaux. 254.
Čžižek, Ingenieur. 140.
Clairvaux. 254.
Clamm-Gallas'sches Palais in Prag. 246.
Como. Rest. 88.
Concordia, Baptisterium. 230.
Constantinopel. 69. Hagia Sophia. 72.
Corvin, Familie. 235.
Cremona. Rest. 87.
Crucifix in Brixen. 160.
Crypten: St. Georg in Prag. Mödling. 83. Gurk. 122. Eberndorf. 122. Ossiach. 125. Altbunzlau. 146. Porič. 147, 193.
Csora. 128.
Curioni, Edl. v. 88.

D.

Dacien: Verkehr mit Dyrrhachium und Apollonia. 154. Goldgruben. 260.
Demsus. 95.
Dioeletian's Palast in Spalato. 135.
Dinzenhofer, Kil. 245, 246, 248.
Dolan. R. 146.
Doppelcapellen: Neustadt. 106. Eger. 214.
Doxan. R. 146.
Dyrrhachium, Verkehr mit Dacien. 154.

E.

Ebenfurth. G. 104.
Ebergassing. G. 104.
Eberhardus vitrarius laicus. 115.
Eberndorf. R. 122.
Ebnit. 139.
Ebreichsdorf. G. 104.
Edlitz. G. 104.
Eegiden. R. 82.
Eger. Dechanteikirche. 21, 146, 200, 214, Judensynagoge. 89.
Ehrenberger Klause. Inschriften. 46. 163.
Eitelberger, Rud. v. 1, 48, 49, 69, 115, 117, 135, 149, 163, 223.
Emerberg, R. 82.
Emerberg. Gr. 249.
Ems zu Hohenems, Ritter v. 90.
Erdy. Dr. Joh. 261.
Essenwein, A. Norddeutschlands Backsteinbau. 240.
Esterházy. Denkmal. 65.

F.

Farkadin (Vater-). BA. 94.
Ferroboseo. 246, 248.
Fehring. G. 248.
Feil, Jos. 12, 254.
Feistritz. G. 104.
Feldbach. G. 248.
Fischer v. Erlach. 246, 248.
Flügelaltäre: Heiligenblut. 12. Aussee. 63. Alt-Bielitz. 113. Malmkrog. 155. Set. Georg. 174. Weissenbach. 205. Ogrodczon in Niederkurzwald. 261.
Frescogemälde, alte. Brixen. 18. Meran. 41. Vesprim. 184. San Daniele in Friaul. 222. Lupoglava. 236.
Finkenstein. G. 125.
Fodor, Dr. 87.
Friaul, San Daniele. Mal. 222.
Friesach. G. 124.

G.

Gais. R. 202.
Gaissau. Hausmarken. 28.
Galt. BA. 153.
Garegnano. R. 88.
Gasser, Jos. 203, 205.
Georg, Set. am Lungsee. R. 122.
Georgsberg. R. 146.
Geroldus, pictor. 114.
Gewölbeschlusssteine. Chwalkowitz. 140.
Giselacapelle in Vesprim. 184.
Glasmalereien: Meran. 41. Steier. 44. Ebnit. Lothis. 139. Wels. 228.
Glocken in Ungarn. 64. Niedervintl. 140.
Gmünd, Pet. v. 241, 247.
Gojan. G. 244.
Goldegg. Plafond des Rittersaales. 162.
Goldgruben, daciesche. 260.
Gothische Bauwerke: Neuberg. 3. Leutschau. 14. Sedletz. 15. Meran. 41. Steier. 43. Aussee. 63. Im Kreise u. d. Wiener-Walde Niederösterreichs. 103. Alt-Bielitz. 113. In Kärnthen. 123. Mariasdorf. Hannersdorf. 139. Völkermarkt. 141. Wien (Maria am Gestade). 149. Hermannstadt. 158. Schässburg. 167. Gröbming. 171. Krakau. 181. Percha. 202. Mühlbach. 203. Taufers. 203. Set. Valentin. 204. Martinus in Arm. 204. Weissenbach. 205. Luttach. 205. Millstatt. 208. Charakteristik der goth. Bauten Böhmens. 216, 247. Wels. 227. In Croatien. 233. Feldbach u. Fehring. 248. Deutsch-Altenburg. 253.
Grabcapellen, romanische. 56, 58. Meran. 42. Hartberg. 59. Wr. Neustadt. 84. Ödenburg. 109. Maria Saal. 123. Saiz. 173.
Gräber, römische. 9.
Grabmale. Malmkrog. 155. Wels. 229. Nedeličin. 232. Vinica. 234. Lupoglava. 235. Feldbach. 248. Fehring. 248. Perlstein. 248.
Grafendorf. G. 125.
Gratz. Denkstein. 13.
Grave, Heinr. 53, 178.
Gredistie. Mosaiken. 95.
Griventhal. R. 122. G. 123.
Grinzing. G. 104.
Gröbming. G. 173.
Gross-Enyed. BA. 132.
Grosspold. R. 128.
Grueber, Bernhard. 189. 213. 241.
Guravoy. M. 102.
Gurk. R. 22, 121, 229.
Gyalar. 86.
Gyulai, Graf. 87.

H.

Haas, Dr. 10. 64.
Haiboburg. Rundcapelle. 82. G. 104.
Hallein. Reliquienschrein. 80.
Hammersdorf. 85.
Hannersdorf. G. 139.
Hartberg. Grabcapelle. 59. R. 178.
Hauszeichen: Möggers und Gaissau. 28.
Heider, Dr. Gustav. 3, 16, 32, 53, 115, 116, 187, 263, 264.
Helenenberg. G. 126.
Heiligenblut (V. O. M. B.). F. 12. G. 126.
Heiligenkreuz. R. 83. G. 105.
Heiligenstadt. G. 105.
Hellweger, Frz. 202, 203.
Heltau. R. 129.
Henersdorf. R. 83.
Henrici, Joh. 203.
Hermagor (St.). G. 125.
Hermannstadt. G. 185.
Héviz. A. 153.
Hieser, Jos. 115.
Himberg. R. 83. G. 105.
Hitzing. G. 105.
Hněwkowice. R. 146.
Hoch-Aujezd. R. 146.
Hohenems. Holzschnitzwerke. 161.
Hohenfeistritz. G. 124.
Holubitz. R. 146.
Holzbau in Böhmen. 247.
Holzschnitzwerke, alte: Salzburg. 146. Hohenems. 160. Steiermark. 172. Inichen. 202. Luttach. 205.
Hostiwar. R. 146.
Howorowitz. R. 146.
Hrusitz. R. 146.

I.

Inichen. R. 89. 200.
Innsbruck. 89.
Inschriften, röm. Poletin, Ogradina, Czernetz. 44. Ofen. 64. Siebenbürgen. 153. Croatien. 232. Aquileja. 238.
Iseingrinus, laicus. 114.
Istvanfy. 234.

J.

Jakob, Set. (Tirol). 204.
Jakob, Set. (Böhmen) R. 148.
Jacobus Mag. 247.
Jägerberg. Monstranze. 14.

K.

Kaindorf. M. 46.
Kamenitz. R. 146.
Kandler, Dr. P. 165, 238, 260.
Kanzeln, gothische. Meran. 41.

Karl der Grosse. Einfluss byzantinischer Bauten. 77.
Karl VI., Kaiser. Bildniss zu Mariazell. 109.
Karlsburg. RA. 132.
Karlstein, Burg. 89.
Karner, derm. Bedeutung. 58.
Kärnthen: Charakt. der kirchl. Baudenkmale. 121.
Kauka. 246, 248.
Keezer, Frz. v. 234.
Keglevich, Graf. 65, 91, 239.
Keltische Alterthümer in Steiermark. 65.
Kemeny, Joh. u. Sam. Graf. v. 86.
Kirchschlag. G. 105.
Kirchberg am Wechsel. G. 105.
Kirling. R. 83.
Kis-Kalan. RA. 96.
Kirchencastelle in Steiermark. 248.
Kis-Tapolczan. Gr. 91.
Kladrau. G. 245.
Klagenfurt. Lindwurmdenkmal. 65.
Klattau. G. 245.
Klausenburg. 131.
Klein, Dr. 93.
Klein-Muntschel. RA. 94.
Klingenberg. B. 215.
Klosterneuburg, Gertrudskirche. 225. G. 105. R. 83.
Köblös. 131.
Koči. R. 146.
Kodlik, Andr. 247.
Kögl, Jos. S. 28, 31, 91, 160, 240, 259.
Kolin. Ü. 214. G. 221.
Kondrac. R. 147.
Königgrätz. G. 217, 223.
Kopanina. R. 147.
Korinek. 242.
Kosteletz am Kreuz. R. 147.
Kötschach. G. 125.
Kowary. R. 147.
Krakau. 30, 65, 181.
Krapina. G. 236. Burg. 237.
Krčin. R. 147.
Kresehitz. 241, 244, 247.
Kreuzgänge: Neuberg. 4. Brixen. 18. Heiligenkreuz. 73.
Križovljan. G. 235.
Kroatien. Baudenkmale. 232.
Krumau. Burg. 215, 245. G. 244, 245.
Kugler's Geschichte der Baukunst. 47.
Kukuljević, J. 114, 232.
Kummernuss, Set. 37, 132.
Kunelitz. B. 215.
Kuttenberg, goth. Brunnen. 137. G. 241. Steinernes Haus. 245.
Kwelon. 247.

L.

Laab. G. 125.
Laferte. 254.
Laibach. RA. 161.
Lansehau. R. 147.
Lambrecht, Set. Burgruine. 13.
Laun. G. 245.
Lavanthal. Set. Paul. R. 121. Set. Andrä. 123. Set. Leonhard. 124.
Legio XI. Claudia. 238.
Legis-Glückselig, D. Der Prager Dom Set. Veit. 188.
Leitmeritz. 245.
Lengheimb, W. v. 250. — A. v. 250.
Leonardo da Vinci. Restauration des Abendmahles. 88.
Lesachthal. G. 125.
Lessai, Dr. 128.
Leutschau. G. 14.
Libčan. R. 147.
Libiš. R. 147.
Lichtenstein. R. 83.
Lichtenwört. G. 105.
Liebshausen. R. 147.
Liteň. R. 147.
Loreni, Gust. 127.
Lothis. 139.
Lübke, W. Gesch. der Architectur. 187.
Luggau. G. 125.
Lüngsee. Set. Georg. 122.
Lupoglava. Mal. 235.
Luragho a Fermo. 246, 248.
Luttach. G. 205.

M.

Macinec. G. 232.
Mailand. Rest. 88. S. Celso. 88.
Malemkrog. 101.
Malereien: siehe Freseogemälde u. Ölgemälde.
Malotiz. R. 147.
Margarethen am Moos. R. 83.
Marini, Archit. 246, 248.
Markl. R. 147.
Maros Nemeti. RA. 86.
Martino di Udine. 222.
Martinus in Arm. G. 204.
Maria Saal. G. 123.
Margarethen am Moos. G. 105.
Mariasdorf. G. 139.
Maria Weitschach. G. 124.
Maria Wörth. G. 126.
Maria Zell. 109, 172.
Massmann, Heinr. F. 260.
Mauer. G. 106.
Měchnějov. R. 147.
Melusi Inferior. 238.
Menapace. F. 10.
Meran. Baudenkmale. Mal. 41.
Meyner v. Dr. H. Das Herz König Rudolph's zu Tuln. 164.
Michaelsberg. B. 129.
Miesbach, Alois v. 8. 9.
Millstatt. G. 126.
Millstatt. G. 208.
Miseron. 248.
Mittelalterliche Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaates. 115. 210.
Mödling. R. 83. G. 106.
Möggers: Hausmarken. 28. Crucifix. 31.
Mohelniee. R. 147.
Mohr. 248.
Monstranzen: Ingerberg. 14. Sedletz. 26. Pressburg. 206.
Morimond. 254.
Mühlbach. G. 60, 111, 203.
Mühlhausen. R. 147.
Müller, Frd. 38, 167.
Muntscheler-Gredistie. 95.
Muthmannsdorf. G. 106.
Münzen, röm. 8, 13, 15, 26; siehe: Archäolog. Funde in Siebenbürgen. 99. Mittelalt. 46. Stein. 185.

N.

Nádós. RA. 131.
Nandor. RA. 94.
Natz. 89.
Nechwaliee. R. 147.
Nedelišie. G. 232.
Neigebauer „Dacien". 93.
Neuberg. Kirche und Kreuzgang. 3, 172.
Neuhaus. B. 203, 215.
Neustadt (Wiener-). R. 83. G. 106.
Niederdorf. R. 202.
Niederkurzwald. F. 261.
Niedevintl. Glocke. 140.
Nikolai, Elias, Bildhauer. 157.
Nimburg. G. 217.
Nostitz'sches Palais in Prag. 246.
Nudwojowiee. R. 147.

O.

Oberdorf. Wappen. 90.
Oberpettau. G. F. 173.
Obervellach. G. 126.
Obienitz. R. 147.
Oedenburg. G. Mich. Kirche und Jakobscapelle. 107.
Ogrodezon. F. 261.
Ölbehälter im Seethale Salzburgs. 113.
Ölgemälde, alte. Znaim. 30. Wurmberg 173.
Olah-Pian. RA. 102.
Olbramowitz. R. 147.
Ör-Boldogfalva. RA. 95.
Ořech. R. 147.
Orlat. RA. 128.
Orsi. 248.
Ossiach. G. 125.
Österreich u. d. Enns: Roman. u. gothische Kirchenbauten im Kreise u. d. Wien. Walde. 82, 103.
Otte. B. 16. 187.

P.

Pacher, Mich. 203.
Padua. Rest. 11.
Paliardi. 248.
Papocz. R. 46.
Parker. 183.

Paul, St. im Lavanthal, R. 121.
Pavia. Rest. 89.
Pellegrino da San Daniele. 222.
Penzing. G. 106.
Percha. G. 202.
Pertlstein. B. 249.
Pertoltitz. R. 147.
Pestesch. 94.
Peter, St. 204.
Petreny. RA. 93.
Petronell. R. 84. 106.
Petrowitz. R. 147.
Petzold. G. 80, 114
Physiologus. 4.
Pilsen. G. 245.
Planian. R. 147.
Plzenec. R. 147.
Podwinec. R. 147.
Podwinec. R. 199.
Pomorje. G. 233.
Pontigny. 254.
Poplaka. B. 100. 129.
Pořič. R. 147.
Portale: Tirol. 64. Iglau. 67. Oedenburg. 109. Wien (Maria am Gestade). 175. Schässburg. 169. Millstatt. 209. Wels. 227.
Pottendorf. R. 84. 106.
Pottenstein. G. 106.
Prag: Karlshoferkirche. 89. R. 147. St. Georg. 193. St. Agnes. Ü. 215. Synagoge. 217. Veitsdom. 217. Karlshoferkirche. 221. St. Anna. Apollinare. Maria Schnee. 222. Teynkirche. 243. Brückenthürme. 244. Waldsteinsche Loggia. 246. Palais der Grafen Clamm-Gallas, Nostiz u. Thun. 246.
Přaslowitz. Holzbau. 247.
Pressburg. Monstranze. 206
Prosik. 147.
Psar. R. 147.

Q.

Quast, F. v. 187.

R.

Raggendorf. Statue. 46.
Rajsko. R. 147.
Rákosehd. 94.
Ranger, Joh. 233, 235.
Raudnitz. G. 217.
Ravenna. 69. San Vitale. 74.
Rechberg. Ordens-Commende 44.
Rečitz. R. 147.
Regelsbrunn. R. 84.
Reginhardus, Abt. 247.
Reichau. B. 128.
Reichensperger, A. 92, 116.
Reisek, Matth. 241, 247.
Reitter. Ober-Ingenieur. 10.
Reliquienschreine. 77. Hallein. 80.
Relling. B. 128.
Remetinec. G. 233
Renaissance-Styl in Böhm. 245, 246, 247.
Repy. R. 147.
Resch, Dr. Jos. 19.
Resinaer. 100 — 129.
Restaurationen: Provinz Venedig. 11. St. Jak. 13. Prag. 14. Leutschau. 14. Brixen. 19. Lombardie. 87. Tirol. Burg Karlsein und Karlshofer Kirche. 89.
Reutle. Inschriften. 46.
Richerus, campanorum fusor. 114.
Riggenbach, Ch. 92.
Robert. 254.
Rohanitz. R. 147.
Romanischer Styl. Charakteristik. 49, 117. Dessen Verhältniss zum byzantinischen und gothischen Styl. 118.
Romanische Bauwerke: Kreuzgang in Brixen. 17. Gurk. 25. Hartberg. 59. Statistik der romanischen Bauten im Kreise u. d. Wiener-Walde in Niederösterreich. 82. Charakteristik der romanischen Bauten von Kärnthen. 121. Übersicht der rom. Kirchbauten in Böhmen. 145. Charakteristik der romanischen Bauten von Böhmen. 193. 247. Niederdorf. 202. Gais. 203. Dauer der rom. Bauten von Böhmen. 217. Klosterneuburg. 225. Deutsch-Altenburg. 253.
Römische Colonien. Siehe Archäol. Funde in Siebenbürgen. 92 u. s. w.
Römische Alterthümer: Wienerberg. 8. Altofen. 9. Laibach. 161. Triest. 165. Steiermark. 65. Trient. 261.
Rottenmann: Betstuhl 174.
Rottigeli M. 26.
Rozenaw. Joh. 159.
Ruezizka, V. 240.
Rudig. R. 147.
Rundbauten, romanische: deren Bedeutung. 52, 54. Altenburg. 82. Aspang. 82. Hainburg. 82. Mödling. 83. Petronell. 84. Scheiblingkirchen. 84. Papocz. 46. Maria Saal. 123. Völkermarkt. 142. In Böhmen. 197. Deutsch-Altenburg. 253.

S.

Säben. Rest. 89.
Sachsen (Nieder-). Baudenkmale. 263.
Sachsenburg. G. 126.
Sächsischer Kirchenbau (älterer). 38.
Sacken, Ed. Freih. v. 41, 44, 103, 251.
Sacramentshäuschen: Aussee. 63. Schässburg. 171. Taufers. 203. Weissenbach. 205.
Saiz. Karthause. 172
Salzburg. Kirchenthüre. 42. Goldegg. 162.
Salzburg'sche Künstler aus dem Mittelalter. 114.
San Daniele. Fresken. 223.
Sárd RA. 131.
Scamozzi. 248
Schams, Fr. 9.
Schässburg. G. 167.
Scheiblingskirchen. R. 84.
Scheiger, J. 13, 14, 110, 172.
Schenkl, Dr. 30, 65, 261.
Schlan. R. 148. G. 245.
Schnaase, Dr. C. Geschichte der bildenden Künste. 163.
Schönwisner, St. 9.
Schott, W. 206.
Serusi, Giuseppe 88.
Schwarzenberg, Karl Fürst zu. 129.
Schweissing. R. 147.
Sebesel. 128.
Sebenstein. G. 106.
Sedletz, R. 148. G. 25, 245.
Seethal. Ölbehälter. 113.
Siebenbürgen: Sächsischer Kirchenbau. 38. Mühlbach. 60. Archäologische Funde in d. J. 1845 bis 1855. 85. Schässburg. 167.
Sievering. G. 106.
Sighart, Dr. J. Mittelalterl. Kunst der Erz-Diöcese Munchen-Freisingen. 67.
Skalitz. R. 148.
Skoritz. R. 148.
Škwrňow. R. 148.
Slabetz. R. 148.
Sluha. R. K. 148.
Smegna. B. 245.
Soběšin. R. K. 148.
Sobieslau. G. 244.
Solenau. R. 84.
Sombor. RA. 131.
Sontitz. R. 148.
Spalato, Diocletian's Palast. 135.
Srbeč. R. 148.
Srbice. R. 148.
Stanko. 241, 244, 248.
Starhemberg. 84.
Statz u. Ungewitter. Gothisches Musterbuch. 92.
Statz, V. Bauwerke nach Merian. 263.
Stauder, Jos. 202, 203.
Stegen, Sigm. v. 206.
Steier. G. 43.
Steiermark: Keltische und römische Denkmale. 65. Mittl. Alterthümer. 172.
Steinheisl, Mich. 248.
Steinmetzzeichen in Prag. 245.
Steinsculpturen: Fürstengräber in Wien. 12. Statuen a. d. Prager Brücke. 14. Jagerberg. 14. Krakau. 30. Raggendorf. 46. Älteste Sculptur in Böhmen. 197. Imichen. 201. Millstatt. 209.
Stele, röm. Altofen. 209
Stephan, Abt. 254.
Strigovo. G. 233.
Stochow. R. 148.
Stodulky. R. 148.
Stolzeburg. 129.
Storno. F. 108.
Strassburg. G. 124.

Strewnberg. G. 126.
Sunter, Jakob. 21.
Süss, V. 113.
Symbolische Darstellungen: Neuberg. 33. Brixen. 19. Wels. 227.
Synagoge in Prag. G. 217.
Szalavár. Bausteine. 15.
Szaszarma. RA. 130.
Százsesor. B. 128.
Szelistie. B. 128.
Szent Mihály. I. 131.

T.

Tabor. Taufbecken. 210.
Tabors. 248.
Tachau, Herm. 247.
Talmesch. B. 129.
Tapolejany, Joh. 91.
Taufbecken. Tabor. 210.
Taufers. G. 203.
Taufsteine, deren Einführung. 56.
Taus. 245.
Tejn. R. 148.
Tempera-Gemälde: Brixen. 18.
Tendrazitz. R. 148.
Tepl. R. 148.
Ternava, röm. Colonie. 114.
Tertan. Rest. 89.
Teschen. Thurm. 115.
Tetin. R. 148, 199.
Thernberg. R. 84.
Thornburg. M. 126.
Thun'sches Palais in Prag. 246.
Thuroez, Benedict v. 234.
Tibod. M. 15, 130.
Tinkhauser, G. 22, 160, 200.
Tismitz. R. 148.
Töschen. R. 148.
Tožitz. R. 148.
Trajansstrasse. 131.
Trakoštjan. 236.
Třebeschitz. R. K. 148.
Treviso. Rest. 11.
Trient. RA. 261.
Trier-Diöcese. Archäol. Mittheilungen. 264.
Triest. Richardsbogen. 165.
Türkischer Stein in Altofen. 162.
Turnau. R. 148.

U.

Udelricus. pictor. 114.
Udine. Rest. 12.
Udvarhely. M. 101.
Übergangsstyl: Mühlbach. 61; in Böhmen, 213.
Ulricus, incisor. 114.
Ungewitter. 92.
Urwegen. B. 128.

V.

Vaccarini, Barth. 22.
Valászut. 130.
Valentin, Set. G. 204.
Valyc Aniesche. 99.
Varadi v. Kement. 87.
Varhely. RA. 95.
Vayda-Hunyad. B. 94.
Veit (Set.). G. 106.
Venedig. 11, 69, 72. San Marco. 76. Dogenpalast. 183.
Venedig, Provinz: Concordia. 230.
Verespatak. 131.
Vertrag (Kaufs- und Verkaufs-) einer Selavin. 261.
Vesprim. Giselacapelle. Mal. 184.
Vicenza. Rest. 11.
Victring. R. 122.
Viertel. R. 148.
Villach. G. 125.
Vitovec, Jean. 234.
Völkermarkt. G. 123, 141.
Vulkaner Gebirgspass. 153.

W.

Wackernagel, W. 31.
Waclawitz. R. 148.
Walachisch-Neudorf. M. 127.
Walchun, monetarius. 115.
Waldstein'sche Loggia in Prag. 246.
Waltirsche. R. 148.
Warasdin. G. 233.
Wasserleitungen, römische. Altofen. 9.
Weigelsdorf. R. 84.
Weiss, K. 32. 77, 116, 137, 149. 174, 206, 212, 263.
Weissenbach. G. 205.
Weisskirchen. R. 148.
Wels. G. 227.
Wenzl Mag. 248.
Wernherus, Abt. 247.
Wien. St. Stephan. 12. St. Michael. 84. Maria am Gestade. 149.
Wienerberg. RA. 8.
Wildungsmauer. R. 84.
Wilgefortis. 133.
Windsberg. B. 128.
Winzendorf. G. 107.
Winkler. Valentin. 205.
Wirflach. G. 107.
Wisker. R. 148.
Wititz. R. 148.
Woeel, E. 45. 165.
Wolfsberg. G. 124.
Wolfskron, Ritter v. 29, 44.
Wotryby. R. 148.
Wrbno. R. 148.
Wurmberg. Mal. 173.

Z.

Zaboř. R. 148, 199.
Zagendorf. 130.
Zanella. G. 261.
Zdechowitz. R. 148.
Zeikfalva. RA. 95.
Zeitschrift für christl. Archäologie. 187.
Żelkowitz. R. 148.
Zettl, Jos. 25.
Zeyden, Heinr. 247.
Znaim. Spitals- und Niklaskirche. 30. Hauscapelle. 44.
Zohonosi. R. 148.
Zwickhel. W. 248.

I. Folge Bd. 1–20 in 11 Bd.

II. Folge Bd. 1–28 in 8 Bd.

III. Folge Bd. 1–15 in 11 Bd.

25000.—

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00614 8601